

Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums

Emanuel Friedli



Nach dem Gemälde von W. Gorgé. Dreifarbendruck von Büchler & Co., Bern.

„Hoch und tief.“

Blick von der Egg nach Süden.

Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums

Von Emanuel Friedli

Erster Band: Lützelflüh

Mit 158 Illustrationen und 14 Farbendrucken nach Originalen von R. Münger, W. Gorgé, F. Brand, K. Indermühle und nach photographischen Original-Aufnahmen von Dr. E. Hegg nebst 2 topographischen Karten der Gemeinde Lützelflüh

Herausgegeben mit Unterstützung der Regierung des Kantons Bern

Bern • Verlag von A. Francke (vorm. Schmid & Francke) • 1905

Buchdruckerei Büchler & Co., Bern

Das Neue dringt herein mit Macht; das Alte,
Das Würd'ge scheidet; andre Zeiten kommen,
Es lebt ein anders denkendes Geschlecht.
. . . .
O, lerne fühlen, welches Stamms du bist!
Wirf nicht für eiteln Glanz und Flitterschein
Die echte Perle deines Wertes hin.

(Schiller.)

Vorwort.

In allen Schulen unseres Landes wird Heimatkunde gelehrt. Man versteht darunter eine Summe von geographischen, geschichtlichen, meist auch politischen Kenntnissen, die dem künftigen Bürger in seinem Berufe und im öffentlichen Leben zustatten kommen und vaterländischen Sinn in ihm wecken sollen. Der praktische Nutzen eines solchen Unterrichts liegt auf der Hand; aber ebenso klar ist, daß das innige Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Volke, dem wir entstammen, sich nicht in schulmäßig erworbenem Wissen erschöpft, sondern daß es aus der Tiefe keimen muß, wo Stammverwandtschaft, Eindrücke der Kindheit und spätere Lebenserfahrung geheimnisvoll an unserm Charakter bilden. Lange bevor das Kind die ersten klaren Begriffe vom Vaterlande empfängt, von seinen politischen Grenzen und seiner natürlichen Beschaffenheit, von der Geschichte des Schweizervolkes und seiner Verfassung, ist das Heimatgefühl, die Grundlage der Vaterlandsliebe, in ihm wach geworden; unberührt von historischen und politischen Vorstellungen, einfach durch das Leben in der Heimat und unter seinesgleichen, ist es in das Volkstum seiner Heimat hineingewachsen. Selbst in den engsten und ärmlichsten Verhältnissen, im beschränktesten geistigen Gesichtskreis hat es mit der Luft des Vaterlandes jene geistige Luft eingesogen, die sich fortan in all seinem Fühlen, Denken und Wollen unbewußt äußert und sich niemals völlig wird verleugnen lassen. Diese Lebensluft ist seine eigentliche Heimat, die wohlige Wärme, in welcher seine Seele sich entfalten und gedeihen kann. In ihr reift das Volksbewußtsein, das feste Vertrauen auf die Tüchtigkeit des Volksschlages, dem man angehört, die geistige Grundlage der Volkswohlfahrt.

Dieses schwer faßbare geistige Wesen eines Volkes, die verborgene konstante Kraft, die allem äußern Leben, dem gegenwärtigen wie dem geschichtlichen, zugrunde liegt, ist das höchste und interessanteste Problem der Volkskunde. Zu einer schweizerischen Volkskunde in diesem Sinne soll das Werk, dessen ersten Band wir hiermit der Öffentlichkeit übergeben, ein Beitrag sein.

Erst in der neuesten Zeit hat sich dieser Begriff von Volkskunde deutlicher abgeklärt. Als in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts durch ausgedehnte Forschungsreisen das Interesse an den Sitten und Gebräuchen weit entlegener und unzivilisierter Völker geweckt und verbreitet war, fing man an, die alten Sitten und Gebräuche der europäischen Kulturvölker zum Vergleiche herbeizuziehen, wobei sich eine erstaunliche Fülle lehrreichen Materials ergab. Die einheimische Volkskunde begann daher mit dem Aufstöbern und Sammeln antiquarischer Kuriositäten, mit dem Aufschreiben und Herausgeben alter Volksüberlieferungen, Sagen, Volkslieder, Heilformeln, literarischer Dokumente aller Art, aus deren vergleichender Prüfung sich historische oder ethnographische Ergebnisse gewinnen ließen: Wissenschaft für die Wissenschaft. Allein der frische, dem Leben zustrebende Geist der neuern Zeit, der auf verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten in die eigennützige Gelehrsamkeit hineingefahren ist, gab auch der jungen Wissenschaft der Volkskunde eine Bedeutung fürs Leben. Sie gibt sich nun nicht zufrieden mit dem Sammeln und Einbalsamieren abgestorbener Lebenserscheinungen, noch auch bloß mit dem Katalogisieren bestehender althergebrachter Sitten und Gebräuche; sie hat entdeckt, daß das ganze gegenwärtige Leben eines Volkes, seine jetzigen Sitten und Gebräuche, seine jetzige Art, zu bauen, zu wohnen, zu arbeiten, zu essen, sich zu kleiden usw., daß all sein Tun und Reden, sein Wissen und Glauben vom höchsten Interesse ist für den, der dieses heutige Volk, wie es leibt und lebt, verstehen lernen möchte.

Und hierin liegt eine Bedeutung der Volkskunde, die weit über das gelehrte Interesse hinausgeht: sie ist zur Vermittlerin bestimmt zwischen dem Volk im engern Sinne, dem Volk der körperlichen Arbeit und den in geistiger Berufsarbeit lebenden Städtern. Sie sollte eine Brücke von der Wissenschaft zum Leben sein für alle Studierenden, deren künftiger Beruf sie mit dem Volke in Berührung bringt. Denn wie können sie Führer und Lehrer des Volkes werden, ohne dieses Volk gründlich zu verstehn? Aber davon sind wir noch weit entfernt, auch in unserer Demokratie. Nicht jeder Gesetzgeber und Richter kennt und berücksichtigt das Rechtsbewußtsein des Volkes, seine durch uralten Rechtsbrauch und geheiligte Sitten beeinflußten Rechtsanschauungen. Auch das unvermeidliche Übel der Bureaukratie, das jeder Staatsverwaltung anhaftet, erklärt sich zum großen Teil aus der Unkenntnis des Volkes, seiner wirklichen Lebensverhältnisse und -bedürfnisse. Wie selten ferner, und dann wie langsam erwirbt sich der Arzt ein gründliches Verständnis für die althergebrachten Vorurteile und Irrtümer oder auch ganz gesunden Anschauungen, die er bei seinen ländlichen Patienten bekämpft! Wie selten versteht der Landpfarrer die hohen Begriffe seiner Gotteslehre auf die tief verborgenen religiösen Vorstellungen und Gefühle des Volkes, seien sie heidnisch-germanischen

oder christlichen Ursprungs, aufzubauen! Ja selbst der Landschullehrer scheint oft nicht zu ahnen, welch gesunde Lebenskräfte er unterbindet, indem er den naiven mundartlichen Ausdruck seiner Schüler unterdrückt oder die entferntesten Gegenstände den aus dem Alltagsleben des Kindes sich von selber darbietenden vorzieht!

Daß die Gebildeten, die zur Leitung des Volkes berufen sind, wieder zum Volke zurückkehren, aus dem sie hervorgegangen, daß sie wieder ihres Volkes kundig werden und daß alle, gelehrt und ungelehrt, ihre Einheit im Volkstum wieder fühlen lernen, das wäre der höchste Wert, den eine Volkskunde haben könnte.

Aber was wißt ihr von unserm Volkstum zu reden! möchte hier ein Mann aus dem Volke uns zurufen; ihr Stadtmenschen, die ihr euer natürliches Wesen an allen Zivilisationen Europas abgeschliffen, durch Reisen und Lektüre euren Geist längst gewöhnt habt, die engen Verhältnisse der Heimat an den großen des Auslands zu messen; ihr, die ihr den Zusammenhang mit der Natur des Landes bis auf ein paar Spaziergänge und einen Landaufenthalt im Jahre verloren habt? Ihr, die ihr so oft nichts ausrichtet, wenn ihr uns zu belehren und zu überzeugen glaubt; die ihr uns Gesetze vorlegt, die das Volk mit Glanz verwirft!

Diese Frage veranlaßt uns, etwas über die Entstehung des vorliegenden Werkes mitzuteilen.

Während nämlich die meisten und besten volkskundlichen Werke der letzten zehn Jahre sich immer über das Gebiet eines größern deutschen Volksstamms oder gar über das ganze deutsche Reichs- oder Sprachgebiet erstrecken, stand für den Verfasser unseres „Bärndütsch“ von vornherein fest, daß er seine Forschung streng auf gewisse Punkte konzentrieren müsse, wenn das Bild, das er vom bernischen Volkstum geben wollte, wahr und zuverlässig werden sollte. Alle jene zusammenfassenden Werke nämlich leiden an dem Fehler der Verallgemeinerung. Wie in der Mundart, so machen sich auch in Gebräuchen, Sitten, Anschauungen usw., von Ort zu Ort, oft innerhalb derselben Gemeinde, mehr oder weniger starke Unterschiede bemerkbar, sodaß man bei der Feststellung einer volkskundlichen Tatsache in der Angabe des Ortes gar nicht genau genug sein kann. Ganz genau genommen, sind wohl die meisten Verallgemeinerungen falsch, und zuverlässig ist allein eine Darstellung, die sich auf ein ganz enges Lokal beschränkt. Wenn man das Volksleben mit einem unergründlichen Meere vergleicht, so hat diese exakte Art des Volksstudiums etwas mit der Tiefseeforschung gemein: der Forscher begnügt sich, an gewissen Punkten, die er genau feststellt, in die Tiefe zu dringen und überläßt uns, aus dem zu Tage Geförderten allgemeine Schlüsse zu ziehen. Im Gegensatze also zu einem Werke, wie etwa Berlepsch's Schweizerkunde

(von 1864) oder Hans Meyers Deutsches Volkstum (1898), aber auch im Gegensatze zu einer sächsischen, einer braunschweigischen, einer hessischen oder einer Simmenthaler Volkskunde, wie sie in den letzten Jahren erschienen sind, sollte das Werk des Herrn Emanuel Friedli aus einer Folge von Einzelbildern bestehen, deren jedes das bernische Volkstum im Rahmen einer Gemeinde darzustellen hat. Diese Arbeit aber kann nur an Ort und Stelle selber, unter der unablässigen Kontrolle und Korrektur des frisch pulsierenden Lebens, unter dem Beistand erfahrener und einsichtiger Leute aus der Gegend selbst zur richtigen Reife gelangen. An Ort und Stelle selber muß, so gut wie eine Mundart, auch das Volksleben studiert, müssen alte Dokumente, deren leider schon so viele verständnislos dem Feuer oder Wurmfraß ausgeliefert worden sind, aufgestöbert und abgeschrieben, müssen amtliche Archive ausgezogen und müssen speziell auch die Flurnamen in ihrer wirklichen Lautform notiert und mit der örtlichen Beschaffenheit verglichen werden. An Ort und Stelle endlich müssen die zur bildlichen Illustration geeigneten Gegenstände sorgfältig ausgewählt und, sofern es sich um künstlerische Aufnahmen von Landschaften, Wohnungen und bäuerlichen Arbeiten handelt, die günstigen Jahres- und Tageszeiten abgewartet werden.

Auf diese Weise ist der Band „Lützelflüh“ entstanden; während mehr als zwei Jahren hat der Verfasser diesen seinen Heimatort neuerdings zum Wohnsitz genommen, in täglichem Verkehr mit der Bevölkerung gelebt, und es ist kein Kapitel dieses Bandes ins Reine gebracht worden, das nicht vor den Ohren oder Augen sachkundiger Gemeindeglieder vorher eine oder wiederholte Prüfungen bestanden hätte. Unter all den wohlwollenden Kritikern aber, die dem Sorgenkinde zu Gevatter gestanden und die wir nicht alle nennen könnten, gebührt dem Lehrer-Ehepaar Gfeller auf der Egg für seine unschätzbare Mitwirkung ein ausdrücklicher Dank. Ihr Verdienst ist es zum großen Teil, wenn der Verfasser aus dem Schachte seiner Wissenschaft immer wieder den Weg ins sonnige Leben fand und wenn seine Arbeit, obgleich unter Büchern entstanden, doch ein getreuer Spiegel des Lebens geworden ist. Aber auch die ausgezeichnete Hilfe, die dem Verfasser von Seiten der illustrierenden Mitarbeiter zuteil geworden ist, muß dankend erwähnt werden; es betrifft die Herren Maler Willy Gorgé und Rudolf Münger, Herrn Zeichnungslehrer Fritz Brand, Herrn Architekt Karl Indermühle und Herrn Dr. Emil Hegg als Photographen. Sie alle haben sich, durch längern oder wiederholten Aufenthalt, in der Gegend eingelebt und keine Mühe gescheut, die oft schwer zu bewältigenden Aufgaben in der Weise zu lösen, daß ihre Bilder nun entweder eine Bedeutung als Kunstwerk oder als zuverlässiges Dokument beanspruchen dürfen.

In gleicher Weise nun, wie Lützelflüh als typisches Emmenthalerdorf, seit alten Zeiten ein politisches Zentrum des Emmenthals und überdies als Pfarrgemeinde unseres großen Jeremias Gotthelf von poetischem Schimmer berührt, — in gleicher Weise sollen, wenn die Zeit und das Interesse des Publikums die Fortsetzung des Werkes begünstigen, zwei oder drei andere Ortschaften des Bernerlandes je in einem Bande dargestellt werden: zunächst Grindelwald, als ein Oberländer Alpenrevier und Heim der Fremden, sodann ein seeländisches Amts-, Industrie- und Bauernstädtchen am Tor des Jura, und weiterhin eine charakteristische Ortschaft des Mittellandes oder des Oberaargaus.

Von der Art der Darstellung, die der Verfasser gewählt hat, ist es schwer, mit Worten die richtige Vorstellung zu geben. Wer das Buch durchblättert oder auch bloß die Kapitelüberschriften liest, wird zunächst bemerken, daß auf Vollständigkeit in der Behandlung des Gegenstandes verzichtet worden ist. Die Fülle des Lebens schließt diesen Gedanken überhaupt aus, und für Lützelflüh nötigte überdies das unerschöpfliche literarische Material, das in Gotthelfs Werken vorliegt, zur Beschränkung auf gewisse Lebensausschnitte oder Sachgruppen, die dafür mit umso reicherem Detail ausgeführt werden konnten. In dieser Abrundung der einzelnen Kapitel zu Lebensbildern kann das Friedli'sche Werk mit den „Charakterbildern schweizerischen Landes, Lebens und Strebens" von Walter Senn (1870—71) verglichen werden.

Neu hingegen und, wie uns scheinen will, sehr verdienstlich war der Gedanke des Verfassers, das bernische Volkstum im Spiegel seiner Sprache, d. h. der Mundart, darzustellen. Selbst ein so grundehrlich aus dem Leben schöpfendes und an feinen Einzelzügen so reiches Buch wie das des anonymen thüringischen Landpfarrers „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" (3. Aufl. 1895) hat diesen Schritt nicht getan. Und doch lag er hier besonders nahe. Wie ein Volk über gut und böse, über gerecht und ungerecht, heilig und unheilig, ehrenhaft und ehrlos, wie es über Gott, Welt, Schicksal, Tod und Ewigkeit denkt und fühlt, das vor allem läßt sich nur mit seinen eigenen Worten sagen. Jede Umschreibung in wissenschaftlicher Sprache bleibt hinter der Wahrheit zurück. Ist es aber nicht, mehr oder weniger, mit allem so? Denken können wir alle nicht ohne unsere Sprache; und nur in unserer eigenen, persönlichen Sprache gelangt das Gedachte mit all' seinen gedanklichen Beziehungen und Gefühlswerten annähernd getreu zum Ausdruck. Und wie die Sprache des einzelnen Menschen, so hat auch jede Mundart ihre Eigensinnigkeit, wie Herder es nennt; auch darin Eigensinnigkeit, daß sie für manches keine Worte hat, wofür eine andere Worte hat. Nur wofür ein Volk Worte hat, das ist

sein eigen; nur was es nennt, das kennt es. So ungefähr lautet ein Ausspruch Karl Weinholds, des ersten Begründers einer deutschen Vereinigung für Volkskunde. Nur was echt mundartlich ist, ist echt volkstümlich. In seiner Mundart betätigt auch ein noch so unkünstlerisches Volk bildnerischen Geist; nichts ist hier leere Form, alles ist Bedeutung und alles hat Bedeutung für den, der zu deuten vermag.

Von den Beispielen des Volkswitzes, den zahllosen Sprichwörtern, Spottreden, Witzworten, Übernamen usw. leuchtet das am meisten ein. Weniger kennt man die große Bedeutung der eigenartigen Bildersprache, die jede Mundart aufweist und von der namentlich in lebhafter Wechselrede kaum ein Satz frei ist. Wie leuchtet hier oft in einem einzigen Wort die innige Beziehung des Volksgeistes zur Natur der Heimat auf!

Wie bezeichnend ist die Rolle, die der „Boden" in der Sprache des Emmenthalers spielt, „dä stritber, unpenig (unbändige), ungschlacht Bode", von dem sein Glück abhängt, und dessen Widerspänstigkeit er die zähe Ausdauer und Geduld verdankt. Hier ist das Land, wo man „mit eim z'Bode stellt", „mit eim z'Bode redt", „eine z'Bode hudlet" und „ne bodiget"; wo es „bodebööс" oder „grundbodeschlächt" mit etwas geht, oder wo „alls i Grundboden ahe vertüüflet" ist. Daß es in der Gegend von Lützelflüh, Rahnflüh, Flüelen und den vielen andern Flüehne „Manne wie Flüeh" und (wie Gotthelf sagt) Köpfe wie Nagelfluh gibt, ist auch nicht von ungefähr, und daß es heißt „Kühe wie Flühe" und eine „Postur wie eine Fluh" ebensowenig. Und so etwa ist's mit Hoger und Hubel und Chnubel und Bühl, mit Halde, Egg, Rain und Stutz, mit Grabe, Chrache, Loch und Hole — wir brauchen bloß die Flur- und Familiennamen von Lützelflüh zu überfliegen, so taucht in den Zusammensetzungen mit diesen Wörtern die ganze Landschaft des Emmenthals vor uns auf. Und wie die Landschaft, so lebt die Arbeit des Volkes in seiner Bildersprache: z'ässe gnue und z'wärche gnue! ist ein sprechender Ausdruck der Zufriedenheit für ein „wärchbares Volk", das die „rächte Wärchadere" über alles schätzt, wo man einander „i d'Händ wärche" muß, wenn man etwas „erwärche" will, und wo man die Bitternisse des Lebens, solang's nicht „zum grediuse Brüele" ist, lieber im Stillen „verwärchet". Für den blassen Ausdruck: Was getan ist, ist getan, findet die Mundart hier mitten in der Arbeit das anschauliche Bild „Was hinderen ist, ist gmäjt", und dem Knecht, der wählerisch in der gemeinsamen Schüssel das Beste herausgabelt, verweist man es, „so i der Blatten ume z'heue". Und wie mähen und heuen, so greifen schwänten, spinnen, spulen und viele andere Arbeiten, so auch Naturerscheinungen, wie z. B. bchyme und motte, in die Bildersprache hinüber.

Das sind nur schwache Andeutungen von dem Reichtum bedeutungs-

voller Erscheinungen des mundartlichen Sprachlebens, wie der Verfasser dieses Werkes es darstellt. Einen vollständigeren Begriff von der Fülle des verwendeten sprachlichen Materials gibt das berndeutsche Wörterverzeichnis am Schlusse dieses Bandes, das namentlich dem Sprachforscher willkommen sein mag. Zu der vergleichenden Betrachtung jedoch von Volksleben und Volkssprache wird der Leser auf Schritt und Tritt angeregt werden und so am besten den Sinn und Zweck des Titels verstehen lernen:

Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums.

Möchte das Werk dem Andenken Jeremias Gotthelfs, dessen Todestag heuer zum fünfzigsten Male wiederkehrt, zur Ehre gereichen! Möchte es zu Stadt und Land, bei allen, denen die Erhaltung der gesunden bernischen Eigenart am Herzen liegt, eine freudige Aufnahme finden, und der hohe Zweck, der die bernische Landesbehörde bei der Subventionierung dieses Unternehmens leitet, in Erfüllung gehen.

Im Auftrag der Direktion des Unterrichtswesens des Kantons Bern,

die mit der Leitung dieser Publikation betraute Kommission:

Dr. O. v. Greyerz, Gymnasiallehrer,
J. Sterchi, Oberlehrer,
Dr. H. Türler, Staatsarchivar.

Bern, im September 1904.

Erklärung

von

Abkürzungen, Buchstaben und Ziffern.

a) Zum Text.

I. Aussprachezeichen (Akzent-Buchstaben), nur soweit angewendet, als dies für fernerstehende Leser nötig oder wünschenswert erscheint.

ă ĕ ŏ ä̆ ö̆ usw. = kurze Selbstlaute. (Lautlänge wird, so weit es angezeigt erscheint, durch Doppelschreibung bezeichnet.)

á é ó ä́ ö́ usw. = Selbstlaute, die im Wort oder Satz den Hauptton tragen.

ḁ e̥ o̥ = reduzierte Selbstlaute (Murmellaute, bewegliche „Schwa"), z. B. in Fasnḁcht (Fastnacht), e̥s („es" oder „ein"), abso̥lut. Auf besondere Bezeichnung des e̥ in Endsilben wird in der Regel verzichtet.

ä lautet ähnlich wie nhd. ä (nicht so offen wie z. B. im Oberhasli oder in Zürich).

ẹ ị ụ ụ̈ Ị Ụ = straffe (geschlossene) Selbstlaute, z. B. lẹnger (länger), Schịpper (Art Wolltuch), mụdere (unpäßlich sein), si^{ch} zụ̈pfe (sich zusammenziehen, an sich halten).

i̦ u̦ ü̦ I̦ U̦ = schlaffe (offene) Selbstlaute, z. B. i̦ (ich), du̦ (du), zü̦pfe (Zöpfe flechten).

ẹḷ = ụ, z. B. in Vogẹḷ.

h wird deutlich gehaucht, z. B. in Spịher (Speicher), zuehe (hinzu), T'hee (Tee), P'haul, P'hetrus neben Peter (ohne Hauch).

k ist die oberdeutsche Affrikata gg+ch, z. B. in chrank (krank).

ḷ ist das unterbernische labialisierte l (nhd. w., also labiodental), z. B. in säḷber (selber); im Silbenauslaut unter Umständen gedehnt (z. B. viiḷ = viel), und dann, wo erforderlich scheinend, mit ḷḷ bezeichnet (z. B. Staaḷḷ = Stall).

ṇ (wo nötig ṇ') vor g bedeutet den nasalen Velar, z. B. in Huṇ'g (Honig), mäṇge^{r} (mancher).

ṇd ist das velarisierte nd (ng) und zwar immer gedehnt, z. B. in fiṇde (finden).

s̆ und z̆ sind breit gezischte s und z: sch, tsch.

Freistehende n sind Verbindungslaute: Es ist ịhm im Waḷd ussen Eine^{r} n e̥bchoo (begegnet).

II. Hochgesetzte kleine Buchstaben (Supérieurs) verdeutlichen zuweilen eine mundartliche Form durch ein gewohnteres Schriftbild, bleiben also ungesprochen. Gib ihm "umen ume"! (gib ihm nur wieder, zahl' ihm irgendwie heim!) Um [de]n Batze wirte; e[n] Batze verdiene. Hau[p]techüssi (Kopfkissen).

III. Allgemein übliche Abkürzungen: ags. = angelsächsisch. ahd. = althochdeutsch. as. = altsächsisch. got. = gotisch. mhd. = mittelhochdeutsch. mittellat. (mlat.) mittelalterlich lateinisch.

b) Zu den Fußnoten:

I. Ziffern. Die Ziffern 1—7 nach den Buchstaben A—J weisen auf die Netzquadrate der beigegebenen Hauptkarte von Lützelflüh, wo eine im Text oder im alphabetischen Nachweiser angegebene Örtlichkeit rasch aufzufinden ist. Dem nämlichen Zweck dienen die Ziffern 1—3 nach L für Lauterbach, 1—4 nach O für Oberried.

Ziffern mit oder ohne voraufgehende Gutsbeschreibungen geben die Größe eines Hofes oder einer Flur (nach dem Lützelflüher Güterregister) in Hektaren (ha) an.

II. Abkürzungen in Gutsbeschreibungen, welche die dermalige Beschaffenheit einer Örtlichkeit skizzieren und zeigen wollen, was z. B. aus einem „Moos", einer „Weid", einem „Hüsli" geworden sei:

Ack. = Ackerland. Hh. = Holzhaus. LB. = Enklave Lauterbach. Oh. = Ofenhaus. OR. = Enklave Oberried. Sch. = Scheune. Sp. = Speicher. Wd. = Wald. Wh. = Wohnhaus. Ws. oder Wf. = Wiesland, Wiese. Wst. = Wohnstock.

III. Quellen, Hilfsmittel, Belege, Verweisungen. (Auf Anführung gelehrter Fachwerke wird meist verzichtet.)

AB. = Wie Annebäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1899), VIII. IX., dazu Beitr. 564—640, 723—25, 732.

ABB. = Ämterbücher von Brandis. Im bernischen Staatsarchiv. A, B, C bedeuten die Bände, Ziffern die Blätter.

Acta Piet. = Acta Pietistica. Handschriftenband auf der Berner Stadtbibliothek.

A. f. Vk. = Schweizer. Archiv für Volkskunde; Zeitschrift von Hoffmann-Krayer und Jeanjaquet. Zürich, seit 1897.

AhV. = Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern.

Alp. = Das Alpenhorn. Wöchentliche Beilage zum Emmenthaler Blatt.

A'post. = Neue Alpenpost. Zürich 1875 ff.

Alte Gesch. = Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder", II., 251—279.

Ammann JG. = Zur Erinnerung an J. G. „Zum hundertsten Geburtstag Jeremias Gotthelfs", 1—16, von † Pfr. Ammann in Lotzwil. Zürich 1897.

Amtsr. = Der Oberamtmann und der Amtsrichter. Von Gotthelf. „Erz. u. Bilder" V.

An AB. = Briefe Gotthelfs an Amtsrichter Josef Burkhalter. Herausgegeben von Pfr. Joß in Herzogenbuchsee. Bern, 1897.

An JR. = Gotthelf und J. J. Reithard in ihren gegenseitigen Beziehungen (samt Briefwechsel). Von Dr. Rudolf Hunziker. Zürich, 1903.

Antenen Bf. = Brief vom 9. Januar 1903.

AR. = Alpenrosen, ein Schweizer Almanach. Von Kuhn, Meisner, Wyß u. a. 1811—30. (Nur bis 1826, 251 exzerpiert.)

Arm. = Die Armennot. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1899) VII, 1—121. Dazu Beitr. 533—45. 723. 732.

Ball = Der Ball. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" IV, 1—90.

Barthli = Barthli der Korber. Von Gotthelf. Verein für Verbreitung guter Schriften Nr. 9 (Bern, 1893). Aus „Erz. und Bilder" IV, 217—98.

Beitr. = Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke Gotthelfs. Von Prof. Ferdinand Vetter. Gotthelf-Ausgabe Bern (1900), I. Ergänzungsband.

Berger = Bild eines Altschweizers oder: Ulrich Berger (1729—1821) im Oberholz. Von Pfarrer Stähli in Trachselwald. Bern, 1816.

Bern. 2 l. = Zwei Liter. Von Traugott Berner. Schweizer-Bauer 1901, Nr. 19 bis 31.

Berner = Hans Berner und seine Söhne. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" V, 241—70.

Besuch = Der Besuch. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" V, 143—182.

Bifang = Familien-Archiv Althaus und Flückiger-Althaus im Bifang zu Lützelflüh.

Bitt. = „Arthur Bitter" = Samuel Haberstich (1821—72), geb. im Ried bei Schloßwyl. Vgl. Robert Weber III, 191 ff. **Bitt. SE.** = das Seufzen an der Emme. **Bitt. Th.** = der alte Talherr. **Bitt. Zh.** = der Zitherhans. (Zitiert nach Feuilleton-Nummern im SB.)

Bitzius = Predigten von Albert Bitzius (1835—82), als Gotthelfs Sohn geboren in Lützelflüh, nach dem Pfarrdienst in Twann bernischer Regierungs- und Ständerat. Bern, ²1884 ff., herausgegeben von † Emil Hegg.

Blösch = Geschichte der schweiz. reformierten Kirchen. Bern. 1898/99.

BME. = Berner Matten-Englisch. Von Arist Rollier. Kluge's Zeitschrift für deutsche Wortforschung II, 51—57.

Böhneler = Wahlängsten und Nöten des Herrn Böhneler. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" III, 171—222.

Brandis = Der Ritter von Brandis. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" I, 113 bis 134; vgl. „Wassernot" 41—46.

Brandst. = D. Namen d. Bäume u. Sträucher in Ortsnamen d. dtsch. Schweiz. Von Josef Leopold Brandstetter. — Beil. z. Jahresb. d. höh. Lehranst. Luzern 1901/2.

Brienz = Die Brienzer Mundart. Vokalismus. Von Peter Schild. Basel, 1891.

Brückvogt-Rechnungen: im Gemeindearchiv Lützelflüh.

Brüder = Die drei B. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" V, 203—240.

Brupp. s. „Soc."

BsBinder = Der Besenbinder von Rychiswyl. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" III, 341—372.

B'schweig = Braunschweiger Volkskunde von Rich. Andree. ²1903.

BSp. = Der Bauernspiegel. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1898) I. Dazu Beitr. 3—44. 710—11. 726—9.

Burri = Schulgespräche von B., Lehrer im Tal zu Trachselwald. Heft I—VI. Heft III ist von Elise Ebersold. Manuskript.

B. u. S. = Bilder und Sagen aus der Schweiz, von Gotthelf. I—VI. Solothurn, 1842—46.

BwM. (Branntweinmädchen) = Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1898) IV, 93—194. Dazu Beitr. 7. 13. 49. 365—372.

Christen = Wie Ch. eine Frau gewinnt. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" II. 151—207.

Dorfk. = Der schweiz. Dorfkalender. Bern.

Druide = Der D. Von Gotthelf. „B. u. S." II, 149—230.

Dorbach = Doktor D. der Wühler. Von Gotthelf. Berlin, [2]1852.

Dursli = D. der Branntweinsäufer. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1898) IV, 195—334. Dazu Beitr. 372—425. 713—14. 731.

EA. Türler = Das malerische und romantische Emmenthal. Burgdorf, 1887.

EB. = Das Emmenthalerblatt. Halbwöchentliche Zeitung. Langnau, seit 1844.

EbM. = Das Erdbeeri-Mareili. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" III, 247—300.

Eggiw. = Versuch einer topographischen, statistischen und ökonomischen Beschreibung der Gemeinde Eggiwil. Von Christian Haldimann von Horben. 1827. Prämiierte Handschrift in Ök. Fol. 29 G 1. Seither (1903) bei Wyß in Bern gedruckt.

EJogg. = Der Emmenthaler-Joggeli. Humoristische Wochenbeilage zum EB.

Elsi = E. die seltsame Magd. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" I, 45—78.

Erbv. = Hans Joggeli der Erbvetter (1—92) und Harzer Hans, auch ein Erbvetter (93—140). Von Gotthelf. Berlin, 1848.

E. u. B. (Erz. und Bild.) = Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben der Schweiz. Von Gotthelf. Berlin: I. II. 1850; III. 1852; IV. 1853; V. 1855.

EvE. = Echo vom Emmenthal. Halbwöchentliche Zeitung. Sumiswald.

Flüchtling = Ein deutscher F. Von Gotthelf. „Erz. u. Bilder" III, 103—144.

Fontes = **F. rerum Bernensium.** Bern.

Fragpuncten = F. an die Enthaltenen wider Täuffer. 1660.

Fröhlich = Aus Gotthelfs Leben. Von Abraham Emanuel F. — S. I bis XXXVI der „Erz. und Bilder" V.

Fr. Pfr. = Die Frau Pfarrerin. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" V, 1—58.

Fueler: Vgl. Beitr. 605 f.

Fuehrbüechli für den Emmen-, Dorf-, Egg- und Grünenmatt-Viertel. (Im Gemeindearchiv.)

Fuhrrodel = Verzeichnis der Fuhrungen zu Brücke und Brückenschwellen von Lützelflüh. (Im Gemeindearchiv.)

Geiser Aw. = Geschichte des Armenwesens im Kt. Bern. Bern, 1894.

Geiser JG. = Land und Leute bei Gotthelf. Neujahrsblatt der Literar. Gesellschaft, Bern 1898.

Geiser Lw. = Studien über die bern. Landwirtschaft im 18. Jhd. (Landw. Jahrb. d. Schweiz IX, 1—88. Zürich, 1895.)

Geldst. = Der Geldstag, oder die Wirtschaft nach der neuen Mode. Von Gotthelf. Solothurn, 1846.

Ger. Tw. = Verbalien des Amtsgerichts Trachselw. (Nur nach Jahrzahlen zitierbar.)

Gfd. = Der Geschichtsfreund. Mitteil. des hist. Ver. d. V Orte. Einsiedeln, seit 1841.

Gf. SB. = Sämi Gfeller im Chrache, im Feuilleton des SB.

Gf. SF. = Lehrer Simon Gfeller zu Lützelflüh, in der „Schweizer-Familie". Zürich, Schäubli.

GG. = Geld und Geist, oder die Versöhnung. Von Gotthelf. In den „Bildern und Sagen"; und zwar: **GG. 1** = B. u. S. II, 1—148; **GG. 2** = B. u. S. IV; **GG. 3** = B. u. S. V.

Gladbach = Der schweiz. Holzstil in seinen kantonalen und konstruktiven Verschiedenheiten. Zürich. 1897.

Gletting = Bendicht G. (1563) im NMan.

Goldb. = Der Vokalismus der Mundart von Goldbach (bei Lützelflüh). Dissertation von Dr. Hedwig Haldimann. Aus Zsch. f. hochdtsch. Mundarten. Heidelberg, 1903.

Gruß = G. an die schweiz. gemeinnütz. Gesellsch. 1899 v. d. städt. Mädchensekundarschule Bern.

Hauswirth = Topographie über das Land Emmenthal, 1783. Von Joh. Jak. H. (aus Saanen, Notar und Substitut auf der Landschreiberei Trachselwald). Manuskript im bern. Staatsarchiv.

Heiri = Hans Jakob und H., oder die beiden Seidenweber. Von Gotthelf. Bern, 1851.

Herdenr. = Der Herdenreihen. Eine Sammlung alter Volksmelodien, herausgegeben von Hans Mürset. Bern, [2]1895/1900.

Hk. B. = Histor. Kalender oder der hinkende Bott. Bern.

Hs. = Original-Handschriften Gotthelf'scher Werke auf der Berner Stadtbibliothek. **Hs.**[a] = erste Fassung, **Hs.**[b] und **Hs.**[c] = Überarbeitungen, **Hs.**[r] = Korrekturen mit roter Tinte. Vgl. Beitr. 130 ff.

Hunziker = Dr. H. in Aarau († 1901) als Hausbauforscher. Im A. f. Vk.

Jacob = J.s, des Handwerksgesellen, Wanderungen durch die Schweiz. Von Gotthelf. Zwickau, 1846/47.

Jahn Em. = Emmenthaler-Altertümer und Sagen. Bern, 1865.

Jesuiten = Die J. und ihre Mission im Kt. Luzern. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" II, 310—330.

JG. = „Jeremias Gotthelf" = Albert Bitzius (4. Okt. 1797 bis 22. Okt. 1854). Für Sprache und Lokalkolorit seiner Werke sind charakteristisch die Daten: 1797—1804 im Pfarrhaus Murten; 1804—12 auf dem bäuerlichen Pfarrgut Utzenstorf; 1812—20 grüne Schule und Akademie Bern; 1822—29 Vikariate in Utzenstorf und Herzogenbuchsee; 1831—32 Vikariat und 1832—54 Pfarramt in Lützelflüh. — Volksausgabe seiner Werke im Urtext, in erster Serie bei Schmid & Francke, Bern, 1898—1900, bearbeitet von Vetter, Kronauer und Wyß.

Interzession = J. für die allhie zu Bern enthaltenen Täuffer. 1659. Manuskript im Besitz des Herrn Oberlehrer Sterchi in Bern.

Joggeli = Wie J. eine Frau sucht. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" I. 21—44. (Vgl. Kuhns „Kesselflicker" AR. 1818, 157 ff.)

Joß = Das Sektenwesen im Kt. Bern. Von Pfarrer Joß. Bern, 1881.

JoSt. = Das Emmenthal nach Geschichte, Land und Leuten. Von Jakob Imobersteg, Pfr. in Eggiwil. Bern, 1876.

JoSt. Alp. = Des Vorgenannten „Entwicklung der Käseproduktion" und „Wanderungen durchs Emmenthal". Alpenhorn 1871, 41—48 und 1872, 69—160.

Kaput = Wie man k. werden kann. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" I, 344—348.

Käs. = Die Käserei in der Vehfreude. Von Gotthelf. Berlin, 1850.

Kätheli = Das arme K. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" II, 280—295.

Käthi = K. die Großmutter, oder der wahre Weg durch jede Not. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1900) X. Dazu Beitr. 640—709. 725—26. 732—33.

Kerenzen = Die Kerenzer Mundart des Kts. Glarus. Von Jost Winteler. Lpz., 1876.

Kib.-Urb. = Das Kiburger Urbar von 1261. Abgedruckt im Archiv f. schwz. Gesch. XII, 155—174. = Fontes II, 533—544.

Kirchl. Jahrb. = Kirchl. Jahrbuch des Kts. Bern, hsggb. von Rettig, Bern.

KL. 02 = Kinderlied und Kinderspiel im Kt. Bern. Gesammelt von Gertrud Züricher. Zürich, 1902. (Nach Nummern zitiert.)

KL. 03 = Dasselbe Werk als Volksausgabe. Bern, 1903.

Kohlrausch = Schweiz. Sagenbuch. Lpz., 1854.

Kongreß = Der große K. auf dem Kasinoplatz in Bern. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" IV, 139—168.

Krokodil = Das K. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" II, 227—237.

Kuhn = Volkslieder und Gedichte. Bern [2]1819 ([1]1806). Von Gottlieb Jakob Kuhn (1775—1849), Pfarrer in Rüderswil 1812—24 und in Burgdorf 1824—49. — Die Gedichte S. 42 und 54 sind von Joh. Rud. Kuhn, S. 9/10 und 23—26 von Franz Weber.

Kurt = K. von Koppigen. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ II, 1—150. (Vgl. die Münger'sche Prachtausgabe. Bern, 1904.)

Land = Der Besuch auf dem Lande. Von Gotthelf. „Erz und Bilder“ III, 1—66.

Lisabethli = Das L. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ II, 296—306.

Lischeb. = Spinnet im Lischebedli. Es artigs Schangrebild für ufz'füere. Druckt het's der Wyß u Cie. z'Langnau.

Lustlager = Einiges aus dem eidg. L. zu Sursee. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ I, 311—337.

Luzern = Der Genitiv der Luz. Mundart. Von Renw. Brandstetter. Zürich, 1904.

L-Z. = Schweiz. Lehrerinnenzeitung. Bern, Büchler & Co.

Manuel = Albert Bitzius (J. G.). Sein Leben und seine Schriften. Berlin, 1857.

Marchverbal über das bey Absterben eines jeweiligen Trägers ehrschatzpflichtigen im Goldbachschachen liegenden Brücklandes. 1819. (Hs. im Gemeindearchiv.)

Marti = August Kaysers Theologie des alten Testaments. Neubearbeitet von Prof. Marti in Bern. Straßburg, [2]1894.

Mhd. Wb. = Mittelhochdeutsches Wörterbuch von Benecke-Müller-Zarncke. Leipzig, 1854—61.

Michel = M's. Brautschau. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ I, 125—309.

Mogk = Eugen M. in Hans Meyers deutschem Volkstum S. 266—342. Lpz., [2]1903.

Mordiof. = Der Mordiofuhrmann. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ V, 183—202.

v. Mül. = Beiträge zur Heimatkunde des Kts. Bern, I. Oberland und Emmenthal. Von Egbert Friedrich von Mülinen. Bern, 1879.

Müll. = Geschichte der bern. Täufer. Nach den Urkunden dargestellt von Ernst Müller, Pfarrer in Langnau. Frauenfeld, 1895.

Müll. Hk. = Heimkehr. Volksschauspiel in 3 Akten, vom Vorgenannten. Bern, 1900.

Müll. LK. = Der Liebe Kraft. Schweiz. Volksschauspiel in 3 Aufzügen, vom Vorgenannten. Bern, 1897.

Mutte = Sage vom Meyer auf der M. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ III, 223—246.

MW. = „Marie Walden“ = Henriette Rüetschi-Bitzius (1834—1890), Gotthelfs Tochter. Von ihr: **MW. A. d. H.** = Aus der Heimat; Bern: I (1880) als Vorwort zu **MW. BK.** = Die beiden Kollegen (S. 1—76) und **MW. 2 J.** = Zwei Jahre im Dorfe (77—303). II (1884) als Vorwort zu **MW. Anna** = Annas Beruf (137—262); **MW. Mg.** = Ein drangsalsvoller Morgen (263—283); **MW. Vs.** = Versöhnt (123 bis 136); **MW. Ws.** = Die Waise (1—121).

Nidw. = Deminution in der Nidwaldner Mundart. Von Dr. Esther Odermatt. Zürich, 1904.

Niggi Ju. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ IV, 197—216.

Notar = Der N. in der Falle. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ I, 79—124.

Nschwand. (Alp.) = Neuenschwander im „Alpenhorn“ 1871, 9—22. 119—156.

OB. = Der schweiz. Obstbauer. Monatsschrift von Joh. Bärtschi, Baumschulenbesitzer in Waldhaus zu Lützelflüh. Seit 1899.

Ök. Fol. = Folio-Handschriften der ökonomischen Gesellschaft Bern, in der Bibliothek des „Schweizer Bauer“ in Bern.

Ök. Q. = Handschriften in Quart-Format, der vorgenannten Gesellschaft angehörend.

Opprächt = Johannes O. von Wiedlisbach. 1680. (Kirchl. Jahrb. 1890, 41.)

Ott = Rosen und Dornen. Gedichte und Gerichte, gewachsen auf Bernerboden. Von Hans Christian Ott (geb. 1818). Bern, 1864.

Pergam. = Original-Dokumente auf Pergament, nunmehr im bern. Staatsarchiv.

Pfr.-Ber. = Der Sammelband „Emmenthal“ der Pfarrberichte, d. h. Antworten bern. Pfarrer auf die anno 1764 von der Almosen-Revisions-Kammer ihnen vorgelegten Fragen-Schemata („Cahiers“). Aufbewahrt im Staatsarchiv, und u. a. bearbeitet von Sterchi im „Alpenhorn“ 1871, 193--204.

Raben = Die beiden R. und der Holzdieb. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ II, 208—217.

Rabeneltern = Fortsetzung der vorigen Erz. (218—226).

RB. = Rezeptbuch, wohl aus dem Anfang des 19. Jhd. (Kopien.) Der jetzige Besitzer, Lehrer Gfeller, veröffentlichte eine Auswahl daraus im A. f. Vk. VI, 51—60.

Rahnkt. = Ordnung und Artikuls, wie auch Zunft Rodul, Einer Ehrenden Meisterschafft deß Schmid Handwerkhs der Landschafft Emmenthal. Am 22. Aug. 1703 abgegeschlossen. (Original-Handschrift, nunmehr im bern. Staatsarchiv.)

Ris Em. = Topographisch-ökonomische Beschreibung des Emmenthals (1772). Durch David Ris (1716—72), Pfarrer in Trachselwald.

Ris Tw. = Des Vorgenannten ausführliche Antworten im Pfr.-Ber. (109—119).

RMan. = (Inkompleter) Sammelband aus der Mitte des 16. Jhd., einst Eigentum des Rudolf Manuel (Sohn des Niklaus M.). Nunmehr auf der Stadtbibliothek Bern, dort nummeriert und paginiert.

v. Rütte = Erklärung der schwierigern Dialekt-Ausdrücke in Gotthelfs Schriften, von Pfarrer Albert v. R. Berlin, 1858.

Saitschik = Meister schwz. Dichtung des 19. Jhd. Frauenfeld, 1894. (Über Gotthelf: S. 1—82.)

SB. = Der Schweizer Bauer. Halbwöchentl. Zeitung der bern. ökonom.-gemeinnützigen Gesellschaft. Seit 1846.

Schießet = Etwas vom Sumiswalder Sch. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ I, 325—330.

Schlachtf. = Die Schlachtfelder. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ I, 309—324.

SchM. = Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1898) II. III. Dazu: Beitr. 45—345. 718. 729—31. 733; am AB. 70—73. 83 ff.

Schuldb. = Erlebnisse eines Schuldenbauers. Von Gotthelf. Berlin, 1854.

Schweiz = Die Sch., Monatszeitschrift. Zürich.

Schweitzer = Joh. Rud. Sch., Pfarrer in Trub (1722—50) und Oberburg. (Pfr.-Ber.)

Schweizer = Joh. Jak. Sch. (1772—1843) aus Zürich, Pfarrer in Trub 1825—1843.

Schwellenen = Ordnung wegen der Sch. für das Amt Trachselwald (und Brandis) vom 1. Feb. 1766.

Schwz. Id. = Schweizerisches Idiotikon, begründet von F. Staub und L. Tobler. Frauenfeld, J. Huber. Seit 1881.

Schwzr. = Eines Schweizers Wort an den schwz. Schützenverein. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1898) VII, 283—357.

S. d. B. = Sonntagsblatt des „Bund“. Bern.

Segen = S. und Unsegen. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ III, 67—102.

Sekten = Die Landeskirche und die S. Herausgegeben vom Kirchgemeinderat der Heiliggeistkirche Bern. 1884.

Servaz = S. und Pankraz. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder“ I, 1—20.

Sintram = Die Gründung Burgdorfs, oder die beiden Brüder S. und Bertram. Von Gotthelf: „B. u. S.“ VI.

Soc. = Mittelhochdeutsches Namenbuch von Adolf Socin. Basel, 1903. Besprochen von H. Bruppacher (**Brupp.**): Zürich, 1903.

Sonnt. = Der Sonntag des Großvaters. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" IV, 91—137.

Spieß = Gradaus. Von Wilhelm Sp. Bern, 1899 (Selbstverlag).

Spinne = Die schwarze Sp. Von Gotthelf. „B. u. S." I, 1—112.

Spleiß = Amos Comenii Sprachen Tür übersetzet (von Stephan Sp.). Schaffhausen, 1667.

Sprsch. = Sprachschule für Berner. Von Dr. Otto von Greyerz. Vollständige Ausgabe. Bern, [2]1904.

Stalder = Versuch eines schweizer. Idiotikons, von Franz Josef St. I (1806), II (1812). Aarau, Sauerländer.

Stebl. = Die besten Futterpflanzen. Von Prof. Stebler. (Bern, [2]1895.)

Stebl. r. F. = Desselben Rationeller Futterbau (Berlin, 1900).

Stickelb. JG. = Über die Sprache JG's. Von Dr. H. Stickelberger. „Zum hundertsten Geburtstag Gotthelfs", 17—45. Zürich, 1897.

Stoll = Erhebungen über Volksmedizin in der Schweiz. A. f. Vk. V, 157—200.

Strafe = Ich strafe die Bosheit der Väter an den Kindern. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" IV, 169—196.

Studer = Das Panorama von Bern. Bern, 1850.

Stürler, Emme = Über die Wasser-, Schachen- und Schwellen-Verhältnisse im Stromgebiet der Emme (A. h. V. VIII, Heft 1, 1—19) und Über einige volkswirtschaftl. Verhältnisse des Emmenthals i. J. 1764 (S. 20—36).

Sylv. = Ein Sylvestertraum. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1899) VII, 233—281. Dazu Beitr. 546—55. 723.

Tappolet = Über den Stand der Mundarten in der deutschen und franz. Schweiz. Zürich, 1901.

Taufb. = Das Berner Taufbüchlein von 1528, herausgegeben von Dr. Ad. Fluri. Bern, 1904.

Täuffer = Ratserlaß betreffend die Täuffer. Vom 8. Nov. 1534. Original-Handschrift. (Im Besitz des Herrn Oberlehrer Sterchi.)

Tell = Der Knabe des T. Von Gotthelf. Berlin, 1846. (Hand-Ex. Gotthelfs mit dessen Korrekturen.)

Thorb. = Der letzte Torberger. Von Gotthelf: „B. u. S." III (Vgl. Wyß j. AR. 1812, 200—219: Peter von Torberg.)

Thormann (Tfr.) = Probierstein des Teuffertums, von Georg Thormann (1655 bis 1708), Pfarrer in Lützelflüh (1684—1708). Auf der Berner Stadtbibliothek (Band BB. Msc. 8, 52).

Traum = Ein T. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" II, 238—45.

Trebla = Karl Albert Loosli im EvE. und im OB.

Tribolet = Der Prozeß gegen Landvogt Samuel T. 1653/54. Von Türler. (Im Berner Taschenbuch 1891.)

Trost. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" II, 331—2.

Trub 29, 38 = Auszüge aus Pfarrer J. J. Schweizers Beschreibung der Gemeinde Trub. 1829. Handschriftl. in Öf. Q. 29, Nr. 38.

Trub 30 = Desselben gedruckte Topographie der emmenthalischen Gemeinde Trub. Bern, 1830.

Übergang = Ein Bild aus dem Ü. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" IV, 309—26.

Überraschung = Die angenehme Ü. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" I, 338—43.

UK. = Wie Uli der Knecht glücklich wird. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1899) V. Dazu Beitr. 426—532. 714—22. 731—2.

UP. = Uli der Pächter. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1899) VI.

Verkündrödeli = Gotthelfs und Lauterburgs Eheverkündigungseintragungen 1847 bis 1862. (Im Besitz des Herrn Pfarrer Rüetschi in Sumiswald.)

Vögelein = Das gelbe V. und das arme Margritbli. Von Gotthelf: „V. u. S." I, 135—148.

Vogtsr. = Vogtsrechnung des Michel Kipfer zu Waldhaus 1748—53. (Original-Handschrift.)

Volksk. = Deutsche Volkskunde von Elard Hugo Meyer. Straßb., 1898.

Volksw. = Volkswirtschafts-Lexikon der Schweiz. Redigiert von A. Furrer. Bern, 1887—91.

Wälsch = Wie ein W. Wein verkauft. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" IV, 299—308.

Wals. Sch. = Die Schweiz. Ein Begleitwort zur eidg. Schulwandkarte. Von Dr. Hermann Walser. Bern, 1902.

Wass. = Die Wassernot im Emmenthal am 13. August 1837. Von Gotthelf. Ausgabe Bern (1898) IV, 3--91. Dazu Beitr. 346—65. 713.

Wege = Die W. Gottes und der Menschen Gedanken. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" III, 301—340.

Weibel = Carl W. in Bümpliz: Brechete im Kurzacker, und Chorrichter-Annebäbis Tod und Begräbnis. Bern, 1885.

Weiberrache. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" II, 307—310.

Wer lügt am besten? Von Gotthelf. E. u. B. II, 332—3.

Wetter = Das W. Von Gotthelf. E. u. B. II, 246—250.

Widm. = Vermischte Gedichte von Christian Widmer (1808—57), Schlossermeister in Signau und seit 1845 Mitarbeiter am Langnauer „Dorfblatt" (dem jetzigen EB.). Mit Beigaben von „Luise Meyenthal" (= Niklaus Krähenbühl, Schreiber in Schloßwil und Posthalter, 1825—67). Langnau, 1874.

Wilke = Schriftdeutsch und Volkssprache. Von Edwin W. Lpz., 1903.

Wilmanns = Deutsche Grammatik. Von W. Wilmanns. I. Band: Lautlehre, 1893; II. Band: Wortbildung, 1896. Straßburg.

Wißler = Das Suffix-i. Dissertation. Frauenfeld, 1891.

WwW. = Wurst wider Wurst. Von Gotthelf. „Erz. und Bilder" III, 145—170.

Wyß ä. = Joh. Rud. W. der Ältere (1763—1845).

Wyß j. = Joh. Rud. Wyß der Jüngere (1782—1830): Reise ins Berner Oberland. — Vgl. auch AR.

Zinß-Rodel = Z.-R. für das Brügg Guth zu Lützelflüh, angefangen im Maymonat 1789. Von dem Brüggvogt Christian Müller zu Goldbach. (Im Gemeindearchiv.)

Zollikon = Das alte Z. — Kulturhistorisches Bild einer zürch. Landgemeinde. Von Pfarrer Nüesch und Dr. Bruppacher. Zürich, 1899.

Zolltaffel = Abschrifft der Zoll-Taffelen der Bruck und Zollstatt zu Lützelflüh, von 1673. (Im Gemeindsarchiv.)

Ztgst. = Zeitgeist und Bernergeist. Von Gotthelf. Berlin, Zürich, Bern, 1852. — **Ztgst. Hs.**[a] = eigenartiger erster Entwurf; **Hs.**[c] = das Druck-Manuskript; **Hs.**[b] = ihm angenäherte Fassung. — Vgl. JG. an JR. 25 f. 144 ff.

Zür. = Die Zürcher Mundart in Usteris Dialektgedichten. Von Dr. Paul Suter. Zürich, 1901. (Nach §§ zitiert.)

...b zerklüftet, sind die Schratten dagegen auf der Entlebucher ...eigenartigen, hart neben einander laufenden Furchen „seltsam ...n und ausgekerbt". Es ist dies die sogeheißene Karrenbildung, ...oder auf ein keltisches kar = „kahler Fels" zurückgeführt.[13] Mit ... sind aber die „Schratten" sinnverwandt;[14] nach ihnen hin... ...at sich „der Schratt" oder „das Schrätteli" als der in ... hausende Erdgeist.[15]

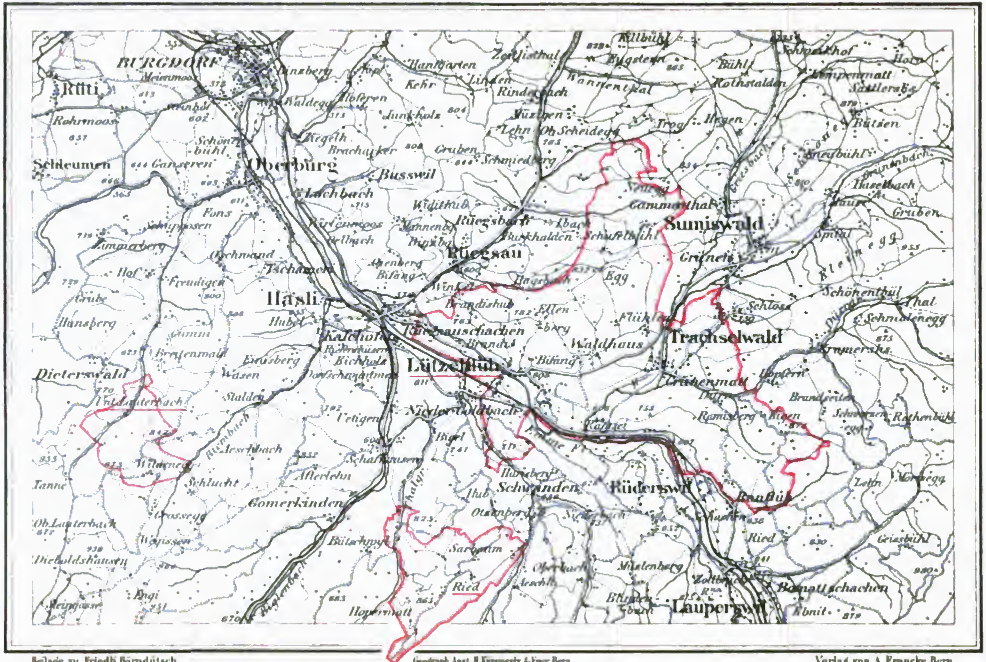
... einzelnen Gipfeln sind für unsere Landwirte die als ... benutzten Heſtizänd von Interesse.

...ließlich noch sichtbaren Verlauf des beschriebenen Vor... ...jeder Eggbewohner den Steingrat oder die „Stein... ... die „Bäwchle",[17] bei uns die Bäichle genannt. ...rgen die kleine Emme hin sich absenkende lange, ...rt mit seinen Flußsätzen einigermaßen an „Bänke"

...ßelwalder-Bergen versteckt sich uns jene hochge... ...der Sennensprache aus der Napf genannt wird.[18] ...als" heißt er in der Sprache des Wirts. Uns ...- und Wasserscheide zwischen Entlebuch und ...große Emme) und gegen Ober- und Unter... ...o Wigger), als auch der Ausgangspunkt all ...chlich hingelagerten „zahmen" Bergzüge des ...apf bildet das Zentrum dieser Chüejer... ...ten und den schimmernden Sennhütten":[19] ...m allbekannten Tummelplatz der Lüdere... ...Alpen Hinder- und Vorder-Arni; ... Räſrüti und Luushütte (wo der ... lauert); der Langnauer- und Schang...

...gezogener Pinselstrich zieht sich nach rechts ... dicht vor uns der durch einige Gehöfte ...enwald des Rämisberg. In der langen ... stürzt er jäh gegen Landstraße und Emme ...ortsetzung als Rawſlibärg sanfter gegen ...ſli) sich abdacht.

... Grimm, WB. V, 204 ff. [14] schwz. Id. 3, 4... ...Schrätteli" in Zschokkes „Addrich". [16] Stu... ...n von „Wand" = Felswand. [17] Studer ...6; Hauswirth 2, 11 ff.; E. A. Türler 137



Beilage zu Friedli Bärndütsch.

Geograph. Anst. H. Kümmerly & Frey, Bern.

Verlag von A. Francke, Bern.

LÜTZELFLÜH INMITTEN SEINER UMGEBUNG.

Orientierungskärtchen zum Bärndütsch.

Hoch und tief.

Ein Überblick.

Es ist der Abend des 1. August 1903. Wir sitzen auf der schönen neuen Terrasse des Schulhauses auf der Schaufelbühl-Egg. In unser Gespräch mit dem heimeligen Lehrerpaar mischt sich Glockenschlag von links über die Egg her. Vom alten, aber geschmackvoll aufgefrischten Deutschherrenturm in Sumiswald brummt es acht in sauberem, klangreichem Baß. Die letzten Schläge werden geschäftig überholt durch einen Diskant aus verborgener Tiefe; allein wir wissen schon: das sind die vom Trachselwalder-Schloß mit seinem Gebüsch und Gehölz leise wiederschlagenden Töne der einstigen Burgkapelle mit dem heute so eigenartig aufgesetzten Turm. Wir schauen hinüber, und keine First, kein Baum, kein Hügel stört den Fernblick innerhalb dieses unvergleichlichen Panorama-Ausschnittes. Dort lugt aus der linken Ecke desselben eben noch der Titlis hervor. Nach einer Weile gucken die Viescherhörner über den Kranz der Berneralpen herein, der fortan bis zu der in breitem Bogen sich wölbenden Blüemlisalp-Gruppe und dem Altels-Absturz den Horizont abschließt. Vor ihm her aber breitet sich, aus feinsten bläulichen Düften gewoben, ein Schleier, der mählich sich tiefer und tiefer senkt. Eine Halbstunde noch, und in geisterhaft graue Dämmerung werden sich hüllen „wie Ahnenbilder im großen Rittersaal die alten großen Berge in stiller Majestät.“ [1]

Der Saum des Duftes aber lenkt unser Auge auf die den Alpen vorgelagerten Berge, welche hierseits des Thuner- und Brienzersees in imposantem, scheinbar einheitlichem Zuge von West nach Ost verlaufen.[2]

[1] Ztgst. 1, 171. [2] Das Geogr. Lexikon d. Schweiz 1, 703 ff. faßt sie unter der Bezeichnung „Emmengruppe“ zusammen.

Den Eindruck des Ruhigen, Behaglichen machen die in sanfter Wölbung langgestreckt sich hinbreitenden Sigriswiler-Gräte.[3]

In wirkungsvollem Gegensatze hebt sich von ihnen ab und setzt zu neuem, eben so langem Zuge an: die zerrissene, zerpflügte Furgge[4] oder „Schangnauer-Furgge“[5] mit der höchsten Erhebung des Furgge-Gütsch. Der Name „Furgge“ (lat. furca, fz. fourche, Gabel) bedeutet einen gabelförmigen Bergeinschnitt, der zur Not als Paß (aus dem Emmenthal ins Oberland) dienen kann. Speziell die Karrhöle soll ehedem bösen Berggeistern als „Straße“ über den Hohgant gedient haben.[6] Höhgánt nämlich (zu gand, ein mit zertrümmerten Felsstücken überschüttetes Gelände) ist der Name, welchen „der alte Talvater“[7] zunächst im Oberland, seit Durchgreifen der Schulsprache auch bei uns führt.

Wie hinter Kulissen hervor schaut uns das Tannhorn in der Nähe der Emmenquelle entgegen. Gleich ihm hält sich der gesamte Zug der Brienzergräte,[8] in einen dunklern Schleier eingewoben, im Hintergrunde.

Nun folgt, wieder in den Vordergrund tretend, jene zerfurchte Felswand, die sich so trotzig und herausfordernd in ihrer ganzen Länge vor uns hinstellt: die „Schratte“. Als Riß, Spalte, Schrund erklären Studer[9] und Kuhn[10] den Namen; letzterer im „Geißbueb“, welchen er seinen Weidetieren zurufen läßt: „Dert am Schatte dür dä Schratte geit's dä Rung (diesmal) uf Bänißegg.“ — Diesem männlichen Geschlecht steht das weibliche gegenüber z. B. in Kohlrausch's „Mädchen ab der Schratten“.[11] Wir haben es hier mit der sehr häufigen Auffassung einer ursprünglichen Mehrzahl als weibliche Einzahl zu tun, wie sie auch in den gleichbedeutenden Formen „Schrattenfluh“ und „Schrattenflühe“ vorliegt. Auf einer (Scheuchzer'schen) Landkarte von 1712 findet sich übrigens die Bezeichnung „Schrattenflühe“ ersetzt durch die Namen der Alp „Lochseite“ und der „Scheibenfluh“, unter welcher die „Rothe Fluh“ sich hinlagert. Auch 1785 wird noch gesagt, Schangnau grenze gegen Osten an die „Lochseite“ und an die „Rothe Fluh“.[12] Der Name „Scheibe“ figuriert bloß noch in der Bezeichnung Schịbe-Gütsch für das so eigentümlich daumenartig abgetrennte, kahl und spitzig in die Lüfte starrende Felsstück. — Wir ersehen daraus, daß auch der Name „Schrattenfluh“ oder „Flühe“ durch die Schulsprache in verallgemeinerndem Sinn auf den ganzen langen Felszug übertragen worden ist. In den obern Teilen gegen uns hin von gewöhnlichen Erosionsfurchen ge-

[3] so Studer 13 u. ö. [4] AR. 1822, 52; Hauswirth (1783); Jahn Em. 68. [5] Studer 32—39. [6] Studer 33. [7] Kuhn AR. 1822, 95. [8] so Studer 13 u. ö. [9] ebd. 17; vgl. Rochholz, Schweizersagen (Aarau 1856) I, 357 ff.; Grimm WB. 9, 1649; Stalder 2, 350; Berlepsch, Alpen 35. [10] AR. 1820, 237. [11] 175 ff. [12] Staatsarchivar Türler.

spalten und zerklüftet, sind die Schratten dagegen auf der Entlebucher Seite von eigenartigen, hart neben einander laufenden Furchen „seltsam ausgewaschen und ausgekerbt“. Es ist dies die sogeheißene Karrenbildung, schon von Studer auf ein keltisches kar = „kahler Fels“ zurückgeführt.[13] Mit den „Karren“ sind aber die „Schratten“ sinnverwandt;[14] nach ihnen hinwieder benennt sich „der Schratt“ oder „das Schrätteli“ als der in den Felsklüften hausende Erdgeist.[15]

Unter den einzelnen Gipfeln sind für unsere Landwirte die als Sömmerungsalp benutzten Hẹftizänd von Interesse.

Aus dem schließlich noch sichtbaren Verlauf des beschriebenen Voralpenzuges kennt jeder Eggbewohner den Steingrat oder die „Steinwangfluh“,[16] sowie die „Bäwchle“,[17] bei uns die Bäichle genannt. Der allmählig gegegen die kleine Emme hin sich absenkende lange, steinige Kamm erinnert mit seinen Fluhsätzen einigermaßen an „Bänke“ im Steinbruch.

Hinter den Trachselwalder-Bergen versteckt sich uns jene hochgewölbte Kuppe, die von der Sennensprache aus der Napf genannt wird.[18] Die „Rigi des Emmenthals“ heißt er in der Sprache des Wirts. Uns ist er sowohl die Grenz- und Wasserscheide zwischen Entlebuch und Emmenthal (kleine und große Emme) und gegen Ober- und Unteraargau hin (Langeten und Wigger), als auch der Ausgangspunkt all dieser so mächtig und gemächlich hingelagerten „zahmen“ Bergzüge des Emmenthals. Denn der Napf bildet das Zentrum dieser Chüejer-Bärge „mit ihren Alpentriften und den schimmernden Sennhütten“:[19] der Sumiswalder-Berge mit dem allbekannten Tummelplatz der Lụdere-Chị̣lbị und den prächtigen Alpen Hinder- und Vorder-Arnị; der Trachselwalder-Berge mit Näfrụtti und Lụụshütte (wo der Jäger auf Anstand lụụßet, lauert); der Langnauer- und Schangnauer-Berge im Hintergrund.

Wie ein kühn und voll gezogener Pinselstrich zieht sich nach rechts quer durch die Landschaft dicht vor uns der durch einige Gehöfte gelichtete schwarzgrüne Tannenwald des Rämisbẹrg. In der langen und hohen Wanneflueh stürzt er jäh gegen Landstraße und Emme ab, indes seine südliche Fortsetzung als Rawflibärg sanfter gegen das Dorf Rahnflüh (Räwflị) sich abdacht.

---

[13] Studer 17; Walser; Grimm, WB. V, 204 ff. [14] schwz. Id. 3, 422. [15] vgl. Rochholz a. a. O. und das „Schrätteli“ in Zschokkes „Adderich“. [16] Studer 19; „Wang“ = begraste Halde, verschieden von „Wand“ = Felswand. [17] Studer 18: „Bäuchlen“. [18] Blösch, B. Taschenb. 1876; Hauswirth 2, 11 ff.; E. A. Türler 137 ff. [19] Studer 38.

Gegen uns zu aber breitet sich, zu Füßen des Ramisberg zwischen Grünenmatt und Bodenmatt, gegen den Zusammenlauf von Grüne und Emme hin gerichtet, die Ramsei- und Grünenmatt-Ebene. Durch die Straße Sumiswald-Lützelflüh von ihr getrennt, dehnt sich als höhere Terrasse die Waldhaus- und Flüelen-Ebene (d'Walthuus-Achere = die Äcker von Waldhaus) bis dicht zu unsern Füßen, um als Südabhang der Egg in den allmählich steilern und steilern Aufstieg bis zu unserer Höhe auszulaufen.

Welch ein Ausblick über diese Ebenen an einem wirklichen Maitag, wo das strotzend saftige Grün mit dem es durchwirkenden Gelb des blühenden Löwenzahns und dem Schneeweiß der zu hunderten blühenden Kirschbäume das Blachfeld in einen riesigen Garten wandelt! Nun aber ist der Augsten ihe, und die letzten Strahlen der Sonne fallen in günstigster Richtung auf das Voralpengelände, um uns hier ein andersartiges, aber nicht weniger interessantes Bild vorzuzaubern. Dort die reiche Natur als Nährmutter und Künstlerin in Einem; hier der Mensch in Fleiß und Schweiß, wie er, für sich und die Seinigen Brot und Heim erringend, mit Karst und Hacke die steilsten Höhen erklimmt, uehe chräblet und ume råblet! „Seht die Felder, wie sie weiß sind zur Ernte!" Oder vielmehr, da es sich hier nicht um den „weißen" Weizen der großen Hochebene, sondern um den Brotspender des Gebirges, den Dinkel, handelt: fahlgelb,[20] und damit bald zur Ernte reif. Drum der eigenartige Anblick: im Mai die Ebene als gewirkter Teppich, im August das Berggelände als Mosaïkboden. Zwischen Weideplatz und Gehölz, wo nümen au es Blätzli ist und gegen zu rauhe Winde Schutz in Aussicht, da schieben und drängen sich Getreidefelder und -Äckerchen hinein — als Veranschaulichungsmittel auch für ebene Geometrie: unregelmäßige Dreiecke, angehende Rhomboïde, Versuche von Kreissegmenten, Studien an Bogenstücken; soviel es aber bei dem sehr eigelige Emmenthaler irgendwie sein kann: ordentliche Rechtecke, die Länge in die Höhe gestreckt. Noch erkennt ein scharfes Auge am schwärzlichen Grün zwischen dem fahleren der Weide auch Kartoffelfelder.

Doch, es senken sich die Schatten über Äcker und Feld. Da leuchtet es plötzlich aus ihnen seltsam auf. Hier ein Flackern und Erlöschen, dort in der Ferne ein heller Punkt, anhaltend hell und immer heller. An drei, vier, zehn Orten brennt es; ein Feuer scheint dem andern zu rufen; bis ihrer achtzig sind schon gezählt worden. Sie verdunkeln die Lichtlein der Häuser, die heute ausnahmsweise auch zur Sommerzeit brennen, sonst aber nur im Winter dem abendlichen Wanderer über

[20] Thormann, Tsr. Bg. 5.

die Egg das beruhigende Gefühl eingeben, daß er wohl zu Hause „einsam“, in der Welt aber nicht „alleine“ sei.

's ist drum der erst Augste! Und wer so zäh und treu an seinem Heimat hängt, trägt auch zur Heimat doppelte Liebe in der Brust.

Mittlerweile dunkelt es am Horizont der Alpen, und in zauberhaftem Spiel mischen sich ununterscheidbar die Feuer der Erde mit den Sternen des Himmels.

Zum vollen Genusse des Schauspiels erheben wir uns zu einem Gang über die Egg. Wir treten hinaus auf die höchste Höhe in der Richtung gegen Lützelflüh. Dort, in der Nähe des vereinsamten Kirschbaums: welch eine Rundschau! Nur durch die alte Hówacht (Hochwacht) vor uns und den Ee̥lle̥be̥rgwḁld vor ihr unterbrochen, breiten sich im letzten Dämmerschein in schön geschwungenem Bogen die Ketten des Riesen und des Stockhorn und die Gruppe der Freiburgeralpen. Noch weist uns die Hu̥ndschü̥pfe die Richtung nach Biglen, zeigt uns der Wägi̥sse den alten Weg nach Bern. Links und rechts von ihm aber deckt der Schleier der einfallenden Nacht den gleichförmigen Zug des Jura, des heimeligen „blauen Berges“[21] mit dem „himmelblauen Bördchen“.[22]

Um so wirksamer jetzt, halb lieblich und halb unheimlich, hebt sich das Grün der Gehänge ab, welche in jenem ganz eigenartigen Wellengebilde vom Horizont zum Rüegsau-Affoltern-Talgrund hernieder steigen. Keineswegs gleichförmig. Vielmehr bildeten einst die auswaschenden Rinnsale hier eine mulden- oder kesselförmige Eintiefung: eine Tüele, ein Loch. Dort umgingen sie einen zäh widerstrebenden Sandstein- oder Nagelfluhkegel, der trotz seiner Kleinheit sich mächtig brüstete und wie als Siegerkranz sich ein hübsches Buschgehölz auf das Haupt setzte. Es sind dies jene Augenbrauen im Antlitz der emmenthalischen Berglandschaften, die der Gegend so wohl anstehen und für den sinnig stillen Naturfreund zumal beim Blätterwechsel etwas unsagbar Lauschiges, Anlockendes haben. Die Kegel aber, die so der Auswaschung und Unterspülung Widerstand geleistet, führen die uns heute sehr prosaisch klingenden Namen Hu̥be̥l, Chnu̥be̥l, Höger, je nach der Form auch Chäpf und Chipf.

An einer solchen Ausladung der Egg, dem Niderhuus-Chnube̥l, trägt uns der Fuß vorüber. So auch, in unbewußtem Weiterwandern über die Egghöhe hin, an der Fuchsegg vorbei. Wir gelangen durch den Hohlweg (die Höle) inmitten eines malerischen Buchenwäldchens nach dem Nußbaum mit projektierter Ruhebank, wo

[21] Sylv. 231; Sonnt. 132; AB. 1, 123; BSp. 189. [22] AB. 1, 9.

an fünffacher Wegstrahlung sich ein prächtiger Fernblick nach Ost und West hin bietet. Geradeaus setzt ein Fußweg sich fort über den Büel: die langgezogene und etwas erhöhte Fortsetzung der Egg, die sich dann gegen das Dörfchen Gammete hinter Sumiswald hinuntersenkt. Links vorwärts geht es gegen das Dörfchen Oberschụfẹlbüel (3 Bauernhöfe nebst Käserei und Schmiede), links gegen den Bauernhof Schufelbüel-Neuhuus. Von hier aus kann der Blick südwärts drei weitere Güter überschauen, von denen jedes seinen eigenen Namen trägt (das Bịchsẹlhụụs, der Xaṇder, das Niderhuus), doch so, daß sie zusammen die Gruppe Niderschufelbüel bilden.

Vom Nußbaum links ab führt endlich ein Karrweg gegen Rüegsbach hinunter über die beiden Nachbarhöfe: die oberi und die uṇderi Flüeh. Sonnenhalb dagegen (uf der Sunnsịte) gelangen wir durch den Flüelegräbe gegen den Weiler Flüele. Unterhalb Waldhaus mündet endlich der Weg in die große Landstraße gegen Lützeflüeh aus.

Höhen.[1]

Mit diesem Situationsbild haben wir gleichsam die nötigsten „Nägel eingeschlagen", an die wir nun — gemäß dem Zweck unseres Buches — ein kleines Netz orographischer Erörterungen zu hängen imstande sind.

Ein Stadtberner[2] läßt eine Emmenthalerin ihre Hörer zum Besuch ihres Heims einladen: „Chömet cho luege öppen es Mal; 's gịịt (geht) zwar strängs uf un abe." Genauer hieße das: uehen u ähe („aufhin" und „abhin"), und dies allerdings im strengsten Sinne des Worts. Denn das Emmenthal vorab hat „streitbares" Land, wo man die Hühner anbinden muß, damit sie nicht zu Tale rollen,[3] oder: d'Hüenner b'schlaa, u d'Chatz a mene Häļslig uberuus laa (damit sie mausen gehe). Das sind die rechten Ẹigetschafte oder vielmehr Hangetschafte des Emmenthals.

Dasselbe „hinauf" und „hinab" heißt, auf die Person des Steigenden bezogen: obsi(g) und nidsi(g); wie denn das „nid" auch in der Vergleichungsform „nider" ehemals den Gegensatz zu „ober" bildete. So unterscheiden wir noch heute „Ober"- und „Niderried", Ober- und Nider-Schụfẹlbüel (vgl. das Ober- und Nieder-Simmenthal, ob und nid dem Wald ꝛc.). Ohne gegensätzliches „ober" haben wir einen Hof Niderhuus, sowie umgekehrt ein Gut Obersbaach,

[1] Statt „Höhen" und „Niederung" würde ein geographisches Werk die absoluten Bezeichnungen „konvexe" und „konkave" Bodengestaltung anwenden. [2] Gruß 4. [3] Mordiof. 185.

einen Oberdietleberg. Dagegen hat eine Bezeichnung „Niederland“[4] als Gegensatz zum Berner-Oberland nie Wurzel gefaßt. Aber selbst „Unterland“ ist weder ein bei uns sehr gebräuchlicher, noch ein geographisch brauchbarer Begriff. Der Bewohner des Amtes Signau nennt „Unterland“ alles, was unterhalb seines Bezirkes liegt, „unten im Land“,[5] „d's Land ab“.[6] Uns ist das Unterland allenfalls der Kanton Bern außer und gegenüber dem Oberland.[7] Allein mit dieser Zweiteilung konkurriert auch wieder die Dreiteilung durch Einschiebung des Mittellandes.[8] Dieser noch unbestimmtere Name bezeichnet uns meist den um die Hauptstadt gruppierten bernischen Landesteil (neben den 5 andern), öfters aber den gesamten bernischen Teil der „schweizerischen Hochebene“, oder nach Walser besser: des schweizerischen Mittellandes.

Eine um so bestimmtere Bedeutung haben „ober“ und sein jetziger, dem Sinn von „zwischen“ entfremdeter Gegensatz „under“. Mit Ausnahme des neugebackenen offiziellen Underdorf Lützeflüeh statt des ehemaligen Go̥ldbachschache, auch etwa des obern und untern Rahnflühschachen, deutet die Gegenüberstellung fast durchgehends auf die Teilung eines ursprünglich einzigen Hofes in zwei. Der mit dem bekannten Emmenthaler Vorrecht des jüngsten Sohnes ausgestattete Stammhalter verblieb auf der undere Flüeh, der undere Hawle (Halde), dem undere Neuhuus, Moos, Holz, Eichli, Braudishueb; der ausgekaufte Bruder (oder einer von mehreren) gründete oder bezog das mehr bergwärts und vom Verkehr entfernter gelegene, ursprünglich kleinere „obere“ Heimwesen. Meist sind nun die Nachbarn nicht mehr Verwandte, obwohl öfters Geschlechtsgenossen (z. B. die „Steffen“ auf der obern und untern Flüh).

Bloß einmal begegnen „hoch“ und „tief“ — hööch und teuff — in Höhiacher und Tiefebachwḁld. (Als Wortwitz geht die Anekdote um, wonach einer dummen Magd die drei Alpen Schịịnne, Hoch-Änzi und Napf die höchsten Namen bedeuten sollten).

Dagegen klingt in der Redensart: d'Haar stöö mẹr z'Bärg noch die ursprüngliche Bedeutung „hoch“ durch, und an solchen ursprünglich allgemeinen Bezeichnungen mit Bärg ist auch unser lokaler Sprachschatz überreich. „Bärg“ spezialisierte sich aber mehrfach nach Maßgabe der bäuerlichen Verhältnisse unserer Gegend. Vor allem tritt die Bedeutung „Bergweide“ hervor, welche ja auch bei „Alp“ sich aus dem allgemeinen Sinn von „hoch“ (keltisch „Alp“[9]) entwickelt hat. Die Ausdrücke z'Ḁlp gaa und es Gụ̈sti z'Bärg tue[10] sind für eine Bauern-

[4] Dursli 206; Geldst. 216. [5] JoSt. 66 f. [6] Müll. Hk. 48. [7] SchM. 2, 405. [8] Michel 181 f. [9] Holder 1, 107 f. [10] MW. 2 J. 230.

gemeinde wie Lützelflüh um so belangreicher, da auch hiesige Landwirte namentlich auf den Sumiswalder Bergen Alprechte besitzen.

Am Fuße des Ramisbęrg liegen zwei Bauernhöfe gleichen Namens, auf seiner Höhe der obere Ramisberg und der Ramisberg-Chehr oder Schräpfer. Am Fuß der steilen, waldigen Nord-Abdachung aber liegt Ramsei. Bedenken wir nun, daß diese „Ey" wie jener „Berg" nach dem „ram" (Schafbock) benannt sind, daß ferner der Name „Ramisbęrg" auch einen zu Biglen gehörigen Zweig der Hundschüpfen bedeutet und auf demselben eine noch stehende Schafscheuer (Klaus Leuenbergers Versteck) an alte Schafweide erinnert, so stoßen wir hier auf ein interessantes Zeugnis alter Schmalviehweide nach Allmendrecht.

Heute gibt es im Gemeindebezirk Lützelflüh keine ständige Weide mehr. Auch die höchst gelegenen Teile, die kein Pflug befahren kann, sind unter den Karst genommen. Und wie früh das geschehen sein mag, zeigen in instruktiver Weise unsere Bergnamen. Die wenigsten derselben deuten auf natürliche Verhältnisse hin wie Eichebęrg: ein Bauernhof und zwei Gütchen. Ihre bedeutende Höhenlage wird durch die angrenzende Hochwacht angedeutet. Gleichwohl stehen noch heute, trotz früherer starker Abholzung für Bauzwecke, über die ganze Egg hin vereinzelt schöne Exemplare von Haag-Eichen. Dieselben werden ehedem ganze kleine Bestände gebildet haben wie in noch höherem Maße etwas weiter unten, wo die schönen Güter „Eich" und „Eich-Neuhuus" (Gemeinde Rüegsau) liegen.

Was bedeutet aber Chåwpęrg? So heißen zwei benachbarte Höfe[11] auf dem hochgelegenen Ausläufer des Ramisberg gegen Trachselwald hin. Der Name lautet offiziell „Kelbberg"; 1790: „Kälbberg";[12] 1783: „Keltberg"; 1361: Kelperg;[13] 1346: „Kelchberg";[14] 1343: „Kelkberg".[15] Keine einzige dieser Formen bietet die Handhabe zu einer verläßlichen Deutung, und doch: wie viele sind deren schon vom Volksmunde versucht worden! Meist denkt man an die auf dieser windigen Höhe doppelt fühlbare Chęlti (Kälte), wozu noch die Chäwpęrg-Wüesti — ein „Loch" hinter den zwei Gütern — das ihre beiträgt. Andere erinnern an die vorzügliche Eignung dieses Berges zur Sömmerung von jungem Rindvieh („Chaļbe"; vgl. die Chaļberweid). Wieder zieht man die zwei benachbarten und hochgelegenen Rüegsauer Güter „Chaļchtere" und „Gruebe" als Parallele heran und denkt an Kalk, der, einst aus den Alpen hieher verfrachtet, seinerzeit ausgebeutet worden wäre.

---

[11] 1948 und 1328 ha. [12] Fuhrrodel. [13] Fontes 8, 406. [14] ebd. 7, 184. [15] ebd. 6, Nr. 807. Vgl. auch das Chälpärgerhuus zu Oberburg.

Eine solenne Deutung endlich knüpft an den mit „Chilche" ähnlichen Wortklang und erinnert daran, daß einst der Weg nach dem „Dösel", der St. Oswalds-Kapelle im Dürrgraben (die aber erst 1394 gestiftet worden ist), über unsern Berg geführt habe.

Solche Erklärungsversuche mögen zeigen, wie lebhaft sich heutzutage die „Volksetymologie" um derartige zur Enträtselung anreizende Namen interessiert, und wie bitter schade es um so viel ehedem gedankenlos verschleuderte Dokumente ist, welche auch hierin Aufklärung bringen könnten.

Etwas durchsichtiger sind die Anknüpfungen an Personen, welche solche „Berge" urbar gemacht und in Privatbesitz genommen haben. Der Oberbolzisberg zu Oberried[16] dürfte der „Baltzisberg" von 1621 und der „Barziberg" des Kiburger Urbars von 1261[17] sein und auf „Bartholomäus" hindeuten. Deutlich steckt „Bendicht" im „Bänzeberg", dessen langgestreckter Hügelzug teilweise „in dem Kilchspel ze Loupersswile" (1346)[18] liegt, mit vier Gütern oder Gütchen aber[19] zu Lützelflüh gehört und in den Bänzeberg-Wald, sowie die Bänzeberg-Wüesti ausläuft.

Zu den Vergabungen an das Kloster Trub, welche 1139 der Schutzbrief des Papstes Innozens II. bestätigte, gehörte auch das Gut „Ellingberg"[20] oder „Ellinberg",[21] wie hinwieder 1246 ein Gut zu „Ellenberc" den Johannitern in Münchenbuchsee verkauft wurde.[22] Nun verzeichnet bereits Hauswirth 1783 ein Vorder- und ein Hinter-Ellenberg. Zum vordern Ellenberg, kurzweg Eelleberg geheißen, gehört auch das so zweckmäßig erneuerte Gemeinde-Armenhaus (der Spittel). Der hinder Eelleberg, gewöhnlich 's Hinderhuus genannt, erfreut sich einer ganz vorzüglich windgeschützten und sonnigen Lage. Kein Wunder drum auch, daß z. B. 1583 Georg Eggimann zu Ellenberg, Weibel zu Lützelflüh, als Käufer der Burg Wartenstein und des dazu gehörigen Hofes Kalchmatt erscheint,[23] und daß heute Alprechte auf den Heftizähnen (S. 3) zu Ellenberg gehören. Der Hof war wohl schon unter den emmenthalischen Gütern, die das Fruchtmagazin des Klosters Trub bildeten,[24] einer der geschätztesten. Heute lohnt das prächtige Gut mit dem schönen Ellebergwald den Fleiß eines 70jährigen Vaters von acht arbeitsfreudigen Kindern, der in seiner bescheidenen Art erzählte: Albe han i müeße Zeis haa (Hypothekarzinse als Last auf mir haben), iez überchumen i öppis.

---

[16] Wh. Sp. Hh. Oh. Ack. Ws. Wd. 1743 ha. [17] Fontes 2, 536. [18] Ebd. 7, 184, [19] 1) Wh. Sp. Ack. Ws. Wd. 657; 2) Wh. Ack. Ws. Wd. 367, 54; 3) Wh. Sp. Ack. Wd. 462, 97; 4) Wh. Ack. 8. [20] Trub 30, 15. [21] JoStAlp. 78. [22] Fontes 2, 273. [23] v. Mül. 169. [24] Trub 30, 15.

Ob dem Dorfe Lützelflüh liegt der Geinisbe̥rg[25] und drob zuehe das sehr steile Gütchen der ober Geinisbe̥rg, ehemals einem Messerschmied gehörend. Der Name „im Geynisperg“ begegnet uns erstmals 1677.[26] — Jenseits der Emme liegen der „Gyrisberg“ oder Gịịrsbe̥rg[27] und der Dietlebe̥rg.[28] Oberhalb dieses beträchtlichen Hofes: der ober Dietleberg.[29]

Man bemerke die reduzierte Aussprache all dieser „Be̥rg“, an welche sich nun noch der Name eines unkultivierten Bergwaldes von mythologischem Belang anschließt: „Der beim Flüelenstalden als starke Halde zur Grüne abfallende Mụ̈nnebe̥rg springt gar merkwürdig als ein Querarm des Hügelrückens (der Egg), der von Affoltern bis Lützelflüh geht, ins Tal hinein. Und oben auf seiner (Zwingheer genannten) Spitze, von welcher weg er sich rasch zu Tale senkt, soll vor Zeiten ein altes Schloß gestanden haben, eine eigentliche Wartburg (zur Überschau des ganzen Grünentales und der weithin ausgedehnten Trachselwalder-Berge). Noch sieht man Spuren des „Burggrabens“ und den um die Spitze gewundenen Schloßberg.“[30] Neben dem benachbarten Burgbüel zu Sumiswald und dem Schmidslehn (Jegerlehn) zwischen Walkringen und Lützelflüh bildet der Münneberg einen der Punkte von anerkannt hohem altertümlichem Wert,[31] welche noch andere Untersuchungen verdienten als die heimlichen Schatzgräbereien,[32] die sich noch im Mai 1900 wiederholt haben.[33]

Zwingherrlichen Angedenkens sind ja auch die einhundert ausgewachsenen Buchen des Münneberg, aus denen die Untertanen des Sumiswalder Komturs Hans von Stoffeln den Schattengang seines neuen Schlosses auf Bärhegen in Monatsfrist herstellen sollten.[34]

Beim gänzlichen Mangel historischer Daten schwebt natürlich auch jede Erklärung des „Münnenberg“ (wie beharrlich gesprochen und geschrieben wird) in der Luft, und Gotthelf konnte dem Inhalt seiner Erzählung[35] zu Gefallen der Wortform sogar ein „Mühleberg“ zugrunde legen. Besser verträgt sich mit lautlichen Gesetzen[36] der ebendort herangezogene „Münchenberg“. Sei ja dort drüben der Pfaffenboden[37], und — hätte Gotthelf beifügen können — dort drunten das ehemalige Frauen-Kloster Rüegsau als Filiale des Männer-Klosters Trub, das wir von alters her in so vielfachem Besitz von schönstem Grund und Boden auch des Gemeindebannes Lützelflüh sehen (S. 9).

---

[25] Wh. und neueres Mietstöckchen, Ack. Ws. Wd, 586, 73. [26] Bifang. [27] Wh. Ack. Ws Wd. 463, 72. [28] Wh. Wst. Sp. Schüürli. Ack. Ws. Wd. 2854. [29] Wh. Sp. 77. [30] Brüder 208. [31] Jahn Em. 70. [32] ebd. 9. [33] SdB. 1903. [34] Spinne 29. [35] Brüder 210. [36] Vgl. zürch. und luz. „mäle“ (melken), Chile (Kirche) u. dgl. [37] Brüder 210.

Eine historische Erinnerung schließe diese Gruppe: ein Alexander Leuenberger aus Ramsei war 1653 einer der Kriegsräte Klaus Leuenbergers. — Ein ausgestorbenes Lützelflüher Geschlecht hieß Möschberger.

Eine andere Namengruppe weist betontes „Bärg" als zweiten Bestandteil auf. Schwankend zwar gehört hieher der Schlóßbärg, seltener Schloßbärg, der, mit schönem Buchenwald bestanden, von der Ruine Brandis jäh gegen das heutige Bauerngut „Brandis" (= Eischüür) abfällt. Entschieden dagegen und mit durchsichtiger Deutlichkeit sind Brandisbärgli,[38] Reinbärgli, Stüehlige-Bärg,[39] Dụ̈ụ̈r-Bärg,[40] Gumpersmụ̈li-Bärg,[41] solche Heimwesen, die einst zu dem talwärts gelegenen Bauerngut eben als „Berg", als Weidetrift gehört hatten, später aber von einem nachgebornen Sohn in ein eigenes Gut umgewandelt wurden. Es wiederholt sich also hier, was wir weiter vorn (S. 6) zu „ober" und „unter" angebracht haben. Das Gütchen Flüelebärg aber zeigt noch den Urzustand: es gehört als Miete des Melkers und seiner Familie zu dem Hofe Gygax-Wälti in Flüelen, dem ältesten und ursprünglich einzigen Gute dieses heutigen Weilers. Umgekehrt tragen spezielle Familiennamen: der Jụtzibärg[42] am anstoßenden Waldstück[43] gleichen Namens, und der Bụ̈tlerbärg. Der Leijisbärg[44] liegt unterhalb des Gutes Leijis. Alle drei „Bärg" bilden windgeschützte Einsattelungen des Rawflibärg (S. 3). Rawflibärg heißen aber auch spezieller zwei Heimwesen.[45] Zu vergleichen: Ramseibärg[46] und Walthụsbärg (kleines Gütchen, malerisch an sonnigem Waldrand gelegen).

Einen Gegensatz zur Sinnesverengerung bei „Berg" bietet die Begriffsverallgemeinerung von Ort. Vgl. a menen Ort = irgendwo.[47] Eine Sache verörtere: an ihren Platz bringen. Unsere Mundart beharrt aber auf dem sächlichen Geschlecht: an es guets Ort choo, d. h. an einen guten Platz kommen.[58] Zugleich nährt sie sich mittels Redensarten wie d'Sach ist wieder am alten Ort (in der gleichen schlimmen Lage),[49] d'Last am schwẹ̣reren Ort aagrịịffe[50] zusehends der Urbedeutung Ende, Spitze: vgl. uber Ort = schief.

Fiederförmig[51] oder, nach anderem Bild, wie ein aufgeschlagener Fächer[52] wiederholt die Napfgruppe des Emmenthals im Kleinen die

[38] Wh. Ack. Ws. Wd. 110. [39] Wh. Ack. Ws. Wd. 422, 97. [40] Wh. Sp. Wagenschopf. Schüürli. Oh. Ack. Ws. 650. [41] Wh. Ack. Ws. Wd. 804. [42] Wh. Ack. Ws. Wd. 363, 52. [43] 12, 27 ha. [44] Wh. Sp. Ack. Wd. 616, 57. [45] 1) Wh. Obstgarten. Ack. 221; 2) Wh. Sp. Ack. Wd. 526, 63. [46] Wh. Wst. Wohnhäuschen. Sp. Ack. Ws. Wd. Flue 1656, 24. [47] Lischeb. 7. [48] BSp. 136. [49] Vgl. Segen 84. [50] Käthi 60 Hs. [51] Walf. Sch. 21. [52] JoSt. 3.

Kammgliederung der Alpen.[53] Diese Kämme sind oben abgeflacht. Langsam fällt die vielgewundene, bisweilen tischebene, bisweilen höckerige Egg (Lokalausdruck des Emmenthals und Zürcher Oberlandes), bis sie endlich steil und oft in malerischen Flühen zum Haupttal abbricht.[54] Grundbedeutung von „Egg" (lat. acies) ist „Schärfe", speziell die Schärfe des Schwerts, die Schneide der Waffen, die scharfe Kante. Erst von da aus nähert sich „die Ecke" und berndeutsch „der Egge", ostschweizerisch „das Egg" in der Bedeutung eines spitzen Winkels dem ursprünglichen Gegensatz, der in „Ort" liegt. Darum gehört zur Bedeutung der Egg einmal der Doppelbegriff „langgezogen" und „schmal", sodann die trennende Lage zwischen zwei Niederungen mit freiem Ausblick nach links und rechts. Verbunden ist damit auch die teilweise herrliche Besonnung und daherige Fruchtbarkeit des von Natur so kargen Bodens.[55] So ist „Egg" zunächst Gemeinname. Uber alli Egg ewägg fuhr der Teufel mit seiner Buchen-Last von Sumiswald auf Bärhegen.[56] Auf die Egg hinwieder „trappet" einer hinaus, zu sehen, ob es ein Wetter geben werde.[57] Ein Hof am Fuß der „Egg" Reutiberg mag der Ursprung von „Eggiwil" sein.[58] Insbesondere spielt die Egg oft die Rolle einer Wasserscheide, zuweilen auch die eines Bergpasses.[59] In beiden Fällen trägt oder verdient sie den Gemeinnamen Scheidegg. So ist die 1529 m hohe Honegg die Wasserscheide zwischen Röthenbach und Emme, auch zwischen Zulg und Aare. Eine solche Scheidégg oder Schéidig zu Rüegsau besteht heute aus einer doppelten Gruppe von Bauernhöfen, und von ihr wird unser sehr starkes Burgergeschlecht Scheidegger sich herschreiben. Ein anderes Geschlecht ist Häbegger (aus „Habchegger").

Von der oberhalb Lützelflüh beginnenden Schaufelbühl-Egg, schlechtweg Egg, sind wir in diesem Kapitel ausgegangen. Sie setzt in wiederholten Absenkungen und Neuerhebungen sich derart fort, daß man über sie weg in beinahe ebenem anderthalbstündigem Spaziergang Affoltern erreicht. Verschiedene Partien dieser gesamten „Egg" tragen auch wieder den Namen Egg mit oder ohne Zusatz. So stoßen wir, von der Hochwacht oberhalb Waldhaus ausgehend, auf die Schniiderегg oder nach ihrem jetzigen Besitzer Schriiner-Egg.[60] Am Eggschulhaus vorübergehend lassen wir linkerhand ein kleines Gütchen[61] mit Haus und Häuschen liegen: die Egg. Weiterhin ist die Fuchsegg ein plateauartig ausladendes Ackerstück.[62] Nach zwanzig Minuten stoßen wir jenseits Oberschaufelbühl auf die Häusergruppe Neuégg = Neuig, wo ein anmutiges Schulhaus Kinder aus drei Kirchgemeinden (Lützelflüh, Su-

[53] Wals. Sch. 37. [54] Ebd. 38. [55] ebd. [56] Spinne 50. [57] Barthli 29. [58] Eggiw. 10. [59] Wyß 70. [60] Wh. Ws. Ack. 238. [61] 270 ha. [62] 47,51 ha.

miswald, Rüegsau) aufnimmt. Dabei das Heimwesen Hohlégg oder d'Hölig. Nahe dem prachtvollen Hegenwald bildete seinerzeit die Hęgenegg die Grenze zwischen den Ämtern Trachselwald, Sumiswald und Brandis.[63]

Zur Enklave Oberried gehört die außerordentlich steile „Neueregg", Neuerig;[64] zu Lauterbach: „Wildenegg", Wįllenegg, 2 Bauernhöfe mit 3 weiteren Häuschen. Aus Lützelflüh's Nähe seien erwähnt: Mööriseggg (Lauperswil), 1261: Morinsegge,[65] sowie der Sumiswalder Schulbezirk Schonégg oder Schönig usw. Man bemerke die Vokalreduktion dieser „Eggen" in Schönig, Neuįg, Neuerig, Scheidig u. s. w., welche nur nicht so regelmäßig wie in „Bęrg" eintritt.

An die „Gräten" des Fisches erinnernd, bildet der Grat (im Sinne dieses durch Schiller der Schriftsprache angeeigneten Wortes) eine viel schroffere Abdachung und eine noch schmalere Kante als die Egg. An erstere mag Gotthelf gedacht haben, wenn er beharrlich „Grad" schrieb und einen „Michel"[66] am Ostertage höhnen ließ: „Ich hätte viel zu tun, wenn ich mit allen Bauerntöchtern vom Gitzigrad (Gįtzįgraat) düpsen wollte." Auch der Steingrat (S. 3) ist ihm der „Steigrad"[67] oder „Stygggrad"[68]. Den Grat als ausgesprochensten Gegensatz zur Niederung bezeichnet das ostschweizerische Anlautspiel „Grund und Grat", z. B. 1506 und 1524.[69] Der Hųnggraat zu Rahnflüh (kleines Heimwesen).

Wir kommen zu der bei uns so vielgestaltigen Benennung Flueh, diesem spezifisch schweizerischen, wahrscheinlich aber mit „Fels" verwandten Dialektwort. Vollends die ostschweizerische Form „Fluech"[70] legt die Verwandtschaft der ch- und der s-Ableitung aus einem gemeinsamen Stamm nahe, der nach einer ansprechenden Vermutung auch in polis steckt.[71] Die Mehrzahl Flüeh (mit dem -n- des Dativs i de Flüehne) gilt für uns — über den Mittelbegriff des Kollektivs hinüber — auch für die Einzahl. Wir sagen: die ober und die under Flüeh (Abb. S. 15), wo wir die zwei benachbarten Heimwesen meinen, welche gemeinsam an einen kleinen, mit Eichen und Haseln bekleideten Fluhsatz anlehnen und damit trefflich gegen die Bise geschützt sind. Die obere Flüeh erscheint aber 1261 im Kiburger-Urbar[72] als „Superfluo", wie auch eine Eggiwiler Alp noch heute „Oberflueh" heißt. Die im Gegen-

[63] Hauswirth 3, 15. [64] Wh. Ak. Ws. Wd. 344. [65] Kib.-Urb. 160. [66] 132. [67] Wass. 42, 46. [68] Brandis 125. [69] Zollikon 191; AR. 1823, 13. [70] schwz. Id. 1, 1184. [71] Wie „Berg" und „Burg" als Ablautformen des einen und selben Wortes für „hoch" (Grimm WB. IV, 1, 1776 ff., s. Gebirge) häufig durcheinander gehen, so bedeutet ja auch die „Akrópolis" zunächst den spitzen Felsen, dann die „Burg" ob Athen, und erst die geläufigen Abkürzungen „Nea-pel" u. dgl. enthalten für uns die Bezeichnung „Stadt" nach modernem Begriff. Vergl. dazu Kluge[5] 104. [72] 160; Fontes 2, 536.

satze zur Churzeflueh[73] langgezogene Wanneflueh (S. 3) hinwieder leiht ihren Namen der an ihrem Fuß befindlichen Mühle mit Wohnhaus sowohl wie drei weitern kleinen Heimwesen.[74] Daß die Schratten (S. 2) bald „Flüeh“ und bald „Flueh“ benannt werden, sei hier ebenfalls erwähnt. Wir wenden uns aber von der Wortform zum Begriff.

Charakteristisch ist vor allem der jähe, bisweilen senkrechte, Verderben drohende und Tod bringende Absturz. Vgl. „der Abjuck“ in Eggiwil, sowie „die Felsenwand“. „We's nüüt d'rus gäb, so tüecht es mi, i möcht uber d'Flueh uus.[75] Der nackte Fels, auch nicht von einem Schüümmeli Häärd bedeckt, bietet das Urbild absoluter Unempfänglichkeit. „Allne Flüehne möcht i's chlage, was mer schwär am Härze liit.“[76] (Felsen müssen hören, Steine reden am Platz der Menschen.) „Auf einer Flueh Erdäpfel pflanzen.“[77] Den umgekehrten Eindruck der Empfänglichkeit macht aber die Flueh dadurch, daß an ihr sich der Schall bricht und als Echo widerhallt. „Er fluechte und seine Stimme brach los wie der Donner aus einer Fluh.“[78] So kann der Name typisch für das „Gebirge“ mit seiner rauhen Unwirtlichkeit stehen. „Sieh, wie grausam viel Schnee in den Flühnen liegt.“[79] „I de Flüehnen ist mis Läbe, un im Tal tuen i ke guet.“[80] Aber wieder im Gegensatze zur Unwirtlichkeit kann die Gastlichkeit stehen, womit die Flueh den Fluehhüsline an der Wannenfluh Rückwand, den beiden Flüeh Wetterschutz und z. B. dem geräumigen Eggiwiler-Hause „Hohleflueh“[81] auch das Dach bietet.

Ein Anblick wie der der Schrattenflühe verleiht unserm Wort den Begriff des Gigantischen. „Männer wi Flüeh und Jünglinge wie Tannen.“[82] „E Zyberli-Tochter, angends (ágänds = beinahe) wi ne Flueh.“[83] „Käthi hatte eine Postur wie eine Fluh.“[84] Das Riesenmäßige ist aber auch das Schwerfällige, Plumpe. „Wenn die Zyberli-Tochter nidertrappet, so zitteren all Wänd.“[85] Ebenso das Ungeschlachte. „Kühe wie Flühe, aber fast ohne Milch.“[86]

Indessen ist's der ästhetische Eindruck bei weitem nicht allein, welcher in der Sprache einer bäuerlichen Bevölkerung dem Worte den Gefühlswert verleiht. Eine handhohe Hervorragung aus dem Boden eines Ackerstücks, auf welches plötzlich und zu seinem Schaden der Pflug stößt, ist auch e Flueh, e Fluehsatz und bereichert die Sprache mit nicht wenigen gelegentlichen Ausdrücken, welche drastisch und kraftvoll heißen

---

[73] Wh. Wohnhäuschen. Sch. Ack. Ws. 964. [74] Wh. 380, 13; Ack. Ws. Wd. 81, 16; Wh. Ack. 16, 84. [75] Käs. 165. [76] Wyß j. [77] Jacob 2, 158. [78] Spinne 30. [79] Brandis 125. [80] Kuhn. [81] Eggiw. 41. [82] Sintram 79. [83] AB. 1, 189. [84] UK. 126; vergl. Michel 190. [85] AB. 1. 199. [86] GG. 1, 73.

dürfen. Dort ist's **hinwieder** ein kniehohes, am dritten Ort ein manns-, ein haushohes **Stück Flueh**, das einer sonst so schönen langen Ackerfurche ein absolut **verständnisloses** „Halt" entgegensetzt und in den Kulturplan eines **Hofstückes entscheidend** eingreift. Charakteristisch sind darum für eine **Bauerngegend auch** Flurnamen wie Flüeacher und Flüeliacher, Flüeacherwäldli und Flüewald, Flüeweid und Flüeloch.

Verkleinerungen aber wie Flüeli mit der dativischen Mehrzahlform Flüele **sind bloß** von relativer Bedeutsamkeit.



Obere und untere Flüeh.

Nahe **dem Winkel**, an welchem die Abdachung des Müneberg (S. 10) als steile **Grashalde** („Site") sich westwärts richtet und aufhört, als waldige **Nordabdachung** mit der südlichen der Schaufelbühlegg den Flüelengraben **zu bilden**, liegt der stattliche Weiler Flüelen: drei Höfe, deren größter 40 Haupt Rindvieh nährt, mit entsprechenden Wohnhäusern, **Wohnstöcken und** Nebengebäuden. 1790 figurieren bloß zwei[87], 1783[88] dagegen „vier schöne Güter in der Ebene", samt einer Stampfmühle, durch das Flüelegräbli getrieben. 1257 aber wurde der damals einzige Hof, die „curtis Wluolon"[89] durch Konrad von Brandis dem Kloster Trub verkauft, **nachdem** im Jahr zuvor die obenher gelegene Schuppose „Ruo-

[87] Fuhrrodel. [88] Hauswirth. [89] Fontes 2, 459.

pelsruti, sita prope curtem (gelegen bei dem Hofe) Fluoluon“ dasselbe Schicksal erfahren.[90]

Ebenfalls nicht von eigentlichen „Flühen“, sondern bloß von zwei parallelen ziemlich langgestreckten, dagegen nicht hohen, grasigen Steilabdachungen des Rahnflühberges gegen Norden kann die Rede sein bei „Rahnflüh“, 1386: „Ranfluo“, 1559: „Ranflen“, 1661: „Ranfli“, R á w f l i. Das mhd. rân, welches uns als Bezeichnung einer hochgewachsenen und dabei schmalen Gestalt so bekannt ist, wird also hier der Längenausdehnung beigelegt. Wer vom Ramisberg aus das „so freundlich und sonnig“ zu seinen Füßen hingebettete Dorf überschaut und weiterhin auf „der Rahnflüher goldenes Gelände“[91] sein Auge wirft, der begreift sofort, wie hier in den Jahren 1406—1798 nicht bloß eins der größten niedern Gerichte (Rahnflüh samt Lauperswil, Rüederswil, Grünenmatt, dem Emmenviertel von Lützelflüh, und Goldbach), sondern das gesamte „Landgericht Rahnflüh“ = „Landgericht Emmenthal“ sein Zentrum haben konnte. Ebenso war vom Frühling 1653 an Rahnflüh der Beratungsort der Bauernführer, wie denn auch der dortige Wirt Galli als einer der Freiheitsmärtyrer fiel.

Zu den „rahnen“ stimmen die „lützeln“ Flühe, nach denen der Gegenstand dieses Buches sich benennt: die Einwohner- und Kirchgemeinde zu „Lüzelenwlo“ (1250),[92] „Luzzelenfluo“ (1310),[93] „Lützlonfluo“ (1344),[94] „Lützelfluo“ (1346),[95] „Lützenflüe“ (1657),[96] „Lützuflüeh“[97] (so die g'satzligi Aussprache), L ụ̈ t z ẹ f l ü e h, „Lützelflüh“.[98]

Die meisten Deutungen des ersten Wortteils knüpfen beharrlich an den sekundären Sinn desselben, worin wir sagen: das ist l ü t z ẹ l (schlecht) g'macht; das ist e l ü t z e l i Sach (z. B. ein wackliger Stuhl oder dgl.); es geit da neue l ü t z ẹ l z u e! Beispiel: der Mann mit dem Hängebauch schritt sehr stattlich einher, jedoch auf lützelen (gebrechlichen) Füßen.[99] In solchem Sinn erklärt auch Hauswirth 1783: „Das Dorf Lützelflüh liegt auf einer niedrigen, nach alter Mundart „lützeln“, oder nicht vesten Flüh, oder felsigten Porte“. Solcher Deutung widerstreiten schon die mächtigen Gebäude, die als Gefährten der alten Kirche und des neuen hohen Turmes in unverdächtiger Sicherheit, „den Fuß spülend in der Emme Wellen, mit sonnigen Augen hinausschauen an die mächtigen Berge, woher die Emme kömmt, niederschauen an den blauen Berg, wohin sie fließt, frei und froh schauen über gesegnetes Land weg hinüber nach dem schwesterlichen Rüderswil.“[100] „Hingebettet liegt das schöne,

[90] ebd. 435. [91] Wass. 51; Beitr. 104. [92] Fontes 2, 327. [93] ebd. 4, 395. [94] ebd. 7, 4. [95] 7, 184. [96] Kirchenrechnung. [97] EvE. [98] Wir ersetzen aus technischen Gründen einige übergeschriebene o urkundlicher Formen durch nebengeschriebene, sowie einige Ersätze unseres ü durch dieses selbst. [99] Käs. 52; weitere Belege: schwz. Id. 3, 1571. [100] Wass. 50.

heimelige, malerisch zerstreute Pfarrdorf ungemein wohlig am südwestlichen Abhang des hier sanft niedersteigenden, waldbegrenzten Brandisberges."[1] Und auch der jähe, mit Gras sowie Eschen, Vogelbeere und andern hohen Bäumen und Sträuchern bewachsene Absturz gegen den Mühlebach und die Emme hinunter ist keine Fluh im gewöhnlichen Sinne.

Die einzig brauchbare Erklärung gibt uns Gotthelf in seiner sonst möglichst unhistorischen „Gründung Burgdorfs"[2] an die Hand. Dem Wanderer zwischen Burgdorf und Oberburg schauen vom Hügelzug jen-



Lützelflüher Kirchturm bis 1886.

seits der Emme her in stattlicher Reihe die mächtigen „Flüeh" entgegen. Hierseits des Flusses erheben sich — wie ein Brüderpaar — der Burghügel und der Kirchbühl. Alle deuten auf einen einstigen, von Wassers Gewalt durchbrochenen Zusammenhang. Nun liegt die Vermutung nahe, es hätten die Ansiedler drunten am „Tor des Emmenthals" zu einer Zeit, da die Talschaft noch wenig bewohnt war, in der Mitte derselben, am Zusammenlauf der uralten Wege von Burgdorf, von Trachsel- und Sumiswald und von Bern her zu Handels- und Verkehrszwecken eine Zweigniederlassung gegründet. Dazu lud auch der Umstand ein, daß wir „in Lützelflüh an einem der sonnigsten und lieblichsten Flecken des gesamten Emmenthals stehen"[3] — wie hinwieder Burgdorf „der Demant

[1] EA. Türler 157. [2] Sintram 69; vgl. schwz. Jd. 3, 1571. [3] EA. Türler 156.

des Tales" genannt wird.[4] Läge obendrein der Legende von einem See, der die Talschaft oberhalb Burgdorf zeitweilig bedeckt habe,[5] doch vielleicht irgendwelche Tatsächlichkeit zugrunde? Dann hätte die kleine Anhöhe (708 m ü. M.), auf welcher Kirche und Nachbargebäude stehen, mit ihrem bis 1903 recht steilen Aufstieg den Gedanken einer Niederlassung von Burgdorf aus doppelt nahe gelegt. In eindrucksvollem Gegensatze zu der unwirtlichen „großen Fluh"[6] (d. h. dem Komplex der mächtigen Burgdorfer-Flühe) wäre dann jener „wohnliche Platz an der Sonne"[7] als die „kleine" und damit zugleich liebliche, anmutige, hauptsächlich aber: bewohnbare „Flue" erschienen. Wenn sodann die Kirche den offenbaren Anfang und Kern jener Gebäudegruppe bildet, so ist dies lediglich eine Wiederholung der Gründungsgeschichte unserer Dörfer. Ebenso die Tatsache, daß als älteste Patrone der Kirche, die zugleich allmählich die niedere Gerichtsbarkeit (Twing) an sich brachten, die „Edlen von Lützelflüh" mit dem Erbnamen Thüring erscheinen. Die eminent geistliche Richtung dieser Thüringe von Lützelflüh geht auch daraus hervor, daß einer derselben um das Jahr 1125 das Kloster Trub stiftete, und ihre Nachfolger es mit ganzen Güterkomplexen auf der Höhe zwischen Sumiswald, Lützelflüh und Rüegsau ausstatteten.[8]

Zur Erklärung der „lützeln Flue" oder „Flüe" kommen wir also mit der ursprünglichen Bedeutung „klein"[9] (vgl. engl. little) vollständig aus. Zum Überfluß können wir noch z. B. an die Gegenüberstellung der konolfingischen Orte Groß- und Kleinhöchstetten unter den alten Namen „Honstetten" und Lüzilinstetten (1261[10]) erinnern.

Eine zur Fluh gegensätzliche Formation bildet der Büel. Die alten Formen „Bühel" (1558) und „buhil" stellen das Wort nebst der verstärkten Schwesterform Pügge̥l = „Buckel" zu „biegen" (eine Wölbung darstellen). Neben das Pügg̊eli (Pustel) stellen wir den „Bühl" als die kleine Erhöhung auf der Weißtannenrinde, welcher das Büe̥lharz entfließt. Einen Puggelirügge hatte „Ulrich mit dem Bühel". Vgl. „für jemand herhalten" = der Pugge̥l zuehe haa.[11] Auch die Wange hieß mhd. bühel. Und so nun zählte früher Lützelflüh, zählt jetzt noch seine angrenzende Umgebung verschiedene Güter mit dem Namen Büe̥l. Zu Lützelflüh gehören noch: zwei Büe̥lmatt; dann das bereits (vgl. auch S. 6) genannte Schu̥fe̥lbüe̥l, von dem wir bloß noch die historische Abtretung (1257) durch Konrad von Brandis an das Kloster Trub,[12] und den sagenhaften Bärenjagdzug des „Ritters von

[4] Waff. 49. [5] Sintram 69. [6] ebd. [7] ebd. [8] JoSt.Alp. 78. [9] BBS. 6, 244. [10] Kib. Urb. 165. [11] Ott 1, 157. [12] Fontes 2, 459.



Neuer Kirchturm und Pfarrhaus in Lützelflüh.

Brandis"[13] in Erinnerung zu rufen brauchen. Ferner den „Brauchbühl"[14] oder Bruụchbẹl (vgl. Bruụch), mit Vokalreduktion wie in „Salbẹl" (Saalbüel, zu Trachselwald). — Ebenfalls in Trachselwald liegt Rothenbüel (1261: „Ruotenbuol"),[15] woher unser Burgergeschlecht Rothenbühler. Häufig sind auch die Geißbühler (vom Geißbühl zu Lauperswil). Ausgestorben sind dagegen die Brechbühl (Brächchbüel) von Lützelflüh.

Bloß als Gemeinnamen wird auch der „Buckel" auf Bodenformation angewendet. Wenn man die Emmenthalerhöfe ohne Vorrecht des jüngsten Sohnes verteilen wollte, „so hätte man auf die magern Büggel (Pṻggle) keinen Aufzug mehr."[16] „Wie vorteilhaft die Esparsette auf den Grienbüggeln sei in trockenen Jahren" ....[17]

Was neben dem Egg-System (S. 12) dem Emmenthal seinen Charakter gibt, das sind die „mächtigen Hügel, unten heitergrün und oben schwarzgrün".[18] Das Charakteristische der Emmenthalerhügel ist wohl, daß sie fast nie von allseitig gleich tiefem Umland umgeben sind, sondern meist nur das Ausgehende der Eggen, oder höhere Partien im Verlauf derselben; vom Tal her steigt man zu den „Högern" empor, von der Egg her oft zu ihnen hinunter. Wie sehr ist dadurch die Weganlage erleichtert! Das Sträßchen, das auf irgend eine Egg führt und ins hochgelegene hintere Ende eines Grabens, schickt unversehens Verzweigungen nach einer ganzen Reihe von Hogern oder Knubeln.[19]

Den Namen „Hügel" selbst ersetzt also unsere Mundart durch diese drei eben angeführten Ausdrücke. Der lautlich nächststehende ist Höger, wie „Hügel" verwandt mit mhd. houc[20] und mit „hoch", bei Gotthelf gelegentlich[21] gleichbedeutend mit „Höcker". Eine Kokette trägt an allen Märkten „sibe Mänteli (Vorhemdchen) uber enandere ụụfg'högeret bis a's Chịnị."[22] Der Lẹghoger der Hühner (auch für podex). — „Der Hof war auf einem Hoger, weder mit dem Wägelein noch z'Sattel gut erreichbar."[23] „Jedenfalls haben sich unsere Strategen (im Truppenzusammenzug von 1902) trotz der guten Karten an den verzwackten Högern unseres Emmenthals ziemlich verrechnet; denn es gab öfters schiefgewickelte Situationen."[24] Die höchst regsame Bäuerin Annebäbi: „Was hätt me de süst eigetlich vom Läbe, we me nume gäng a dene wüeste Högere sött umechrǟble u si nie öppis Ordligs sött gönne!"[25]

Hụbẹl und Hṻbẹl werden zu „heben", „sich erheben" gestellt.[26]

---

[13] Brandis 128. [14] Wh. Wst. Sp. 69. [15] Fontes 2, 536. [16] GG. 3, 23. [17] Waff. 15. [18] Elsi 47. [19] Walser. [20] Gudrun 1141, 2; vgl. schwz. Id. 2, 1086; Grimm WB. 4, 2, 1651. [21] Ball 35; Schuldb. 285; AB. 1, 239. [22] BSp. 115. [23] SB. Kal. 1903, 96. [24] Bund. [25] Gf. SF. 1902, 245. [26] Schwz. Id. 2, 949.



Pfarrhaus in Lützelflüh.

Der Hubẹl in Lauterbach,[27] wozu das Hubẹlwäldli. Der „Wäldlihubel“.[28] Das Hübeli.[29] Mehr burschikos heißt uns der Kopf „der Hụ̈bel“: Wart, i nime di bim Hụ̈bẹl (stadtbernisch allerdings: „bim Hụ̈bel“). I huble di! Der Hụ̈bli (knotiger Mensch).

Zu „Knopf“ und „Knauf“ endlich stellen sich mit unverschobenem p und b: der Chnụppe (Geschwulst- oder Eiterknoten) und der „Knüppel“, sowie mhd. der chnübel (Fingerknöchel), und unser Chnụ̈bẹl. So heißt bildlich ein klotziger, gefühl- und rücksichtsloser Egoist: „so ein Knubel von Käusi, so ein Knubelkäusi, der von nichts weiß als von Kühen und Stieren, vom Schweiße armer Kinder sich mästet.“ [30] Ein Gäḷtchnubẹl.[31] Die „Lättchnuble“ (= „Lättikofer“).[32]

Als „gewölbte Anhöhe“ aber,[33] gerne mit dem Nebenbegriff des Unkultivierten[34] (vgl. „das Reckholderknübeli“)[35] treffen wir den zum obern Rain gehörenden Rein-Chnubẹl,[36] den ihm nahen Geinisberg-Chnubel, den Birche-Chnubel,[37] den Schụ̈ụ̈rli-Acher und -Chnubel.[38] Zu Affoltern gehört als besuchter Aussichtspunkt der Heligeland-Chnubel neben dem „Pö̊li“, zu Sumiswald der schöne Bärhege-Chnubel mit alter Hochwacht, sowie der weithin wie ein riesiger Ameisenhaufen sich ausnehmende Arni-Chnubel (des Vorder Arni). Du Chnụ̈bli! (schimpfender Zuruf wie „Hubli“).

Mit lat. cuppa (la coupe) ist verwandt: der Kopf = 1. Trinkschale, Becher, 2. Schädel, Haupt. Dazu stellen sich als wenigstens sinnverwandt: der „Kapf“ (Eggiwil) und die „Chịpf“ (Heimiswil).[39] Von letzterer kommen unsere sehr zahlreichen Kipfer. An einen solchen schrieb Klaus Leuenberger 1653: „Ich vermäldun user früntlich grus liber nachber Ulrich Kipfer wach meister zu waltt hus.“ [40] Der Gerichtssäß Jakob Kipfer in Waldhaus aber stand 1780 mit dem Landvogt Daxelhofer auf Brandis im Prozeß.[41]

Nach der Gesamterscheinung der Höhe fassen wir bloß deren uns zugekehrte (oder für uns in Betracht fallende) Seite ins Auge. Ein Hauptgesichtspunkt ist begreiflich die Lage gegen die Sonne; und zwar gibt, wie überall in der Welt, die ungünstige Seite, di bösi Sịte von ere Sach mehr zu reden als die gute, die man gerne für selbstverständlich hinnimmt. Immerhin zählt Lützelflüh neben sieben Sunnsite acht Schattsite.[42] Daneben eine Häsẹlhoḷz-, eine Neuhuus-,[43] eine Schmidslehnsite.[44]

[27] Wh. Ack. Ws. Wd. 369; L 2. [28] Wyß j. AK. [29] UK. 62. [30] AB. 2, 459. [31] MW. BK. 2; 2 J. 299. [32] SchM. 2, 311. [33] Michel 131. 166. [34] Käs. 169. [35] EbM. 261. [36] Ack. Ws. 301, 38. [37] Wärtchen; 12,60 ha. [38] 401, 14 ha. [39] Grimm WB. 5, 185. J 80; schwz. Id. 3, 40 J f. [40] SB. LeuenbergerNummer. [41] ABB, C 97 ff. [42] Ack. Ws. 577,30; Ack. 312,15; Ack. 112. [43] Ack. Ws. 614,28. [44] O 2.

Ein alter Ausdruck für „Seite" ist „halb", ursprünglich ein Dingwort, das daher in verschiedenen Fallformen zu einem Weßfall treten konnte. Mit altem mîn-halb („meinethalben") z. B. vergleicht sich Gotthelfs „chinds-t-halb": „Sie heige chings-t-halb lang bös gha, sie wellen e (ihnen, sich) jetz o la bas sy."[45] So sagen wir noch (in adverbial erstarrter Fügung) sunnehalb. (Vgl. den Meiringer-Bezirk „Schattehalb".)

Zu einem Stamme „hal", der uns durch die Wörter „hold" und „Huld" (geneigt und Geneigtheit) verdeutlicht wird, gehört „Halde". Dazu bilden wir das Verb „hęlte" (neigen, z. B. ein Gefäß, dessen Inhalt „auf der Neige" ist), und das Beiwort hęltig, abhęltig. Haldimann[46] verdeutschte dies durch „abhaldig": „Eggiwil hat viel abhaldiges Land." Das starke t statt d steckt aber auch noch in dem sehr häufigen Geschlechtsnamen Burkhalter, der sich von den an Lützelflüh grenzenden Rüegsauerhöfen Burkalte („Burghalde") unten an der Stelle des vermuteten ältesten Brandis-Schlosses herschreibt. (Vgl. den Namen Burkhart, nach welchem sich seinerzeit ein Haus auf dem Ramseiberg benannte.) Heute ist im Gegenteil das d ausgefallen und aus „Halde" wurde mittelst lautlicher Wandlungen[47] „Häwle". So haben wir eine Schaafhawle,[48] eine Rueßhawle,[49] eine Brüüschhawle[50] (Brüüsch = Erica), hauptsächlich aber 6 mittelgroße Acker- und Wiesen-Komplexe Namens Hawle, von denen drei zugleich Höfe bilden: die Hawle in Oberried, die oberi und underi Hawle zu Grünenmatt. 1352 kamen „zwo schuopossen under der haldon in der parrochie von Lützelflüh" ans Kloster Rüegsau.[51] Noch einen Schritt weiter geht die Wandlung des Wortes „Sonnhalde"[52] in Sunnhulle. (Vgl. „der Wull" = Wald; so heißt z. B. ein an Lauterbach grenzender Oberburger-Weiler und -Wald „der Brittewüll" = Breitenwald.)

Wegen des ersten Wortteils interessant ist der Name Rueßhawle. Zum nämlichen mhd. Zeitwort riezen, das uns in rööze (fließen und fließen lassen) und in rooße begegnet, stellt sich auch ahd. der ruzboum = russbaum oder rus-ter,[53] heute: die Rüster (ulmus campestris). Auf den Blättern dieses Baumes siedeln sich im Frühjahr massenhaft die Blattläuse an, welche aus den von ihnen herrührenden Bläschen (Rüstergallen) jene süßliche Flüssigkeit entsenden, die als „Honigtau" die Blattfläche bedeckt und als „Maientau" das altberühmte Schönheitsmittel abgibt. Das verdunkelte „russ" nun knüpfte die Volks-

---

[45] SchM. 1, 98. [46] Eggiw. 111. [47] welche der Kommentar erörtern wird. [48] Ack. Ws. 80. [49] Ack. 39, 70; E 5. [50] Wd. 13; L 2. [51] Fontes 7, 661. [52] Wh. Ack. Ws. Wd. 275, 84; E 1. [53] ter = Baum, engl. tree; vgl. affol-ter = engl. apple tree = Apfelbaum.

sprache neu an Rueß (la suie) an, etwa so, wie wir altväterisch die Russen Rueße, ihr Land Rueßland heißen. Demzufolge benannte sich die kleine ehemals mit Ulmen bestandene Halde ob Waldhaus die Rueßhawle. Vgl. das Oberburger-Gütchen „Rueßacher“, die Gemeinde „Rüschegg“ und die nicht weniger als 60 von Brandstetter aufgezählten Namen.[54]

Die Lautgeschichte von „Halde“ wiederholt sich teilweise in „Stalden“. Der Flüelestáwle ist ein hübsches Wirtshäuschen schon alten Datums[55] mit kleinem Heimwesen.

Dasselbe liegt oben am Grüeneport: dem Wald-, Unterholz- und Kiesgrubenstück[56] an der Straßengabelung von Sumiswald nach Grünenmatt und nach Lützelflüh. So haben wir auch die Waldstücke Rams-ei-,[57] Ramisberg-,[58] 'sÖschsche-(Eschen-)Port.[59] Zum Grundbegriff von Port („Bord“,[60] vgl. auch fz. „bord“)[61] gehört die außerordentliche Steilheit mit ihrer Gefahr für Wagen und Fußgänger. Vgl. „hohe und erdbrüchige Pörter“.[62]

Nicht im entlehnten deutschen, wohl aber im ursprünglichen keltischen Wort liegt auch der Begriff des Abgrenzenden (vgl. das Pörtli am Strumpf). Der Rain (Rẹin) dagegen bedeutete in altdeutscher Sprache „Ackergrenze“ und ging in der Bedeutung „Waldrand“ auch ins Französische über. Noch heute ist die Bedeutung einer March bisweilen in der Sachlage gegeben, liegt aber nicht mehr im Wort. Dasselbe bedeutet uns lediglich, gleich dem vorigen, einen sehr steilen, abschüssigen Berghang. Das veranschaulichen gleich von der Dorfstraße aus die beiden „Emmenraine“.[63] Die darin liegende Gefahr von Erdrutschen (vgl., das Eggiwiler „Laui“ und unsere „Lauele“[64]) fordert und fördert Bewurzelung durch sorgfältig geschonten und gepflegten Holzwuchs. Daher so zahlreiche Namen wie der Buechrein,[65] Öschscherein,[66] Bircherein,[67] am Eichrein usse, am Häsẹl- oder Haslẹrein,[68] der Mieschrein.[69] Vielfach verbinden sich mit diesem so liebliche Vorstellungen wie die ersten „Erdbeeren aus sonnigen Rainen“,[70] das „Schlitteln am bekannten Rain“,[71] der als Ausguck dienende „Rain hinter'm Hause“,[72] und natürlich besonders „ein Bauernhof am sonnigen Rain“.[73] An solchen fehlt es dann auch bei uns nicht. Gleich neben Kirche, Pfarr- und Schulhaus liegt der under Rein, heute als Gegensatz zum obere Rein und zum Reinbärgli am Südwest-Abhang des

---

[54] JL. Brandst. 78—80. [55] E 5. Vgl. „die drei Brüder“. [56] 7, 43 ha. [57] 21, 39 ha. [58] 7, 92 ha. [59] 4, 35 ha. [60] Müll. Hk. 26; GG. 2, 155. [61] Littré 1, 374. [62] Schwellenen 15. [63] Wass. 35. [64] L 1. [65] 170, 82 ha. [66] 2, 50 ha. [67] 4, 80 ha. [68] 72, 80 ha. [69] 9 ha. [70] Fr. Pfr. 6. [71] SchM. 1, 186. [72] GG. 1, 102; vgl. MW. BK. 32. [73] Joggeli 23.

Brandisberges. Nach 1796 aber erscheint ein Christian Burkhalter einfach als „der Bauer am Rein“,[74] 1786 dagegen ein „oberer Rein“ als zur Mühlegasse gehörig.[75] Ein Bauerngut bildet auch der Sunnhuwwe-Rein.[76] Bloße Ackerstücke sind der Schärhüsli- und der Bernei-Rein; vgl. der Reinacher.

Ein Ausdruck wie reinab spränge (im Galopp steil abwärts fahren),[77] sowie anderseits die mit „üser ein“ wortspielende Antwort: Ja ja, üse Rein ist e stotzige Rein, lenkt die Vorstellung vom Ackerfeld ab auf Weg und Straße. Denn stotzig ist zunächst eine steile Wegstrecke[78] = ein Stutz,[79] an welchem ein achtlos heraneilendes Gefährt als an einem Hindernis „anstößt“ (vgl. den appenzellischen Schlachtort „Stoß“ und unsere drei Stütz). Der unvermutet auf derartige Hindernisse „Stoßende“ „stutzt“ davor, wird „stutzig“: es chunnt ihm neue stotzig vor, „wohl stotzig“[80] und „kommt ihm fast vor den Atem“.[81] Wie aber gleicherweise z. B. „e stotzigi Nase“[82] uns nichts Unbekanntes ist, so auch ganz geläufig e stotzige Rein, e stotzige Bärg,[83] e stotzigen Acker, es stotzigs Heimat, stotzigs Land.[84]

Noch ist zu erwähnen das Gfẹll (Gefälle, Abhang), woher unser ziemlich häufige Geschlechtsname Gfeller. Vgl. auch fụụrefẹligs Land.

Niederungen.

Dies „furchenfällige“ Gehänge, auf welchem die vom Pflug geschnittenen und regelrecht umgelegten Furchen eben noch an ihrer Stelle liegen bleiben, ohne zu rutschen, darf also dem ans Umechräble gewöhnten Emmenthaler immer noch als erwerbenswertes Land gelten. Anders schon denken die Besitzer der mächtigen „tafelebenen“ Gefilde (vgl. die ostschweizerischen „Tablat“ und „Taffleten“, tabulatum). Wie ein Oberaargauer, als Katasterschätzer nach Gadmen geschickt, ringsum an die Berge und Flühe emporschaute und endlich fragte: wo ist de da eigetlich au ’s Land? — werden Oberhasler zu erzählen nicht müde. In der Tat bezeichnet schon das ursprünglich keltische „Land“ die Ebene, das Blachfeld, die Heide (vgl. auch fz. les landes). Genügsamer bezieht der Emmenthaler den Namen „Länder“ auf die Bewohner des Luzerner-Hinterlandes und des herwärtigen Entlebuchs, soweit er dieses etwa von einem Bergzuge des Napf aus überblickt, und soweit er mit

---

[74] ABB. C 261. [75] ABB. B. 19. [76] Wh Ack. Ws. 91, 31; F 2. [77] UK. 304. [78] MW. 2 J. 214. [79] BSp. 102. [80] Schuldb. 35. [81] Käs. 43. [81] Schuldb. 50. [83] Ott 1, 233. [84] GG. 2, 125.

jenen als Schweine-,[1] Kartoffel-[2] und Milchprodukten-Händlern[3] in Berührung kommt, sie früher auch etwa als Bettelvolk[4] kennen lernte. Drum wechselt Gotthelf gelegentlich zwischen den Bezeichnungen „Länder", „Luzerner"[5] und sogar auch „Aargauer",[6] bzw. „Gäuer".[7] Wie ja „das Gäu",[8] Äärgäu und „Thurgäu"[9] die bei uns beliebte sächliche Umlautform ist und sogar gelegentlich „das Aargau"[10] nach sich zieht. Übrigens geht die Bezeichnung Länder auch etwa vom Bewohner auf sein Gebiet, das Länderpiet[11] über: Er het i Länder ịhe weḷḷe.[12] — Wart, es chunt e Länder u nimmt di! (Drohung an Kinder.)

Verwandt mit dieser Begriffssphäre ist di G'lågeheit, d. h. die Gegend.[13] So geht der „Schulmeister",[14] die „Gelegenheit" von Gitiwil in Augenschein zu nehmen. Das Schriftdeutsche gab dem Wort, ähnlich wie der „Statt", abstrakte Wendung.

Wo das Gebirge die Norm der Bodenbeschaffenheit ist, bildet jede kleine plateauartige Ausdehnung als auffällige Ausnahme einen Anlaß zur Namengebung (etwa so, wie dem Berliner ein stundenweit entferntes haushohes Hügelchen ein „Berch" heißt). Der alten Form „Ebinode"[15] (verdruckt: „Ebmode")[16] von 1261 entspricht die Äbnit[17] und die Chüe-Äbnit.[18] Vier (1783: sechs) ungemein freundliche kleine Gütchen bilden das Äbnit zwischen Flüelen und Grünenmatt. Die Stockäbeni leitet über zum Gemeinnamen „Ebene" und zum Beiwort „eben", welchem wir z. B. in dem Satz „es isch nid es unäbes Meitli gsii"[19] mundartliche Färbung erteilen.

Entspricht die oder das Äbnit begriflich dem Plateau,[20] so ist „Bŏde" ein Wort mit lat. fundus, fz. fond. Es bildet als solches einen der Gegensätze zu „Berg" (bzw. „Bergwald"; daher z. B. in Zürich die ständige Formel: „Holz und Boden").

„Es gruenet wieder durch die Böden und über die Berge.[21] „Ein solcher Christị auf dem Bergli, ein Hansueli auf dem Böd eli" (d. h. xbeliebige Menschen).[22] „Als einmal das Gespräch auf diesem Bödeli war ...."[23] „Ich marschierte trotziger drein, stellte mit den Absätzen nicht für Spaß zu Boden."[24] Daher das häufige mit Eim z'Bode steḷḷe:[25] in heftiger Erregtheit ihm „den Standpunkt klar machen", so „daß man einmal weiß, wer Meister ist.[26] Z'Bode hacke: die Pflug-

[1] UK. 285. [2] AB. 1, 9. [3] Käs. 182. [4] BSp. 326; BwM. 114; SchM. 2, 325 Hauswirth 1, 63. [5] SchM. 1, 28. [6] SchM. 2, 325. [7] UK. 285. Hs.ᵃ. [8] AR. 1822 158. [9] Widm. 64. [10] Kurt 11. [11] Wass. 10. [12] EvE. [13] Vgl. engl. situation = Platz, Anstellung. [14] 1, 357. [15] Fontes 2, 536. [16] Kib.-Urb. 160. [17] Ack. 492, 39, vgl. O 1. E 5. F 5. [18] 40 ha. [19] MW. BK. [20] so daß die Orographie es in die konvexe Bodengestaltung einzureihen hat. [21] Ztgst. 2, 154; vgl. Schuldb. 111. [22] Arm. 34 [23] AB. 2, 483. [24] SchM. 1, 323. [25] AB. 1, 160. 387. [26] GG. 1, 93.

furchen gründlich zerhacken.[27] Z'Bode haa: das auf der Tenne ausgebreitete Getreide gründlich durchdreschen;[28] ein Grasstück sauber abmähen: nider haa. Mit Eim z'Bode rede heißt: eine Angelegenheit gründlich und abschließend besprechen. „Einmal vor allem muß Bäbi sich waschen, und zwar z'Bode."[29] „Elisi ließ sich da z'Bode wohl sein."[30] Vgl. bödebööš. „Es gebe ja z'Bode schlechte („grundschlechte") Leute, wo lebten wie die Vögel im Hirse."[31] „Ihr Gutmeinen sei so groß, daß man ihm nicht bald z'Bode käme.[32] Mit dem Heuvorrat ung'sinnet z'Bode choo.[33] Z'Bode hŭdle.[34] „Gäb ę̈s paar Tag früeher oder spę̈ter: z'Bode mues es doch sii."[35] „Aber däwääg geit's z'Bode mit ịs."[36] „Alles helfe einander, um einen zu Boden zu machen."[37] Einen bodige: zu Boden werfen, gänzlich besiegen.[38] „Hans Berner ward nie gebodigt, sondern schlug sich entweder durch, oder fegte die Stube."[39] — Durch Unglücksfälle[40] oder auch durch liederliche Wirtschaft[41] geht Vieh i Bode, Kummer und Gram bringen einen Menschen i Bode[42] oder: uṇder ᵈeⁿ Bodeⁿ. Der Ausdruck uṇdere Bode choo, uṇder ᵈem Bode sii[43] bezieht sich jedoch gewöhnlicher auf das allgemein menschliche Sterben; er knüpft sich an das Ausschaufeln und wieder Zudecken der Grabestiefe.

Der Gegensatz zu den Berghöfen legt nun auch eine Hervorhebung eben gelegener Güter wie den fingierten Bödehof[44] oder die wirkliche Bodemátt (bei Ramsei) besonders nahe. So heben sich auch inmitten des Berggeländes ab: der Hö̦lzlibode[45] und der Wa̦ldbode.[46] Nach ihrer Form benennen sich ein Acker- und Wiesenstück:[47] der Chäne̦lbode und zwei Güter Channebode[48] auf dem Ramisberg; nach seiner Lage: der Schüürbode,[49] und nach seiner Entstehung aus einem Speicher das in Wahrheit außerordentlich steile Gut Spiherbóde.[50] Historischer Geltung erfreuen sich die aneinander stoßenden prächtigen Höfe Pfaffebóde[51] und Abe̦lbóde.[52] — Ein erst nach langem aufgebrochener Acker[53] bei Rahnflüh heißt der a̦lt Bóde.

„Grund und Boden" lautet ein auch bei uns geläufiges Synonymenpaar, das wir aber durch Zusammenrückung noch enger aneinander schließen: Es ist a̦l̦ls i Grundbóden ahe (i Grumpóde ahe)

[27] UP. 252. [28] UK. 173. [29] Ztgst. 2, 174. [30] UK. 274. [31] Schuldb. 65. [32] Sonnt. 101. [33] Schuldb. 159. [34] Ztgst. 2, 93. [35] Dursli 261. [36] MW. Ws. 30; vgl. 2 J. 215. [37] GG. 1, 51. [38] Dursli 251; EvE. [39] Berner 243. [40] GG. 1, 33. [41] Segen 80. [42] Herden. 3, 23. [43] AB. 1, 118. [44] UK. [45] Wd. 40. [46] Ack. 188, 75. [47] 734, 90 ha. [48] Wh. Sp. Sch. Ack. Ws. Wd. 897; Wh. Sp. Schüürli. Ack. Ws. Wd. 468; G 5. [49] Ack. Ws. 217, 70. [50] Wh. und Häuschen Ack. Ws. Wd. 675, 55. [51] Ws. Wst. Häuschen Sp. Sch. Ack. Ws. Wd. 1122; E 6. [52] Wh. Wst. Häuschen Sp. Sch. großes schönes Bienenhaus Ack. Ws. Wd. 3062; E 5. [53] 97 ha.

vertüüflet, es geit grundbödeschlächt u. dgl. So haben wir auch als Gütchen, die sich am Fuß eines Abhangs ausbreiten, einen Grund[54] und ein Gründli.[55] Am Ämmegrund (wie das Ämmegrien gewöhnlicher heißt), steht das Grundhüsli mit kleinem Umschwung. Der Grundacher.

Der „Talgrund“ führt als Zusammensetzung zweier Synonyme auf den Hauptgegensatz von „Berg“. Wie „Berg“ s. v. w. hoch, ist die Stammform „dho“ mit der l-Ableitung „Tal“ = tief, und dem fz. a-val entspricht mhd. gegen tal (unterhalb), ze tal (abwärts, unten). Noch Ott[56] dichtete: „Zutal, da schien sie mir so schmächtig; doch jetzt, da wuchs die Kleine mächtig.“ Wir erwähnen gleich hier auch die Ablautform: die Tüele, d. h. Bergmulde. Der Weg führte an Tüelen und Büschen vorüber.[57] Der Hof, genannt die „Ankenballe“, war an einer Bergseite in einer Vertiefung, „Dühle“, auf drei Seiten gegen Wind und Wetter geschützt.[58] Von der Tüele unterscheidet sich das Tal als eine Eintiefung von beträchtlicher Länge und verhältnismäßiger Breite zwischen zwei Bergzügen. Daraus erklärt sich, wie in unserm so zerschnittenen Gelände ein Tal noch unter Stunden weit von ihm entfernten Bewohnern nur diesen kurzen Eigennamen zu führen nötig hat. So „das Tal“ als Schulkreis von Trachselwald; so das „Tal“ zwischen Goldbach und Oberried, dessen Talsaagi und -Müli weit in der Runde bekannt sind; vgl. auch Talacher und Talschüür.

Wie nun aber schon diese „Tal“ auch ansehnliche Berggelände mit umfassen, so ist dies in größerm Maßstabe der Fall bei unserm Emmenthal, altväterisch gesprochen: Ämmitaal. So hieße eigentlich nach geographischem Schulbegriff[59] das Flußgebiet der Emme von deren Ursprung bis zu deren Mündung. Schon der Umstand jedoch, daß unterhalb Burgdorf die einst von der Emme und der Aare gebildeten Täler eins sind, beschränkt die Bezeichnung auf das Emmengebiet obenher Burgdorf, dem „Tor des Emmenthals“. Dieser Teil bildet denn auch eine für sich wohl charakterisierte Landschaft. „Das Mittelland (im weitern Sinne) oberhalb der Linie Freiburg-Bern-Burgdorf-Langenthal wird durch das breite und tiefe Aaretal geschieden in das Emmenthal rechts und die Gurnigel-Gruppe links. Beide Gruppen sind ausgesprochene Tallandschaften, wo in eine Bergmasse weicherer Gesteine (Nagelfluh und Sandstein) zahllose Täler eingesenkt sind. Allein im Emmenthal sind diese Täler äußerst zahlreich und zerlegen die Bergmasse in eine große Zahl schmaler auf- und abwogender Kämme, welche oft strahlenförmig

---

[54] Wh Ack. Ws. 53; O 1. [55] Wh. Sp. Ack. Ws. Wd. 483; O 1. [56] 1, 233. [57] Ger. Tw (1789). [58] Ztgst. 1, 4. [59] vgl. auch Wass. 47.

in einem Punkte zusammenlaufen" (Napf).[60] So zerfällt denn auch das Emmenthal mittelst einer Höhen-Unterscheidung der Talsohle über und unter 600 m in das Ober- und Unter-Emmenthal. Ihre Grenze bei Lützelflüh (entsprechend der Höhenlage des Gürbetals bei Wattenwil und des Sensetales bei der Schwarzwassermündung) wird zudem noch dadurch gebildet, daß bei Schaffhausen die Hügelreihen einerseits gegen Goldbach, anderseits gegen Hasli auseinanderweichen und so das Emmenthal sich „mächtig" öffnet. Hiedurch verliert es auch das düstere Aussehen,[61] das seine „wüsten schwarzen Berge"[62] dem ersten Blick des Fremden bieten; und auch wer sich einmal in diesem „Labyrinth von Hügeln"[63] etwas zurechtgefunden, gibt zu: „Ein freundlicher Winkel der Erde ist das Emmenthal dennoch."[64]

Von weniger Belang ist, dank den nicht spärlichen Stegen (Abb.) und Brücken über die Emme, eine alte Einteilung des Emmenthals „diesseits und jenseits des Wassers"[65] — wovon der linksufrige Teil von Burgdorf bis zum Worblental sich erstreckte. Eine solche Teilung traf behufs Einzugs der Einkünfte das Kiburger-Urbar von 1261, welches vermutlich der jüngere Graf Hartmann in Burgdorf anordnete.[66]



Emmensteg zwischen Rahnflüh und Rüderswil.

[60] Walser im geogr. Lexikon d. Schweiz 1, 19 f. [61] Arm. 160. [62] Besuch 147. [63] Kuhn AR. 1822, 53. [64] ebd. [65] Kib. Urb. 160. [66] ebd. 150.

Von der politischen Landschaft Emmenthal = „Landgericht Rahnflüh“ war (S. 16) bereits die Rede.

In der Helvetik (1798—1803) galt eine neue politische Unterscheidung in das Ober- und Unter-Emmenthal mit den Hauptorten Langnau und Sumiswald. Ihr entspricht teilweise, nämlich mit Einbeziehung des Amtsbezirks Konolfingen, die heutige Abgrenzung des politischen Kreises „Emmenthal“. Durch dieselbe werden in sehr unnatürlicher Weise die Gemeinden Hasli, Oberburg und Burgdorf (als zugehörig zum Amt Burgdorf) vom Emmenthal abgetrennt und dem Oberaargau zugeteilt. — Noch haben wir nns abzufinden mit dem Begriff Klein-Emmenthal. So hießen (oder heißen etwa noch) einige Höfe im Kirchspiel Ursenbach (Oberaargau), die aber im alten Gericht Affoltern (im Emmenthal) lagen.[67]

Wieder führt uns eine Zusammensetzung wie Talgräbe einen Schritt weiter. Ein solcher „Graben im Tal“ zieht sich stellenweise ziemlich eng und ziemlich tief gegen die Walkringen-Grenze hin, wo auf ausgedehntem Abhang die von Jahn[68] besprochene und skizzierte „Erdburg beim Jegerlehn“ (besser nach heutiger Benennung: die Schmidslehn-Burg) zu suchen ist.[69]

Auch im übrigen Bernbiet „gibt es gar manchen Graben“;[70] nirgends jedoch so häufig wie im Emmenthal, wo „das Werk des fließenden und ausfurchenden Wassers“ mit ebenso eigenem Ausdruck Gräbe genannt wird, wie es in der Ostschweiz „Tobel“ heißt.[71] In diesen Tälchen „schafft das allenthalb sprudelnde Wasser die schönsten Wässerwiesen“,[72] und voll des üppigsten Grüns der Matten und Obstgärten zeigen sich dem Wanderer von Burgdorf talauf von links und rechts diese sogenannten „Gräben“.[73] Drum sind auch gleichmäßig bewohnt „Gräben und Eggen“[74] — immerhin beide mit Unterschied. Vom gutbewohnten Graben weg, der sogar ganzen Gemeindsbezirken oder Gemeinden wie dem Hornbach- und Wyßachengraben, dem Rohrbach- und Fankhausgraben u. dgl. den Namen leiht, wartet des vereinsamten Wanderers bald einmal der Anblick eines wild-schönen, aber unbewohnbaren Grabens z. B. im Quellgebiet der Grüne. Schließlich kann ein solches Tobel ausmünden in einen wild zerklüfteten, steilen, unwegsamen Felsenhang, wo es selbst für den gewohnten Bergler nümme schön ist, sondern wo es eben grẹbelig, d. i. abschreckend, unheimlich aussieht. Dieses „grẹbelig“ wird auch auf das entsprechende Gebahren eines ungehobelten, rohen Menschen, eines Grẹbel, angewendet. Allein selbst

[67] Hauswirth (1783); Tribolet 23. [68] „Em.“ zu Anfang. [69] O 2. [70] Raben 208. [71] Walf. Sch. 38. [72] ebd. [73] Fröhlich VI. [74] Waff. 20.

der bewohnbare Teil eines Grabens bildet (auch im Bewußtsein des Bewohners) keineswegs immer das Ideal eines Aufenthalts. Drum erscheint der Grebler dem im Verkehr abgeschliffenen Städter und Dörfler gern als der Hinterwäldler, „der sein Lebtag nie anders aus seinem Graben kömmt, als wenn er Kindbetti haben muß",[75] und daher auch „so abergläubisch bleibt, wie das dümmste Grabebaabi."[76] Aus solchem Böotien heraus gilt es junge Leute, für die nes doch schad wär, bei Zeiten heraus zu retten. Drum die eifrige Zurede eines Handelsbeflissenen: „Los, mis Bäbeli, wosch du dir Läbtig i dem Graben inne hocke?"[77]

Mit Ausnahme zweier bewohnter Güter: des Walthusgräbe[78] und des sehr unfreundlich schattigen und winterlichen Grabelóch und[79] des Hofgräbe,[80] sowie eines Ackerstückes Grabe,[81] gehören bei uns in diese Kategorie lauter Waldstücke: Gräbe, Huebgrabe, Fuchs-,[82] Roßbach-, Ziiße-, Siele-, Mosmatt-, Reckeberg-Grabe, Hundsgrabe.[83]

Ablautform: Gruebe. Die Choolgruebe.[84]

Als Synonyme gehören zusammen Grabe und Chrachche. Auch z. B. Adelboden zu oberst im Frutigtal „hat fünf Täler oder Krachen."[85] Doch ist das Wort vorzugsweise emmenthalisch, und ist ein herabsetzender, verächtlich klingender Ausdruck für einen abgelegenen, unwirtlichen Graben mit enger oder ganz fehlender Talsohle. Drum figuriert auch „Chrache" nie als Eigenname. „Das ist i der Stadt es anders Läbe weder i eune Chrächen inne!" ruft jener befreiungseifrige Werber.[86] Umgekehrt hätte die als Vorsteherin in eine „Spinnwebe" Geratene „es ringers Läbe ghaa als Schulmeisteri dert i däm Chrache,[87] an deren Bergwänden man sich doch bei jedem Häuschen auf die Seite drückt, damit es einem nicht auf den Kopf komme.[88] Einen andern Vergleich hörten wir von einem geigenkundigen Lehrer, den zwei einen Graben einschließende Gräte einluden, auf dem einen zu sitzen und an den andern als Pult sein Notenheft anzulehnen.

Der in der Regel langgezogene „Krachen" erinnert mit seinen Windungen an das ebenso beschaffene (an Lauterbach grenzende) „Krauchthal", Chrouchtel, „Krochthal".[89]

Ein konvex oder auch konkav gewölbter Talstreifen, der sich einer Berglehne parallel hinzieht, heißt eine Gumm. Man vergleiche damit die „Combes" in der Jura-Formation[90] und mittellat. comba (Ein-

---

[75] BSp. 368. [76] Erbv. 74. [77] Lischeb. 19. [78] D 4. [79] C 6. [80] Wh. Ack. Ws. Bd. 266, 42; C 6. [81] 101 ha. [82] D 4. [83] L 1. [84] Ack. 353. [85] AR. 1819, 336. [86] Lischeb. 19. [87] MW. Ws. 29. [88] Jacob 2, 239. [89] Fontes II, Register 41. [90] Walf. Sch. 29, 31 f.

sattelung),[91] neben romanischem gamba (Gambe = Kniegeige), fz. jambe (Bein, eigentlich Kniebug, wie jambon s. v. w. Schinken, unser „Scheiche"). Die Gumm[92] bei Ramsei. Der Gummacher[93] und der Gummwald. Das Gummi (Hochwald),[94] der Gummel (zu Brandis).[95] — Zu gamba gehört: Gammete („Gammental", Weiler zu Sumiswald), woher das sehr häufige Burgergeschlecht Gammeter.[96] Ein Jaggi Gammeter nahm 1653 an der Landsgemeinde Sumiswald teil.

Höle ist zunächst s. v. w. Hohlweg. So die Schriibershuebhöle auf der Egg[97] und die Tootehöle am Bifäck.[98] Der letztere, sehr abschüssige und bei Glatteis schwierig zu befahrende Hohlweg trägt seinen Namen von der im Winter oft bedenklichen Leichenfuhr ab dem Eggbezirk. Von Frühling bis Herbst dagegen gestaltet der herrliche Buchwald für gliederstarke Leute beide Hohlwege zu einem anmutigen Spaziergang. — Hole heißen auch zwei an einem Hohlweg liegende Heimwesen zu Grünenmatt,[99] und die liebliche Bergpartie bei Rahnflüh.

Verwandt: das Rohr, prächtiges, sehr „hilbes" Heimwesen am Fuß des Ranflüh-Berges, mit kunstreichem, gut besetztem Pflanzengarten.[100]

Äußerst häufig erscheint das Loch. An mhd. lûchen (schließen) anknüpfend, bedeutet „Loch" zunächst das Gefängnis, wie es aus dem cachot der Kaserne bekannt ist. Übertragen: ein unfreundliches, dunkles Gehalt.[1] Dann überhaupt Vertiefung, in die man etwas vergräbt, verlochet. Besonders eine Vertiefung ohne Abfluß (Dräckloch), verglichen mit einer Angelegenheit, die nicht vom Fleck will („hic hæret aqua"). „In Burgdorf ist noch alles im gleichen Loch."[2] Suuffe wi nes Loch. „All ihr Hetzen helfe ihr nichts, als sę sälber i's Loch z'schlaa.[3] „Loch" ist aber auch eine enge Öffnung, durch die man (zur Not) den Ausweg findet. Vgl. die Bezeichnung Gotthardloch für den so kunstreichen Tunnel. „Daß in Basel das Loch sei, wo man zum Land aus könne ...[4] Insbesondere die Türöffnung[5]. (Dert het der Zimmermaa 's Loch gmacht!). Auch der Mund.[6] „Das Jauchzen war ihnen auch gerade zunächst unter dem Loch."[7] Es ist wider öppis anders under dem Loch: eine andere Frage soll „aufs Tapet".[8] Übertragen: Wohl, iez git 's Loch![9] Ein Ausweg, den man nur mit persönlicher Schädigung gewinnt: „Zwo Schwestere sigi afe dür's Loch (ökonomisch ruiniert), die dritti wärd (als Geldstagerin) o nahe müeße."[10]

[91] Brienz 8. [92] Ack. Ws. [93] 187,68 ha; F 4. [94] 1784 ha. [95] Ack. Ws. 196, 85. [96] schwz. Id. 2, 299. [97] D 5; Dorfk. 1871, Bg. 7. [98] E 5. [99] Wh. Sp. Ack. Ws. Wd. 167; Wh. Ack. 37, 24. [100] Wh. und neuer Wst. Sp. Hh. Ack. Ws. Wd. 1644.

[1] UK. 185. [2] An JR. 102. [3] Geldst. 199. [4] SchM. 2, 257. [5] GG. 2, 144. [6] Kongreß 164. [7] Käs. 384. [8] Vgl. Ztgst. 2, 94. [9] Schuldb. 308. [10] Geldst. 277.



D'Hole (bei Rahnflüh).

Was das Loch topographisch ist, zeigt in klassischer Weise das „Rebloch“ zwischen Eggiwil und Schangnau: jenes etwa 20 m lange hausfirstartige Gewölbe, gebildet vom senkrecht abstürzenden Älpchen „Rebenweidli“ links und einem ebenso steil sich erhebenden Nagelfluh-Felsband rechts.[11] Solche „Löcher“ sind im kleinen: die Waldstücke Loch und Flüehloch ('s Chesseli vo mene Räbenuusgrebli), sowie zwei Lochwald. Acker- und Wiesenstücke sind 's Löchli[12] und 's Schnäggeloch.[13] Gütchen: 's Grabeloch (§ 59) und 's Aspilöchli.[14]

Das Hohl der alten Eiche als Ort eines Vogelnestes.[15] Das Müüsehohl (oder der Müüseschlüüf): das Mauseloch. Das warme Hüli (Bett).[16] „Das Külli“ (kleine Vertiefung).[17] D'Hell (Hölle, zu „hehlen“, bergen) heißt eine tiefe Schlucht bei Neuegg unweit Schaufelbühl, wo die Bärenjagd des Ritters von Brandis anhob.[18]

Ein sicheres Versteck, besonders Höhle, Lager für Wildtiere, die daraus hervorspähen oder luege, heißt ahd. „das“ luog. Zu ähnlichem Zwecke: Schutz und Warnung vor Feinden, übte ehemals der Bergbewohner solches Luege auf Hochwachten und andern aussichtsreichen Anhöhen, von denen die 890 m hohe Lueg im benachbarten Affoltern die besuchteste ist. Sie bedeutet, was anderwärts, z. B. am Gurten, der „Spiegel“ (specula, zu speculari, ausgucken). Heute ist eine solche „Lueg über 's Land“[19] eine der bevorzugten Höhen, von welchen herunter die alten Sonnenwendfeuer am schönsten loderten, die heutigen Freudenfeuer zu Ehren des ersten Schweizerbundes am hellsten flammen.

[11] Eggiw. 47. [12] 192 ha. [13] 170 ha. [14] Wh. Sp. Ack. Ws. Wd. 845. [15] BSp. 346. [16] BwR. 104; Rschwand. Alp. 71, 73. [17] Wyß j. AR. 1826, 106. [18] Waff. 43. [19] Eintram 35.

Wasser.

Eigenschaften und Namen.

Herrlich ist das Wasser, das überall aus Felsen bricht[1] — wie im gesamten Emmenthal, so auch im Hügel- und Talgelände Lützelflühs. Vortreffliches Wasser haben, laut Pfarrer Schweizer in Trub,[2] namentlich die gegen Norden und Westen fließenden Bergquellen, während die gegen Süden rieselnden „tuftartiges" Wasser führen. Starken Gehalt an Tuff (Düft) konstatiert auch Hauswirth.

Luterbach nennt sich nach ihrem frischen und muntern Bergwässerchen eine der beiden Enklaven von Lützelflüh.

Er hat helle Tränen geweint: 's luter Wasser 'briegget; 's Augewasser ist ihm choo „wi ne Husbrunne";[3] 's Wasser (der Angstschweiß) „isch uber ihn ahe glüsse wi ne Bach."[4] Zum sekretorischen Gebiet gehört auch das Wasser, mittelst dessen der Wasserg'schauer der Volksmedizin die Wasser des Zulaufs uf si Müli reiset.

Zu schweigen von all den sonstigen „Wassern" und „Wässern", in denen unser Betrachtungskreis nichts besonderes bietet, notieren wir bloß noch das Landwasser, d. h. den beträchtlichen Fluß der Talebene gegenüber den Runsen des Gebirgs. Dem Landwasser nach geht und fährt man heute lieber als wie ehedem über Hügel und Abhänge. Den Landwassern nach ist aber auch die Überschwemmungsgefahr am größten, weshalb 1766 die Berner Regiernug verbot, „allen Landwasseren nach, wo hohe und erdbrüchige Börder und Gräben sich befinden, einiges Holz zu hauen, oder zu reuten." „Allen Landwasseren nach" sollen die Schwellenpflichtigen „das Nötige vorkehren" und insbesondere von mitgeschwemmtem „Holz, Gewürz, Stöcken und Bäumen die ordinari Rüns oder Canäl der Landwasseren" fleißig räumen.[5]

[1] Elsi 42. [2] 34, 111. [3] UK. 123. [4] MW. 2 J. 176. [5] Schwellenen 15. 5. 11.

Wenden wir uns zu einigen verdunkelten Bezeichnungen für „Wasser". Zu Lützelflüh gehört ein Sụrbach (vgl. auch die Suhr, Surenen u. dgl.): nach Brandstetters Deutung [6] zu sur (Bach, Fluß, Wasser, also — wie so häufig — Erläuterung des ersten Wortteils durch den zweiten), wenn anders der Qualitäts-Wechsel der beiden -u- sich so leicht macht. Ebenso gehört zu Oberried ein Hof Saarbe = Saarbaum. Dieser Name der Pappel, die anderwärts auch „Sarbache" heißt, stellt sich zu sar, der hochtonigen Form neben sur, und bedeutet den mit Vorliebe an Bächen wachsenden Baum.[7]

Eilig fließendes, heftig einherstürzendes Wasser bedeutet auch — was niemand sachlich streitig machen wird — der Name der Ämme (1267 „Emmen";[8] 1249 und 1344 „Emmun";[9] 1261 „Emma").[10] Die Prosa dieser Deutung [11] schadet in nichts der poetischen eines Kuhn und Gotthelf. Jener nennt die Emme launig „die launische Emma",[12] dieser „eine wilde, zornige Jungfrau";[14] schön aber trägt sie ihren Namen als Denkmal der Jugendliebe eines Mönchs zu seiner Lebensretterin.[15]

Allgemein bekannt ist für fließendes Wasser das urgermanische achwa, lat. aqua, woraus nach etwas komplizierten Lautgesetzen [16] die Formen 1. aha = „Aa", 2. „Au", „Aue" und 3. das echt alemannische Ei (Öya, Öy, Oia, Oien, Eia, Eion) [17] sich ableiten. So erklären sich die Eimatte und Eischüür am Fuße des Brandishubels; so die Jụbelei (nach dem topographischen Atlas „Hubelei") [18] nächst Walkringen. Beim Dorf Lützelflüh: die Bernei.[19] Rámsei: Eisenbahnstation, Postablage und Gasthof, Mühle und Krämerei, Bauernhof; etwa als „Unter-Ramsei" unterschieden von Ober-Ramsei.[20] Ein (nicht häufiges) Burgergeschlecht heißt Ramseyer. Bedeuten uns „Au" und „Ei" buchstäblich die „wässerige" d. h. vom Wasser durchflossene Gegend, so anderwärts [21] das umflossene Gelände. Für letzteres haben wir das Wort „Insel". So bilden auch der Talgrabenbach und der Mühlebach zu Oberried das Inseli.[22]

Der hinter Eggiwil in die Emme fließende „Sorbach" (zu soor [17] dürr, trocken) erinnert an unser versooret (ausgetrocknet). Überlang und wiederholt warmgestellte Speisen verlieren Kraft und Saft, sind

---

[6] Gfd. 42, 186. [7] ebd. 185. Beide Stammsilben sind uns im Worte „S-t-ro-m" näher gerückt. [8] Fontes II 694. [9] II 314; VII 74. [10] II 535/6 = Kib. Urb. 157. [11] vgl. dazu altgallisch ambis = altindisch ambhas = lat. imber (= heftiger Wassersturz). [12] AK. 1822, 50, 56. [13] Käthi 23 Hs., vgl. Wass. 36. [14] Sintram 141. [15] Streitberg urgerm. Gramm. § 122; Braune ahd. Gr. § 114. [16] Fontes VI. [17] Wh. Ack. Ws. Wd. 409; O 2. [19] Wh. Wst. Stöckli Ack. Ws. Wd. 454,20; E 3. [19] Wh. Sp. Stampfi 67, 33. [20] ZB. in Ska-n-din-avien = Walfisch-Halbinsel. [21] Ws. 4, 77. [22] Gfd. a. a. O.

uusg'sooret, versooret. Ein ab- oder ausgezehrt Umhergehender sooret nume so dęs ume. Abgsooret: ausgezehrt.

Wie der Sorbach, liegt auch der Dų̈ų̈rbach[23] (oder die „Dürre") bisweilen trocken. (Vgl. auch Orte wie „Dų̈ų̈rmų̈li" zu Niederbipp.) Kein Wunder: der von ihm durchflossene Tų̈rgräbe zieht sich längs der steil abfallenden Südseite des zu Zeiten wasser- und futterarmen Dų̈ų̈rbärg hin, um unterhalb Grüennemätt in die Grüenne zu münden. Zwischen den Abdachungen dieses Düür- und des Ramisberg bildet dieser Bach zu seinen guten Zeiten, wo er weder an Wasserarmut leidet, noch durch Überfülle schädigt, eine der lieblichsten Partien des ganzen Geländes und gestaltet einen Spaziergang über die staubfreie Straße zu einem wahrhaft erfrischenden Genuß. Hinter den Gütern Vorder-Dų̈ų̈r,[24] Hinder-Dų̈ų̈r[25] und Dų̈ų̈r-Neuhuus an der sanften Westabdachung des Dürrberg, sowie der Fuhrli-Mätte am Abhang des Ramisberg folgen wir der Umbiegung des Bachlaufs und durchwandern den ebenfalls lieblichen Türgräbe, welcher dem ganzen bergigen Gemeindeteil innerhalb des Dorfes Trachselwald und dem Postvertragungskreis „Dürrgraben" den Namen erteilt hat.

Ein Gut zu Lauterbach heißt die Tröchcheni. (Von dieser Bezeichnung eines trockenen Bodens unterscheidet sich die Tröchchni als Trocknungsanstalt z. B. für gefärbte Stoffe.) Er ist uf der Tröcheni heißt bildlich auch: in Geldnot („Geldklamm"),[26] gleichsam wie ein auf den Sand geworfener Fisch (vgl. fz. au sec).

Tröchne ist trocken machen, trochne: trocken werden. Der Tröchni ist ein trockener[27] Mensch, idealloser „Philister"; auch es Tröchnibulver (von der Kleinkinderpflege her automatisiert). „Trocken" heißt trochch oder trochche. E so nes troches Hüesteli (ohne Auswurf) gilt unter Umständen Besorgten als verdächtiges Vorzeichen, während einer, der sich wohlgemut einem unausweichlichen Regenguß oder Wasserbad ausgesetzt hat, sich tröstet: „Aba, i bi naß gsi gäb troche!"

„Naß" wird verstärkt zu bächnäß (nicht -chch-), flädernäß, fletternaß,[28] flätschnäß, dräckflätschnaß. — „Im Wein herum flotschen.[29] „Bis an den Hals in Milch und Anken flotschen";[30] „in der Milch flotschen, wie Enten in einem Weiher".[32] „Strub nnd flotschig": vom Wetter und Weg.[31] „Ist's diesen Winter auch wieder flotschig gewesen bei Euch?"[33]

---

[23] AR. 1822. 70. [24] Wh. Wst. Sp. Ack. Ws. Wd. 1307. [25] Wh. Sp. Sch. Ack. Ws. Wd. 1017, 87. [26] Heiri 122. [27] AB. 1, 116. [28] Besuch 159. [29] Geldst. 89. [30] UK. 13. [31] Käs. 25. [32] AB. 2, 486. [33] An AB. 65.

Erzeugt das Flotschen in seichter Flüssigkeit ein helleres, so das Gluntschen in tieferem Naß ein verschwommen dunkles Geräusch. So gluntschet die Milch in der Tanse, gluntschet auch ein plump ins Wasser fallender Gegenstand. „Mi Ma ist mir i d'Emme gfalle, I han e ghöre gluntsche. Hät i ne nit bim Bart erwütscht, Hätt i ne nit bas ahe trückt, So wär er nid ertrunke."[34]

Ein beträchtlicher Fall aus der Höhe erzeugt ein zischendes Geräusch unter Schaumentwicklung: gäutsche. „Dir geutschit ja (ob dem Zanken) der Gaffee uus."[35] Vergäutschleti,[36] 'gäutschleti (durch häufiges Umgießen abgestandene) Milch.

Ähnlich ist plĕtsche: Erzeugen einer Woge, die über den Rand des Gefäßes hinausdringt und mit Geräusch — Platsch — breitwürfig am Boden aufschlägt. „Freu di, Gurgel, es chunnt e Platsch!" (dem Säuser Zimp-Häiseli — um 1860 — in den Mund gelegtes Diktum). „Platschvöl̤l".[37] In einer Art kosender Schelte wird eine reichlich milkende Kuh e Mil̤chplẹtsche genannt. Nach dem für sich allein ins Auge gefaßten Moment der schwankenden Bewegung heißt es von einem schwerfällig langsam Einhergehenden: Da chunnt er o dahar z'pletsche. E rächte Plẹtschi!

Ein absichtliches Auf- und Ab- und Hin- und Her-Schwenken im Wasser, wie die Wäscherinnen es üben, heißt schwädere. (Verwandt ist schwädle und mit diesem: Schwadronieren, Schwadron, Geschwader.)

Unsauberes Herumhantieren im Nassen ist chösle. „Die schmuckſten Mädchen an Markt und Tanz" seien zu Hause nicht selten die wüsteste Chösle.[38] Ähnlich sü̥dle (aber nicht sudeln): „Das Kind war bald beim Brunnen, bald beim Weiher; denn Südle und Dräckele ist allen Kindern angetan.[39] — Dagegen ist sü̥dere: Ausgießen einer Flüssigkeit in spärlichem und häufig unterbrochenem Strahl. D'Milch versüdere (vom Kind). „Die ganzi Nacht wei mer no nit da zsämesitze und südere" (Tränen vergießen).[40] „Kellerjoggis versüderete (Trief-) Augen."[41] Eine Südereten".[42] Säusüdere: gepantschter Wein,[43] überhaupt eklig behandelte Flüssigkeit. Södere: Speisen wässerig und gehaltlos bereiten.

Verschieden von schriftdeutschem „schütten" und „beschütten", ist schütte (gießen) und bschütte[44] (übergießen) auf Flüssigkeiten eingeschränkt. „Die einen Gemüter schütten Galle in einen Hun'ghafen, die andern Balsam in jede Wunde."[45]

[34] AB. 2, 229; KL. 02, 828—830. [35] Lischeb. 5. [36] JoSt. Alp. 133. [37] Heiri 124. [38] Joggeli 35. [39] Schuldb. 42. [40] MW. Bs. 126. [41] GG. 2, 97. [42] SchM. 1, 328. [43] Ztgst. 2, 96. [44] AB. 2, 396. [45] SchM. 2, 100.

Falls nicht wie „Sprützlig“ (windiger Großtuer) zu „sprießen“, sondern zu sprütze = „spritzen“ gehörig, ist sprütztig = 1. zu feindseligem Bespritzen aufgelegt, 2. polternd, protzig, 3. trotzig, unnahbar. „Die Mädchen waren sprützig, kurz, spannen an keinem angefangenen Gesprächsfaden fort.“[46] Zu dem Iterativ „spritzen“ gehört als Intensiv: „spreiße“;[47] Bschütti verspreiße.

Reichlich angesammelte Flüssigkeit: e Schwetti.[48] Spassig übertragen: Jez hei mer wider e Schwetti g'lachet! — Zu der Gruppe seihen, seigen, seicht, seichen, (ver-)sigen, sich-ten, si-n-ken, „sickern“, wozu noch „seigern“[49] („viel Lehmerde, in die sich oft noch Wasser seigert“) gehört der Name des (häufigen) Burgergeschlechts Siegenthaler (-t-).

Statt vom Wasser, das durch eine enge Öffnung rinnt, sagen wir vom Behälter: er rünnt, ist rünnig (durchlässig). Der spottende Zuruf: „Du hest e rünnigi Nase!“ zeigt den Weg dieser Subjektsverschiebung. — Wasser durchlassend heißt „leck“, gut oberdeutsch: „lech“, und daraus entwickelt sich (neben „lech-zen“) unser erlächchne: der Züber ist erlächnet. „Wo einer eine verlechnete Klarinette wußte, stieg er mir auf den Leib.“[50] „Verlechnet vor Hunger und Durst.“[51] „So verlechnet war ich aber lange nicht, wie damals, als wir auf Wynigen kamen.“[52] — Mir wei wösche. Aber d'Wöschbütti ist erlächnet, mi mues se z'gschwalle tue. Die ijg'schwallete Pfäister.[53] Das Pfäister geit nümmen uuf, es ist ganz ver(g)schwallet.

Fisch und Krebs.

„Tiefe Furchen zieht das Schiff in den großen Wasseracker.“[1] Dies hochpoetische Bild, welches wie andere an das „Pflügen des Meeres“ mit dem Ruder und an das „Fahren“ der Riester durch den Boden erinnert, hat seinen prosaisch praktischen Doppelgänger in dem vielsagenden Satz:[2] „Das Wasser ist ebenso reich als das Feld, wenn man es gleich dem Felde bestellt.“ Denken wir an die nun auch in Lützelflüh heimischen elektrischen Installationen; an die Bewässerung der Wiesen zu landwirtschaftlichen Zwecken; an die (hier kurz zu erörternde) „Fischerei“.

Fischete“ ist Fischfang. „Hier kriegte Mädi eine Fischete“,[3] d. h. reiche Befriedigung seiner Neugierde. Die Bähre ist das Spannnetz, ursprünglich „aus Weidenzweigen“,[4] nun aus Seilgeflecht mit höl-

[46] Michel 197. [47] UK. 131. [48] Dursli 265. [49] Eggiw. 111; H. Paul WB. 412. [50] SchM. 1, 254. [51] 1, 233. [52] AB. 125. [53] SchM. 2, 368.

[1] SchM. 1, 268. [2] Volksw. 3, 301. [3] AB. 1, 174. [4] v. Rütte 7.

zernen Spannbogen. E n a n d e r e d'F i s ch i d'B ä h r e j ä g e[5] oder s p r ä n g e[6]: sich gegenseitig Vorteile zuwenden. „Selbst ein Fürsprecher spannte (im Gewühl der Tänzerinnen) seine Bähre auf.[7] „In eigentümlichen (Stell=) Netzen, welche man Wartlef (W a a r l e f) nennt, fing Kurt[8] Forellen in der Nähe ihrer Laichplätze.“ In den bis 30 m langen Schleppnetzen (Ä m m e = N e tz) aber werden zu gegebenen Zeiten die Fische den Bähren entgegengetrieben.

Daneben erscheint d e r A n g e l kaum erwähnenswert. Die Angelfischerei unterlag denn auch im Mittelalter keiner gesetzlichen Regelung, und bis heute gilt sie als bloßer Zeitvertreib für junge und alte Müßiggänger. Ihre „Praxis“ steht etwa auf derselben Stufe der Eigentums=Respektierung wie die Jagd mit dem R u n g g l e = P a d ä n t. Dieses P a d ä n t „ist kein Patent“;[9] ohne solches, überhaupt ohne weitere Umstände durchsucht der Wilderer Runkelrübenfelder und ähnliche Verstecke der Hasen.

Achtungswürdiger schon erscheint das Erhaschen seiner Fische mit bloßer Hand „in den sogenannten L ä u f e n, wo das Wasser einen gewissen Z u g hat.“ [10] „Jetzt hatte man den Fisch beim Kopf“ (und mußte dumm tun, um ihn wieder entwischen zu lassen.)[11]

Die Anbahnung rationeller Fischerei beschränkte sich bis jetzt auf Verpachtung obrigkeitlicher Fischereirechte (F i s ch e z e n,[12] im Volksmund: F i s ch s e tz e“); auf Abgrenzung von Fisch=Schonrevieren, zu welchen z. B. 1866—69 die Emme zwischen Ilfis und Heimiswilbach gehörte, und Aussetzung junger Forellen aus Brutanstalten, wie deren eine der Schwellenmeister Rüfenacht im benachbarten Hasli bis 1900 unterhielt.[13] Von größerer Bedeutung ist trotz den geeigneten Gewässern die Fischzucht nicht. Denn „Fische sind für meisterlose Leute“,[14] die ein Leben zu führen lieben, wie H a n s j o g g e l i a m B a ch h e t l u t t e r g u e t S a ch; h e t F i s ch e l i z' M o r g e n u n d C h r ä b s e l i z' N a ch t,[15] oder umgekehrt.[16]

Nicht an Fischen, wohl aber an Fisch=Arten sind die Emmenthaler=Gewässer arm. Laut Hauswirth (1783) bargen Ilfis und Emme auch „Äschen“, „aber nicht viel“. (Einzahl: der „Ä s ch“; die „Äsche“ ist eigentlich Mehrzahl aus „der Asch“[17] oder „der Asche“). Nach Vater Rüfenacht dagegen bargen sich vor der Emmenkorrektion recht viele

---

[5] BSp. 362 a. ö. [6] AB. 1, 364. [7] Ball 59. [8] 112. [9] vgl. „Dieser Weg ist kein Weg“. [10] Käs. 439. [11] Käs. 222. [12] Dursli 202 Hs.; 204. [13] Der heitere und freundliche 86=jährige Greis ist unser Hauptgewährsmann für Fischerei. [14] Käthi 17 Hs. [15] KL. 03,81; AB. 1, 324: BSp. 173; Schuldb. 244; Zigst. 1, 181. [16] Dursli 286. [17] Schwen deutsches WB.

Äschen in den Höhlungen des alten Schwellenwerks; die Vorsicht, womit kei Äsch in e Waarleſ schlüüft, schützte sie vor der Ausmerzung, die nunmehr erfolgt ist.

Um so reicher und feiner ist das Geschlecht der Bachforellen vertreten, und zwar so ausschließlich, daß im Volksmund „Fisch“ schlankweg s. v. w. Foorne oder (schulmäßig) Förälle bedeutet. So ist z. B. der Fischbach durch Reichtum an Forellen ausgezeichnet. — „Das waren Fische! Jeder eine starke Mannshand hoch, und waren dazu Goldforellen mit dem schönen rosenfarbenen Fleische, das schmeckt wie Haselnüsse.[18] Das konnte ein Bitzius wissen, der auch selber einen (noch bestehenden) hübschen Fischteich besaß,[19] seine Fische eigenhändig fütterte[20] und sich herzlich am muntern Treiben der Tiere ergötzte: gleitig wi nes Föörndli, g'sund wi ne Fisch im Bach. „Es gibt hübsche Meitschi, glatt wie Bachfornen, aber eitel.“[21]

Dagegen sind Hüürlig,[22] Barsch, Alet u. dgl. im Emmenthal nicht zu finden; der gar nicht unter die Fische gezählte Gropp aber (die Groppe, der Kaulkopf, Cottus gobio) fordert den Spott heraus. „Churzum, der Hansli Sooselisoo, dä ist mit Gwalt ga wiibe; doch ieze wär er grüsli froh, er hätt's no chlii la bliibe. Si treit ihm's Gält schochwiis i d'Wält und schlaat ne, das[8] er hoppet. D'Lüt lache, das[8] es wit hi gällt: dä fischet nid, dä groppet.“[23] Als Groppenfänger also tötet ein Mann seine Existenz — tötet ein Knabe seine Zeit. Wie denn zu den lebhaftesten Erinnerungen des Schulmeisters[24] und Gotthelfs selbst[25] das Bächlein gehört, „in dem ich Groppen und Krebse fing, die Brücklein, unter denen ich gefischet oder gekrebst.“

Chräbse ist also zunächst s. v. w. Krebse fangen, was sich zu Hauswirths Zeit besser gelohnt zu haben scheint als schon in den Tagen Kuhns[26] und vollends in der Gegenwart, wo eine Art Pest da und dort eine fast völlige Vernichtung herbeigeführt hat. Wie aber das gefangene Tier, seines Lebens sich wehrend, zappelt, so heißt chräbse auch: ohne Aussicht auf Erfolg sich abmühen. (Einmal in der Regierung sitzend) „ließ Hans seine Grit daheim krebsen, er lebte flott in der Hauptstadt.“[27] Wie endlich der Krebs — die Greifzangen als Füße genommen — „hindertsi geit“ wie der Seiler, so ist (hindertsi) „chräbse“ auch ökonomisch in Rückgang geraten, „in Krebs gehen“[28] oder „kommen“.[29] Von unverkauft an den Verleger zurückgehenden Büchern als „Krebsen“[30] spricht der Buchhändler.

[18] Brüder 211. [19] Fröhlich XXXI. [20] Manuel 155. [21] AB. 2, 384. [22] Ball 5. 51; Christen 164. [23] FJogg. 1903, 4. [24] 1,186; 2,266. [25] Beitr. 113. [26] AR. 1822, 58. [27] Ztgst. 1, 131; vgl. MB. Ws. 40. [28] Käs. 301. [29] 34. [30] Käs. 159; an JR. 97. 102.

Der Leich = die Laichzeit; die Reihe (Turnus): die Obsternte ist „im Leich“,[31] die Leberwürste;[32] der Bohne-, der Chirsi-Leich. Mit eim leiche: lebhafte Geselligkeit pflegen. „Mit solchen (verächtlichen) Menschen laichen“ [33] (sich abgeben). „Der junge Metzger verachtete alles, was nicht mit ihm schwitisierte, laichete.“ [34] (Anderer Herkunft ist das gleichbedeutende leije.)

Quelle und Brunnen.

Die Höhen des Emmenthals bestehen, nebst der zu Gestein verfestigten Nagelfluh, auch „aus loser zusammengeschwemmtem Geschiebe, lockern Sand- und Erdschichten, welche das fallende Wasser drinnen lassen, bis es unten im Tal als Quelle zu Tage kommt.“ [1] Daher ist man auch vielfach an hochgelegenen Örtlichkeiten auf den Ziehbrunnen: den Sood verwiesen, dessen Wasser zum Trinken sich in der Regel wenig empfiehlt. Doppelt fühlbar ist diese Beschränkung, wenn der Sood nach minutenlangem, quietschendem und kreischendem Ziehen erst ein paar Mal sich hin und her wiegt zum Zeichen, daß er nun zum Dienste willig und bereit sei, und jetzt mit einem keineswegs immer lautern Schwall zu geneigtem Zuspruch einladet. — „Vrene, was hast?“ Da schüttelte Vrene die Zunge eine geraume Zeit, ungefähr wie einen noch nicht oft gebrauchten Ziehbrunnen, wenn das Wasser kommen will, und gab endlich Auskunft.[2] Daher auch der drollige Vergleich mit einer rührseligen, mühsam auf Schluchzen und Weinen abzweckenden Ansprache: im Trääneloch soode.[3] Soode heißt ebenso die kindliche Unart, Nasenfluß beständig emporzuziehen (vgl. schnüpfe). — Auch die Jauchepumpe nennt sich Sood; Bschütti soode.

Nahe der Wolfstiige, an der steilen Absenkung der Waldhaus-Ebene gegen die Ramsei-Ebene hinunter, steht ein winziges Heimwesen: das Galgeli.[4] Nichts spricht für eine etwa hier zu suchende Hochgerichtsstätte. Vielmehr ist unter dem „Galgeli“ eine jener primitiven Wasserschöpf-Einrichtungen zu verstehen, wie sie aus den bei Stalder[5] und Grimm verzeichneten „Galgen“,[6] „Galgbrunn“ [7] und „Galgenbrunn“ [8] bekannt sind. — Vgl. Abb. S. 42.

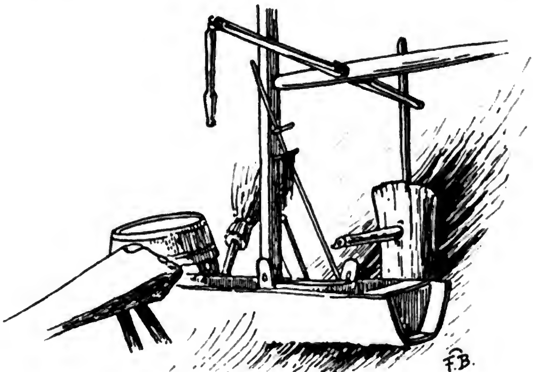
Eine ebenfalls sehr alte Wasserschöpf-Anlage ist das primitive Turbinen-Werk in der benachbarten, auf dem nämlichen Grat liegenden Bärnei, obenhalb der Lützelflüh-Mühle. Der von ihm gespeiste Hausbrunnen entleert sein Wasser stoßweise, und man spottet daher über eine

[31] OB. 1902. 2, 176. [32] SchM. 2, 364. [33] Dursli, 246. [34] Berner 252.

[1] AR. 1822, 58. [2] WwW. 168. [3] Jesuiten 324. [4] F 3. [5] 1, 415. [6] WB. 4, 1, 1172. [7] 4, 1, 1166. [8] 4, 1, 1173.

mühsam herausgestotterte, immer neu ansetzende Rede: Das chunnt z'stöösewiis wi der Bärnei-Brunne.

Wie anders anmutig das „geschwätzig schnell" dem Boden entrieselnde Wasser der Quelle, in alter Sprache: des Brunnens! So ist ja das Wort zu verstehen in den Flurnamen Brunnacher, Brunnmátte, Brunnequet,[9] sowie im Burgergeschlecht Brunner (= „Anwohner einer Quelle",[10] obwohl an sich auch die Deutung „Brunnmeister" nicht ausgeschlossen ist). Nicht anders versteht sich „Brunnen" im Namen des 1246 an Stelle des Orts „Mülinen" getretenen Klosters



Alter Ziehbrunnen am Grundhüsli.

Frowenbrunnen (fons beatae Mariae), Fraubrunnen, im „Kurt"[11] genannt neben dem in der heiligen Nacht nicht geheuren Bachtelenbrunnen bei Koppigen.[12] Eine Quelle ist ebenso der durch duftige Kräuter wohlschmeckend gemachte „Würzbrunnen" zu Röthenbach, entsprechend dem geschätzten „Wurzbrunnen" am Küßnachterberg ob Zürich. Unter den 1783 gezählten zehn emmenthalischen „Gesundheitsbrünnen" figurieren auch zwei abgegangene zu Rahnflüh. In den Gyllbrunnen der Wiesen birgt sich Goldsand, der, mit Schwefel vermischt, Eisen und Stahl „alle Ding durchgraben" mache.[13]

Wo aber die Quelle tief vergraben in Berges Schoße liegt, muß der Wasserschmöcker, dessen Rüetli nur allzu oft in unberufene Hände gerät, sie zu Tage fördern helfen.

[9] F 6. [10] Zollikon 242. [11] 120. [12] 128. [13] RB. 48.

„Das Gotthardmassiv die Brunnstube Europas":[14] dies großzügige Bild zeigt, was im bäuerlichen Einzelhaushalt ein solch regulierendes Becken bedeutet. Eine kistenartige, aus Holz, besser aus Sandstein oder Zement bestehende Einsenkung in den Boden empfängt das durch Röhren aufgefangene Quellwasser und gewährt ihm Raum und Zeit zum Niederschlag der Unreinigkeiten. Diese wieder bieten bei vernachlässigtem Ausräumen einem wahren Räuber- und Brigantenleben unter der niedern Tierwelt Herberge. Auf der entgegengesetzten Seite regeln Ausleitungen mit Drahtsieb die absperrbaren Zuflüsse ins Waschhaus, in den Hausbrunnen, oft auch in die Hausküche.

Den Leitungsweg bildet der Teuchel, in schwankendem Schriftdeutsch bald „Deichel", bald „Dünkel",[15] in älterer Wiedergabe: „ein pfeyff oder gehölt Kenel."[16] Heute bestehen sie meist aus gebrannter Erde, selten aus Eisen. Früher nahm man dazu allgemein die halbwüchsigen Teuchel-Tanndli.[17] Solche zu fällen und zuzurüsten, schickte ein Bauer seine Knechte ins Holz. Sie kehrten nicht wieder, bis der sie suchende Meister den halben Wald niedergehauen fand. Das über sie hereinbrechende Donnerwetter hofften sie mit der Rechtfertigung abzulenken: mir hei drum gäng e keni 'bohrti funde.[18] Diese von der Natur versagte Durchhöhlung muß eben der Teuchelbohrer besorgen. So heißt sowohl das mächtige Bohr-Instrument als der es Handhabende. Das Teuchelbohre bildete einst einen ansehnlichen Nebenverdienst von kleinen Landwirten,[19] Zimmerleuten u. dgl., oder es gehörte zum Gewerbe eigentlicher Brunnemeister. So erscheint 1662 „Von wilden Egg ein man synes Handtwärks ein dünkell borer,"[20] und bei Gotthelf der Dünkel-Dursli.[21]

Zum Geschäft solcher Brunnenwärter gehört u. a. auch die Entfernung zeitweiliger Verunreinigungen, die sich zu Fäden und mittelst solcher zu den sogenannten Strangen aneinander hängen. Zum Säubern der Leitung dient die aus meterlangen Gliedern zusammengefügte eiserne Brunnruete. (Der Name beibehalten vom primitiven langen Zweig her.)

Erwähnt sei noch das bekannte uf em Roß hocke wie ne Fröjch,[22] oder: „wie ne Chrott"[23] uf eme Teuchel. Gotthelf deutet es als Zeichen von Aufgeblasenheit in diesem Doppelsinn, während nach heutigem Sprachgebrauch der unbeholfene oder zaghafte Reiter sich in dieser Weise geberdet.

[14] Volksw. 3, 385. [15] AR. 1811, 63; bei Gotthelf immer. [16] Dasypodius. [17] SchM. 1, 256. [18] EJogg. mit dem fabula docet: Der Meister söll nid säge: gööt, er söll säge: chömit. [19] Schuldb. 16. [20] Bifang. [21] Dursli 282. [22] SchM. 2, 468. [23] BSp. 194.

Und nun, im heutigen Sinne verstanden, der Brunne.[24] „Unter der aufgemauerten Einfahrt neben dem Bauernhause“,[25] oder „unter dem weit ausreichenden Dache“[26] desselben; beim Wohnstock an der freien Zufahrt; im Dorf Lützelflüh aus der Straßenaufmauerung unter der Kirche fließend und über die Brücke nach Goldbach hinüberschauend; damit freilich auch der Öffentlichkeit und dem Gedränge preisgegeben, „a d's Wätter un a d'Biise g'stellt.“[27] Dort aber „plaudert und plätschert so traulich der unermüdliche Schwätzer,“[28] zugleich der zuverlässigste Hörer und Zuschauer, der ungezählter Begegnungen Zeuge ist und „sagt es niemand wieder.“[29]

Vor einer Seitentür des altberühmten Bauernhofes Oberfürten (Sumiswald) fließt ein hübsches Brůneli, dessen Stock ein zierlich gemeißeltes Menschengesicht mit der Jahrzahl 1799 ziert. In der Regel aber erhebt der Brunnestock keinen Anspruch auf städtisch monumentale Ausarbeitung; er macht vielmehr den Eindruck des Starren, des Geistlosen.[30] „Dumm wi ne Brunnestock“ trifft namentlich bei roh aus einem Kirschbaumstamm herausgesägten oder aus Tannenholz zurechtgeschnitzten zu; die aus Granit gehauenen dagegen präsentieren mit ihrer den Charakter des Bauernhofes wiederspiegelnden stattlichen Einfachheit sich durchaus gefällig. Doppelt unschön sind aber grad deswegen die gedankenlosen Kopien wasserspeiender Pausbacken, dieser „steinernen, steifen Brunnröhrengesichter.[31] Nichts aber ist häßlicher als die Störung der so schön geschwungenen Parabel des freien reichen Sprudels am Auslauf (auch die Zůbe genannt). „Mager wie ne Brunneröhre“[32] erweckt in der Regel eine unsympathische Vorstellung; allein die dünne metallene Röhre am Platz der plumpen hölzernen dient dem Wasserstrahl, der sich klar und kräftig ihr entringt, nur zu effektvollerer Abhebung. Wie kläglich gegen ihn das Wässerchen, das so dünn wi ne Lismernaadle[33] herausfließt, oder gar nur tropfenweise si un̥der důre zieht!

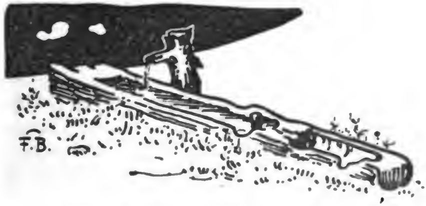
's Muu[1] a der Röhre haa[34] bedeutet: zur Aneignung eines Vorteils, zur Ausbeutung anderer sich als der Erste herzumachen. Der Vorsichtige unterläßt vor solchem Trinken ab der Röhre oder ab der Zube nicht, das Ansatzstück mit dem Daumen auszuwischen; „man könne nie wissen, wer vorher d'Gösche dra ghäicht gha heig“.[35] — Als beachtenswerter Wetterprophet zeigt die betropfte Brunnröhre baldigen Regen an.[36]

---

[24] vgl. die Zeichnungen von Anker und von Burnand: Schweiz 1900, 192; 1901, zu 16. [25] Bitt. Jb. 9. [26] BSp. 129. [27] Kongreß 163. [28] Bitt. Jb, 9. 15. [29] UK. 388. [30] AB. 2, 425; Sch.M. 2,43 Hs.[a] [31] Ball 70. [32] Jacob 1, 128. [33] SchM. 1, 26. [34] Dorbach 32; vgl. Ztgst. Hs.[a] [35] AB. 1, 197. [36] UP. 69.

Wie ein General inspizierend vor seiner Heersäule, steht der granitne Herrscher des Brunnenschopfs vor dem mächtigen Wasserbehälter und schaut zu, wie sieben fette Kühe zumal ihre reich bemessene Mahlzeit beschließen. Leute indes wie ein Felix in der „Vehfreude“ legen einen andern Maßstab an die Zweckmäßigkeit einer solchen Anlage: ob sie hinreichend Raum biete, um einem konkurrierenden Freier aus fremder Ortschaft ein wirksam abkühlendes Bad angedeihen zu lassen. Solches Tröögle, Brunnetröögle[37] schlägt allerdings der Ammann seinem Sohne nicht als Heldentat an: „das macht nicht ästimiert, es macht verachtet.“[38] Höher schätzte er es, als der stämmige Junge zwei halbwüchsige Verbreiter anonymer Lästerschriften „mit einem Ruck in den Trog warf, als wäre er ein Badkasten.“[39]

Eine eigene Bedeutung und Rolle kommt der kleinern hintern Abteilung des mächtigen Raumes zu: dem zum Erdäpfel-Waschen u. dgl. bestimmten Sụ̈dẹltrögli. Spaßweise wird nach diesem auch die Untertasse benannt, wenn sie vom übervoll eingegossenen Kaffee ihr Teil abbekommt: es geit i's Südẹltrögli. Mit besonderem Behagen hat Gotthelf im „Geltstag“[40] einen „Südeltröglikrieg“ ausgesponnen: Eisi führt Rechnung und Prozeß über gerichtlich untersagte Benutzung des kostbaren Raums durch die gegenüberwohnende Konkurrentin, und die beiden Weiber „brüllten über das Südeltrögli einander an trotz den Homerischen Helden.“



Brunnen am Wege oberhalb der Ruine Brandis.

In der Regel freilich machen solche Übungen der Zungenfertigkeit sich unauffälliger — schon durch ihre Gewöhnlichkeit, welche den Brunnen mit „Gartenzäunen und Kabisplätzen“,[41] „Tennen“[42] und Waschhäusern,[43] „Türen“[44] und „Gadenfenstern“[45] auf eine Linie stellt.

Gleich wie aber das reine Sonnenlicht tagtäglich ohne Unterschied über Gute und Böse scheint, so perlt, von allem Geschwätze unbeirrt, der prächtig geschwungene Wasserstrahl; und „im reinlichen Troge wirft er seine Bläschen, Bürgen seiner Güte,“[46] zum Trunke ladend, den ein

[37] vgl. Sch.M. 1,278; Käthi 377. [38] Käs. 229. [39] Käs. 446. [40] 103. 144. 159. [41] BSp. 393. [42] SchM. 1, 310. [33] Böhneler 179. [44] AB. 1. 473. [45] Käs. 299. [46] BSp. 129.

richtiger Bauersmann nie verachtet. „Für den Durst, den die Milch nicht bewältigt, quillt unter dem Dache das Wasser.“[47] Selbst die habliche Bäuerin ermuntert sich nach sonntäglichem Nachmittagsschläfchen durch einige Züge ab der Leben spendenden Röhre;[48] als ihre einzige Erfrischung aber auf dreistündigem Marktweg am heißen Tage trinkt die wackere Existenzkämpferin[49] am Brunnen Wasser und kaut dazu „an einer Brotrinde“ oder „a mene Bįreschnitz“. Um so empfänglicher bleibt ihr Gaumen für den Wohlgeschmack des Kaffees aus dem Wasser des heimischen Brunnens[50], und sie freut sich mit der Liebe zu Haus und Heim, die auch ihr Mann teilt, daß die prächtig grünende Hausmatte ebenfalls ihr Teil bekommt.[51]

Zur Tränke am Brunnen gehen nach ihrer Mahlzeit die Rosse, gehen wenigstens zur Zeit der Dürrfütterung auch die Kühe. Vgl. das liebliche Kinderlied: „Joggeli, geisch zo'm Brunne?“ „Ja, ja, ja!“ „Hesch dem Rösseli Haber ggää?“ „Ja, ja, ja.“ „Hesch dem Rösseli z'trinke ggää?“ „Nei, nei, nei!“ „So gange mer zo'm Brunne und chehre drümal um. De macht de 's Rösseli tripp und trapp und gheit der Joggeli hinder ab.“[52] — Prosaischer gehn zur Tränke „schwere Kühe, zuweilen einen schwerfälligen Satz versuchend,“[53] und „stillen behaglich blickend ihren Durst.“[54] Weniger Sorgen macht es, sie auf dem Hinweg Anstand und Verstand zu lehren, sie gleich steckköpfigen oder ungeberdigen Menschen zo'r Träichi z'füehre, als dagegen auf dem Rückwege zum Stall sie zu überwachen. Weh, wenn der Sperrbaum — d'Wehri (oder der Füürlauf) — fällt! Da ereignen sich — verdrießliche oder ergötzliche, wie man's nimmt — Viehtränkeszenen, wie die von Gotthelf ausgemalte.[55]

Der unfreiwillige Märtyrer derselben, der städtische Unterleutnant, wußte auch nicht, „daß das große Waschbecken, der Toilettentrog der ganzen Familie, hinter dem Hause steht;[56] daß hier nicht nur stämmige Mägde herzhaft mit einem handlichen Zwilchfetzen ihre rotbrächten Gesichter waschen“,[57] sondern auch ansehnliche Bauerntöchter, in der Hand das feine Linnen mit kunstvoll eingestickten Namenszügen. Plaudern wir dazu noch das Geheimnis aus, daß an der Schopfwand halb verschämt ein rundes Spiegelchen hängt: welch ein Luxus, der sich in diesem allzeit offenen drawing-room entfaltet, wenn wir an das arme Züseli[58] denken, das sich erst zum angeschwollenen Bache hindurch arbeiten muß, um dort sein unbewußt liebliches Gesichtchen zu waschen!

---

[47] Sonnt. 113. [48] GG. 1,99. [49] Schuldb. 202. [50] Schuldb. 37. [51] 35. [52] KL. 02, 201; 03, 150. [53] BSp. 129. [54] Spinne 4. [55] Land 8 ff. [56] Land 27. [57] Spinne 4. [58] Barthli 37.

An der Art aber, wie man tagsüber vor dem Essen oder nach unreinlicher Hantierung im Brunnen die Hände wäscht, unterscheidet der heimliche Beobachter den strammen Bauer,[59] die tüchtige Wirtin[60] vom saloppen Weibsbild;[61] hier erkennt der „eine Frau Suchende“[62] die Rechte an der Sorgfalt, womit sie „das Kraut erliest“ oder „rüstet“,[63] Erdäpfel wäscht,[64] das Milchgeschirr scheuert,[65] und hütet sich vor nichts wie vor Mägden, die beim Brunnen stehen, „als ob sie aufs Angefrieren warten wollten.“[66]

Drum ist der Brunnen ja auch die Stätte, an welcher die feinsten Meister des Griffels je und je sich finden ließen, was zusammen gehörte. Nicht war dies der Fall beim allzu jugendlichen Leutnant, für den einstweilen noch „keine Rebekka zu sehen“ war;[67] auch nicht beim mannhaften Christen,[68] für welchen Elsis „durch sieben Zäune hindurch schimmernde weiße Hemdärmel“ nach höherm Verhängnis eine Fata morgana bleiben sollten. Dafür — welch süße Belohnung des gründlichen Fegens seiner Kaffeekanne, wenn der „Schulmeister“[69] mit so viel Glück den Brunnen zu seinem „Lustplatz“, seinem „Kasino“, seiner „Promenade“, seinem „Palais royal“ machen darf. Über alles schön aber ist dargetan, wie am Brunnen Uli und Vreneli[70] nicht nur sich endlich finden, sondern auch die Frau dem sorgenvoll sinnenden Manne Mut und Vertrauen einflößt.[71]

Vom Wuer zum Bach.

Aus dem Keller alter Bauart leitet die Akte („Ake“, aus aquae-ductus) das lästige Grundwasser ins Freie. Vom Hausraum und Brunnenplatz reiset der Wuer das Regen- und Abwasser ab; so auch leitet der größere Wasserwuer (1795[1]) das sonst überschwemmende Geriesel aus Bach-Runsen und aus Flüssen wie der Grüene, der Emme. Quer über Gemeindestraßen, Flur- und Waldwege sind Abwüer gezogen und müssen von Zeit zu Zeit ausgeräumt — uustaa — werden. Sorgliche Bauern tun solches mitunter im strömenden Regen; Nacken und Rücken zur Not durch einen übergeworfenen alten Kabut geschützt, göö sie ga wassere oder wässere. Dieselbe unangenehme Zeit muß mitunter gewählt werden, um im nassen Felde mit der hellebardenähnlichen Wuer-Achs Laufgräben zu schaffen oder neu zu öffnen. Um aber Feld und Wald vor Überrieselung von Weg und Straße her

---

[59] UK. 7; Ztgst. 2, 7. [60] Schuldb. 144. [61] Joggeli 32. [62] Joggeli 38. [63] Käthi 118 Hs. [64] Elsi 58. [65] GG. 3, 11. [66] Geldst. 228. [67] Land 8. [68] Elsi 66. [69] 2, 35. 150. [70] UK. 386—8. 418. [71] UP. 14. 15.

[1] Bifang.

zu schützen, werden am Fuß der Böschungen Senklöcher ausgehoben, in welchen das Geschiebe sich ablagert.

Eine eigene Leitung speist aus Regen- oder Brunnwasser den Weier (Teich), der — oft in doppelter Zahl — bei keinem Bauernhause fehlt. Der Wortbedeutung (vivarium = Behälter lebender Tiere) entspricht zuweilen der Tatbestand: goldgelbe Riesenkarpfen, durch einen eingesetzten Junghecht rege erhalten, tummeln sich im Wasser. Hauptzwecke sind aber: Löschen von Brandausbrüchen,[2] und Berieselung der Hausmatte,[3] wie denn auch schon 1783 in Waldhaus und Flüelen „ziemlich große Wässerungsteiche“ zu treffen waren.

Gegenüber der Glungge (Pfütze), welchen Namen bezeichnenderweise auch der von Uli angetretene Pachthof[4] trägt, und dem verwahrlosten „Fröschweiher“[5] (Fröschewеier) ist der richtige Teich Gegenstand eigener Behandlung. Der mittelst durchhöhlten Stämpfels regulierbare Auslauf ermöglicht gänzliche Entleerung. Daher das Bild: Di große Weiere laufen óuus, d. h. auch ein großes Vermögen, eine ausgiebige Geisteskraft, eine tiefe Liebe, eine anhaltende Langmut erschöpft sich einmal. Der Entleerung folgt gründliche Reinigung vom Schlamm und Benutzung der Schoorete als trefflichen Wiesendüngers. Dann läßt man zum Gebrauch und aus Vorsicht das Wasser sich wieder anstauen (si weiere, wie auch das durch Arbeiten und Sparen erworbene Geld „sich allmählich weihert“).[6] Schutz vor Gefahren[7] und zugleich hübschen Gewinn bietet die Bepflanzung des Randes mit der Goldweide.

Unterhalb Niederschaufelbühl entläßt das gegen die Sonne ziemlich gesenkte Gelände aus dem Erdinnern herrliches Quellwasser. In Dohlen (Töne; Einzahl: der Töne) wird es aufgefangen: mi het „'tönet“, d. h. zum Trockenlegen der Wiese ein Netz von Leitungsröhren im Boden versenkt, welches in eine Stammleitung einläuft und schließlich das gesammelte Wasser im Beginn des Flüele-Grĕbli zutage treten läßt. In viertelstündigem Laufe durcheilt das fischreiche Bächlein, das Entzücken empfänglicher Kinder und die Augenweide Großer, den Flüelegrabe. In diesen läßt von Südost her der sagenumwobene Münneberg seine prächtige junge Tannwaldung hinuntersteigen, indes von der Nordwest-Seite bebaute Gehänge und zwei Bauerngehöfte herniederschauen. In launigen Windungen und dann wieder gestrecktem Lauf, hier ein rauschendes Wasserstürzchen bildend, dort zu einem Miniaturseelein mit lieblich blumiger Umrandung sich ausweitend, verläßt das Bächlein den

[2] Ztgst. 1, 4. [3] ebd.; Schuldb. 37. [4] UK. 150. [5] SchM. 1, 257. [6] Heiri 10. [7] Schuldb. 337.

Wald und fließt ebenso geschäftig wie „sittig“ am Wegesrand Flüelen zu. Hier läßt es teils im Hydranten-Werk für Flüelen und Grünenmatt, teils in Wässerungsanlagen die poetisch spielende Laufbahn in segensreich prosaische Arbeit ausmünden.

Dieses Idyll, dessen Lieblichkeit auszumalen uns Raum und Worte fehlen, diene als Beispiel für die Art, wie in den höhern Lagen unseres Geländes Natur und Kunst mit dem Wasser haushalten. Sind die ungezählten Grebli, die nur schon in Lützelflüh fließen, soviel wie Runsen und deren erste Ansammlungen, so ist Gräbe der Ausdruck für ein Seitental, das einem Landwasser oder einem Haupttalflusse zustrebt. Die 169 Gräben, welche der topographische Atlas verzeichnet und benennt, und die ungezählten Runsen legen Zeugnis ab, wie stark bewässert und „coupiert“ das Terrain des Emmenthals ist.

Die eigentlichen Bäche aber, die in stillem Murmeln ihre Geschiebe wälzen, bis sie den Schoß der Emme finden,[8] „entstehen fast alle unten in der Tiefe des Tales, um es zu beleben, zu befeuchten“,[9] zu befruchten. „Wie Rohr am Bach“ [10] wachsen muntere Knaben auf. „Der Bach breitet“ [11] d. h. zusammengespartes Geld wächst gleichsam in geometrischer Progression. Die weidenden Kühe geben „Milch wie Bach“;[12] der Wii ist g'lüsse wie Bach. „Bachweis lief mir[13] der (Angst-) Schweiß um den Leib.“ Vgl. baachnäß. Sich über den großen oder breiten Bach,[14] in noch wirksamerer Litotes einfach: sich uber den Bach[15] mache bedeutet: nach Amerika durchbrennen, „verduften“. „Und jetzt ist das (erfolglos ausgelegte) Geld der Bach ab!“ [16] „Der Zaugg het emel sis Heimetli nit versoffe; das ist süst uf e ne Weg (und zwar auf unheimlich rätselhafte Weise) der Bach ab.“ [17] „Die grauenden Backenbärte, die traurigen Zeichen, wie es mit allem den Bach runter geht“...[18] „Das Schulhaus (d. h. der Vorschlag, es zu bauen) ist ja der Bach ab g'schickt.“ [19] „Wenn ich im Gemeinderat was vorbringe, denken sie schon, wie sie mich den Bach ab schicken wollen.“ [20] — „Da ist jede Santine i Bach gheit, wo me däm git.“[21] — D'Chatz dür e Bach schleipfe (eine verdrießliche und undankbare Arbeit durchführen).

Eigennamen: 's Bachmätteli. — Der Fischbach.[22] Der Dürbach. Der Griesbach, am Flüelenstaldenstutz in die Grüene mündend. „Am trügerischen Lüterbach, tief im finstern Tale, wo Thorbergs Herrschaft mit der des Freiherrn von Brandis zusammenstieß, klapperte, dem

---

[8] Arm. 160. [9] AK. 1922, 58. [10] Arm. 183. [11] Bsbinder 363. [12] Käs. 103, 349. [13] SchM. 2, 130. [14] Ztgst. 273. [15] Vgl. Heiri 86. [16] Ball 4. [17] Müll LK. 76. [18] An AB 75. [19] Käs. 15. [20] Ztgst. 2, 161. [21] MW. 2 K. 161. [22] Ws 104, mit Scheune und Gebüsch am gleichnam. Bach; O4.

Brandis gehörig, eine einsame Mühle. Hier stießen oft die befreundeten Freiherrn zusammen, oder hielten Jagdrast."[23] Hier auch pflegte die schöne Müllerin das Fräulein von Thorberg,[24] hier weilte der ritterlich liebenswürdige Hans,[25] hier das Trudchen.[26] Um diese Mühle gruppierte sich nach und nach die heutige ansehnliche Ortschaft als einklassiger Schulkreis. Vom Besitzstand der Brandis her aber schreibt sich die Zugehörigkeit der zwei Stunden weit entfernten Enklave (Exklave) zu Lützelflüh. — Wo unterhalb der Tootehöle der steile Eggabhang sich plötzlich sänftigt, liegt das Gut Stampach[27] nahe einer Stelle, an der das Waldwasser sich staut, und es erscheinen 1244, 1257, 1261 die Namen Stan-bac, Stammbach[28] (letzteres zu Rohrbach), ohne speziellen Bezug auf unsern Ort. Zu Lützelflüh gehört in Rahnflüh: „Obersbach" (Obersbaach),[29] dazu die Obersbaachmätte. — Zum Teil zu Rüegsau: der Hagsbach, Graben mit zwei Heimwesen. Zu Oberried drei Höfe: Bigelbach[30] in dem 17 km langen Biglenbachtal, zu Lützelflüh der Biglenbachwáld. — Bloß als Burgergeschlecht kennt Lützelflüh: Haslebacher (ziemlich häufig); Rindlisbacher (sehr häufig); Großenbacher (häufig); Äschbacher (å-), (sehr häufig).

Eine eigene Klasse bilden die eher als Kanäle zu bezeichnenden Flußausleitungen zu industriellen Zwecken. Der (herrliches Trinkwasser bietende) Grüenematt-Mülibach: eine Ausleitung aus der Grüene, vereinigt mit den Quellen des Pfaffenbodenmooses, treibt als prächtig dunkelfarbiges Gewässer Mühle und Säge zu Grünenmatt. Ebenso ist unterhalb der Bodenmatt der Lützelflüh-Mülibach aus der Emme abgeleitet und bedient oberhalb der Mühle die Walkerei, Bleicherei und Färberei, unterhalb die mechanische Schreinerei, sowie durch einen Teil des Unterlaufs die Allmändli-Müli (im Rüegsauschachen die Gerberei u. s. w.).

Grüne und Emme.

Von den westlichen Ausläufern des Napf fließt der Hornbach gegen Wasen, nimmt unterhalb dieses Dorfes den Kurzeneibach auf und heißt von da an die Grüenne. Dies „düster rauschende,[1] „tückische",[2] „verheerende",[3] „zügellose",[4] „wilde Sumiswalder-Kind",[5] (vgl. jedoch nebenstehende Abb.) seit 1903 aber durch ein schönes Korrektionswerk zunächst

[23] Thorb. 31. [24] 36 ff. [25] ebd. [26] 43. [27] D 3. [28] Fontes II. 252, 457; Kib.-Urb. 158. [29] Wh. Wst. Ob. Sp. Schüürli, Ack. Ws. Wb. 1015; J. 5. [30] O 1. 3.

[1] Brüder 205. [2] AR. 1822, 64. [3] ebd. 62. [4] Spinne 47. [5] Brüder 207.

zwischen Fürten und Flüelenstalden in geziemende Schranken gewiesen, fließt an der Ortschaft Grüenen (zu Sumiswald) und an Fluren wie dem Grüeneport und der grüene Mátte vorüber nach Grüennematt.

Die schon alte Bedeutung der Grüene zeigt sich u. a. darin, daß „die Säßschmitten der Landschaft Emmenthal" in eine Gruppe dies- und eine jenseits „der Grüenen", jede unter einem eigenen Zunftmeister geteilt waren.[6]

Bei Ramsei ergießt sich die Grüene nach 19 km Lauf in die große Emme. Diese geographische Beifügung unterscheidet die „große" oder „größere" von der „kleinen" oder „kleineren" Emme. Di chlịịnni Ämme heißt



Steg über die Grüne und Furt bei Fürten.

1. ein aus der großen Emme geleiteter Fabrikbach bei Burgdorf, 2. der bei uns unter dem Namen „Waldemme" oder „Entlen" bekanntere Entlebucher-Fluß, der die „Wịịßämme" aufnimmt. Beim Örtchen „Wyßemmen" stand bis 1902 Christian Schybis Häuschen.

In einem riesigen Halbtrichter, der vom schmalen Grat zwischen Hohgant und Augstmatthorn sich malerisch heruntersenkt, sammeln sich, gegenüber dem zum Thunersee südwärts fließenden Lombach, verschiedene Quellbäche zu einer Einheit. Ihren Namen „der Bocke" tauscht

[6] Rahnfl. 19. 20.

dieselbe bald an den der Emme; jener verbleibt aber der dortigen Bergpartie, welche als Wetterzeichen den föhnartigen Bockeluft (oder abgekürzt ebenfalls Bocke) nach dem Kämmeriboden hin sendet.

Als Sammellinie eines Einzugsgebiets, welches 1156,4 km² umfaßt, mißt der gesamte Emmenlauf in der Luftlinie 62,2 km, in Wirklichkeit aber 80 km. Das veranschaulicht genugsam die Chrümp, unter welchen namentlich im Oberlauf die „wilde Emme" „der trotzigen Aare" [7] sich entgegenwindet. Man nehme dazu, innerhalb des Bettes, die bekannten Serpentinen dieser Emmenschlange.[8] Gewiß ein wunderliches, manchenorts aber wirklich malerisches Bild.

Der horizontalen gleicht in manchem die vertikale Lauflinie: das Gefälle beträgt vom Hohgant-Fuß bis Eggiwil 3 %; von da bis Emmenmatt 0,8 %; auf der 17,5 km langen Strecke Emmenmatt-Burgdorf (Höhe: 651—537 m) 0,67 %; Burgdorf bis Mündung 0,5 %.[9] Schon diese Zahlen erklären zur Genüge den zuzeiten wilden Lauf der Emme. Dazu kommt besonders der Mangel an einem regulierenden Seebecken. Gefehlt scheint solches nicht immer zu haben. Die noch heute lebendige Tradition von einem im Flußgebiet der Emme liegenden See oberhalb Signau (1224: Sigenowa; vgl. ahd. gi-sig = See, Sumpf) gegen Bowil hin [10] ist ganz anders begründet als der angebliche See bei Burgdorf. Die ganz auffällige Beckenform jenes Gletscherbodens, gebildet durch den Abschluß einer Wallmoräne des einstigen Aargletschers bei Rünkofen, legt einem die Begründetheit solcher Überlieferung lebhaft nahe.[11] In der starken Krümmuug des Reblochs aber (zwischen Schangnau und Eggiwil), dieser für den Gebirgsaufbau so interessanten schmalen Isoklinalspalte in der Nagelfluh,[12] welche das Wasser zurückprallen und das Flößholz still schwimmen macht,[13] ließe sich durch Sperrung ein neuer künstlicher See bilden, der als Regulierbecken des Flusses dienen könnte.

Floß und Gold.

Gegenwärtig schafft die Emme auch Lützelflühern Verdienst durch Treiben der Flachsspinnerei Rüderswil und der Buntweberei Emmenau zu Hasli.

Wirkungsvoll verboten (wie wirkungslos schon 1597, 1622, 1641, 1650, 1666) [1] ist dagegen seit 1870 ein anderer Broterwerb mittelst der

---

[7] Brüder 214. [8] Waff. 22. [9] Geogr. Lex. d. Schweiz, Emme. [10] Widm. 188 f.; Eggiw. 10; Thorb. 90. [11] Antenen Bf. [12] ebd. [13] Eggiw. 122

[1] Stürler, Emme.

Emme: die Flößerei (Flötzerei, wie „Flötzung",[2] „Flötzer"[3]). Grund: die beständige Gefährdung des Schwellenwerks. „Wegen Flötzung des Holzens" wurde „in mehreren Schwellen geklauset" (Einbettungen gemacht).[4] Die oft 70—80' (statt höchstens 60') langen, vom Wasser zuweilen fast rechtwinklig gegen die Schwellen gerissenen und oft von schwächlichen Personen gelenkten Flöße prallten mit furchtbarer Gewalt an.[5] Dazu kam das Einhacken der 2—3 zu jedem Floß mitgenommenen „Spahren",[6] das Einschlagen der Flößerhaken[7] u. dgl.

Für das Befahren mit Kähnen, selbst dem aus drei Brettern zusammengeschlagenen Weidlig („Waidling",[8] „Waidlig"[9]) absolut unzugänglich, hatte die Emme von jeher einzig den aus Bautannen gezimmerten Flooß auf ihrem breiten Rücken geduldet. „Schon zur Römerzeit mögen die schlanken Tannen den Weg gefunden haben",[10] den sie bis 1870 auf der Ilfis,[11] und von Eggiwil an auf der (Eggiwil-Fuehrme[12] betitelten) Emme nach Brugg und weiter fanden. Wiederholt suchte die Berner Regierung zu verhindern, daß „merklich vil Holz, wie auch Laden, Latten u. dgl. mit schwal die Emmen und Aaren hinab geflößt und also hierdurch die Hochweld erödet werdindt" (1650).[13] Als Zoll aber wurden z. B. in Lützelflüh 1673 „von einem Floß allein 3 Vierer" gefordert.[14] Umsonst: die Flößer antworteten einfach mit „Schade's iichoo" durch Beladen ihrer Tannen mit Dachschindeln für Basel und Elsaß,[15] mit gefrevelten Rechenstielen,[16] und (schon seit der Kyburgerzeit) mit mächtigen Ladungen von Käs und Butter (daher die Bezeichnung „Molkenflöße"), ja mit Kälbern. So würde denn auch im „Emmenthalerlied" eine gewaltige Lücke klaffen, wenn es darin nicht hieße: „Holz und Lade fergge d'Flößer d'Emmen ab uf Basel zue; chunnt im Frühlig 's Wasser größer, hei si mit dem Floße z'thue."[17]

Um ein Merkliches stiller aber ist's geworden, seit man kein „Flueche wi ne Rhiinbueb" mehr von der Emme herauf hört, und kein Gotthelf mehr zu schreiben Anlaß fände: (So habe ich noch nie reden gehört,) „und doch war ich manchmal mit Schwein- und Kühhändlern, mit Flößern und Straßenarbeitern an Einem Tische."[18] Anderseits erschallen auch keine Neckrufe mehr nach der Emme hinunter: „Der Lung ist uus u 's Rad ist ab, d'Schelme fahre d'Ämmen ab."

Eine Flößerei anderer Art ward ebenfalls auf der Emme betrieben: das Schwemmen von Spälten oder Müselen als Brennholz ins Flachland hinunter. Burgdorfer- und Solothurner-Spekulanten[19] spielten dabei durch Entholzen der steilen und wilden Berghalden die Rolle

[2] Eggiw. 106. [3] Dlt 1, 57. [4] Eggiwyl 107. [5] Eggiwyl 109. [6] ebd. 106. [7] Notar 82. [8] AR. 1811, 59. [9] SchM. 1, 199. [10] Brüder 214. [11] Trub 29, 38; 30, 131. [12] Waff. 33. [13] Nach JoSt. 285. [14] Zolltaffel. [15] Trub 29, 38. [16] Eggiw. 106. [17] Widm. 85. [18] Ztgst. Hs.*. [19] Kuhn AR. 1822, 55.

„zweibeiniger Borkenkäfer“. Ein Rechen (Rächche) in der Emme bei Burgdorf[20] fing das Holz auf, das in der schwindligen Tiefe des Reblochs an Stricken hinuntergelassene Entlebucher und Emmenthaler weiter förderten.[21] Das auf dieser wohlfeilen, aber unsichern Bahn stecken bleibende Flooshol̥z verfiel einem eigentümlichen Strandrecht, das wegen Mißbrauchs mit der Zeit aufgehoben wurde. In einem (schwer leserlichen) Bleistift-Protokoll-Entwurf aus Lützelflüh vom Ende des 18. Jahrhunderts auf fliegendem Blatte steht die Notiz: „Wägen dem Holzfloßen das ein Jeder Schwelipflichtige 3 Klafter unendgäldlich kan härauß gezogen wärden“ (Konstruktionsvermischung). „Was über das ausgeht, solle von dem Eigentümer (d. h. dem das Flößholz sich Aneignenden) bezahlt werden.“ (Wem?)

Das durch Flößerei Erworbene ist immerhin ein saurer und durch manches Opfer an Leib und Leben in Frage gestellter Gewinn. Wäre der nicht leichter, für Findige mühelos zu haben? Eine gewichtige Rolle spielen ja in Namen, Geschichte und Dichtung die feinen Goldblättchen, welche vor Zeiten aus dem Nagelfluh-Gebiete speziell des Napf[22] ins gesamte Emmengeschiebe mitgeschwemmt worden sind. Mit wirklich oder wahrscheinlich namengebendem Gold konkurrieren jedoch die mundartlichen Wörter gol[23] (grober Steinschutt) und „Golaten“. Schon 1386 wird ein Langnauer Heinrich in Golden (= Gohl, vgl. Gohlgraben) genannt, ebenso 1645 David Gerber Inn der Gold, Gericht Langnouw.[24] Ein Lützelflüher „Zinß Rodel“ verzeichnet 1808 einen N. N. im Gaull. Hier wird gol zugrunde liegen. Nach Gold (Gy̥l̥d) dagegen, das aus dem Sand ausgewaschen wurde, benannte sich der Goldbach (Gol̥l̥pe̥ch). In seiner Nähe steht das Gy̥y̥y̥lhy̥y̥s oder Goolhy̥y̥s an der Emme, und danach heißt die Farbschachenbrücke auch die Goolhuus-Brügg.[25]

Allein heute ist der Goldreichtum der Emmenthalerflüsse „fast nur noch eine Sage“,[26] und bereits 1783 war die Ausbeute „von wenig Belang“. Immerhin erzählte G. Neuenschwander von seinem „Goldwäscher an der Emme“, wie er „ein sogenanntes Räst entdeckt habe, in welchem sich Gold seit Jahren abgelagert“;[27] „Emmengold, welches von den Goldschmieden Berns zu übermäßig hohen Preisen bezahlt werde, weil es mehr Feingehalt habe als das kalifornische.“[28] Jedesmal daher, „wenn die Emme wüst getan und die Bäche angeschwollen kamen, hatte Kläis Geld.“[29] — Den gemeinen Mann indessen läßt solches Entdeckerglück kalt.

[20] AR. a. a. O. [21] Eggiw. 48. [22] Antenen Bf. und Antenen: „Die Vereisung der Emmentäler“ (Bern, Wyß 1903), auf welche gediegene Verarbeitung eigener Forschungen wir hier nur verweisen können. [23] Schw. Jd. 2, 216. 225. [24] Pergam. [25] F 2. [26] Walser g. L. [27] N'schwander 18. [28] ebd. [29] 14.

Der Eggiwil-Fuehrme.

Die mächtigen Geschiebemassen der Emme erhöhten das Strombett längst an den meisten Orten über das Niveau des anstoßenden Geländes.[1] Das wurde namentlich im sommerlichen Wasserstandsminimum sichtbar im fast gänzlich ausgetrockneten Flußbett.[2] Daher nach heftigen Gewittern im gebirgigen Quellgebiet das Hochwasser, welches, we d'Ämme rächt großi chunnt, bis auf das 40fache des durchschnittlichen Standes ansteigen kann. Das so stark coupierte Terrain des Flußgebiets vermag dann den Regenschwall nicht einzusaugen. So erklären sich genugsam die bekannten Verheerungen bis in die neueste Zeit, von denen wir uns eine vergegenwärtigen wollen.

Heiße Winde haben geweht vom Welschland (Italien) her.[3] Der Flüeluft (Föhn) ist über die Berge gekommen, und der „Steigraat" hat von oben bis unten sein „schwarzes Wägli" erhalten: den schmalen Streif, welchen das vom Bergschutt gefärbte Schneeschmelzwasser bildet. Es ist dies „das sicherste Vorzeichen hilben Wetters".[4] Nun entfaltet sich in der Regel um den Hohgant, sammelt sich an der Honegg ein Gewitter, wie Gotthelf es[5] in berühmter Lebendigkeit geschildert hat. Es verzieht sich, geht vorüber, wie hundert andere Mal; aber am Ufer steht d'Ämmewacht. Da plötzlich (von Vater Rüfenacht in hoher Erregung wiedergegeben): Was ist das?! Ein Brausen, ein Brüllen, ein Gedonner. D'Ämme brüelet: am granitnen Kiesbett reibt sich der noch eine Stunde entfernte Schwall, und das erschreckend seltsame Gewirr hoher und tiefer Stimmen schlägt an die Fluhwände rechts, an die Fichtenstämme links. Ein grausig Echo, „übertönend das ängstliche Brüllen des Viehs, das Rufen der Kinder und die kurzen Befehle der Männer", vergleichbar dem tiefen, zornigen Brüllen eines wilden Tieres, unvergeßlich dem, der es einmal gehört hat.[6] Heulend fährt der vorausgeschickte Luftstoß — es chụttet! — durch Gezweig und Gebüsch, dieses bis zur Erde biegend; es chrachet im Geäst der Tannen. Die Sturmglocke ruft;[7] die vielleicht aus dem Schlafe Hergeschreckten kreischen: d'Ämme chunnt! d'Ämme chunnt![8] der Aaschutz chunnt! Und richtig, da sehen die Augen den Vorboten, von der noch unsichtbaren Woge vor sich hergeschoben: einen Wall von Tannen, samt den Wurzeln dem Ufergeländ entrissen oder den Sägemühlen entführt. Hoch auf bäumen sie sich, schlagen um in gigantischem Wirbel, stürzen auf

[1] Vgl. AR. 1822, 56. [2] Wass. 86. [3] Käthi 383. — Wer dächte nicht an Bürgers „braven Mann"? [4] Wass. 42. [5] Wass. 18 ff. [6] MW. 27. 240, 242; vgl. Käthi 383. [7] AR. 1822, 56; Käthi 391. [8] MW. 2 J. 240.

den Grund in weithin hallendem Dröhnen; „das kracht mit allgewaltigem Donnergetose“.[9] Und wie in grausem Kampf-Spiel zwischen Riese und Zwerg werden mitgerissen Stege, Balken und Dächer, „Bütten, Spinnräder, Tische, Züber, Stücke von Häusern.“[10] Jetzt erst sieht das Auge einher sich wälzen die Flut „schwarz und hölzern und brüllend“,[11] „als ob ein wilder Drache breche durch das Gebüsch.“[12] Wieder überschlagen sich die riesigen und die kleinen Hölzer mit hochaufspritzendem Gischt, bohren sich in wuchtigem Fall in den kiesigen Grund und werden wieder gehoben durch eine nachstürzende Flut. Gurgelnd dreht sich hier eine Säule, dort ein Pfosten in tollem Wirbel über einer blitzschnell ausgehobenen Höhlung, wie Streichhölzchen unter der Zube des Brunnens. In schrecklichem Spiel erschöpft sich diese Kraft, aber um so lauter brüllen die nacheilenden und hier sich fangenden Wogen, „dem Helden gleich, der auf dem Kampfplatze noch mutig steht, wenn im Tode verstummt die andern Kämpfer“ liegen.[13] Denn „die Emme ist nie böser, als wenn sie abnimmt; erst dann gräbt sie so recht und frißt sich ein.“[14] Daher auch die so vielfach bestätigte Tradition, „es gebe gerne zwei Wassergrößen hintereinander, und die zweite sei größer als die erste.“[15] Daher ferner die den verwegenen, zuweilen auch unverschämten[16] Holzfischern — wo göö g̥a Ho̥lz usezieh — drohende Gefahr, der manch einer erlegen ist, und die jenem „Mi Ma ist mir i d'Emme gfḁl̥le“ einen furchtbar ernsten Hintergrund verleiht. „Wen die wilde, zornige Jungfrau umfaßt in ihren wilden Zeiten, der büßt das Leben ein“,[17] wie schon zu gewöhnlichen Zeiten, wer unkundiger Weise geit ga bäde, unversehens in es Loch trappet und von Strömung und Wirbel überrascht wird.[18]

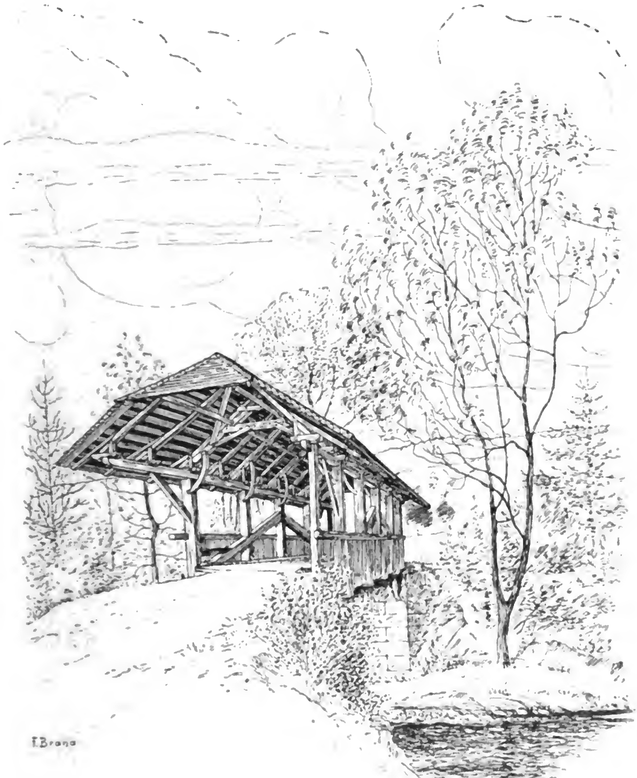
Zu sprechen erst in zweiter Linie von dem noch nach Jahren sichtbaren[19] Überschwemmungsschaden, den die zwischen 1570 und 1896 verzeichneten 48 Verheerungen[20] angerichtet haben. — Auch in diesem Sinne, als Zerstörerin, heißt die Emme der Eggiwi̥l-Fuehrme.[21]

Als merkwürdig verzeichnet Gotthelf,[22] daß die Emme mit Vorliebe die Sonntage wählte zu Anlauf und Ausbruch.

Einen ebenso unheimlichen Anblick kann der Fluß im entgegengesetzten: im minimalen Wasserstande bieten, wenn sein über und über mit Kies bedecktes (g'ri̥ſ̈let's) Bett offen zutage liegt und grell vom Mondschein sich beleuchten läßt. „Es ist, als wären die hellen Kiesel gebleichte Totenbeine, der weiße Grund die große Totenstraße.“[23]

---

[9] Käs. 193; Käthi 386. [10] Wass. 34. [11] ebd. [12] Käthi 386. [13] Käthi 23 Hs. [14] Käthi 390. [15] Barthli 29. [16] Wass. 66 ff. [17] Käthi 23 Hs. [18] Käthi 386. [19] Käthi 23 Hs. [20] Stürler, Emme 17 ff.; EvE. 1903, 44; ABB, C 240; Gotthelfs Wass. [21] Widm. 101/2; E. A. Türler 4/5. [22] Käthi 397; Wass. 34. [23] Dorbach 44.



Grünenbrücke bei Ramsey. Erbaut 1771.

Derselbe Fluß, der aus der Ferne „in der Abendsonne wie ein goldiger Streif durch das lichtgrüne Laub der Bäume glitzert.“[24] „Die Jungfrau“, die „in ihrem Kranze von grünen Gebüschen so sittig“ einher geht.[25]

Der Schachen und die einstigen Schächler.

Vor 1570 findet sich keine beglaubigte Nachricht von Emmenverheerungen. Das erklärt sich aus dem Tatbestand. Bis Mitte des 16. Jahrhunderts war nämlich das Bett der Emme identisch mit dem von Wald und Unterholz bewachsenen Überschwemmungsgebiet der Flußniederung, Schache genannt.[1] Dieses Wort brauchten im ursprünglichen appellativen Sinne noch Kuhn[2] und der jüngere Wyß, der von „Bergschachen im Sibenthal“[3] redet. Auch Oberried hat in solchem Sinne noch sein Hüppematt-Schächli.[4] Sonst aber spezialisierte sich „Schache“, gleichwie „Grabe“ und „Chrache“, auf das Einzugsgebiet der Emme, blieb aber dafür auch zumeist an den urbarisierten und überbauten Partien des alten wirklichen Schachengebiets haften.

Dasselbe bot mit seinem durchlässigen und aufsaugenden Boden, sowie mit seinem Lebholz, dessen Wurzeln (ganz besonders bei der Eiche) wie Klammern das Erdreich fest- und zusammenhalten, hinreichend Schutz gegen Wasserschaden. Obendrein brachten die üppigen Korbweiden — Wịdli — und Haseln — Häsle — guten Verdienst.[5] Als Allmänd durfte von jeher der Schachen den Anstößer-Gemeinden zur Weide und Beholzung dienen, gegen Erfüllung der (überhaupt im Kanton) auf dem Uferlande haftenden Wuhr- oder Schwellenpflicht.[6] Neun Zehntel dieses Uferlandes gehörten um 1570 als Reisgrund (d. h. veränderlicher, vom Wasserstand abhängiger Anschwemmungsboden) dem Landesherrn, also im Amt Trachselwald seit 1408 und im Amt Brandis seit 1607 der Berner Regierung. Diese verfügte von Fall zu Fall über Stück um Stück und bewilligte z. B. 1786 schenkweise ein solches dem Steinhauer Hans Burkhalter in der Mühlegasse zur Abrundung seines Gütchens.[7] Der übrige Zehntel war urbarisierter Baugrund (Kulturboden), von den Grundherren in bodenzinspflichtiges Lehen gegeben.[8]

Nun haben, hergedrängt durch den fast geometrisch ansteigenden Bevölkerungszuwachs, seit Mitte des 16. Jahrhunderts „Tagwaner“ — Tawner — und andere kleine Leute allmählich im gesamten Schachen-

---

[24] MW. 2 J. 173. [25] Kuhn AR. 1822, 57.

[1] Beitr. 352. [2] AR. 1817, 311. [3] AR. 1812, 32. [4] O 2. [5] Käthi 365; vgl. auch Barthli. [6] Stürler, Emme 6. [7] ABB, B 18. [8] Stürler, Emme 6/7.

gebiet sich angesiedelt. „In der Dürre (d. h. am Düürbach), an der Emme, an der Ilfis, in der Gold" (Gohl) haben sie „Inschleg gethan eigens Gwalts" (1569). Sie haben Gärten, Beunden (Büünne) und „Hofstetten" (Einzahl: die Hofstatt = Höstęrt, Baumgarten) angelegt und sie „geziert mit hüpschem Baumgrät"[9] (d. h. Baumwuchs; das alte Wort „Geräte" bedeutet überhaupt „Ausstattung"; vgl. „Korn, Win und ander Grät").

Der Deutschordens-Vogt zu Sumiswald reagierte 1570 als der erste gegen solch eigenmächtiges Vorgehen. Die gemachten Einschläge an der Grüene wurden mit Bodenzins und Ehrschatz belegt, das Schachenholz in Bann getan, und die Untertanen mußten bei Eidespflicht „gegen Wasserschwal weren" helfen. Aber auch die Berner Regierung wehrte sich 1568 lebhaft für ihre Hoheitsrechte im Amt Trachselwald: „Weliche Schachenlüt nach Rütirecht ingeschlagen (Inf.: iischlaa), söllents „nach dryen Jaren wider uslegen" (d. h. von der Umzäunung befreien); Einschläge mit Wohnung aber gelten als lehenspflichtige Baugründe. Trotz ihrer Erlasse hatte aber die Obrigkeit einen Jahrhunderte langen Streit[10] zu führen mit den Schächlereⁿ sowohl wie mit den sie als Anstößer bedrängenden Hofbauern. In brutaler Weise griffen letztere ebenfalls um sich mit Einschlägen und Pflanzungen. Die Schächler ihrerseits regten sich wie Schnecken im Sammelfaß; auf ihre winzigen Gütchen eingeengt, luden ihrer viele durch liederliche Wirtschaft und Lebenshaltung das Omen auf sich, das seither den Namen „Schächler" belastet hat.[11]

Weniger war den Freiherren von Brandis an ihren Hoheitsrechten im Schachen gelegen; sie verschenkten in ziemlich rascher Folge Anteil um Anteil an Unbegüterte zur Erstellung von Häuschen und Gütchen, gegen Übernahme der Schwellenpflicht, und die Berner Regierung fuhr in dieser Politik in immer weiterm Umfange fort. Der gegen anderwärts so frühe Übergang alles urbaren Landes in Privateigentum hatte namentlich im Rüegsau- und Goldbachschachen den heute zu bewundernden Aufschwung in Landwirtschaft, Verkehr und Gewerbe zur Folge.

Am weitesten weist noch der Rawfli-(Ranflüh-)Schache[12] in die Vergangenheit zurück. Gleichwohl deutet die ihm abgewonnene Langnau-Straße, und weisen prächtige Äcker bis auf 120 ha Halts auf eine reiche Kulturarbeit seit 1569, in welchem Jahre der bereits eingeschlagene obere Ranflüh-Schachen durch die Berner Regierung

[9] Tw. Urbar. [10] JoSt. 249 ff. [11] BwM. 115. 176; Christen 173; Ris Tw. [12] H 5 J 5.

den Eignern überlassen wurde.[13] Den untern Teil (130 Jucharten) erhielt die Gemeinde Lützelflüh direkt von der Regierung.

An ihn stößt erst der Ramsei-, dann der obere Lützelflüh- oder der Farb-Schachen[14] (neben der Färberei). Diesen besonders holzreichen Strich trat Bern 1595 den sechs damaligen Güterbesitzern ab. Mittelpunkte dieser Güter waren aber 1783 sechs Häuschen, wie deren zur Stunde noch eins dem Wanderer durch die blühende Gegend ein Dorn im Auge ist.

Es folgt (immer dem rechten Emmenufer nach) der Lützelflüh-Schachen, 1783 mit „drei Gütchen", heute mit Äckern bis 147 ha Halts. Hauptsächlich Allmend, woher heute noch der Hof samt Mühle an der Burgdorf-Straße das „Allmändli"[15] heißt, wurde dieser Landstrich 1601 durch den Vogt des letzten Freiherrn von Brandis der Gemeinde Lützelflüh erblehensweise abgetreten. Da aber in der Benutzung wenig Ordnung herrschte, legte 1617 die Berner Regierung 37 Jucharten Schachenfläche in Bann: für Schwellenholz, „damit das Wasser in seinem Furt behalten wurde und nit das Erdtrich verflötzen köndte" (1569).[16]

Die nach und nach eintretende bessere Ordnung kristallisierte sich 1714 aus im Nutzungsreglement,[17] welches, dem Geist und der Sprache des Volkes selbst entwachsen, in einigen Auszügen als Spiegel jener Zeit dienen soll.[18]

Da wird bestimmt: „Erstlichen, daß ohngefehr 37 Jaucharten diesers Schachens, denen Schwellungen nach gelegen, in dennen Zihlen, wie sie von dennen Außgeschoßenen abgesteckt worden, durch einen währschafften Zuhn solle außgeschlagen (also vom Ischlaag, dem eingezäunten urbaren Land, als dessen Gegensatz getrennt) und dißers Stuck hiemit zum Wiederholtz auf wachs (neuen Holzaufwachs) also gefristet werden und belieben (bleiben), daß weder über Kurtz noch Lang gahr kein Viech (außert Nach vermelden drey oder Vier Roßen) darin sollen getrieben werden, noch die Wyd-Weid abgeetzt werden.

Zum anderen. Weillen man durch Haltung deß Ersten Punktens zu Weiht mehrehrem Holtz gelangen wird, als mögen die Einwohner des Schachens den offen bleibenden Schachengrund so Ungefehr 33 Jaucharten — Anstatt bißhärigen Fäldens — Äfferen, Rüten, bauwen und Nutzen nach belieben. Jedoch mit dem Vorbehalt, daß weillen dieser

---

[13] Tw. Urbar f. 120 f. [14] F 2. [15] E 2. [16] Stürler, Emme. [17] ABB, A 605—612. [18] Unsere abkürzenden Übergänge wird der Leser auch ohne störende Anführungszeichen bemerken.

Grund von Einer Hochen Oberkeit zu Lehen Rührt, derselbe in 25 Theil und der dißmahl besitzenden Rechten gelegt, Jedes Stuck bey dem Zugelegten Hauß Verbleiben, und nicht von demselben (weg) Verhandlet, noch abgeändert werden könne. Auch ist, wann angesayt wird, der Zehnten zu entrichten.

Drittens, Weillen Von Vor Ernambseten 33 Jucharten noch 8 Jucharten übrig bleiben, sind Solche deunen Ehrsammen Männeren zugetheilt worden. Als Jacob Scheidegger dem Weybel, Petter Burckhalter, Petter Gammetter dem Jungen, Bendicht Gammetter, Anthony Ruch, Christen Miescher, Anthony Gammeter zu Bärney und Hanß Jacob Gammetter in der Stältzen. Zum Entgelt sollen diese 8 In allen Begebenheiten, Es seye zum Schwellen, Stägen und Wegen, waß daß Gemein Werch berrühren Thut, zu den Erforderlichen Fuhrungen Ein Jeder ein Roß geben.

Viertens geleben die Schachenpächter der Guten Hoffnung, die Regierung werde angesichts der auf den Schachen verwendeten Arbeit und umkosten[19] den Bodenzinß von zwey Pfundt auf zwen Schllig (Schilling) ermäßigen.

Fünfftens: ein Herr Predicant zu Lützelflühe soll so wohl für das Weydrecht als auch wegen Empfangenen dreyen Dublonen Jährlich außgerichtet (abgefunden) werden mit Nammen fünff Pfundt.

Sechstens ist Verglichen (die Übereinkunft getroffen) worden, daß jeder Rechtsamebesitzer Jährlichen sechs Sarböum, Wydstöck, oder anders zu den Schwellinen dienliches Holtz zu setzen und zepflanzen habe. Bei allfälligem Holzüberfluß solle das Unwirigste den zumahlen Under die 25 Recht Vertheilt werden.

Syebendes soll daß Graß in dem Unaußgebutzte (d. h. nicht urbarisierten) Schachen für drey oder Vier Roß den Fuhrungen Leistenden hingeliehen werden.

Achtens, So soll auch eine Ehrsamme Schachen Gemeine Einem Jewesenden Herren Ambtmann zu Brandis Ein Treger („Vorträger", Vertreter) stellen, nach dessen absterben allwegen der gantze Eingeschlagene und offenbleibende Schachen der Ehrschatz Entrichtet werden soll.

Nüntens, So ist heiter Erläutert („erklärt") worden, daß die acht Pehrsohnen, So die Roß geben, außer den Acht Jucharten keine Ansprach an dem Schachen, Holtzfäld oder Gelt nicht haben.

---

[19] Vgl. „Ohmgeld" statt „Ungeld".

Zechendens. Wenn Einer seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, kann ein Ambtsmann den ihm Vergönten und außgeschlagenen Schachen Herd Wyederumb in den alten Stand setzen, oder zwecks auffnämung (Zunahme) deß (Schwellen-) Holtzes anderwehrtige Fürsehung thun."

Wie rasch der Ertrag des urbarisierten Landes sich steigerte, mag aus dem Dinkel- und Haber-Zehnten ersehen werden, der in den Jahren 1741, 1742, 1743 entrichtet wurde: 12 und 4, 12 und 12, 94 und 58 „Mäs".[20] — 1742 forderte der Landvogt den Heu-Zehnten von 33 Jucharten; der Schachenvogt Christen Burkhalter wehrte sich bei der Regierung energisch dagegen, und diese setzte den Landvogt ins Unrecht.[21]

Wie sehr aber solche Ertrags-Steigerung mit stetem Kampf gegen Unordnung errungen werden muß, zeigt noch 1902 das zweimal erlassene Verbot von Schädigungen sowohl im „urbaren"[22] als im Stud-Schache.

An den Lützelflüh-Schachen reiht sich emmenabwärts an: das Burgacher-Schächli[23] und der Lützelflüh-Anteil am Rüegsauschachen.[24] Dieses Gebiet war 1547 noch ganz Allmend, zählte aber 1576 bereits 13, und 1669: 24 Heimwesen. Heute ist es ein blühender, in Landwirtschaft und Industrie mächtig fortschreitender Ort. Grade aber bei diesem so nahe gelegten Vergleich mit der Vergangenheit kann ihm nichts so ferne liegen, als etwa seinen alten Namen an „Rüegsau-Vorderdorf" oder dergleichen zu tauschen.

Mit dem Rüegsauschachen wetteifert in Hablichkeit der Bewohner und Stattlichkeit der Gebäude der Go̥ldbḁchscháche links der Emme, heute aber Lützelflüh-Unterdorf zu nennen. — Durch obrigkeitlichen Lehensbrief vom 15. Mai 1597 gelangten die Gemeinden Sumiswald, Trachselwald, Lützelflüh und Hasli in den Besitz des ganzen Reisgrundes um die Brücke zu Lützelflüh, also des (damals ins Gericht Trachselwald gehörenden) Goldbachschachens. Die vier Gemeinden aber gaben am 17. Juli 1708 das Gebiet den Schachen-Einwohnern in Unterlehen.[25] Man denke sich einen Schächler jener Zeit, der heute von Goldbach her an der Eisenbahnstation und Postanstalt, an Restaurant und Gasthof, an zwei Fabriken, drei Werkstätten, acht Kramläden und Handelsgeschäften, an den schönen Gärten und blühenden Feldern vorbei über die neue Brücke nach der erneuten Kirche wanderte!

---

[20] ABB, A 633. [21] ABB, A 577—623. [22] Marchverbal 5. [23] Ak. Wf. Bd. 54, 40. [24] C 2. [25] Stürler, Emme. — Der Goldbachschachen zählte 1783: 19 Häuser (resp. Häuschen), 1 mittelmäßiges Gut und viele kleine Schachengütlein.

Schweli und Täntsch.

Die Pflicht z'schwĕle und d'Schwĕline (Einzahl: die Schwĕli) zu unterhalten, war also zunächst den einzelnen Nutznießern des Schachengeländes überbunden. Die Unzulänglichkeit dieses Abkommens rächte sich bitter. Auf jedes Jipänisiere (Einbannen), jede Schmälerung und jedes Vergrĕde (Geradmachen) ihres Bettes antwortete die Emme mit Überschwemmung, bisweilen Schlag auf Schlag. Die Regierung tat ihr Mögliches. Sie ließ die „Landwehren" je und je untersuchen.[1] Sie verteilte z. B. 1596 „die Tagwen von wegen der Landwehri zu Lützelflüh" (im Bezirk der Brücke) so, daß auf Lützelflüh je 5, auf Sumiswald 4, auf Hasli 3, auf Trachselwald 1 Pflichtanteil fiel, und daß einem Zug (= Pferd und Mann) 5 Mann als äquivalent galten.[2] — Auch die Ökonomische Gesellschaft tat das ihre: sie veranlaßte z. B. 1769 einen Wettbewerb von Schriften über Wasserverbauung.[3]

Aber erst, als die gesamten 4—5000 Jucharten Emmenschachen so gut wie gänzlich an organisierte Gemeinden oder Korporationen abgetreten waren, und als die Regierung am 1. Februar 1766 mit ihrer Schwellenordnung für die Ämter Trachselwald und Brandis[4] ihre ganze Autorität in die Wagschale legte, nahmen die Wasserschäden merklich ab.[5] Beeidigte Schwelimeister, im Amt Trachselwald zwölf (wovon einer in Ranflüh), im Amt Brandis zwei, mußten „jährlich zwei ordinari Umgäng halten: in mitten Merzen und mitten Herbstmonat", zudem in Notfällen.[6] Der Landvogt ernannte die Schwellenmeister, wurde jedoch 1797 in einem Streitfall mit Rüegsau an einen Vierer-Vorschlag gebunden.[7]

Die elementarste Technik der Wasserwehr ist das Aahäiche[8]: an bedrohter Uferstelle wird für die erste Not eine rasch gefällte Tanne oder auch nur ein Grotze[9] (Wipfel einer Tanne) mit der Kronenseite ins Wasser gestürzt, damit die Wogen sich an ihr brechen; die Strunkseite dagegen wird mit Ketten umschlungen und durch Pfähle am Ufer festgehalten.

Für dauerhaftere und kontinuierliche Wehr eignet sich jedoch einzig das Schwellenwerk. Schädigend aber für die Nachbarn und deshalb 1766 verboten war das Ansetzen von Stoß- oder Schupfschwellenen, „bey Straf von 20 Pfunden für jeden Stoß."[10] Es waren dies (laut Rüfenacht) etwas spitzwinklig gegen den Lauf ins Wasser hinaus ge-

---

[1] Schwellenen 3. [2] Lf. Zinsrodel X.. Eingang. [3] Ök. fol. 6 E 37. [4] ABB, C 370. [5] Stürler, Emme 17/18. [6] Schwellenen 7/8. [7] ABB, C 370—2. [8] Beitr. 351; Schwellenen 22. [9] MW. 2 J. 240. [10] Schwellenen 18.

schobene Schwellen in der Ausdehnung eines zu schützenden Guts — eine allerdings brutale Selbsthülfe.

Anders macht sich die Errichtung eines den Gesamtinteressen dienenden Schwellenwerks. Es „wird eine Tanne an den Boden gelegt, aufgeschwirrt (uufgschwieret d. h. mit eingeschlagenen Pfählen oder Schwiere" festgemacht) und hinter ihr mit Grotzen, Kreis (Chriis = Tannreisig), Weiden u. dgl. zugefüllt. Dann werden auf dies alles in die Quere Trämel von 4, 5 und mehr Schuh Länge und 7—8 Zoll im Durchmesser, auch manchmal kleinere, dargetan, welche alle aneinander gereiht werden. Auf dies wird wiederum eine Tanne gelegt und mit dem übrigen auf obbeschriebene Manier fortgefahren, bis 3 oder 4 Tannen dargeschwellt sind, wo endlich das Ganze mit Steinen beladen wird."[11]

Eine solche Schwelle, die 30—40 Kronen kosten mag, wird durch die Holzflöße bisweilen gänzlich ruiniert.[12] Da ferner das Wasser „erst dann gefährlich wird den Schwellen und Wehren, wenn es gefahrlos zu sein scheint",[13] in aller Stille aber unterfrißt, setzte 1795 der letzte Landvogt von Brandis, Ludwig Mai, eine neue Idee durch: „den hinter den Schwellen fließenden Bach durch einen Teich und Pritschen ꝛc. in Schranken zu halten, zugleich aber „die 262' lange alte Schwelle frisch zu überziehen (uberzieh) und zu beladen."[14] „Das Teich" erforderte 14 Trämel; die Bänder und Rigel für die ganze Länge des Schwellenwerks nahmen 18 Tannen weg; ferner brauchte es 1000 Bodennägel und 500 halbe (= halblange) Ladnägel, — ein ungeheurer Materialverbrauch — immer mit ungenügendem Erfolg. Zwischen die senkrecht übereinandergeschichteten und von oben durchgehend verpfählten Tannenstämme drang durchbrechend und wegreißend der hochgehende Wogenschwall. Nun fing man an, Stamm für Stamm mit den zugehörigen Bändern durch Eisenpfähle zu verbinden, die man von unten her eintrieb. Jeder solche eiserne Schwier wurde oben verschraubt (vermueteret); unten aber endete er in einen dicken Kopf, der ein Lösen und Rutschen des Stammes unmöglich machte. So entstand die D's-under-öbe-Schweli. — Heute aber neigen sich alle Streichschwellen vom Ufer weg und werden wie folgt aufgeführt. Das Fundament bildet die durch allerlei Material solid unterbaute Bodetanne als unterstes Uberholz. Dasselbe wird mit drei Bäudere aus etwa 10 cm dicken und 2 m langen Tannstämmchen (Einzahl: das Trümeli), die rechtwinklig vom Ufer weg gerichtet und am andern Ende verpfählt werden, hindere g'häicht. Steine, Kies, Sand und

[11] Eggiw. 108/109. [12] ebd. [13] Schuldb. 60. [14] ABB, C 254; übh. 236—255.

Erde liefern die Ausfüllung der so entstammenden Höhlungen. Die hervorragenden Pfahlköpfe aber über den Verbindungsstellen zwischen Überholz und Bändern werden mit Weiden- oder Haselzweigen verflochten, g'ätteret. Jeder solche Ätter (vgl. „Etterzaun"; mhd. ëteren, einen Zaun flechten; der ëter: geflochtener Zaun um einen Hof oder um eine Ortschaft) bildet, indem er ausschlägt, eine Ruten- oder Gesträuchpflanzung, die mit der Zeit das Schachengehölz erneuern hilft. Über das Uberho!z nun wird zunächst eine Schicht (Legi) von Faschinen (Wedele) von zirka 2 m langen Ruten, dann eine lose Blĕgi (auch das Bleeg genannt) von jungen Tannenstämmchen gebreitet; alles so, daß die Spitze (d's reiner Ort) der Ruten sowie der Tüwwer (die „Dolde") der Tännchen behufs Brechung der Wogen gegen die Wasserseite zu liegen kommt, das stumpfere Ende dagegen (die Storze) sich in das Ufergelände einbohrt. Die schräge Richtung innehaltend, breitet sich über das Bleeg wieder ein Uberho!z; und so wird mit Auffüllung, Faschinenwerk, Belag, Ätter fortgefahren, bis das dritte oder vierte „Überholz" das Werk abschließt. Dasselbe senkt sich natürlich mit der Zeit und muß je und je durch neuen Überbau in der gesetzlich geforderten Normalhöhe von 1 m erhalten werden. Daher die Bezeichnung Sänkschweli. Eine besonders schöne Uferwehr des neuesten Systems ist im neuen Korrektionswerk der Grüene, sowie im Bereich der neuen Emmenbrücke zu Lützelflüh zu sehen.

Zu solchen Strịịchschweline, die dem Ufer entlang „streichen", erhalten reißende Runsen und kleine Flüsse wie die Grüene noch Troomschweline, welche quer durch den Wasserlauf gehen. In der Grüene sind sie durch feste Zement-Eckmauern mit dem Ufer verbunden. Diese „Tromm- oder Grundschwellenen"[15] bewirken, daß die Hochflut in kleine Stürze zerteilt und so in ihrer Stoßkraft gebrochen wird, daß d's Wasser z'Tood g'heit. Zugleich höhlt die stürzende Flut sich Versenkungen aus, in welchen die Hauptmacht der Geschiebe sich seitlich ablagert, um bei ruhigerem Fluß allmählich verteilt zu werden.

Zwischen Fluß und Damm, rechtwinklig zu beiden, werden zur Festigung des Schachengeländes stellenweise etwa meterbreite Landstreifen mit Steinen aufgebettet und beidseitig mit Rutengeflecht (Ätter) eingefaßt (verätteret). Das ist die alte „Zwerch-Schweli", die heutige „Quer-Schweli", wofür der gut mundartliche Name Chratte besteht.

Die Emme aber, die in ihrem Mittel- und Unterlauf jegliche Art Troom-Schweli beim ersten Stoß einreißen würde, konnte nur durch Korrektion der letzten Jahre dauernd an fortgesetzten Verheerungen ver-

[15] Schwellenen.

hindert werden. 1887 projektiert, ist das schöne Werk ungefähr mit Schluß des 19. Jahrhunderts unter Bundeshülfe fertig gestellt worden.[16]

Hinter den Schwellen liefen schon früh „an den meisten Orten aus Erde und Steinen gebaute Dämme", über welche ein stellenweise bis 1 m breiter Fußweg an angenehmen Buschwäldchen vorüberführt. Zur Zeit eines Kurt[17] fehlten solche „Däntschen" (Einzahl: der Täntsch) noch völlig; selbst in der „Wassernot" von 1837 vermißte sie Gotthelf da, wo sie am nötigsten gewesen, schwer;[18] und wo sie standen, widerstanden sie nicht;[19] erst in der letzten Wassergröße von 1896 haben sie sich durchwegs bewährt.

Von einer ersten Anlage solcher Art hören wir 1766: Der Aushub aus den Wasserrunsen soll „hinter oder auf die Schwellenen damm- oder däntschweis auf einander gelegt werden, damit nach und nach durch aufwachsendes Gestäud (Gstṻṻd) diese neue Art Däntschen befestiget, und der große Holzverbrauch vermindert werde."[20] Aus dem Jahr 1789 aber bekommen wir zu lesen: „Peter Fridli der Krämer im Goldbachschachen zinset Jährlich von einem Stückli Land näben dem Täntsch zu nächst ob der Brügg, welches dem Fridly früeher abgekaufft wurde um Kronen 6, daß man den Täntsch nach der Neüwen marche in die Grede ziehen köne; welches aber noch nicht geschächen, weßwägen der Fridly diß solange verzinsen soll, biß diser Täntsch in die Behörige Grede wirt gemacht werden."[21]

Seit langem dient der Täntsch in seiner ganzen Länge den beiden Emmenufern nach, besonders aber die Strecke zwischen Lützelflüh und Burgdorf, zu einer äußerst angenehmen und zeitsparenden Umgehung der Landstraße. „Uf em Ämmedäntsch" läßt denn auch Spieß[22] unsern „Bitzi" das ergötzliche qui pro quo mit einem Lehrer erleben. „Hier und dort auf einem Tentsch"[23] lassen sich Stelldichein verabreden; und in rührender Harmlosigkeit schrieb ein Mädchen seinem „Hans Affolter in Amerika", er solle sich nach so langem doch wieder einmal blicken lassen und ihm die Ehre einer sonntäglichen Begegnung erweisen; „ich gehe über den Täntsch."[24]

[16] Die Beschreibung dieser Arbeit s. Volksw. 1, 569 f. [17] Kurt 5. [18] Wass. 30. [19] MW. 2 J. 239; Brandis 119. [20] Schwellenen 12. [21] Zinsrodel Lf. 67. [22] „Gradaus" 115. [23] BwM. 173. [24] EJogg.

Wiese.

Matt und Matten.

Die Dinkelfelder sind abgeerntet. Unter Feierabendgeläut ist das letzte Fuder eingefahren worden. Festlich war es ehedem geschmückt durch einen Kranz aus Rosen und gefristeten Kornblumen in der Hand des auf dem Bindbaum sitzenden elfjährigen Töchterleins und das flatternde rote Fähnlein in Händen des gar selbstbewußt neben ihm thronenden kleinen Bruders. Übermorgen schon werden auf einem der Felder die Stoppeln gestürzt und zu einer künstlichen *Herbstgrăsig* aus Wicken und Hafer hergerichtet. Der zwischen hinein fallende Sonntag aber dient dem Erntefest — der *Sichlete*, in deren nachmittägigen Verlauf wir ungeahnt *ịhetrappet sịị*. Doch ist bald der Messer- und Gläserklang vor heimeligem Geplauder verstummt, und daran schließt sich an dem schönen Augusttag ein Spaziergang über Feld und Flur. Wir überschreiten das morgen in Angriff zu nehmende Stoppelfeld und gelangen an ein für uns sehr interessantes kleines Revier. Ein zehn Schritte breiter Streif an nordwärts gelegener Bergeshalde veranschaulicht uns nämlich an einem Miniaturbildchen alles, was anderwärts und auch schriftdeutsch unter dem uns fehlenden Wort „Wiese“ zusammengefaßt wird.

Da ist zunächst ein feuchtes Bodenstückchen mit ziemlich starkem *Abzug*[1] (Senkung „Fall“), das noch der Entwässerung durch *Töne*, *Ustone* („Dohnen“)[2] harrt. Einstweilen bietet es das Bild einer primitiven *Wässerig*. „Wässerung“ bedeutet 1. künstliche Berieselung, 2. die Anlage dazu, 3. das dadurch gedüngte Wiesenstück. Ist dieses von bedeutender Ausdehnung, so spricht man von *Wässermatte* (1783: Wasserwiese). Noch ausgedehnter ist das *Mahd* in der Gemeinde Hasli, das einem Lützelflüher Bauer gehört.

---

[1] UK. 252. [2] Schuldb. 405.

Ein aus dem Boden rieselndes Quellwässerchen ist im Kleinen, was im Großen der Goldbach, der Rüegsau- oder Lützelflühbach. Anderwärts leisten den Dienst beträchtliche Weier; so schon 1783 in Waldhaus und Flüelen.

Mit der Wässerchütte[3] und dem Wätterhuet[4] angetan, das Wässerschüfeli[5] in der Rechten, zieht an dem ihm günstigen Regentage der Wässerpuur[6] aus, ga wässere. In kleinen Verhältnissen genügt der gewöhnliche Spaten; oder es zieht gar, wie in unserm Miniaturbildchen, gelegentlich der bloße Schuh am Fuß mit Eleganz und Schneid zugleich die richtige Furche.

Das hiedurch ausgehobene oder erneute Wüerli oder Grëbli liefert in einem Zug Rasen und Erde zu einem primitiven Stauwehr, welchem im Großen die aufziehbare Britsche (Schleuse) des Zuleitungskanals oder der Zuleitungsschwelle entspricht. Im Bild: „Bitzius verstand es wie Keiner, die Pritschen aufzuziehen, damit die Wasser der Herzensergüsse reichlich fließen.“[7]

Ebenfalls nur in größeren Verhältnissen erheben sich Rechtsfragen wie diese: an wem nächstes Mal der Chehr („die Kehr“[8]) siig, 's Wasser uufz'reise,[9] bis es seine Dienste geleistet hat und wieder ab-g'reiset[10] werden kann. Eine andere derartige Frage ist: Auf wie viel „überflüssiges“,[11] d. h. über das Stauwehr fließendes[12] Wasser (Abwasser)[13] ein tiefer gelegenes Nachbarstück Anrecht habe.

In ganz großem Maßstab wurde — und wird teilweise noch — die Bewässerung der Brandis-Schloßgüter Ei- und Kalchmatt betrieben. Eine „Zwerch-Schwelly“ schützte den in die Nagelfluh gehauenen Wässerungskanal vor Einbrüchen der Emme. Die Anlage war aber, besonders seit 1784, Gegenstand vieler Berner-Rats-Verhandlungen und verursachte große Kosten.[14]

Der Hauptwert solcher entlegener Wässer-, oder wie sie z. B. bei Kuhn[15] heißen: Uufzugmatte, besteht in der Ermöglichung intensiverer Kultur des arrondierten Hofguts. Die umfangreiche Bedeutung von Uufzuug geht aus von der Bergfahrt des Kühers aus dem Tal, wo er über Winter das dort gedörrte Heu verfüttert hat. Das Wort überträgt sich in der Folge (sozusagen rückwirkend) auf die Umstände, welche eine des echten Kühers würdige Alpfahrt ermöglichen: also vor allem gute Durchwinterung. Die hängt aber ab vom Ertrag

---

[3] Joggeli 38. [4] Ball 24. [5] BwM. 108. 131 u. ö. [6] Ztgst. 2, 151. [7] Ammann JG. 4. [8] UP. 460; Erbv. 23. [9] SchM. 2. 353. [10] GG. 3, 45. [11] Amtsr. 114. [12] Vgl. lat. „ab-undans“. [13] Amtsr. 76. [14] ABB, A 5—12; 25—32; B 1 f. [15] AR. 1822, 57.

der Wiesen. Als nun der Bauernstand den Küherstand beerbte,[16] bedeutete „Aufzug“ die durch den Wiesen-Ertrag erzielte Bauernguts-Verbesserung. Dä het e gueti Matte, das git e gueten Ụụfzụụg.

Hier ist also Matte = Wässermatte. Mit ihr vereinigt sich aber unter der gemeinsamen oberaargauischen Bezeichnung „Lägermatte“ [17] (d. h. niemals aufgebrochene Wiese) die sogenannte „trocheni Matte“. Letztere wird nicht berieselt, sondern mittelst Kopfdüngung angereichert.

Solche Dauer- oder Naturwiesen („Lägermatten“) gehen bei uns mehr und mehr zurück. In Lützelflüh verhalten sich Dauerwiese und bebauter Boden bloß noch zu einander wie 1 : 300, während im gesamten Emmenthal doch noch wie 1 : 3,1. Die Kunstfutterwiese dagegen verhält sich in Lützelflüh zum gesamten Ackerbau wie 1 : 1,6 (im gesamten Emmenthal wie 1 : 2,7). So entschieden wird hier das Grasland (1764: „die Ackermatten“ [18]; 1827: das „Mattland“ [19]) zeitweilig unter den Pflug genommen, und zwar bis in die höchsten Höhen hinauf. Nachdem es einige Jahre in den allgemeinen Kulturplan einbezogen worden, wird es mit Grassamen besäet: aa’blüemt oder aa’blüemtet. So liefert das Grundstück wieder für eine Reihe von Jahren — bis zu merklicher Ertrags-Abnahme — Dürrfutter oder auch Grünfutter (Grüens, Gräsig). Da über das Gebirge hin solche in der Regel entlegenere Flurstücke länger als in der Ebene ungepflügt liegen bleiben, hat sich hier die Bezeichnung Ägerte auf sie ausgedehnt. Dabei spricht man von Neulis-Ägerte im ersten Grasjahr; ạlti Ägerte heißt sie in der übrigen Zeit.

Bei dieser Wirtschaftsweise steht der Wiesenertrag immer auf voller Höhe, und ei’m uber ’s Mätteli gaa dient daher auch als Bild für anderweitigen, einem mutwillig angerichteten empfindlichen Schaden.[20] (Vgl.: Gang mer nid gäng dür mịs Mätteli, gang mer nid gäng dür mis Gras [21] 2c.) Arbeitsscheue aber erblicken in solch müheloserm Ertrag eine willkommene Entlastung. Drum instruiert einen zur kommunistischen „Teilung“ ausziehenden Tawner seine Ehefrau: „U de la der de nid so mageri Acherli gää! Matte nimm! Matte nimm! Sị ịị viil ringer z’wärche, und gää notti meh Gras.“ [22] „Matten sind an einem Hofe, was das Euter an einer Kuh.“ [23]

Unser Veranschaulichungsplätzchen weist uns auch ein winziges Lịschemätteli (-33-). Ein größeres [24] solches ist bei bloßem Streue-

[16] Käj. 16 ff. [17] Geiser Lw. 46. [18] Pfr. Moser in Eggiwyl im Pfr.-Ber. [19] Eggiw. 3. [20] Ztgst. 1, 124. [21] KL. 02, 831 f. 903 f. [22] Dursli 201. [23] Schuldb. 40. [24] 16,60 ha.

ried-Ertrag verblieben. Wie verschieden davon die zu einem ansehnlichen Bauernhof[25] emporgediehene Mósmatt!

Ausgedehnte Dauerwiesen mit reichem Ertrag sind die Ráwfli-,"[26] Ramsei-, Schwaṇde-,[27] Bụ̈holz-Matte[28] als Kollektiv-Eigentum, die Schụ̈ụ̈r-[29] und Fụụrli-Matte,[30] die drei Hụ̈smatt,[31] Saagimatt und eine Neumatt als Zubehör von Einzelhöfen.

Dagegen sind ganz in Äcker verwandelt: eine andere Neumatt,[32] die Schache-,[33] Emmer-,[34] Hünds-,[35] Tokterhüsli-,[36] Chienerhüsli-,[37] Niklause-,[38] Fraue-Matt; die Müli-Matte,[39] das Schräpfer-,[40] das Schuhmacher-Mätteli.[41]

Teils Acker, teils Wiese sind: eine Hụ̈smatt,[42] die Chaḷchmatt zu Brandis,[43] die Blasmatt.[44] An der Grüene liegt: die Grüenne-Matte[45] (verschieden von Grüennematt). Schön und groß dehnt sich ebenfalls an der Grüene aus: die Adeḷbode-Matte. Zur „Öde" gehört die Öötimatte,[46] zu Brandis die Eimatte,[47] worauf die Eischüür steht: heute ein Bauernhaus, ehedem das Kornmagazin mit Verwalterbehausung; ebendahin die Brunnmatte.[48] Ähnlich motiviert sind die Namen Schụ̈ụ̈r-,[49] Ääsch[50]-Matte, Bach-[51] und Riịbi-Mätteli.[52]

Äcker und Wiesen mit einem Schụ̈ụ̈rli darauf: die Gräbe-,[53] die Ramisbẹrg-Matt.[54]

Kleine Güter (mit Gewerbe) bis große Bauernhöfe: die bereits genannte Mósmatt, drei Bödemátt,[55] die Büeḷmátt bei Trachselwald[56] und zu Oberried.[57] Die Haslimátt (einst die „Matte" zu einem erloschenen „Hasli".)[58] Zwei Winkelmátt.[59] Die Längmátt.[60] Die Schwaṇdenmatte mit großem Waldkomplex. Die Hụ̈ppemátt zu Oberried.[61]

Die zweitgrößte Dorfschaft der Kirch- und Einwohnergemeinde Lützelflüh heißt Grüennemátt.[62] Sie umfaßte 1783: „18 Besitzungen, darunter 1 Mühle von 3 Mahlhäufen, 1 Sage, 1 Schulhaus." Heute wetteifert dieses Durchgangstor für Wasen, Sumiswald, Trachselwald

[25] Wh. 1 Wst. Sp. Ack. Wf. Wd. 2054; E 4. [26] G 4. [27] O 4. [28] L 1. [29] 310, 01. [30] 103, 26; G 6. [31] 409, 26; 371; B 6; E 5 O 4. [32] 161, 40. [33] 109, 45; F 4. [34] 476, 78. [35] LB. 243. [36] LB. 104. [37] LB. 27, 70. [38] 31. [39] 53, 17. [40] 84, 47. [41] 80, 61. [42] 269, 57. [43] 244, 90. [44] OM. 101. [45] Ack. Wf. Wd. 97, 56. [46] 102, 15; C 6. [47] 378, 92; C 2. [48] 59, 70. [49] 208, 51. [50] 268, 50. [51] 181, 63. [52] 9, 37. [53] 311. [54] 120, 77. [55] Ack. Wf. Wd. 59, 53; Wh. Ack. Wf. Wd. 72; 2 Wh. Ack. Wf. Wd. 575; z. B. F 3. [56] Wh. Sp. Ack. Wf. Wd. 308. [57] Wh. Sp. Ack. Wf. Wd. 997. [58] Wh. Ack. Wd. 450, 46; F 6. [59] Wh. Ack. Wf. 84, 83; Wh. Ack. Wf. Wd. 226, 34. [60] Wh. Sch. Ack. Wf. Wd. 658. [61] 4 Gebäude, wozu Ack. Wf. Wd. 1096, 79; O 2. [62] F 6.

und Dürrgraben nach der Eisenbahnstation Ramsei (Linie Burgdorf-Langnau), das bald auch eine eigene Station (an der Linie Ramsei-Huttwil) bilden wird, mit dem Zentrum der Gemeinde selbst. Für den Bevölkerungszuwachs zeugen die dreiteilige Schule, zeugt die Hydranten-Versorgung, zeugen das Postbüreau für zwei Routen (Ramsei-Sumiswald und Ramsei-Trachselwald), ein Gasthof und ein Restaurant, vier Kramläden, eine Käserei, eine Schlächterei, zwei Bäckereien und eine Mühle, die mit elektrischer Installation ausgestattete Sägerei, eine Schmiede, eine Ziegelei und verschiedene Handwerkstätten.

Weide und weiden.

Schließen wir an diese Statistik gleich die der ehemaligen Weiden, deren heutiger Bestand in Lützelflüh auf ½ ha zurückgegangen ist. Das Verhältnis der Totalfläche zur Weidfläche steht damit wie 1 : 0,0002. (Schweiz 1 : 0,28).

Dem Wald ist zurückgegeben die Birchweid;[1] vgl. den Weidwald;[2] so auch das 1791 ab Brandishueb verkaufte Scherrer-Weidlein.[3] Teils Wald, teils Unterholz ist die Flüeweid[4]; Unterholz und Gestrüpp: das Wüesti-Weidli oder kurz: die Wüesti;[5] vgl.: „da i der Wüesti hinder." Unterholz: das Birbe-(Birnbaum)-Weidli.[6] — Eine Wiese ist heute: 's Weidli;[7] 's Chälberweidli.[8] — Acker-Wiesland: die Bergli-Weid,[9] die Bláasweid samt Rain.[10] — Acker, Wiese und Wald: die Grabeweid;[11] das zur Mosmatt gehörende Weidli.[12] — Ein Acker ist heute die Stiereweid.[13] — Das so idyllisch gelegene Stüehlige-Weidli[14] ist soeben durch einen Neubau zu einem kleinern Heimwesen erhoben worden. Solche sind auch das Farnweidli[15] und das Weidhüsli oder die Elleberg-Weid.[16]

Auch die den bloßen Namen Weid[17] tragenden Flurstücke sind urbar gemacht. Nicht einmal das Schachengebiet, in welchem noch 1743 der Amtmann von Brandis — aber vom Berner Rat ins Unrecht gesetzt — Weiderecht beanspruchte,[18] dient heute mehr zu Weideplätzen. So lebt denn die ständige Weide fast nur noch in den vorgenannten Eigennamen fort. Dazu gesellen sich einige Redensarten wie: Er ist no nie vor si Chüeweid use choo, das will sagen: er ist „ein Hinterwäldler".[19]

---

[1] OR. 55. [2] O 4. [3] 5—6 Jucharten; vgl. ABB, B 169. [4] 16, 95. [5] 24, 70; H 5 und 6. [6] 107, 05. [7] 207, 32. [8] OR. 36. [9] 148, 90. [10] 148, 45; O 3. [11] 332, 32. [12] 179, 92 [13] L 1. [14] Wh. Sch. Ack. Ws. Wd. 217, 70; G 5. [15] Ack. Ws. 337; L 3. [16] D 3. [17] O 1. 2. 3. 4. L 3 (zweimal). [18] ABB, A 591—7; 628. [19] Vgl. Ball 53.

Verschollen aber sind bei uns die Kuhreihen, und auch der von Kuhn[20] ihm zur Seite gestellte „Geißreihen“, von Ferdinand Huber[21] so hübsch in Noten gesetzt, gehört der Sache nach nun ganz ins Oberland. Der poetische Geisbueb spielt, wie der prosaische Säutrijb (vgl. flueche wie ne Säutrijb) nur noch in der Vergangenheit, wo die Eichenwälder nicht nach dem Holzertrag, sondern nach Säuweid (Acherum) geschätzt wurden. Das war die Zeit, wo selbst die Schweine gleich dem übrigen Weidevieh Schellen trugen, und wo der Weideglocken-Diebstahl mit hoher Strafe belegt war. Letzteres erfuhren noch 1790 zwei Glockendiebe. Diese hatten sich auf die Kunst verlegt, an Glockenriemen, welche mit Tiroler Chötteline an den Hals der Kühe angeschlossen waren, die länglichen Ringe, die mit „Wolfengeli“ versehen waren, „aufzuwäggen“ (uufz'weigge) und „abzunemmen“. (Diese Wolfängeli, deren Beschaffenheit uns niemand auseinandersetzen konnte, sind wohl eine Art zusammenklemmender, angelförmiger Springfedern.)[22] Die Frevler erhielten, unter Trommelschlag vor die Linde des Trachselwalder Wirtshauses geführt, fünfundzwanzig Prügel mit dem „Rinderzän“ (Müۣnizäärn) und wurden laufen gelassen.[23]



Eine Trüegle.

Das Schlüpfen des Schmalviehs, namentlich der Schweine und Ziegen, durch Hecken und Zäune wurde — und wird noch — verhindert durch Dreiangel[24] oder durch viereckige Gestelle mit vorspringenden Enden. Diese Hölzer heißen Trüegle (Abb.); die Tiere werden trüeglet, wie man heute auch noch von einem Betrunkenen, darum in seiner freien Bewegung Gehinderten, sagt. In mancher Dorfordnung[25] war solches Trüegle von Walpurgis- (30. April) bis Michelstag (29. September) vorgeschrieben. Manchenorts, und schließlich durchwegs, wurde es bei den Schweinen durch Metallhafte (Säuhäft) ersetzt: mi het d' Säu g'ringet oder g'runge. Eigens hiefür, sowie für d'Zähnd abz'chlemme, reisten Säuringer von Ort zu Ort. Von ihnen lernte man auch den drolligen Ruf: wär wott Säuhäft! — um in geselligem Kreise Brot u. dgl. herumzubieten.

[20] AR. 1820, 232 f. [21] ebd. [22] Vgl. „Wolf“ in der bekannten medizinischen Bedeutung, die gemeinsam mit der zoologischen auf ein „Zerren“ zurückgeht; vgl. Kluge[6] 410. [23] Ger. Tw. [24] SchM. 2, 248. [25] JoSt. 66.

Mit dieser Maßregel muß die Stallhaltung einem Naturtrieb der Rüsselträger entgegentreten, der noch in Sprichwörtern figuriert wie: Gang verbiet me de Säue d's Rüele (Wühlen). Von einer bösen Gewohnheit sagt man: Es ist ihm aatha (angetan), wi de Säue 's Rüele. („Art läßt nicht von Art“). Verschiedene Gemeindeordnungen geboten jedoch das „Ringe“ bereits in jenem goldenen Zeitalter der Schweine, welches diese in Brachweide und Acherum: in der Eichel- und Bucheckermast der Wälder[26] feierten. Als Gegenwert dafür hatten auch in Lützelflüh an Wälder stoßende Güter wie die ober Flüe („Superflue“) und Fuhre („Furon“) eine bestimmte Zahl „porci“ an die Kyburger zu Burgdorf als Grundherren zu leisten. (1261.)[27]

Die Schafe dagegen, sowie Ziegen und sogar Pferde[28] wurden g'spannet: durch kurze, um ein Vorderbein und um den Kopf geschlungene Stricke, die Spanni, zwang man sie zum fortwährenden Senken des Kopfs, oder aber zum Heben eines Fußes. So waren sie ohne menschliche Aufsicht auf einen engen Weidekreis eingeschränkt. — Auch einem unruhig Träumenden konnte es vorkommen, „als ob er g'spannet wär.“[29]

Alte Namen nach Weidetieren: Rosacher, Roßbachgräbe, Chüe-Ăbnit, -Stutz, -Acher. Nach dem schönen Berghof Geißbühl zu Lauperswil nennen sich die auch in Lützelflüh häufigen Geißbühler. Der Sauacher entspricht dem Eggiwiler und Signauer „Schweißberg“ (so schon 1372; aber 1341 „Swensberg“ und früher „Sweinsperch“).[30] Die Schaafhawle, der Schaafchnubel (Lauterbach).

Heute also beschränkt sich die Weide auf die knappe Herbstweid — soweit nicht auch das für sie bestimmte Gras doch noch der Darre verfällt. Zudem kommt sie nunmehr bloß den Schafen, Ziegen und jungen Rindern zu gute. Bei Kühen und Stieren scheut man die schweren Tritte, welche die steilen Gehänge schädigen würden; außerdem ginge der Milchertrag zurück. Gleichwohl entbehren auch unsere Herbste noch nicht ganz aller Poesie des Lebens und Treibens johlender Hüeterbuebe. Noch qualmen im Feld die Hüeterfüürli, deren Rauch mit dem Spruch abgewehrt wird:

Rauch, Rauch, Rüebli, Gang zo'm böse Büebli!	Rauch, Rauch, Reitli, Gang zo'm böse Meitli.[31]

Öfters bloß mit einzelnen Pinselstrichen,[32] einmal aber[33] in detail-

[26] Öf. O 29, 23, 20. [27] Kib.-Urb. 160. [28] SchM. 2, 248. [29] UK. 92. [30] Fontes II. [31] KL. 02, 63; 03, 46. „Reitli“ und hier auch „Rüebli“ sind sinnlose Reimwörter. [32] Land 69; Segen 69. 62; SchM. 1, 184 u. ö. [33] SchM. 2, 262 ff.



Wolfstiige und Bodematt.

liertem Gemälde hat Gotthelf auch dieser Seite des Bauernlebens gedacht:

„Wenn i (erzählt Wehrdi) albe bii mmer sälber 'täicht haa, wi n ig als ene Hüeterbueb im Herbst hä sächs eso toll, brav Chüe vor mer anne'tribe, i der rächte Hand d' Geisle, under em linggen Arm es Pünteli Spään: de isch mer das gäng u gäng wider i Siin choo, i ha's nid chönne wehre. I ha mi sälber gseh, wi n i z'erst asen es bär Züün bi ga plündere u de uf däm große Acher ussen es Füür aa'züntet haa. Es isch mer, für's z'grächtem säge, albe gräd säuliwohl gsii, wenn i am Morge ha chönne mit de blutte Beinen im nasse Gras ume schleipfe u se de druuf am heiße Füür ga wärme. De bin i de uf der erst best Acher ga Härdöpfel füre grüble oder ga Öpfel ahaschlaa, für das i öppis z'braate heig. De han i no ander Hüeterbuebe zue mmer g'löökt, hie eine u dert eine. D' Chüe, die hei mer weis Gott vergässe. Die hei si's lä wohl sii, wo's am meiste Gras g'gää hett, ohni z'fraage, wäm es siig. Mir hei üsi gstöhlnigen Öpfel u Härdöpfel 'braate. Ob em Verteile si mer öppe de chlii uneis worde u hei enanderen i d' Finger gnoo, bis is 's Zanggen o verleidet ist. De hei mer de öppen e chlii g'vätterlet (gespielt). Mir hei Stäcke g'worfe u g'luegt, welcher witer. Oder mir hei Matte g'gräbe. (Däm seit men ieze stäckle. Da nimmt vo Zwene en iederen es Flachsstäckli. Der eint wirft si's eso vor ihm anne i Bode, das es schreeg iisteckt. De chunnt der ander vor ihn zuehe (stellt sich ihm gegenüber) u wirft si's eso i Bode, das es mit dem erste es schöns Chrüz macht.) — Aber wo mer am schönste si dranne gsii: o wetsch! du chunnt der Puur dahaar, wo n ihm miner Chüe sis Gras gfrässe hei (= dessen Gras meine Kühe fraßen). Dä ist is cho 's Füür vernüdere; mir hei derwile Bächch g'gää. Är nuf u nähe, u het is welle bi de Haare nää. Aber er ist glii voll Atem worde u het müeße still haa. De het er is de naa 'brüelet: Wartit nume, dir Tonners Buebe! Wen ig eine von-n-ech erwütsche ... u. s. w." [34]

Etwas zivilisierter sieht da und dort die heutige Hüeterei aus. Zunächst wird jeder Weidekomplex durch Ruten — Ziili — in kleine Reviere abgeteilt — abg'steckt —, deren jedes eine Woche lang vorhalten soll, so daß die Tiere jeweils am Sonntag ein frisches Stück abzugrasen finden. Damit geben sie an diesem Tag weniger ume-z'wehre, und das Festgeläut der Weideglocken, die gegen die eintönigen werktäglichen Schellen ausgewechselt werden, begleitet das heute besonders freie Tun und Treiben der Buben. Dazu kommt, daß sie die nie aus-

[34] Folgt die schöne Stelle S. 263.

bleibenden sonntäglichen Besucher ihresgleichen zum eigentlichen Hüten anhalten. Nun wird aller denkbare Zeitvertreib angestellt. Der ingeniöseste besteht darin, aus dürren Buchen- und grünen Tannenzweigen (Chrĭsęste; Einzahl: der Chrĭsast) ein hohes „Haus" aufzurichten und den „Keller" mit Obst und Kartoffeln zu versorgen. Nun leistet das Streichholz seine Dienste. Dás chrĭsmet! Das sprätzlet! Das chlepft! Der im qualmenden Rauch sich brechende Sonnenschein aber bietet ein nie genug zu bewunderndes Schauspiel. Dann beobachtet man staunend, wie die Laune des Feuers sich unerwartete Bahnen wählt, wie schließlich noch da und dort „eine hohle Säule" verschont bleibt, und — „des Pudels Kern" — man kostet, wie die im unversehrten Keller gebratenen Früchte schmecken: so ganz anders als auf der nun gründlich überwundenen Kulturstufe alter Hüterei, wo man die halb verbrannten und halb roh gebliebenen Kartoffeln mit schmerzenden Fingern aus dem offenen Feuer hervorklauben mußte.

Ebenfalls keine große Rolle mehr spielt die Sichelarbeit des Futterschneidens in Lichtungen und am Rand des Waldes durch Besitzer von Ziegen: deⁿ Geißeⁿ chööle[35] (nach Gotthelf[36] auch: deⁿ Säueⁿ, für die Schweine).

Wichtiger ist das Einsammeln verschiedener Riedgräser zu Viehstreu: Lĭschĭsche määjje, deere (dörren), ĭjtue. Die Ernte selbst heißt der Lischnet oder spaßweise auch der wältsch Heuet.

Gras und Gräser.

Die Hauptaufmerksamkeit jedoch beansprucht das zu mähende Gras. Ist überhaupt die Schweiz „das graswüchsigste Land Europas",[1] so gehört das wasserreiche aber langwinterige Emmental zu den Gegenden, in welchen es gleich nach dem ersten warmen Frühlingsregen[2] in unvergleichlicher Farbensattheit und Fülle aus allen Ritzen und Runsen, „durch die Böden und über die Berge gruenet",[3] also wieder ęs rächts Grasjahr[4] in froher Aussicht steht. Um so wehmütiger stimmt es im Herbst auch den Bauer in der Ebene wie den Sennen bei der „Abfahrt von der Alp", wenn „üsers Grĕsli ist verschwunde, üsi schöne Meien o."[5]

Was bedeutet nun Gras? Einmal Graswuchs, Futterschnitt (das zweute, tritte Gras").[6] Dann die Gesamtheit aller in der Viehhaltung

[35] BSp. 99. [36] GG. 2, 131.

[1] Volksw. 2, 289. [2] Käthi 360. [3] Ztgst. 2, 154; vgl. Christen 179. [4] Schuldb. 8. [5] Kuhn. [6] Käs. 149.

roh verwertbaren Gräser und Kräuter, also soviel wie: Gräsig („Grasung“).[7] Ein umfassender Name für alle eigentlichen Futtergräser, also aus der Klasse der Gramineen, ist Schmåle, Schmåli (ahd. smelche),[8] und aus dieser den Eindruck einer Mehrzahl machenden Form herauskonstruiert: die Schmäle. „So dachte er und brach sich eine starke Schmahle (als Zahnstocher) aus dem Zaun.“[9] Beliebter Scherz: eine" mit ere Schmale chützele, d. h. ihn mit der Rispe einer Schmiele die Lippen kitzeln.

Speziellerer Benennung erfreuen sich nur wenige Gräser, z. B.: Die schwaarzi Schmåli, das gemeine Wiesenrispengras (Poa pratensis).[10] Die Fromändaner-Schmale, das Fromental oder französische Raygras, Franzoseschmåle (Arrhenatherum elatius), als sehr ergiebig für Dauerwiesenmischung geschätzt wie das massenhaft gesäete italienische, und weit vorgezogen dem englischen Raygras, beide Rehschmåle genannt, welchem Namen Kinder drolligerweise etwa eine Hirschschmale als Synonym beigeben. Die Chnüttel- oder Chnütteli-Schmale, das Knaulgras (Dactylis glomerata), mehr geschätzt als Grünfutter, da die Halme bald sehr hart werden und sich den Übernamen Ise-Schmale oder Ise-Traht gefallen lassen müssen und gelegentlich Späße veranlassen wie: er well ga heue, süst chönn's ke Möntsch meh fräsße. Hun'gschmäle oder Zuckerschmäle heißt das wollige Honiggras (Holcus lanatus), welches sich ohne besondere Samenpflege stark vermehrt. Ein herrliches Aroma erteilt dem Heu die weißgelb reifende Naturschmåle, das Geruchgras (Anthoxanthum odoratum). An solchem Aroma wetteifert mit ihm das Riischgraas, die Quecke (Triticum repens), deren um den längsten Tag sich bräunlich hervorhebenden Rispen (oder Ähre) dem Truber[11] das Signal zur Heuernte geben. Im Pflugland dagegen ist das „Reistgras“ mit seiner fast unausrottbaren Riischgraswüürze ein ungern gesehenes Unkraut. Hoch geschätzt ist wegen seines feinen Halms und großen Nährwerts das Thimóte-Gras (Wiesenlieschgras, Phleum pratense). Sehr ausdauernd und dabei in der Blüte ein äußerst zierliches Gras ist der Guldhäber, Goldhafer (Avena flavescens). Besonders für Wässermatten geschätzt ist der Fuchsschwanz, Wiesenfuchsschwanz (Alopecurus pratensis). Einen poetischen Namen hat das Schlafchorn, die weiche Trespe (Bromus mollis); seine Ähre gleicht der Kornähre, bringt aber keine Kerne zur Reife, weshalb der Volkmund dieses „Korn“ als schlafend bezeichnet.

---

[7] ebd. [8] Schade 1, 548. [9] AB. 1, 207. [10] Stebl. 2, 1—9. [11] Trub 29, 38

Schon weniger poetisch berührt uns der Name Wänteleschmåle, wie das Zittergras heißt (Briza media). Der berndeutsche Name erklärt sich aus dem Umstande, daß die Ährchen des Grases, sobald man sie auf die hohle Hand legt, sich ruckweise zu bewegen anfangen.

Niederes, hartes Gras, dessen Blätter dem Sensenzuge ausweichen, „das me's sött ịịseiffe" wie einen abzunehmenden Bart, ist den Mähdern bekannt unter dem Namen Mareilihaar.

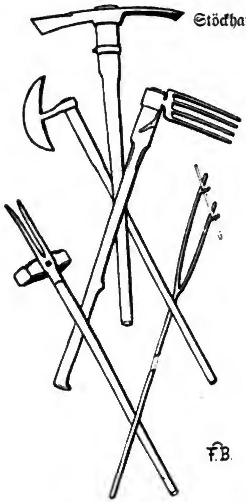
Sämtliche niedrigen, dichtrasigen Grasarten, wozu auch das Kammgras (Cynosurus cristatus) als vorzüglichstes Weidegras zählt, werden zusammengefaßt unter dem Namen Mṳ̈schigras, Mṳ̈schergras, der oder das Muschi. Der dichte, oft auch verworrene Stand desselben in niedrigen Büscheln führt den Namen: der oder das Tschṳ̈mi, und danach heißt ein kleines Kind, „wo 's Fṳ̊di no i de Chrṳ̈teren ume schleipft", es Tschṳ̈merli.

Den Übergang zu den Kräutern bilden die Grassamenmischungen aus den verschiedenen „Schmale" mit Esparsette, Luzerne, Wickfutter u. dgl., welche 1895 in Lützelflüh den doppelten Raum des reinen Klees einnahmen. Der reine Chlee, d. h. Rotklee (Trifolium pratense), „der Kühe Zuckerbrot",[12] wird namentlich in seiner Spielart als mehrjähriger Naturchlee über die Egghöhe hin bevorzugt. Der auch hier als Glückszeichen gefundene (aber nicht zu suchende!) vierbletterig Chlee, der übrigens seine Konkurrenten im fünf- und mehr-, ja zur Seltenheit sogar vollkommen vierzehnblättrigen hat, führte zu der Vexierfrage: Was git meh Mịlch, der drei- oder der vierbletterig Chlee? Antwort: jener, weil dessen mehr wächst. — Ein vortreffliches Futter ist auch der Wịịßchlee (Trifolium repens).[13] Nur weichen die langen Kriechtriebe, aus denen sich jahrelang zahlreiche Stengel erzeugen, der Sense aus, und der Rechen fängt sich in ihnen, so daß der unwillige Heuer sagt: Es ist, wie wenn Träht gspannet wäri. Oder: es ist aber e Schṳ̈hmacher da düre g'gange u hett Spett-Träht (Pechdrähte) verloore. — Als Reinkultur spielen nur eine geringe Rolle die Bårsette, Esparsette (Onobrychis sativa)[14] und die Lṳ̈särne (Luzerne, Medicago sativa).[15]

Wie natürlich es dem Landwirt ist, seine botanischen Benennungen nach dem Futterwert zu richten, zeigt z. B. der Name Mịlchschelm, -li (harmloser anderwärts: „Gib i nix"), welchen er dem kleinen, zierlichen, im August massenhaft blühenden (daher auch „Augstebluest" genannten) gemeinen Augentrost (Euphrasia officinalis) erteilt hat. Ein lästiges Wiesenunkraut, der geknäuelte Ampfer (Rumex conglomeratus), heißt Dịttiblacke, Blacke oder Mälcher-Tschäppẹl, mit dem der Bauer

[12] BSp. 345. [13] Stebl. r. F. 140. [14] ebd. 56—58. [15] Stebl. 2, 59—73.

während des ganzen Wachstums Krieg führt. Er hat sogar ein eigenes Werkzeug, das Blackenisse, mit dem er die lange Pfahlwurzel im Frühling heraushebt, usesticht (s. Abbildung). Um die Zeit der Samenreife im Herbst werden trotzdem nachgewachsene Stengel mit ihren



Stöckhaue.

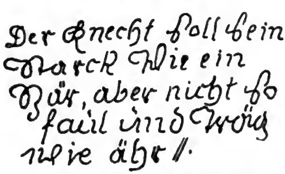
Wuerachs.

Karst.

Blackeneisen.

Fleischgabel.

F.B.



Spruch in einem Rahm-Napf.

braunroten Samenrispen abgerissen und büschelweise auf den Feldwegen niedergekarrt. Ungern gesehen ist auch die Chiirbele (aus cærifolium silvestre), der Kerbel. — Die zum Glück hier weniger bekannte Kleeseide wird mit dem Namen Chleetüüfel gebrandmarkt.

E gräsigi Härdöpflere ist ein verunkrauteter Kartoffelacker.[16] Dagegen ist gräse: Grünfutter einheimsen, wie chleene: Klee als Grünfutter heimschaffen.

[16] Ztgst. 2, 36

Heu und Emd.

„Mähen“ lautet määjje. Ein besonderer Gefühlswert liegt in diesem Wort, wo es das anstrengungsreiche Grasmähen für Heu und Emd bedeutet.

Ein erstes Morgengrauen durchbricht die Nacht. Da tönt in ihre lautlose Stille hinein ein Klopfen, leiser erst, dann lauter und in rascherer Folge. Vom Stäcke (Spazierstock) rühren die Schläge her, die der Bauer oder die verwitwete Bäuerin gegen die Decke des Schlafzimmers führt. Da rührt und regt es sich droben im Gaden. Der Meisterknecht ruft seinen Schlafgenossen an: Uuf, es het 'topplet! Der dreht sich und frägt gähnend: Wie män'gs isch es dee? Ein Streichholz leuchtet. Eh miṇ Gott, scho drüṇ! Der Meister het si verschlaaffe, mir hei hüṭt scho um zweu uuf welle!

Um so rascher ist heute das Volk zur Arbeit fertig. Schon harrt seiner drunten in der Bauernstube ein Körbchen voll geschnittenes Brot und eine Kanne voll lauwarm bereiteter Milch. (Nur der alte halbtaube Peek zieht ihr siṣ Gleṣli vor, das er in einem Zuge leert, worauf er durch Gränne und Päärsche sein Wohlleben am guete Schlückli bekundet.)

Draußen stellen sich die Mähder (Mảder) hintereinander und lassen dem Meister (Puur) oder dem Meisterknecht die Ehre vorz'määjje. Eine Würde und Bürde eines Mannes, einer Frau, die auch sonst im Leben als die Ersten ins Zeug gehen; dasselbe tun „Helden, welche keinen Wurm zertreten, aber vorn an mähen in der Schlacht“;[1] „Weiber, die einem rechten Hause wohl anstehen und vormähen in der Haushaltung“.[2] Weh aber auch einem, der sich etwa zu dieser Stelle eines primus inter pares vordrängen wollte, ohne ihr gewachsen zu sein! Flugs haben der Zweite, der Dritte in der Reihe ihn überholt und lassen ihn in seinem dreieckigen Stümpfchen, seinem Fuṇụ'blätz oder Fuṇụ'acherli beschämt dastehen.

Im gemeinsamen gleichen Takt aber mit dem anerkannt Vormähenden: im Streich schwingt die ganze Reihe — die Zịlẹte — der Mähder und Mähderinnen die rauschende Sense. Alle auch trachten ihre persönliche Meisterschaft darin zu bewähren, daß sie sụfer määjje. Hinter sich lassen sie eine glatt rasierte Grasnarbe ohne erhöhte Streifen — Schnụ̈tz („Schnauzbärte“) —, auch ohne verwaiste Halme oder Büschel. Denn die sehen ebenso unordentlich aus, wie sie von schlechter

[1] Käthi 290. [2] Ztgst. 2, 4.

Ökonomie zeugen. Mi mues's nää, wi̤l's gwachsen ist. Fern daher vom Ungeschick, d'Sägessen i Bode z'schlaa, versteht der rechte Mähder, z'Bode z'haa, ni̤der z'haa. Die Gründlichkeit solcher Arbeitsweise wird auch auf anderweitiges Tun übertragen. Mi het z'Bode, het nider im Markten und Feilschen,[3] im Dringen und Bestehen auf etwas,[4] im Zureden,[5] im Beten, in einer Darlegung.[6]

Recht erschwert wird solches „z'Bodehaa", wo Maulwurfshügel (Schår̆hṳ̈ṳ̈sse), durch Regenwürmer emporgeschleppte Erde (Wurmhäärd)[7] oder Ameisenhaufen (Ampeisehṳ̈ṳ̈sse), verborgene Steine u. dgl. nach sarkastischer Sprechweise d'Sägesse wetze. Schwierig auch, und doch doppelt nötig, ist sauberes Mähen im Spätherbst oder auf magerem Grunde schon früher, wo die Mäde (Schwaden) nur noch spärlich ausfallen, wo es nur noch ein „Zusammenschaben" der Grashalme (schĕbere) gibt, wo me schier gar Zi̤i̤li stecke mues, um das Gemähte und Ungemähte unterscheiden zu können.

Ein Bessermachen aber des schlecht Gearbeiteten lohnt sich hier nicht, man unterläßt es: was hi̤nderen ist, ist g'määjt („was gemäht ist, ist gemäht"[8]): soll nun für gemäht gelten. Übertragen: reden wir nicht mehr davon!

Das Mähen und Einbringen von Dürrfutter — Dṳ̈ṳ̈rš mache[9] — wird trotz aller Ersatzversuche bei uns eine Hauptarbeit des Landwirts bleiben. Ist doch Düürš selbst im Sommer die Hauptnahrung der Pferde;[10] ist doch altes Heu auf der Bühne[11] ein Trost bei allerlei Unfällen, und kann höchstens verbrönnts Heu oder Ämd[12] durch Erzeugung starken Durstes unangenehm wirken.

Der gesamte Sommernutzen, — welchem drolligerweise auch etwa ein „Winternutzen" gegenübergestellt wird, indem einer vom Barbier die Entfernung seines Bartes verlangt: i bringe der grad der ganz Winternutze — kann je nach Höhenlage, Boden- und Grasart aus zwei bis sechs Schnitten bestehen. Deere aber lassen sich höchstens drei Schnitte: Heu, Ämd und allenfalls Herbstweid. Ihr gegenseitiges Wertverhältnis ist verschieden, je nach dem Standpunkt, den man zu dem neuern Grundsatze einnimmt: brüetigs Heu u ri̤i̤ss Ämd. Ehedem glaubte man, mit dem Heuet warten zu müssen, bis d'Säublueme-Röhrli aheg'fṳ̈let sigi, d. h. bis die (schwer zu dörrenden) Löwenzahnstengel verwelkt seien. Dabei konnte die Witterung die Heuernte („die Heuig")[13] bis in den nach ihr benannten Heumonat (Juli)

---

[3] Michel 160; UP. 170 und ö. [4] SchM. 2, 471; Dursli 314. [5] AB. 2, 207. [6] SchM. 2, 477. [7] UK. 121. [8] Ztgst. 2, 2; vgl. Ott 1, 59. [9] UK. 213. [10] UK. 150. [11] UP. 353; Spinne 23. [12] Michel 185—272 u. a. [13] ABB. A 13.

hinausschieben und allzunahe an den Ämdet heranrücken. Für 1903 stellen sich jedoch alle drei Schnitte zueinander wie 2 : 1 : 1/2, ja stellenweise wie 2 : 2 : x, während z. B. für 1898 der Durchschnitt auf 18 : 5 : 2 (bei gutem Wiesland) sich bezifferte.

Ist der Hauptertrag des ersten und reichsten Schnittes — vergl. Gält wie Heu[14] — eingebracht, so wird noch der spärliche Graswuchs auf entlegenen magern Gehängen zsäme g'rämisiert (vgl. ramasser), was man der wältsch Heuet nennt. Es ist dies eine spaßhafte Übertragung der in den Juli fallenden Heuernte auf den bernischen und neuenburgischen Jurabergen. Diese wird nämlich meist von bäuerlichen Altbernern besorgt, nachdem solche daheim ihren eigenen Heuet mit dem üblichen festlichen Schlußakt, die Heuete genannt, hinter sich haben: verheuet hei.

Die ganz besondere Geschäftigkeit, welche die Heuernte erfordert, wird u. a. durch einen Spruch und eine Redensart illustriert. Jener lautet: Wär im Heuet nid gäblet un i der Ärn nid zäblet un im Herst nid früech uffteit: dä cha de luege, wi's ihm im Winter geit. Diese heißt: i der Blatten ume heue, d. i. die Schüsselgemeinschaft des Tisches unverschämt und wählerisch ausnutzen.[15]

Die Gründlichkeit dagegen, womit der Ertrag des zweiten Schnittes zu Ehren gezogen wird, spiegelt sich in der spassigen Äußerung über den Barbier, der behufs saubern Rasierens no einist druber geit: iez wott er no ämde.

Die Bearbeitung des zum Dörren gemähten Grases geht in folgender Weise vor sich.

Wenn tunlich, erst nach einigem Abtrocknen des Bodens werden die Schwaden (Mäde) mit der hölzernen Gabel zerteilt oder g'worbet.[16] Schon hier setzt ein Bild ein: Uf eine^n worächchet (also zusammenrafft) chunnt eine^r wo worbet (zerstreut, verschleudert); m. a. W. en iedere Sparer het si Güüder.

Um Mittag ist die besonnte Oberseite afen e chlii uberschläge, wird welk, schläsmig oder gschläsmig, sie schläsmet. Ist sie halbdüür, so chehrt me: man wendet das Futter mit der hölzernen Gabel, sofern nicht der (noch vor der Mähmaschine angeschaffte) Heuwender seine weit bessere Arbeit liefert. Um die Abendzeit wird uufg'rächet: das Heu mit dem Rechen an Wälmli gebracht. Droht Regen, so wird gschöchchlet, d. h. es werden aus den Wälmline 1 Meter hohe Haufen geformt: Schöchchli. Im Oberaargau und Seeland heißen diese Birlig; dies Wort ist aber heute auch im Emmenthal

[14] Heiri 131. [15] Schuldb. 144. [16] MW. BK. 30.

nicht mehr so fremd, wie zu Gotthelfs[17] Zeiten. — Ein großer Teil des Heus wird dadurch vor Durchnässung geschützt, und um so eher erlaubt am nächsten sonnigen Vormittag der abgetrocknete Boden das Zette[18] (Verzetteln) des halbdürren Futters. Um Mittag wird es neuerdings g'chehrt und verlangt bei ungünstiger Witterung allerlei Behandlung, um zur Not dürr zu werden. Man zerstreut alle kleinsten verwirrten Häuschen — Päggel — durch Schüttle oder Schütte mit der Gabel, wie man eine viel Sorge und Mühe verursachende Hùshaltig schüttet; man muß das Heu grösätte: ihm wie einem Großvater alle denkbare Sorgfalt angedeihen lassen.

Endlich nun rückt's doch mit dem Doore (Dürrwerden); mi cha asen e chlii ga z'sämetrööle oder z'sämemache: das Heu zu großen, dicken Wällen (Wälme) zusammenbringen, um 's z'nää (zu „nehmen", einzuheimsen). Zu diesem Behufe fährt der Heuwagen i d'Gasse, d. h. zwischen je zwei Wälle hinein. Zwee gää uehe: heben eine mächtige Gabelladung um die andere auf den Wagen. Einer lädet. U's Wiibervolch rächet z'säme wie's Bissewätter und ruft, wenn der Rechen die Masse nicht mehr bewältigt, den Gablern zu: abnää! abnää! Rasch ist ein Fuder geladen und gebunden; es wird abg'rächet, d. h. mit dem Rechen der lose hängen gebliebenen Büschel entledigt.[19]

Ein solches Heu- oder Emd-Fueder, dessen Bindbaum oben im Hammeloch eingehängt steckt, ist ein Respekt gebietender Anblick, „ein ganzes Heufuder voll"[20] ein beträchtliches Maß. Drum, wenn die schwankenden Ladungen durch die Straße fuhren, da stand „Gotthelf am Wege so vergnügt, wie wenn das alles in seine Scheune eingeführt würde".[21] Mit geschultem Blick aber nimmt der Fuhrmann, welcher iisüehrt, bei der Wegbiegung der Rank: er chräicht in genau berechnetem Bogen; ein „Achtung!" tönt in die Ohren der Rosse, im Trab geht's der Brüggstock uuf un uber d'Jisahrt ii. Auf der Bühne wird das heruntergegabelte oder auch gleich mit einem Stoß überworfene Futter g'füllet (alte Nebenform zu „füllen"); d. h. Gablete um Gablete wird verleit (zerlegt): über den Boden oder die schon vorhandenen Lagen hingestreut und festgetreten, zsämetrappet.

Viel anstrengender aber ist auf ungebahnten Wegen und steilen Gehöften das Eintragen des Dürrfutters im Heugarn auf den Schultern oder auf dem Kopf. Hier erst recht lernt einer, was wärchen ist, und hat Gelegenheit zu zeigen, ob er si cha liide, d. h. ob er Arbeitsgeist und Ausdauer, Geduld und die Fähigkeit, sich in alles zu schicken, besitze.

[17] Besuch 154 ff. 181. [18] UK. 214. [19] Vgl. UK. 219. [20] Schuldb. 25 [21] Fröhlich VIII.

Den Schluß bilde ein kleiner Zug von großem Belang. Reiche Bauernsöhne haben nach flotter Käsfuhr im Wirtshause, mit Trank und Speise nicht kargend, sich gütlich getan. Hafer und Heu haben sie mitgeführt und draußen die Pferde gefüttert. Aber ehe sie zur Weiterfahrt aufbinden, wird jedes verzettelte (verzatteret) Hälmchen vom Boden aufgelesen und versorgt.[22] Wär's Hämpfeli nid schetzt, ist der Heustock nid wärt.

[22] Käs. 250.

Acker.

„Wärche“.

Die Emmenthaler bauen überhaupt ihr Land wohl. Sie geben sich alle Mühe, es zu verbessern und einen so hohen Ertrag als möglich daraus zu ziehen, daher man im Emmental wenig ödes Land antrifft.“ So 1764 der Landvogt von Brandis. Ein Zeugnis, das bis auf unsere Tage hinunter immer neu wiederholt wird.[1] Der laut Urteil seiner Zeit- und Gemeindegenossen[2] auch im Landbau durchaus bewanderte Gotthelf erklärt die Sorgfalt desselben wiederholt aus der Anhänglichkeit an jedes durch Fleiß und Schweiß emporgebrachte, wenn auch noch so kleine Landstück. Er erzählt wiederholt von der förmlichen persönlichen Zuneigung zu solchem Sorgenkind. Des entgleisten Dursli[3] Ehefrau „weinte jedem verkauften Stückli Land bitterlich nach; auf dem gab es den Flachs am liebsten, auf einem den Kabis“ usw. Mit wahrer Entrüstung hinwieder geht der „Schuldenbauer“[4] an einem schlecht gearbeiteten Acker vorüber: „Wer da gfahren ist (gepflügt hat) u gsäyt het, dä sött men abschlah wie ne Hund.“ Es gibt ja wirklich, besonders Stegen und Wegen nach, nüüt Wüesters, weder we's uus-g'seht wi wenn d'Chatzen u d'Hünd da z'Achergfahre hätti. Jeder sachverständige Fremde bewundert denn auch die peinliche Sauberkeit und Ordnung auf den „gartenähnlich bestellten“[5] Äckern.

Solcher Hingebung bedarf freilich auch der Emmentalerboden wie kein anderer. Zunächst ist er außerordentlich steil: stritbars (strippers) Land. Dieses „streitbar“ besagt: Mit der eisernen Waffe namentlich des Pflugs ist ihm nur schwer oder gar nicht beizukommen. Er ist ünpĕnig („unbändig“): schwer zu bändigen, „zahm“ zu machen. Er ist un-

[1] Pfr.-Ber. (1764) 134; 253; Ök. fol. 6 E 70 (1780); Hauswirth (1783); E. A. Türler 6. [2] Fröhlich VIII; Manuel 8/9. [3] 260. [4] 169. [5] Krämer im SB.

g'schlacht: an ihm scheint zuweilen „alle Liebesmüh verloren" zu sein wie an einem Masttier, das aus der Art (d. h. „Geschlecht") geschlagen hat und „nid guet tue wott." Er ist ünt üür: so mühevoll zu bearbeiten, „das me mängist fast möcht dervo louffe". („Untüür" ist eigentlich „unteuer", ungeschätzt, unlieb; mhd. „des nimmt in untiure" heißt: er macht sich nichts daraus.)

Kein Wunder also, daß auch der Landwirt und Landarbeiter für seine angestrengteste Beschäftigung eine ausschließlich für sie geprägte, auf sie gemünzte Bezeichnung als Ehrentitel in Anspruch nimmt: wärche. Der industrielle Angestellte nennt sich „Arbeiter", und seine tägliche Hantierung nennt er schaffe. Ein Ausdruck, der, gemäß seiner Verwandtschaft mit „schöpfen", im übrigen Leben mehr den Erfolg einer Bemühung hervorhebt: Hest wohl gschaffet? = bist du mit dem Erfolg deiner Sammelarbeit zufrieden? I cha mit däm Züüg, däm Mönsch usw. nüüt schaffe = kann damit nicht zurecht kommen.

Der Landmann aber wärchet — das ist seine Ehre vor und in der Welt. Einer wo wärchet, ist gäng no g'estimiert (estimé), (er mag im übrigen sein, wer er will). Bim Wärche bis gäng voraa![6] ermahnt der Bodenbauer den von ihm beförderten Meisterknecht. (Das schafft dir Boden unter den Füßen.) Und sehr bezeichnend für den bäuerlich bernischen Volkscharakter ist die Selbstbescheidung: z'ässe gnue und z'wärche gnue.[7] — Nicht einmal die noch so umfangreichen Haus- und Stallgeschäfte dürfen den Ehrennamen beanspruchen. „Anne Bäbi hatte die, welche nicht werchen, d. h. mit einem groben Werkzeug dreinschlagen konnten, auf der Mugge."[8]

Wärche ist also ungefähr dasselbe, was düsse wärche[9], im Feld („draußen") arbeiten. Dusse werche konnten die Töchter wohl, aber daheime war keine dressiert.[10] Gleichbedeutend sind die Ausdrücke: uf em Härd wärche[11], 's Land wärche, der Hof wärche.[12]

Von da aus gehen allerlei Übertragungen und Spezialisierungen: „sich Courage in den Leib werchen"[13]; alls ihewärche[14] oder iiherbste; isch es einist nahegwärchet, das men us de Schulden ist...[15]; enandere i d'Händ wärche (auch politisch[16]). Es Heimetli erwärche[17]: durch Arbeit erringen; im Sinn von „Durcharbeiten", „auf die äußerste Kraftprobe setzen": das Projekt „erwerchete ihn immer strenger".[18] Recht manigfaltig ist die Bedeutung von verwärche. Zunächst arbeitend hinbringen: Der faule Taglöhner will nur

---

[6] UK 167. [7] Besuch 166; SchM. 1, 391 u. ö. [8] AB. 2, 54. [9] Gf. SF. 1899, 81. [10] Geldst. 24. [11] Lischeb. 17. [12] UK. 199. [13] Übergang 319. [14] AB. 2, 54. [15] Bsbinder 363. [16] An AB. 126. [17] Müll. LK. 43. [18] AB. 2,303.

„möglichst leicht die Zeit verwerchen.“[19] Dann mit einer Reihe dringender Feldarbeiten zu Ende kommen. „Sobald wir recht verwerchet haben, so mußt du doch den Zins bringen“[20]. Mühsam verarbeiten: „das sündflutliche Fleisch“[21]; besonders aber, was man auf dem Herzen hat[22]; „was in der inne schaffet“[23]; „Gedanken“[24]; „Galgenfreude“[25], Zorn[26], „Tränen“[27].

Eine zur Feldarbeit tüchtige und willige Person ist wärchbår („werkbar“[28]). E Wärchadere („eine Werkader“) „nennt der Emmenthaler jede tätige und tüchtige Hausfrau“[29], besonders wenn sie „dussen u dinne“ sich nie genug tun kann. Dann nähert sie sich aber auch dem Scheidewege, an welchem es zum Wärchtier[30], zum Wärchhund links ab geht. Wie schade, wenn dann die Attribute „arbeitsfreudig“ und „unsauber“, „zynisch“ konkurrieren!

Ein hübsches Wort ist: e Wärchgueg, nach den flinken und unermüdlichen Bewegungen gewisser Käferarten. Nicht von so viel Lebensfreude zeugt dagegen die ständige Formel: hert wärche u bös haa.

Z'wärche hat der richtige Bauer alle Tage. Allein im mittelbäuerlichen Betrieb häufen sich doch zeitweilig die Arbeiten derart, daß der Jahreslauf je und je vier Hauptwäärch[31] = großi Wäärch[32] oder einfach Wäärch[33] mit sich bringt: Aapflanzete, Heuet, Äärn (d. i. Getreide-Ernte nebst Ämdet) und Sääjjet[35]. „Da passen die Leute sich gegenseitig auf, wann angefangen und was täglich geschafft wird.“[36] Kein ungünstigeres Zeugnis kann sich begreiflich erwerben, als wer immer um enes halbs[37] oder gar es ganzes Wäärch[38] im Hinderlig (hinter den andern zurück) ist; wer also noch mit Heue zu tun hat, wenn andere zu ernten anfangen[39], oder wi Tanner-Köbeli no im Braachmonet mit dem Härdöpfelbänndli (halb voll Steckkartoffeln) dahar gnoppet. Eben so fatal sieht es aus, wo man nie „ein eigentlich Werk an der Hand hat“[40], sondern zerfahren von einem zum andern übergeht.

In diesen Wärchen oder umueßigen Ziten[41] (vgl. „Unmuße“[42]), namentlich in dem bei großem Obstsegen besonders arbeitsreichen Herbste[43] wird jede irgendwie verfügbare Kraft zu Rate gezogen, und auch vom verständigen Nichtbauer[44] taktvoll geschont. Bauereien, sowie Besuche,

---

[19] Schuldb. 75. [20] Schuldb. 175. [21] Michel 272. [22] UK. 72. [23] Herdenreihen 3, 4. [24] GG. 2, 66. [25] UP. 95. [26] ebd. [27] AB. 2, 43. [28] AB. 1, 148 und sehr oft. Ott 1, 104. [29] N'schwander 9. [30] Joggeli 34. [31] AB. 2, 52. [32] Michel 151. [33] UK. 198. [34] Ger. Tw. (1793). [35] ebd. vgl. fz. „saison“ und mlat. satio = Saatzeit. [36] UK. 198. [37] SchM. 1, 161 Hs. [38] UK. 211. [39] SchM. 2, 353. [40] Ztgst. 1, 56. [41] UK. 217. 259; Schuldb. 167. [42] Schuldb. 72. [43] UP. 89. [44] Vgl. Spinne 27.

Ausflüge, Festanläße werden zwüsche de Wärche[45], besonders zwischen Heuet und Ernte, erledigt.

Zunächst dem jetzigen steht das ehemalige Egg-Schulhaus, nun als kleines Gütchen, das Eigentum eines Maurers. Es ist allem Anschein nach eine sehr alte Anlage auf freier Höhe mit prachtvollem Ausblicke, den ganzen Tag „der Sunne zwääg“, gegen Norden hart an den Wald stoßend, mit sehr schöner Bodenkultur. Der einer lebhaften Volksetymologie rufende Name des Gütchens: Üeberęch[46] erinnert an ahd. uobarôn = „üben“ in dem alten Doppelsinn einer religiösen Feier (ahd. uoba) und des Landbaues (ahd. uobo der Landbauer, mhd. die acchera uoben die Äcker bauen, hirs unt ruobe er uopte = baute); also ganz wie lat. „opus“ (Werk) und „opfern“ zusammengehören.[47] Sollten wir in diesem landwirtschaftlich so dankbaren Platze, von welchem auch jeweils die Verfassungsfeuer so weit sichtbar ins Tal hinunter leuchten, es mit einer uralten Kultur- und Kultusstätte zu tun haben? Man denke an die besonders intime Verschwisterung von Ackerbau und Religion als Überwindung der Nomadenstufe.

„Häärd“.

„Ackerbau treiben“ heißt also: der Häärd wärche[1], die Erde bearbeiten. Ein bedeutungsvolles uraltes Symbol der Rechtsaneignung war drum das bekannte Hämpfeli Häärd; eine ebenso bedeutungsvolle Strafe war aber die Eingrenzung auf den eigenen Grund und Boden.[2] Einen abhäärde heißt: durch Bewerfen mit Erdschollen ab unserm Grund und Boden treiben, dann: sich seiner Gegnerschaft entledigen[3], ihm als schädlichem Rivalen „den Boden unter den Füßen wegziehen“.[4]

Ist dies ein Intriguenspiel unter Männern, so ist häärdele ein harmloses Kinderspiel, wie auch sandele und lättele, wie dräckele, chösle, gäutschle. Ein anderes Häärdele erfreut den Naturfreund z. B. auf einer Wanderung am Frühlingsmorgen oder nach einem erfrischenden Gewitter. Wie mischt sich da z. B. mit dem Duft der Kirschblüten der aufsteigende Erdgeruch! So häärdele auch die Hände des Ackerbauers, häärdelet das aus ihnen gegessene Neun- und Vieruhr-Brot; und welcher „Erdsegen“[5] steckt gegenüber den zweifelhaften Parfums, mit welchen Müßiggänger die Mängel ihres Stoffwechsels decken, in solch häärdeliger Hand!

---

[45] Besuch 157. [46] D 5. [47] Vgl. auch: e g'üebte Wääg (vielbegangener Weg).

[1] Pfr.-Ber. 93. [2] Vgl. „der Oberamtmann und der Amtsrichter“ 130 ff. [3] MW. 2 J. 298. [4] An JR 91. [5] Nach Rosegger.

Eine Bohrprobe auf der Egg weist folgende Bodenbestandteile auf. Zu oberst in der Regel eine pflugtiefe Schicht vo guetem u murbem[6] Härd: mit Humus durchsetzte Überrieselungs-, Verwitterungs- und Schwemmprodukte alsbald zu besprechender Art, im Gegensatze zum nicht urbaren „wilde Härd".[7]

Es folgt — mit Ausnahme einiger Sandboden-Reviere — der für unsere Gegend so charakteristische Lättbode, besonders jener gälb Lätt (Lehm), der als schwer durchlässige, zähe, nasse Substanz gleich bei der Pflügung durchhackt, nach einem Tage Besonnung aber gleich fertig bearbeitet werden muß, ansonst er steinharte Schollen darbietet. Dafür behält er aber auch Dünger und Feuchtigkeit sehr lange im Wurzelbereich der Pflanzen, eignet sich vortrefflich zum Getreidebau, und versagt auch in trockensten Jahren kaum je seine reichen Futtererträge. — Der gälb (ockergelbe) Lätt ist der Hauptsache nach eine Mischung aus Sand und eisenoxydhaltigem Ton. Verschieden von ihm ist der zum Bestreichen von Ofenwänden u. dgl. benutzte bläuliche Lein. (Lein = Leim, Leimen ist wort- und sachverwandt mit Lijm = nhd. Leim, und erhalten in Ortsnamen wie „Leimeren", „Leimboden", „Leimen"). Er besteht aus schlammiger Durchsetzung des nämlichen Minerals, das als blaue Lätt noch hie und da aus Lättgruebe ausgehoben und zu Anlagen von Dreschtennen-, Stall- und Schuppenböden, kleinen Hafnerarbeiten u. dgl. gebraucht wird. Das gleichartig Zähe dieser Masse bot Gotthelf ein Bild für das so außerordentlich mühevolle, Schritt um Schritt erkämpfende Vorwärtskommen seines Ueli: „Es war ihm, als ob er bis an die Knie im Lett wandeln müsse."[8] Das nämliche Bodenelement hat aber auch „tịfige" (gewandten) Bauern schon frühzeitig, z. B. 1764,[9] zu erfolgreicher Grundverbesserung gedient. Pfarrer Roder in Affoltern spricht dabei von der „sog. blauen oder grünen Marnen" (fz. marne, altfz. marle, mittellat. margila, kelt. marga d. i. Ton, vgl. das elsäßische „mẹerle", vom Kinderspiel im Straßenkot gebraucht. Es ist das gleiche Wort wie unser nhd. „Mergel"). Pfarrer Schweizer in Trub dagegen nennt[10] die Masse „Marnel", später[11] „Marmel": Angleichungen an Marmeli (die aus Ton gebrannten anstatt der aus Marmorstücken geschliffenen Spielkügelchen der Knaben).

Fügen wir dazu noch die von Brandstetter[12] für „Ton" in Anspruch genommenen Ortsnamen „Tägertschi", „Dägermatte" (zu dîhan, kneten, formen, vgl. „Teig"), so haben wir ein ganzes kleines Wortregister für dieses den ersten Erdperioden angehörende Bodenelement.

---

[6] UK. 118. [7] Trub 29, 38. [8] UK. 203. [9] Pfr.-Ber. 216. 194; vgl. Ök. fol. 6 E 70. [10] 29, 38. [11] 30, 119. [12] Gfd. 42, 156 ff.

Rötliche Tonerde aber, wie sie sich (z. B. auch in Trub[13]) als Lätt verteilt im Erdreich vorfindet und Flüßchen wie den Röthenbach, auch die (Dürren-) Roth zeitweilig färbt, ist gleichsam „der Eintrag“[14] (Einschlag) des Bodengewebes, dessen Zettel die jung-tertiäre Molasse ist. Von den drei Schichten derselben kommt für uns hauptsächlich die mittlere in Betracht: die Meeresmolasse. Zwischen den Alpen und dem von diesen abgedrängten Nordstück des Jura[15] flutete einst[16] über die Rhone-Enge bei Genf herein ein bis zum schwarzen Meer reichender Arm des Mittelmeers, und füllte die zweitausend Fuß tiefer als jetzt liegende „Hochebene“ allmählich mit den von der Brandung weggespülten Trümmern der einstigen Alpen-Vorberg-Ketten im Bereich der sogenannten Emmengruppe.[17] Das grobkörnigste Gestein dieser großartigen Auswaschung heißt (im Gegensatze zu der kalkigen in der Rigi-Gruppe) die „bunte Nagelfluh“. Im Volksmund wird sie kurzweg Flueh genannt, obgleich auch ihm der volle Name Nagelflueh direkt entstammt. An zusammengebackene Hufnagelköpfe erinnert ja diese einstige Schottermasse deutlich genug. Ihre hervorstechendste Eigenschaft aber ist ihre Härte. „Härter als Nagelfluh ist eine vierzigjährige Natur“[18]; „Köpfe wie Nagelfluh hat der Kanton Bern“.[19] Nichtsdestoweniger ist das Gestein noch „wie Anken“ gegen den „Gring“, welchen „die Frau heig“.[20] Im Napf, in der Hundschüpfen hat das Meer einst in Deltaform Nagelfluhsätze abgelagert. Die Grenze aber der gesamten Nagelfluhzone, welche sich im Süden scharf von der Flysch-Zone abhebt,[21] bildet nordwärts unser Lützelflüh. Am ehemaligen dortigen Brüggstutz, durch das Nivellement zwischen der neuen Brücke und der Burgdorf-Langnau-Straße nunmehr überdeckt, findet sich noch Nagelfluh vergesellschaftet mit „Gallenstein“ (Galle, Galleglääs), welcher zu Marchsteinen[22] u. dgl. dient. Dieses „Galle“ ist unser bekanntes Wort, angewandt auf „eingesprengte fremde harte Steinart in Felsen, auch härtere Stellen in Sandstein“; gerade so wie wir auch von „Niere“ reden und der Bergmann von „Drusen“ (Drüsen) im Gestein spricht.[23]

Die geröllartige, teilweise an den Güfer der Flußgeschiebe erinnernde Nagelfluh wird von Lützelflüh abwärts mehr und mehr durch deren feinere Zertrümmerung ersetzt: den Sandstein. In zerrütteten, nackten Schichten da und dort durchstechend, meist aber zu einem namentlich für Hackfrüchte geeigneten Sandboden verwittert, stellt er eine Verkittung dar von Quarz- und Feldspatkörnern, Glimmerschüppchen usw.

---

[13] 30, 119. [14] JoSt. Alp. 101. [15] Walf. Sch. 26. [16] Nach Studer und Bachmann. [17] Bachmann in „Neue Alpenpost“ 1875, 122 ff. [18] Sonnt. 122. [19] Mordiof. 185. [20] Geltst. 307. [21] Heim in Volksw. 2, 254 ff. [22] Marchverbal 4. [23] Grimm WB. 4, 1, 1188; Stalder 1, 415.



's Buechrütteli.

mit einem kalkig-tonigen Bindemittel.[24] Die aus schön gefügten Schichten herausgehauenen Bauquadern jedoch müssen in Oberburg geholt werden.

Dagegen ist die feinst zerriebene und am innigsten mit pflanzennährenden Stoffen durchsetzte Molasse: der Mergel[25] (Märggel) außer im Emmen-Schwemmland hier herum erst eine seltene Erdart.[26] Dasselbe ist vom Kalk (Chalch) zu sagen, der deshalb mit Mühe und Kosten auf die kalkhungrigen Anhöhen hinaufgeschafft werden muß. (Vgl. indessen den Chalchgrabe.[27])

Die Mischungsweise nun aber all dieser Bodenbestandteile, verbunden mit der Veredlung jeder der „acht Bodenarten“ durch Düngungs- und Kulturart heißt mit einem feinen, notdürftig durch „Bodenkraft“ wiedergebbaren Ausdruck: Würze. Diese „Würze“ zu kennen, für jeden Einzelfall zu beurteilen und als unbezifferbaren Faktor in den alljährlichen Kulturplan einzubeziehen, ist so recht ein cachet intimer väterlicher Belehrung und bäuerlicher Tradition von Geschlecht zu Geschlecht. Allerdings ohne weiter soviel wie „Wurzel“ ist „Würze“, wenn es auf die Frage: „Sind die Leute reich?“ heißt: „Ja, die haben noch Würze, hängen nicht zu oberst in den Ästen.“[28] Feiner schon ist der Sinn: Bodenkraft, welche die Tätigkeit der Wurzeln reich und lebhaft anregt. Vgl. hierfür den Satz: „Der Hof sei gut und die Würze sei gut; komme wieder ein rechter Bauer darauf, so sei der Schade noch zu heilen.“[29] Im Baselbiet ist das Erdreich anders beschaffen; es ist nicht die Würze, wo im Bernbiet ist.[30] Und endlich die schöne Anwendung: „D's Hus sei d'Würze vo allem, und wenn's da fehl, so chönn's Chorn u Heu gä, so viel es well, es bschüß alles nüt.“[31] Er stammet vo gueter Würze: er ist in gutem Hausgeist aufgewachsen, ist gut geartet und gut erzogen. — Dagegen hat ein durch stagnierendes Wasser versäuerter Wiesengrund e suuri Würze, und demgemäß het — und ist auch — e suuri Würze ein Weib von versäuerter Gemütsart, von allzeit unfreundlichem Wesen.

Urbarmachung.

Müssen für die Schweiz vom gesamten Boden an Felsen und Schutthalden, Gewässern und Gletschern, Gebäudeplätzen und Wegen rc. 28,3 % abgezogen werden, so beträgt dieser Abzug für das Emmenthal 19,2 %;[1]

[24] Bachmann a. a. O. [25] Waff. 68. [26] Vgl. Volksw. 1, 683. [27] D 6. [28] GG. 3, 7. [29] Schuldb. 39. [30] ebd. 334. [31] GG. 3, 142.

[1] JoSt. 285.

für Lützelflüh (mit seinem Totalflächeninhalt von 2687 ha, 17 a, 37 m²): für Hausplätze, Hofräume und Gebäude-Umschwünge 1,13 %; die 16 km Staats- und 3,2 km Gemeindestraßen, sowie Privatwege und Eisenbahnen beschlagen 2,23 %; Gewässer 1,08 %; Schutthalden, Kiesgruben, Emmengrien 0,35 %; Total der unkultivierbaren Fläche 4,79 % oder rund 5 %. Waldungen und Stụụdschäche (davon 0,39 % staatlich): 22,07 % der Gesamtfläche (im Emmenthal 25 %, Bern 22 %, Schweiz 26,5 % der „produktiven" Gesamtfläche). Die Dauerwiesen („Matten") und Hofstatten (Obstgärten) betrugen 1895 in Lützelflüh 235,5 ha; 1890: 190 ha; 1891: 4,55 %. (Naturwiesen und Alpweiden im Emmenthal: 13 %, Bern 19 %, Schweiz 68,4 %). Kunstfutterwiesen, Äcker und Gärten beschlugen in Lützelflüh 1895: 1714,4 ha; 1890: 1470 ha; 1891: 68,55 %. (Acker- und Gartenland im Emmenthal 43 %, Bern 37 %, Schweiz 30 %).[2]

Mit diesen Zahlen stimmt, daß in der gesamten Schweiz der Anteil der Landwirtschaft an der gesamten Wertproduktion (= 1800 Millionen Franken) sich mit kaum ⅓ beziffert, für Bern aber auf ⅔ und für das Emmenthal und speziell Lützelflüh auf gut ⅘ anzusetzen sein dürfte.

Wie viel unproduktives Land es aber dereinst auch über unsere Bergreviere hin gegeben haben mag, beweisen Namen wie die Ööti[3] („Öde"), ein heute gut gehaltenes kleineres Heimwesen bei Neuegg, und die Wüesti auf dem Benzenberg, mit dem Wüestiweidli.

Namen wie „Blaasweid" und „Blaasmatt", sowie das Burgergeschlecht Blaser (vgl. die Hofnamen „Blaase" in Rüderswil, Großhöchstetten, Biglen) deuten auf (vormals) steinige, trockene Halden, deren farbloses, spärliches Gras an die kahle Stelle des Kopfs (mhd. blas,[4] vgl. auch blasros = „Bläß") erinnern kann. Man denkt dabei auch an die „Plaisen" des Bündner-, und der Sache nach an die „Bleiken" des Berner Oberlandes. Eine andere Deutung[4a] ist: Bläser oder Türmer.

Durch tiefes und sumpfiges Gelände dagegen erstreckt sich der Moorboden, mhd. das bruoch, heute das Brụụch. Einen so geheißenen Hof an der Grenze von Lützelflüh hat Rüegsau, in Lützelflüh selbst aber liegt der „Bruchbüel", Brụụchbel. Im 18. Jahrhundert schrieb man für jenes: „im Brauch" (als wäre es = usus), während ein Stadtteil von Luzern heute „der Brŭch" (als wäre es = fractura) geheißen wird. So können Dokumente und Aussprache gelegentlich irreführen.

Sumpfig wie das Moor ist auch das Moos, d. h. der Boden, auf welchem die fast unzähligen Moosgattungen gedeihen. Einen Moosgrund

---

[2] Vgl. Volksw. 2, 249. 265; 4, 378; Lf. Ernteberichte und amtliche Vermessung 1887—91. [3] E 7. [4] Kluge[5] 44. [4a] schwz. Id. 5, 148.

bieten zur Stunde noch die Moos- und Lischen-Strecken des Flüelengrabenmooses, woran sich aber ausgedehnte Wiesen und Äcker reihen. So gibt es Wiesen mit den Namen Mösli,[5] Ober-[6] und Undermoos.[7] Gehören die Güter „Moos" und „Moosneuhaus" jetzt zu Sumiswald, so zählt dafür Lützelflüh unter seine schönsten Bauernhöfe die Mösmatt,[8] auf deren einstige Beschaffenheit noch der Mosmattgräben deutet.

Eine Ablautform zu mos heißt ahd. mios, mies, unser Miesch. Der Mieschrain. Miescher, ein (nicht häufiges) Burgergeschlecht.

Die gärtnerisch so zierliche und dem Bienenzüchter so willkommene Erica gilt, in Masse auftretend, dem praktischen Landwirt als auszurottendes Gestrüpp: die Brüüsch-Hawle („Halde"). Brüüschhüsli heißt noch zur Stunde das Lauterbach-Schulhaus nebst benachbartem Bauerngut.[9]

Der Toorn-(Dorn-)Acher. — Die einst mit Efeu (Epheu), Äbheu, Ääbhi bestandene Aäbi („Äbi").[10]

Mit Schilf, Riedgras u. dgl. bewachsener Wassergrund nennt sich Ried. Kurzweg 's Ried,[11] Niederried,[12] und Oberried heißen drei Bauernhöfe im zweiklassigen Schulbezirk Oberried. Der letzte dieser Namen ist also doppelsinnig.

Das 12. und 13. Jahrhundert sind u. a. charakterisiert durch großartig ausgedehnte Rodungs-Tätigkeit. Auf solches Rütte deutet die damalige Entstehung von Geschlechternamen wie „von Rüti". Mit den bernischen Freiherren von Rüti (bei Burgdorf)[13] scheinen identisch gewesen zu sein die „von Rüti" von Trachselwald. „Gegenüber Trachselwald, im einstigen Amt Rüti, sind noch Ruinen einer großen Burg, die wohl den Namen Rüti getragen haben kann. Das Amt Rüti, das ein eigenes, von der Landgrafschaft Burgund getrenntes Landgericht bildete, war die Talschaft des heutigen Dürrgraben"[14] (Türgräbe).

Oberhalb Flüelen, zum Niederhaus gehörig, verzeichnet der Katasterplan eine „Hubers-Rütti", die aber vielmehr Uebers-Rütti[15] heißt. Wäre dies als Aphärese aus einer Fügung „i der Ruepersrütti" deutbar, so hätten wir im Namen die 1256 durch Konrad von Brandis an die Abtei Trub verkaufte „schuopoza" (Schuepeße) „dicta Ruopelsruti"[16] (aus Hruodberaht der Ruhmglänzende), „gelegen beim Hofe Flüelen", zu suchen. — 1707 zahlt N. N. im Goldbachschachen 2 Kronen „von

[5] 74, 82 a. [6] 75, 44 a. [7] 52, 55 a. [8] E 4. [9] L 1. [10] Wh. Wst. Sp. Ack. Ws. 1024; B 6. [11] Wh. Wst. Dörrhaus, Wagenschopf, Ack. Ws. Wd. 2304; O 4. [12] Mit 1921 ha; O 3. [13] Vgl. von Mülinen I. 136 f.; von Wattenwyl 1, 297. [14] ebd. 135. [15] E 5. [16] Fontes II. 435, vgl. 469.

und ab deß sog. Zihlen-Rütti-Rechts."[17] Einfach Rütti heißen zu Lützelflüh eine Anzahl Äcker von 14 bis 26 ha Halts,[18] aber auch ein kleines Gut[19] mit kleinem Fabrikgebäude. — Die Hundsrüẓtti.[20] Die Buechrüẓtti: bei Rahnflüh[21] und an der Schaufelbühlegg.[22] Zu letzterem Gute, das an der Seite eines hübschen Buchwäldchens sich so sonnig hinbreitet, gehört nunmehr auch die hiuẓderi Buechrütti (Häusschen mit Umschwung); zum großen Bifang-Hof aber das Buechrütteli[23]: eine der hübschen Einsattelungen des Ramisberges gegen die Straße diesseits Rahnflüh.

Ein Komplex von Reutestücken heißt: i de Rüttine.[24] Das Reuten setzt sich begreiflicherweise — z. B. an Straßenböschungen — in kleinem Maßstab beständig fort. Ein systematisches Rüttibrönne[25] dagegen findet sich nur noch in Gegenden wie bis unlängst im Dürrgraben, und bis heute in Trub. Da wird in regelmäßigem Turnus dreißig- bis vierzigjähriges Rüẓttholz entweder als Nutzholz zugerüstet, oder behufs mehrjähriger Kartoffel- und Getreidepflanzung auf der Reutstelle zu Düngasche verbrannt.[26]

Aus 1742 wird „Peter Graber's Wittib im Schlättermoß" zitiert. Letzteres Wort gehört zu demselben slahan, slân = schlagen, Holz niederschlagen, wie „Schlatt" aus slâte = gereutetes Waldstück. Ebenso stellt sich zu (um-)hauen: d'Hauete (z. B. im Iẓbaẓch nächst Lützelflüh), woher unser Burgergeschlecht Haueter; daneben in Eggiwil die Alp „Hauene"".

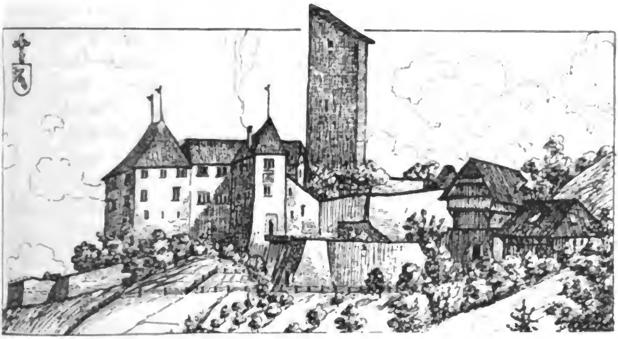
Ein Dornicht ausreuten gehn: ga toorne. Überhaupt „zum Schwinden bringen": schwänte. So erzählt man von Gotthelfs Gattin, sie habe als feinsinnige erste Beurteilerin seiner Schriften ihm da und dort yẓyẓsg'schwäntet mit dem Vermerk: säg, Albärt, das ist de hingäge tumms Züüg![27] Mit Beil und Hacke aber schwänteten im Mittelalter die Emmenthaler eifrig und übten damit teils wahre Notwehr,[28] teils ein konzessioniertes Recht zugunsten stetiger Erweiterung von Weide und Acker, teils eine Untertanenpflicht gegenüber dem Grundherrn.[29]

Ein Beispiel, wie hoch hinauf schon sehr früh die Kultur mit Axt und Waldsäge drang, bietet das ca. 1000 m hoch auf der Hundschüpfen gelegene und bereits 1280 verurkundete Gut „Etzlischwand".[30] Zugleich

---

[17] Zinß-Rodel 1, 11. [18] z. B. O 1. 4. E 2. [19] Wh. Ack. Ws. Wd. 280, 19. [20] Wh. Sp. Ack. Ws. Wd. 702; L 1. [21] Wh. Ack. Ws. Wd. 379, 76; G 4. [22] Wh. Sp. Ack. Ws. Wd. 1169, 90; D 5. [23] G 5. [24] AB. 1, 389. [25] SchM. 1, 126. [26] Anziehend beschrieben Trub 30, 126; vgl. Pfr.-Ber. von 1764. [27] Eine liebliche Darlegung dieses Verhältnisses bietet Manuel 151—3. [28] Eggiw. 102. [29] JoSt. 124. [30] JoSt. 135.

von der Ausbreitung des Schwäntens zeugt das Rüederswiler-Dorf Schwanden (schon 1261 „Swandon"[31]), das heute noch wenigstens mit der Schwanden-Mätte (1795[32]) nach Lützelflüh hinüberreicht. Vom Hofnamen Neuenschwand (z. B. in Eggiwil) schreibt sich her das (häufige) Burgergeschlecht Neuenschwander. Dem Eggiwiler Brammer- (Brombeer-) Schwand entspricht die Brammer-Schwändi,[33] die aber neuerdings der Forstkultur zurückgegeben ist. Im Hinblick auf noch heute fortgesetztes Reuten dieser Art kann ein Ueli[34] zu einem Vreneli sagen: „Wenn ich dich haben könnte, so wollte ich mit dir in die Wildnis, wo ich nichts als schwenden und reuten müßte."



Schloß Brandis (um 1798).

Die Truber-Reuthölzer führten uns vorhin auf die Verwendungsweise des massenhaft gefällten Holzes. Auf das Verschwelen zu Kohlen für den Handel deuten die Chöler-Matte[35] und das Choolholz.[36] Neben Ortsnamen auf „sang",[37] zu „sengen" (sachlich, nicht etymologisch verschieden von „singen") sind für uns namentlich von Bedeutung das Burgergeschlecht Brand und der offizielle doppelte Hofname Brandis.[38] Gewöhnlich heißt allerdings dieses am Fuße des Schloß- oder Brandisberges gelegene Doppelgut Brandis- oder noch häufiger Eischüür.

[31] Kib. Urb. 167. [32] ABB, C 315. [33] 421 ha; O 1. [34] UK. 374. [35] Wf. Wd. Emmengrien 199, 59. [36] G 5. [37] Volksw. 3, 375. [38] 2 Whh. 1 Wst. Ack. Wf. 1031, 80; Wst. Sp. Bh. Hh. Ack. Wf. Wd. 761; früher dazu eine Hanfreibe; D 2.

Dagegen tragen ausschließlich den alten Namen die benachbarten Örtlichkeiten Brandishueb und Brandisbärgli.

Von großem historischem Belang ist das alte Schloß Brandis.[39] Schon der Rolle wegen, die es bis 1798 als Amtssitz für die Gemeinden („Gerichte") Lützelflüh und Rüegsau gespielt hat. Dann um der Traditionen willen, die sich an sein Entstehen und Vergehen knüpfen.

Düsterer Tannwald bedeckt den in schroffen Felsen und wilden Schründen gegen die Eimatt abfallenden, von halber Höhe ab dagegen mit Buchwald malerisch bedeckten Schloßberg. Mit minder beschwerlicher Zufahrt aber (meldet die Überlieferung[40]) stand das ursprüngliche Schloß auf der heute mit Tannwald bedeckten Höhe über dem Rüegsauer Hofe Reckeberg. Hier wurde auch vom Ortspfarrer Romang († 1903) nach Zeugen eines einstigen Burgstalls geforscht, und Namen benachbarter Höfe wie Burkalte („Burghalde") samt Burgweid und Burgächer leihen dem Augenschein willkommene Stützpunkte. Nichts ist es dagegen mit einem angeblich ursprünglichen Namen „Brandeich", der sich allerdings auf Namen umgebender Höfe wie Eich und Eich-Neuhaus einerseits, Eicheberg anderseits stützen könnte. Die von den Urkunden unzählige Mal wiederholten ältesten Benennungen des Schlosses (seit 1246) lauten immer nur „Brandeiz" (z = ß), „Brandez", „Brandes", „Brandiz", „Brandis".[41] Der „Brand" aber, d. h. das „Brennen", das an einem als „Eichenstamm" gedeuteten Baumstumpf im Wappen dargestellt wird, ist (nach Art der „redenden Wappen") eine erst spätere Ausdeutung des Namens Brandis.

Nicht so harmlos ist die Deutung, welche in der Überlieferung dem Brand von Brandis im Jahr 1798 gegeben wird, und welche noch von Mülinen, Jahn[42] und Imobersteg[43] dem bis heute lebenden Gerüchte gemäß reproduziert haben. Gerichtliche Zeugenaussagen beweisen, „daß keine verbrecherische Hand die Einäscherung des Schlosses Brandis verursacht hat, und daß somit die Überlieferung falsch ist." — „In der Zeit, da alt Landvogt May bald nach der übergabe von Bern abwesend ware,[44] hat man hier das Schloß bewachet, das gar keine Unfugen geschehen sind. Die Munizipalitäten (Gemeindsbehörden) und das Volk überhaupt bezeugen über das verunglückte Schloß großes Leid, um so mehr, da sie hofften, selbiges samt dem Gut für einen nötig habenden Spital anzukaufen. Peter Mieschen von der Munliziliet (Munizipalität). Christen Kipfer, dito. Munizipalität Rügsau und Lüzelflüh den

[39] D 2. [40] Wass. 41; Jahn Emm. 8. [41] Fontes II, 198 ff. [42] Chronik des Kantons Bern. [43] JoSt. 20. [44] d. h. da auch er gleich andern Vögten nach Einmarsch der Franzosen das Land verließ, vergl. B. Taschenb. 1893/94 S. 228.

17. April 1798." So lautet die gemeindsbehördliche „Anmerkung" zum Protokoll über das erste und zweite „Examen wegen der den 14. April Abends zwischen 4 und 5 Uhr im Schloß Brandis entstandenen Feuersbrunst." Die Aussagen der „Frau alt Landvögtin" sowohl, als der Magd Elisabeth Eggimann, des Taglöhners Hans Stalder, weiter von Christian Bichsel zu Goldbach, Jakob Bichsel auf dem Heidmoos (Heidmis) und Hans Ulrich Wiesler zu Goldbach, und auch des Jakob Rychener im Rüegsauschachen führen übereinstimmend auf folgendes Ergebnis: „Das Feuer sei aus dem Camyn in der Kuchen (das vor 4 Wochen gefäget worden), ausgebrochen, auf das Dach gefallen und habe bey dem düren Wetter so geschwind um sich gegriffen", daß das ohnehin zu beständigen Klagen wegen Baufälligkeit[45] Anlaß gebende Schloß nicht mehr zu retten war.[46]

Düngung.

Der Zweck des Reute-Brennens ist ein doppelter: Man entledigt sich damit auf bequemstem Wege des Gereutes, und man läßt dem urbar zu machenden Boden mittelst des Kaligehaltes der Asche eine ebenso treffliche Düngung wie Reinigung angedeihen. Dieselben Zwecke verfolgt das Müttfüüre auf verwildertem oder versauertem Grasboden. Vergleiche die von Schweizer beschriebene „Schäle".[1] Aus den mit der Haue obenab geschnittenen (gschellte) Rasenstücken — Mutte,[2] Grasmutte — wird da und dort e Muthuuffe errichtet. Um Kleinholz und Reisig werden als Mantel Mutte", Unkrautwurzeln u. dgl. geschichtet, das Ganze in Brand gesetzt und gegen das Durchbrennen — Usebrönne — immer neue Reserven aufgelegt. (Abb. S. 97.) So mottet (schwelt) es einen Tag lang oder zwei unter Entfaltung einer intensiven, außen unbemerkbaren Hitze. Daher Anwendungen wie folgende: „E chliine Anlaß het die Sach, wo scho lang gmuttet het, zum Ustrag ‚bracht'.[3]" „Weiter sagte sie nichts, und ließ nun alles, was sie mir an den Kopf geworfen, ordentlich mutten in demselben."[4] Während dieses inwendigen Ausbrennens sinkt der plump[5] sich hinbreitende Haufe in

[45] ABB, A häufig. [46] Berner Taschenbuch 1893/94 S. 217—221. Artikel: „Die Plünderung bernischer Schlösser im Frühjahr 1798." Von Staatsarchivar H. Türler. Da im vorliegenden Band für eine Geschichte von Brandis nicht Raum ist, diene wenigstens dieser kleine gelegentliche Exkurs zur Klarlegung einer Tradition, deren Entstehung mit den Plünderungsgeschichten der Schlösser Signau, Trachselwald Gottstatt u. a. in jenem traurigen Jahre in Zusammenhang gebracht werden muß.

[1] Trub 30, 127. [2] Amtsr. 137. [3] ViW. 2 J., 121. [4] SchM. 1, 290. [5] Vgl. AB. 1, 265: „das Trüech, di Plättere, dä Mutthuufe.

sich zusammen, nnd der erkaltete oder mit Jauche vermischte Brand-häärd („Branderde“, „Brennherd“[6]) dient namentlich im Pflanzblätz zum Mürbe-Erhalten der Chabis-Löcher, zum Bedecken der frisch gesteckten Bohnen u. dgl. Drum der Zornesausbruch: Mit solchen Betrügern „sött me muttfüüre im Hustage, we me Brandhärd macht für Chabisblätze!“[7]

Für Kalipflanzen wie z. B. die Kartoffeln auf den ausgebreiteten Äckern muß natürlich der Landwirt die nötigen Kalisalze auf dem Handelswege beschaffen, gleich wie für das Getreide den Phosphorsäuredünger, z. B. den Super, d. h. das Superphosphat. Bauern entlegener Höfe dagegen, die noch keinen Genossenschaften angehören, noch viel weniger aber irgend einem Reisenden der sechszehn schweizerischen Düngerfabriken (einem Mistgụ̈mi) trauen, sammeln heute noch so fleißig wie ehedem die Knochen (Beiⁿ), lassen sie in der (Bei-)Stampfi zerkleinern und reichern den Getreideboden mit diesem rohen Knochenmehl (Beimähḷ) an. Klee und überhaupt Schmetterlingsblütler werden durch den immer mehr[8] anerkannten Chaḷch (kohlensauren Kalk) und iebs (Gips, schwefelsauren Kalk) im Wachstum mächtig gefördert.

Alles unbeschadet des uralten Satzes: Mist geit über List. Denn der Stalldünger bleibt sowohl in der Vielseitigkeit seiner Pflanzennährstoffe, als in seiner Fähigkeit, den zähen Lehmboden zu durchsetzen und zu mürben, unübertrefflich. Mit dem Mist konkurriert in Wichtigkeit die Mesti. Beides bedeutete ursprünglich[9] dasselbe: durch Dünger angereicherte Jauche, womit das Futtergras analog dem Mastvieh g'mestet: zu üppigem Gedeihen gebracht wird. Der unvermischte Stall- und Dünger-Ablauf dagegen heißt bei uns Gụ̈ḷḷe und dient zu spottenden Vergleichen mit schlechtem Kaffee,[10] Wein („Murte-Gülle“[11]) u. dgl.; auch ein fauler Verwaltungssumpf heißt so.[12] Gụ̈ḷḷemụ̈gger aber nennt man einen vorwitzigen Jungen, „wo gäng sị dräckigi Nase z'wịt vor het.“ — Den landwirtschaftlichen Aufschwung ihrer Zeit[13] charakterisieren Gotthelf und seine Tochter mittelst derselben spielenden Schwebe zwischen Schalkhaftigkeit und Ernst, womit einerseits die über die Dorfgasse rinnende[14] oder zu Bädern für unwillkommene Freier[15] dienende Gülle, anderseits die angelegentliche Sorge für neue und große Bschüttilöcher[16] sich in der Erzählung breit machen. Wirklich spielen in den bisherigen anderthalb Jahrhunderten der Sommerstallfütterung und des vor-

[6] Schuldb. 113. 161. [7] Geltst. 138. [8] Vgl. SB. 1902, 17. Juni; 1903, 15. März; SB. 1902, 93; SB. 1903, 24. Juni. [9] Vgl. Kluge[5] 259. [10] Besuch 171; MW. 2 J. 85. [11] Schuldb. 13. [12] MW. Wj. 52. [13] Vgl. Volksw. 1, 459. [14] AB. 1, 154; 164; Besuch 171. [15] Käthi 376; UK. 66; SchM. 1, 243. [16] AB. 2, 144 ff.; SchM. 1, 389; MW. Wj. 94.

herrschenden Futterbaus diese Jauchelöcher in Verbindung mit den zum Bschütti-Usthue oder -Füehre benötigten Mestichaste und -chästli, Bschüttichaste und -bocki[17] geradezu die Rolle einer Existenzfrage für den Landwirt. Da ist jedes neue Stück Grasnarbe, jeder Mangel an sonstiger Beschäftigung es guets Zeiche für z'bschütte;[18] einerlei, ob nun die Bschütti am Regentag schön aheschlüüf, oder ob sie bei stechender Sonne der Wäse (Rasen) verbrönn, um ihn nur desto kräftiger zu verjüngen. Daher auch die Jahr für Jahr in diesem Fach fortschreitende Technik, neben welcher nur in kleinen Verhältnissen und auf kleinen Räumen noch das alte Bschütti-Verschlängge in schönen langgestreckten Zügen, oder das noch schwierigere regenartige Verspreiße mit dem Gohn[19] (einem hölzernen Schöpfeimer) als Kunstübung fortgesetzt wird. „Ihre Hofstatt ist bschüttet, Ihre Äcker gemästet, was sollten Sie mit Ihrer rüstigen Kraft?“[20] — so konnte Gotthelf nur an einen zu öffentlichen Ämtern berufenen Kleinbauer schreiben.



Muttfüüre.

Allein „für ne Hof zwägz'mache“,[21] bedarf es noch anderer Dinge: genügender „Auffuhr“[22] an festem und gutem — feißem — Dünger. Es chliis Misthüüffeli[23] vor großer Scheune: welch ein Erreger von Hohn und Mitleid! E brave, große, tolle Misthuufe oder -stock: welch ein Gegenstand — selten einmal des Ekels[24] oder der Verachtung,[25] vielmehr in der Regel des Stolzes,[26] jedenfalls des sorgfältigen Behandelns und Zuratezichens.[27] Selbst —

[17] MW. 2 J. 278. [18] Vgl. Dursli 226. [19] AB. 1, 170; GG. 3, 65. [20] An AB. 106. [21] Schuldb. 159. [22] ABB, B 69. [23] AB. 1, 213; Käs. 155. [24] SchM. 2, 367. [25] An JR. 52. [26] Schuldb. 159. [27] Käthi 334; Wass. 60; vgl. die komische Stelle AB. 1, 134.

und grade auch — beim Hablichen gilt es als selbstverständlich, daß er jede vom Wagen fallende Scholle sorglich mit der Hand aufhebe; er weiß ja, wo der nächste Brunnen oder Bach ist. Denn ebenso bekannt ist ihm, daß nirgends wie hier tausend Kleinigkeiten ein Großes geben. Drum ist der Miststock, wenn nötig noch durch extra hergepflanzte Linden sorglich beschattet, nur selten noch ein Gegenstand protzenhaften Dummstolzes,[28] dafür um so mehr ein Wahrzeichen des auf Fleiß und haushälterischem Sinn beruhenden Wohlstandes,[29] wie die Art seines Aufbaus einen Gradmesser des im ganzen Hof und Hause herrschenden Ordnungssinnes abgibt. Zu dem seiner Zeit berühmten Flechten (Zü̆pfe[30]) der Ränder hat der Melker nicht mehr überall Muße, geschweige zu närrischer Zierlichkeit.[31] Hauptsache ist ja das jeweils ungesäumte Zerlegen (Verlege), das Festtreten (Stampfe) und gegebenenfalls das Bedecken[32] jeder neuen Auffuhr mit Erde, sowie das baldige Verbringen auf das Feld. Denn er treit im Bode meh ab weder uf em Stock, sagt heute auch der konservativste Bauer,[33] und fụụ[1] wie Mist darf in diesem schillernden Doppelsinn nur noch als ethischer Vorwurf gelten.

Her also mit Mistwäge, -Bänne, -Bähre[34] zum Mistfüehre oder -stoße in Feld oder Garten! Mit Stächschü̆fle oder Wuerachs Stück um Stück abg'schrootet, damit nicht aller Ammoniak in die Luft fliege! Mit der Mistgäble (uuf-)glade! Auf dem Felde mit dem Karst Haufen um Haufen abgezogen! (Mist abzieh wie Mistfüehre heißt bildlich auch Zoten reißen.) Die Haufen mit kleinerer Gabel zu Häufchen verschlängget oder verworffe, und diese schließlich mit dem Mistgäbeli zerteilt: Mist 'zettet. Eine Arbeit, der sich auch die stattlichste Bauerntochter nicht schämen darf; sonst heißt's mit einer spöttischen Parodie: „Es schneierlet, es beierlet, u d' Pure füehre Mist; u 's Jümpferli muß zetterle, we's scho nid fü̆r ịs (= es) ist“ (ihm nicht behagt).

Zusammengekehrte Düngerreste: Schoorete. Was dagegen anderwärts „G'schöör“ heißt, ist bei uns der Kụmpóst oder G'hü̆dermist (Kehrichthaufe).

Noch immer taucht etwa auf der Bildfläche des Straßenlebens empor der verschlingelte Rosmistbueb, Rosmisteler, Mistchrattebueb,[35] Mistbueb,[35] Mistụụfläser;[36] allein die modernen Verkehrsmittel und die verbesserte Armenpflege gestatten keinen Vergleich mehr mit den im „Bauernspiegel“ sich abspielenden Szenen.

[28] SchM. 1, 391. [29] Sch. 2, 328; Jacob 1, 98; AB. 1, 164. [30] SchM. 1, 357. [31] BSp. 154; dazu Beitr. 14; 727/8. [32] SB. 4. Juli 1903. [33] Vgl. Volsw. 1, 457; SchM. 1, 290 Hs^a. [34] Ust. 400. [35] Mordiof. 195; Ztgst. 2, 164; Käs. 108 u. a. [36] BSp. 101 f. (klassische Stelle); AB. 2, 111; SchM. 2, 405 Hs^a.

Ackerfurche und Erdscholle.

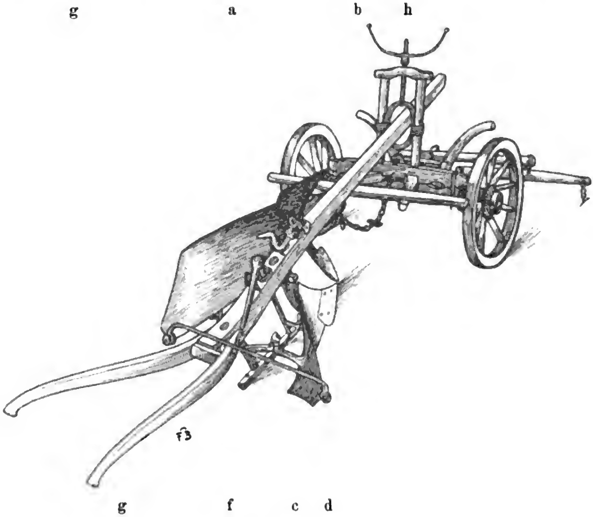
Damit die Ackerkrume den Atmosphärilien erschlossen und wieder eine neue kleine Schicht des zähen Untergrundes zur Verjüngung des Humus und seiner Bewahrung vor Versäuern herangezogen werde, muß der Acker durch tiefe Bearbeitung „gewendet“ — g'chehrt — werden. Nur einem Joggeli in der Glungge [1] erscheint es als „die dümmste Sache von der Welt“, durch Tiefpflügen der guet Härd ga z'verloche und der bös, mager obefür z'mache. In steilem, dazu oberflächlich von Nagelfluh oder Sandstein durchsetztem Gelände, sowie auf ganz kleinen Ackerstücken kann dies einzig durch die mühselige Arbeit des Umeschlaa vor sich gehen. Da siehst du in tiefem Schweigen Vater und Sohn, oder Mann und Frau nebeneinander in gleichem Takt jedes seinen großen, schweren, drei- bis vierzinkigen Umeschlagcharst senkrecht über das Haupt erheben (ụụfzieh), in Furchenbreite wuchtig in die Erde einschlagen (ịịschlaa), durch Wiegen (Lụ̈pfe) ein Stück Furche ablösen und an einem Stück oder zerkrümelt gegen sich hin umwenden (chehre), worauf bedächtigen Schritts ein weiteres Stück in Angriff genommen wird. Die zuvor losgeschälten Rasenstücke werden (als treffliche Gründüngung) samt dem Dünger zuvor in die Furche gezogen (ịịzöge). Sarkastisch nennt man diese eben so primitive wie mühselige Arbeit: der Flueg im Äcke chehre (den Pflug im Nacken umwenden), oder: der al̦t Säl̦bsthal̦ter fürenää. Man begreift, wie sehr bei neuen Land-Erwerbungen diese Kulturart zu umgehen gesucht wird und man ein Grundstück in erster Linie darauf ansieht, gäb es fụụrefĕligs (fụụrefel̦l̦igs) Land siig.

Dasselbe Umeschlaa muß übrigens auch im flachen Lande stattfinden, wo wegen Straßenböschungen, Hecken oder zu schonender Nachbarkultur ꝛc. me nid cha mit em Flueg ụ̈ssen 'ụụs (z'ụ̈sserist ụse) fahre, das Belassen aber eines „Anthau(p)t“ (Endstreifen von Ackerzugsbreite) zum schließlichen Querpflügen nicht praktikabel ist. Anderwärts muß aus andern Gründen die Pflugfurche mit dem Umeschlag-, Anthaut-, Jịsatz-Charst begonnen werden: Jịsatz gräbe.

Im übrigen ist also, wie überall und seit uralten Zeiten, der Pflug — Flueg — der gegebene Erdwender.[2] Ältere Landwirte unserer Tage pflügten noch mit dem alten Äärgäuer, dem Wendepflug mit *beweglicher* Riestere. Vgl. das Bild vom zornigen Oberamtmann, der *noch* einige Male „die Stube auf und ab pflügte.“[3] Dieser Pflug „legte die Furchen ungebrochen wie große dicke Riemen auf die Seite, oder

¹ UK. 251. ² Volksw. 1, 17/18; 2, 253. 239; B'schwg. 240 f. ³ Amtsr. 129.

stellte sie auch senkrecht, so daß das Behacken derselben eine saure Arbeit war",[4] wie das Ziehen des Gerätes für die Tiere. Zum senkrechten Abschneiden einer neuen Furchenbreite diente das kurzschwertähnliche Pflugmesser, das *Sääch*, zum wagrechten Loslösen vom Untergrund die Sohle, der *Wågęsse*.[5,6] Das Anspannen der Zugtiere geschah in ältester Zeit vorn am Pflugbaum oder Pflugshaupt, Grindel, *Grängel*, kurz gebaut für holperigen, aber leichten Boden.[7] Diese Art Stelzpflug



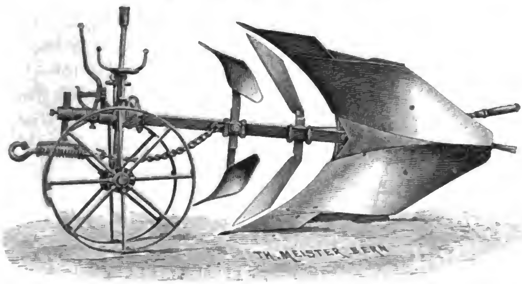
Scharnierpflug.

wurde aber schon sehr früh ersetzt durch den Räderpflug, der einen ungleich leichtern Gang und dazu eine Regulierung der Furchentiefe ermöglichte. *Auge haa*[8] oder *mache*[9] wie *Fluegsrëdli* ist ein bekanntes Bild, weniger schon das bei Gotthelf so häufige: *Eim der Nägel* oder *'s Nęgeli stecke*.

---

[4] AFeuerstein in SB. [5] Dies Wort ist eine Vermischung von mhd. weg-isen = „Weg-Eisen" und ahd. wag-ansa (= Gerät zum „Weigge" = loslösendem Bewegen, vgl. sëg-ansa Sägesse Sense = Gerät zum Schneiden, sec-are). [6] Der *Wägesse* übertrug seinen Namen auch auf den einigermaßen ähnlich geformten Bergzug zwischen Hasli und Bern. [7] Trub 29, 38. [8] Michel 255. [9] SchM. 2, 278.

Zum Höher- oder Tieferrichten des Pflugs war nämlich der Grindel vorn distanzenweise senkrecht durchlöchert. Durch die gewählte Öffnung steckte man den Zoon-Nagel (siehe Abb. S. 103). Über dessen Oberteil legte sich der Ring, und die mit ihm verbundene Zoonkette oder der Zoon (der Zoorn, der Zaum) erstreckte sich bis zum ebenfalls starken Achsnagel, dem Anhängepunkt für das Zuggeschirr. Hier wurde, bevor die Schraubenvorrichtung aufkam, nochmals durch Auflegen von 1—3 Brettern unter den Pflugbaum für gewünschtes Höhergehen gesorgt. Ein solcher Pflug ist z. B. gemeint im Inventar von 1784[10]: „1 aufgerüsteter Pflug samt Zon und Säch.“[11] — Das hieraus ab-



Selbsthalterpflug.

strahierte Bild vom Nagel- oder Negeli-Stecke will sagen: dem Willen eines andern die von uns gewollte Richtung geben, ihn „mores lehren“, ihm Einhalt gebieten. Im Sinn und Geist der Altvordern fortfahren heißt bei Gotthelf[11]: „den Pflug noch im gleichen Loch führen wie der Ätti und Großätti.“ — An der Pflugsterze — Geize — hielt der Lenker die in der Tat wie bei „Geißen“ auseinanderstrebenden „Hörner“ fest. I der Geize (d. h. genau der Furche nach) lauffe heißt bildlich: sich an eine feste Norm, eine vorgeschriebene Regel halten, gehorchen; Ein i d' Geize stelle: ihn zum Gehorsam bringen, ihm „den Kopf zurecht setzen“.

Solches Flueg haa („Pflueg halten“), welches eine starke, geübte und gewandte Mannskraft erforderte, besorgte in der Regel der Bauer

[10] Bifang. [11] BSp. 380; vgl. GG. 1, 67.

selbst, und vom jungen Uli[12] konnte Gotthelf nicht leicht etwas Größeres rühmen, als: „Er hielt Pflug trotz einem alten Bauer."

Da es aber oft genug an solch praktisch geschulter Mannskraft fehlte, so war man je und je auf Erfindungen bedacht, die dem heutigen Selbsthalter entgegenstrebten. Schon 1770 setzte die ökonomische Gesellschaft zehn Dukaten auf einen förderlich und zugleich „gemächlich" arbeitenden Pflug.[13] Vor vierzig Jahren aber erstellte der originelle Landwirt Ulrich Haueter in Waldhaus eigenhändig „einen komplizierten Pflug, von dem er erwartete, daß er bereits ohne Hülfe eine schöne Furche mache, so daß man beim Pflughalten wenigstens gemütlich die Pfeife stopfen und Feuer anzünden könne."[14] Sehr geschätzte tatsächliche Verbesserungen bot der Rüegsauer-Flueg, durch Vater und Sohn Baumgartner erstellt. Wirkliche Selbsthalter aber werden nunmehr in Lützelflühs nächster Nähe verfertigt, und dieser kostbare Pflug hat beinahe auf dem letzten Berghofe die ältern Formen verdrängt.

Zur Erläuterung hierauf bezüglicher Dialekt-Ausdrücke stellen wir die Abbildungen eines Scharnier- (Abb. S. 100) und des allerneusten Selbsthalterpfluges[15] (Abb. S. 101) einander gegenüber, wobei jeweils an beiden bezeichnet: a) die Riestere aus Holz — aus Stahl; b) den Gräņdeļ aus Holz — aus Schmiedeisen; c) der Wägesse; d) das Säách; e) den Vorscheļļer; f) den eisernen Hebeļ zum Wenden des ganzen Schneideapparates; g) die Geize — das Hefti; h) den Zoon event. Schraube — den Zuughaagge mit elastischem Federzug zur Schonung von Vieh und Pflug.

Das Zugvieh lenken und antreiben, was so oft als möglich durch einen Jungen (der Acherbueb) geschieht, heißt z'Acher trįįbe,[16] das gesamte Pflügungsgeschäft aber: z'Acher fahre[17] („einen Acker fahren").[18] Das Zeitwort wird gelegentlich sogar durch Abwandlung mit „sein" („wer da gfahren ist u gsäyt het....")[19] dem Fahren zu Wagen gleichgestellt; richtig berndeutsch heißt es aber doch: si hei z'Acher g'fahre = sie haben gepflügt. Auf jemands Gesicht „z'Acher fahre"[20]: es „zerpflügen". Mit losgelöstem Verb: dä Blätz mues hųt no g'fahre sįį. Häufiger jedoch: e Blätz, en Acher umefahre, pflügend „umwenden", „umfahren".[21] „Alten Grasboden auffahren",[22] ųųffahre, so daß das Wurzelbereich obenauf zu liegen kommt.

In einer Nidauer Handschrift von 1787[23] kommt noch das schöne

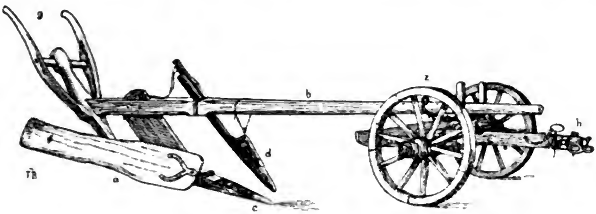
---

[12] UK. 135. [13] Ök. fol. E 39. [14] OB. 1903, 26. [15] Das Cliché für letztern gehört Herrn Großenbacher, dem Erfinder und Verfertiger solcher Pflüge. [16] SchM. 1, 184 Hs^a^. [17] SchM. 1, 363; AB. 1, 174. [18] Spinne 22. [19] Schuldb. 169. [20] Jacob 2, 174. [21] Beitr. 20; UK. 356; AB. 1, 192. [22] UP. 252. [23] Ök. fol. 17, 54.

alte „arren" (lat. arare, ahd. mit Umlaut ërren = „arjan") vor. Wir haben als Ersatz bloß das unschöne a c h e r i e r e.

Das Zugvieh ab dem Pfluge spannen heißt a b n ä ä. E s i s t engleſi (elf Uhr), m i r w e i a b n ä ä. Die kranke Nähterin „nahm mitten im halben Tag von der Stör ab und gieng heim."[24] A b n ä ä ist aber auch: die Arbeit ganz einstellen.[25]

Ungeschicktes Pflügen oder durchstechende Felsenstücke, Baumwurzeln u. dgl. erzeugen gelegentlich eine nur halb oder kaum losgeschälte Furche: einen S t r u̦ u̦ c h r e i n (-rain). Dies führt uns auf eine eigenartige Behandlung zäher alter Rasendecken: das S t r u̦ u̦ c h e (Vorschälen). Schon zur Erntezeit[26] wird mit hochgerichtetem Pfluge der Rasen derart durchfahren, daß je ein losgelöster Streifen über einen liegenbleibenden gestürzt wird. So werden die überdeckten Teile durch „Er-



Alter Aargauer Pflug.

sticken", die gestürzten durch Sonne und Regen zum Zerfallen gebracht, worauf mittelst S t r u u c h i h a c k e (zerhacken) und S t r u u c h i ë g e (eggen) eine Zerkrümelung der Schollen und Zerstörung des Unkrauts bewirkt wird, als Vorbereitung des Tiefpflügens im Spätherbst oder Frühjahr.

Ein noch oberflächlicheres Verfahren ist das S c h e l̦ l̦ e (Schälen).[27] Es geschieht mit der Hacke oder dem eigens erstellten Schälpflug (S c h e l̦ l̦ f l u e g). Mit einem solchen vergleicht in treffendem Bilde Gotthelf seinen „Bauernspiegel": „Ich ließ in meinem Buche den Schälpflug durchs Volksleben, kehrte da auch allerlei Wüstes und Wildes, das im verwilderten, aber nicht schlechten Boden wuchs, hervor und ging davon.[28]

Sowohl der durch den Pflug losgelöste Erdstreifen, als die solcherweise entstandene Vertiefung (vgl. „Wall" neben „vallis", oder das Beieinander von Deich und Teich)[28a] heißt F u̦ h r e (Furche). Der Dop-

[24] BwM. 148. [25] Barthli 52. [26] UK. 232. [27] Schuldb. 118. [28] Beitr. 21
[28a] englisch ditch und dike (Abzugsgraben); vgl. auch „Bausch und Bogen".

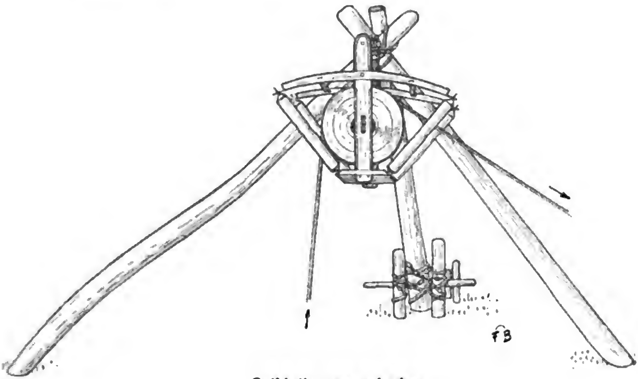
pelsinn zeigt sich vereinigt in Ausdrücken wie: mir wei, bevor wir mit Pflügen abbrechen, no ne Fuhre nää oder zwoo. Vorwärts, es mues no ne Fuhre gaa! Übertragen: „Wenn du einen Bub zur Welt bringst, dann „muß e Fuhre gaa!“ [29] Gesondert: Der Mist, d'Mutten i d'Fuhren iizieh. Wenⁿ er einist der Flueg i̦i̦setzt, so git's de grad e teuffi Fuhre, d. h. er macht nichts halb, sondern führt, was er einmal angefangen, gründlich durch. Auch die Emme zieht ihre Furche, und der über die Ufer tretenden droht Wiedmer [30]: Wir werden dich zwingen, „i der Fuhre zbliibe“. Also hier Vertiefung. Häufiger jedoch: Erhöhung, kleiner und niedriger Höhenzug, ebenfalls mit (nächstliegender) Beziehung auf die Emme. So gilt der Zollansatz von 1673, ob „mann über oder under der Brugg oder auch bei der Fuhren und nebend durch gehen oder fahren thüye, in den Zihlen und Bezirck soweit die vier Kirchhörinen (Lützelflüh, Trachselwald, Sumiswald, Hasli) reichen“.[31] Die Fuhre bei der Farbschachenbrücke [32] ist die Vereinigung dreier früherer Gütchen „an“ oder „auf der Fuhren“ (1783). Über dem Dürbach aber liegen das Fuhrli,[33] die Käserei Fuhrlimatte und das Fuhrlihüsli, heute ebenfalls ein Gut.

Im Spätherbst gepflügtes Land bleibt wie allerwärts unzerhackt der mürbenden Durchwinterung preisgegeben, und man kann auch bei uns „auf einem langen Fuhrenacher Hasen dem Walde zu setzen“ sehen,[34] sowie vielleicht auf einem „verchraawwete Gfrääs der strübst Fuhreblätz“ [35] gleichsam kartographisch dargestellt erblicken.

Bei Frühlingspflügung dagegen erfordert die zähe Emmenthalerscholle alsbaldiges Zerhacken: dem Flueg naa hacke, Fuhrehacke, und zwar ein gründliches z'Bode hacke,[36] welches auch durch den Pfluglenker leicht zu kontrollieren ist. Es ist daher keine Arbeit nur so „grad ane“.[37] Die „bis zehn und mehr“ [38] teilweise taglöhnernden Hacker und Hackerinnen hatten namentlich früher, wo n es no nüüt z'Nü̦ü̦ni u z'Aabeⁿᵈ g'gää hett, und wo sie bei endlichem Feierabend vor Müdigkeit kaum mehr den Rücken strecken konnten, ein schweres Verding. Noch bei der heutigen höhern Lebenshaltung ist das Tagewerk kein Spaß: hurti e chli̦i̦ verschnü̦ppe, während der Pflug vorüberfährt, dann frischerdings i d'Hän̦d speue und den neuen zähen, oft noch speckig glänzenden Streifen in Angriff nehmen, um nicht durch Aneinanderreihung zweier oder mehrerer Furchen Braach, oder sarkastisch gesprochen Chääs u Brot, z'uberchoo. Ein sprechendes Bild zäh anhaltenden Fleißes, verstärkt noch bisweilen durch den Anblick der krampfhaft verstellten Beine.

[29] Geldst. 250. [30] 102. [31] Lf. Zolltafel. [32] Wh. Sp. Ack. Wf. 764; E 2. [33] G 6. [34] SchM.2, 145. [35] AB. 1, 331. [36] UK. 203. [37] SchM. 1, 292. [38] Trub 29, 38.

Das Wort „Fuhre“ führt uns noch auf ein dem Pflügen oder Umeschlaa vorausgehendes, für das emmenthalische Berggelände überaus charakteristisches Geschäft: das Aafuhre. Damit nämlich an den mehr oder weniger steilen Gehängen das Erdreich keine Verschiebung gegen die erste Furche hin erleide und namentlich die Höhe nicht an gutem Boden erarme, schafft man mit Schaufel und Hacke eine Anfangsfurche, und zwar von doppelter bis dreifacher Breite. Die Hauptaufgabe ist nun das Hinaufschaffen der ausgehobenen Erde behufs ausgiebigen Zudeckens der Endfurche mit dem Aafuhrihärd. Zu diesem Zweck wird auf



Erdscheibe zum anfurchen.

der Höhe des steilen Gehänges ein primitives Gerüst (Häärdbock) eingerammt, die in einem Gehäuse sich drehende Härdschibe angehängt und das lange, starke Härdseel (Erdseil) umgeschlungen. (Abb.) An diesem ziehen Pferde oder Kühe, der obern Marche entlang schreitend, Bännete um Bännete empor. In kleinern Verhältnissen ziehen bloß einige verfügbare Menschenkräfte an starkem Holzstab abwärts. Weh, wenn diese mitten im Zug abließen, und „mit Donnergepolter enteilte“ ...! Drum der gelegentliche und auch auf andere Situationen anwendbare Zuruf zum Festhalten: Fest am Stäcke!

Das ziemlich langwierige Geschäft verkurzweilt man sich etwa mit gegenseitigen Neckereien, z. B.: Worum tuest doch gäng no Härd uehe, we doch afen eso viil doben ist! Oder man spielt mit dem Doppelsinn von undefer 1) unterhalb, unten am Ackerstück, 2) in der Ebene — statt im Gebirge — und sagt: Worum mit dem

Härd uehe, wen" er doch undeser so viil meh wärt ist! — In bittere Kritik dagegen schlägt der Humor um, wenn Einer solches Aafuhre schlecht ausführt oder sogar bequemerweise einmal unterläßt. Ein schlimmeres Zeugnis der Faulheit könnte sich Keiner ausstellen.

Erst nach der Hacke setzt die Egge — Eichte, mhd. egede ahd. egida — ein. Und zwar zunächst die schwere Reißegge mit hölzernem Gestell und eisernen Zinken: die isigi Eichte,[39] welche die Ackerfurchen vollends zerreißt und ausgleicht. Nach solchem ĕge[40] werden die immer noch harten und groben Schollen (Härdmụtte oder einfach Mụtte)[41] mit dem Öhri (Öhr) von Haue oder Karst oder mit dem Schärhụụfferächche vollends zerschlagen. Vereinzelt und zur Not leistet diesen Dienst auch die zum Stoß erhobene Schuhnase, was seinerzeit zu der erst spaßhaften, dann halb ernst genommenen Bezeichnung mụttestüpfe für militärische Marsch-Exerzizien, Muttestüpfer für die sie ausführenden Rekruten (städtisch: Infanteristen[42]) geführt hat.

Ist solches Mụ̈ttle (wie übrigens auch das Rasen-Abschälen heißen kann) nach Erfordernis geschehen, hat man überdies die besonders rein zu haltenden Gemüse- und Gespinnstfelder noch mit dem Chärstli bearbeitet, — g'chärstlet —, so kann jetzt Aussaat oder Einpflanzung erfolgen. Die hölzerne Saategge — hölzigi Eichte — bringt den Samen unter, und zwar je nach Erfordernis oberflächlicher oder tiefer; letzteres z. B. beim Dinkel, ersteres beim Roggen, der beinahe keiner Bedeckung bedarf: der Roggen errụnnt uf eme dräckige Chneu.

Unter gegebenen Umständen wird die Saat noch gewalzt — 'trụ̈llet —, in der Regel nur mit der einfachen hölzernen Glattwalze, Trülle. Dadurch werden die Körner inniger mit dem Erdreich vermengt, und die im Boden hergestellten Kapillarien führen die Feuchtigkeit rasch den Keimen und Würzelchen zu. Ein allenfalls zweites Trülle der Getreidesaat fördert die Bestockung, ein drittes verhütet das Lagern oder Falle, die Läägginе (Einzahl: das Lääggi)[43] oder die Räster des Roggens. So „muß auch Zwang und Druck sein, wenn das Gute und Edle wachsen soll im Menschen".[44] Eine Anwendung spezifischer Art machen von diesem Satz die Landwehrmänner, die unter empfindlichem Eintausch alltäglicher Gewohnheit gegen militärische Disziplin müeße ga trụ̈lle — in merkwürdig aktiver Wendung dieses Ausdrucks. Man würde ja erwarten, daß der militärische Obere „trülli", den Drill ausübe.

---

[39] Vgl. Besuch 150. [40] Vgl. Ball 68. [41] Mutte also 1. Rasenstück, 2. Erdscholle. [42] BME. 54. [43] Vgl. dazu schwz. Id. 3, 1166 f. [44] Jacob 2, 246.

Allmend und Einschlag.

In der unterländischen Dorfregion herrschte bis ins achtzehnte Jahrhundert der Zelg- oder Flurzwang, das „Thalrecht“. Ins emmenthalische Hofsystem dagegen reichte es nicht hinauf. Immerhin ragen vom Oberaargau her bis ins alte Amt Brandis hinein noch verwehte sprachliche und sachliche Spuren der einstigen Dreifelderwirtschaft. (Nicht ins obere Emmenthal, wo von jeher ein fünfjähriger Turnus die Regel gewesen zu sein scheint.)[1] Da sind vor allem der Flurname Braachächer und das Burgergeschlecht Bracher. Braach bedeutet zunächst das Aufbrechen eines Ackerstücks, dann letzteres selbst. Behufs gründlicher Durchlüftung sowie Reinigung von Unkraut und Ungeziefer wurde das als „Sommerzelg“ mit Roggen, Wicken, Erbsen und dergleichen bestandene Feld, nachdem es Schafen und Schweinen zur Herbst- und Frühlingsweide gedient, im Brachmonat oder Braachet gepflügt, 'braachet. Etwas später wurden die Furchen mittelst neuen Durchpflügens ein- oder zweimal „entworfen“, und schließlich im Spätherbst nach Tiefpflügung als Winterzelg mit Getreide bestellt. Schon früh jedoch wurde diese anderwärts unbepflanzt bleibende oder „schwarze“ zur grüene Braach umgewandelt, d. h. mit Sü̦mmerig beflanzt: Rüben, Hirsen, Küchengewächse, besonders aber Hanf und Flachs.

Zu ihrem Schutze gegen das den ganzen Sommer auf der Allmend weidende Kleinvieh war aber eine vor der Winterbestellung wieder zu entfernende Umzäunung nötig: eine aus Weidenruten, Haselzweigen 2c. bestehende „Umwindung“ eingeschlagener Pfähle, ahd. „bi-want“, mnd. biwende, mhd. biunde (spr. büünde), nhd. „Beunde“, berndeutsch die Bü̦ü̦nne, das Bü̦ü̦ndli und Bü̦ü̦nneli. Die Bedeutung wurde durch die frühere Leinwandindustrie des Emmenthals auf den Begriff des Hanffeldes (neben dem Flachsblätz) eingeschränkt.

Die Vorstellung der „Umzäunung“ ging nämlich in die des umzäunten Landstückes über, wie bei all diesen Wörtern, die eine Abgrenzung schutzbedürftiger Kulturen gegen das Weidevieh, dann einfacher die Eingrenzung des letztern bedeuteten.

Ein solches Wort ist „Einschlag“[2] (Ji̦schlaag). Es bedeutet eigentlich: eingeschlagene (und umflochtene) Pfähle, dann aber spezieller: für Dürrfutter eingezäuntes Weidestück, besonders im Schachengebiet. Solche Einschläge wurden bis zu bedrohlicher Beschädigung desselben

---

[1] Trub 29, 38; 30, 121; vgl. Eggiw. 92. [2] AB. 1, 375 f. 251; Schuldb. 169

von Fall zu Fall durch die Landvögte bewilligt.[3] Das Jischlaa „nach Rütirecht" ging aber bis zu förmlicher Ansiedlung in den zunächst nur zur Bergung des Heus errichteten Hütten, woraus die frühern Schachehüsli mit ihrem sozialen Elend hervorgingen.

Wie heute an den korporativ bebauten, unbewohnten Lützelflühschachen das stattliche Gut Allmändli[4] mit Mühle stößt, so ward umgekehrt obenher der Lützelflüh-Mühle der verschollene Name Allmändli ersetzt durch das Bifängli[5] mit dem Bifängliacher. Bifang aber heißen sowohl eine Flur in Lauterbach,[6] als zwei am Fuße des Bifäck aneinander stoßende Besitzungen: das chliin Bifang (1783)[7] und das Bifang im engern Sinn.[8] Die auf letzterm Hof verwahrten Dokumente schreiben 1771 bald „Beyfang" bald „Bifang"; vgl. „Byfang" (1796);[9] und das bei Hauswirth (1783) übliche Geschlecht „der Beyfang" stimmt zum Appellativ „der Einfang" (vgl. „das Eingefangene" als Flur zu Dällikon, Kt. Zürich). „Die trubischen Güter sind alle unverstückelt in einem Einfange zu finden."[10] Diesem Jifang entsprechen sachlich die gleichbedeutenden Wörter „Umfang" und „Bifang", indem auch die Vorsilbe „bi" = „bei" hier noch die alte Bedeutung „um", „ringsum" birgt. Jenes „ein" = „în" und dieses „bi" = „um" vertreten jedes für sich die beiden Begriffe Umschließendes und Umschlossenes. „Bifang" ist also so viel wie „Umschwung", aus eingeschlagenen Flurstücken allmählich arrondiertes Gut außerhalb der Allmend. Hierzu stimmen — ganz wie bei dem prächtigen Bifang und dem benachbarten Bifängli zu Rüegsau — die etwas vom Dorf entfernte Lage und die Größen-Abstufung.

Eine Bildung wie „Bifang" ist „bi-zûn-î" (Um-zäun-ung), woraus mittelst der Fügung „in der Bitzen"[11] der schwyzerische Geschlechtsname „Inderbitzi" hervorgegangen ist.

Zuun (Zaun) aber ist die Bezeichnung, welche uns für schützende Umhegung von Landstücken, andern Sprachen aber wie dem Altkeltischen für „Stadt" am gebräuchlichsten geblieben ist. (Vgl. z. B. „Thun" mit dunum und dunos[12] und englisch-amerikanischem town, -ton.) Unser Ackerbaugebiet mit seinem heute aufs äußerste beschränkten Weidgang kennt allerdings fast bloß noch den zum Holzbau so trefflich stimmenden Gartezuun aus einfach geschnitzten Scheieli und in des Hauses Nähe den aus Latten erstellten Zaun der sommerlichen Jungtierweide. In Sprachgebrauch und Witz jedoch fristet der Zaun der

[3] JoSt. 250 ff. [4] D 2. [5] Wh. Wst. 11; E 3. [6] L 2. [7] Wh. Wst. 424; E 3. [8] Wh. Wst. Sp. Hh. Oh. Sch. 1898; E 3. [9] ABB, C 261. [10] Trub 30, 118. [11] Vgl. Kluge[6] 46. [12] Holder.

alten Weidezeit **noch heute** sein Leben. Noch möchte ein Lebenslustiger ü̦ber al̦l Zü̦ü̦n[13] **oder** Heeg[14] ü̦ṇs und sieht einer dü̦r șbe Züün dü̦re „Meyelis **seidene** Züpfen blinken“,[15] „Elsis weiße Hemdärmel am Brunnen **schimmern**“,[16] hoffärtige Kleider „glitzern und glänzen“,[17] wittern Mägde „**Bubenbei**“,[18] riechen Metzgerhunde „was zu fressen“.[19] Noch gibt es **ungeschätzte** Dinge „hageldicht wie Nesseln an den Zäunen[20] oder Hägen“,[21] **weidet** dort ein Bettler seine Ziege,[22] hat hier einer ü̦s a̦nder **Hemmli zum** Trocknen hängen.[23] Noch steht einem „Dursli“,[24] der zur **Feuerung einen** Zaun zu plündern sucht, ein wackerer „Hans Ueli gegenüber, **der einen** Zaun macht“[25] und bei der erforderlichen Länge desselben sich **freut, wenn** das erforderliche Zaunholz recht weit langt. Ganz wie wir **auch sonst** im Leben uns freuen, wenn ein kostspieliger Stoff, wenn **ein emp**findlich **spürbarer Auf**wand an Geld **und Zeit** doch schließlich **gut aus**gibt, we's **zuunet.**[26] Vgl. das **Kinderspiel:** Mir zuune, mir zuune, wie **groß wirt** üse Zuun? usw.[27]


Umzäunte Kälberweide beim Haus.

Zu solchem **Behuf** braucht der **aus Spälten** roh behauene **Zuun**stäcke nur dünn **zu sein.** Drum die Bilder: **Zä̦nd** wie **Zuunstäcke,**[28] mäger **wi ne Zuunstäcke.**[29] Immerhin muß selbiger so solid und derb sein, **daß ein** mit ihm geführter Schlag empfindlich und das **Winke mit dem Zuun**stäcke deutlich genug ausfällt.[30] Drum reizt auch das **Klotzige, Klobige,** verbunden mit dem dichten Beisammenstehen, zu **drolligen** Personifikationen der Zaunpfähle, wie: Er ist e men iedere **Zuunstäcke** schu̦ldig. „Er schwatzt mit jedem Zaunstecken“,[31] **sie frägt jeden:** „Wottisch mi öppe?“[32] Einer flieht erschrocken vor jedem **Zaunstecken,**[33] und eine singt, daß es den Zaunstecken Tränen

[13] **AB. 1, 380.** [14] Müll. Hl. 33. [15] AB. 1. 163. [16] Elsi 66. [17] Ztgst. 1, 158. [18] **GG. 2, 133.** [19] AB. 2, 362. [20] Kurt 70. [21] EbM. 254. [22] Käs. 148. [23] Käs. 193. [24] **289; vgl. Kätheli** 280; Raben 210. [25] Arm. 94. (geistvoll!) [26] Käs. 214 Bsbinder 363. [27] **KL. 02, 942.** [28] AB. 2, 49. [29] Vgl. Segen 83; Geldst. 18. [30] Arm. 55; GG. 1, 82. [31] **Schuldb.** 75. [32] Ball 20. [33] BwM. 182.

austreibt.[34] Vor dem „Mordiofuhrmann“ verwandeln sie sich gar in Gespenster.

„Unsere Landleute nennen Zaun: Einfristungen von todtem Holz, Haag aber solche von lebendigem.“[35] Also Haag = Lâbhaag[36] oder Grüenhaag.[37] Und zwar kann solche Hecke auf zwei Arten entstehen. Haseln[38] und dergleichen können mit ihren Hauptwurzelstöcken als Haagmüeter die mittelalterlichen Marchzeichen stellenweise ersetzen, wo nicht die Hagebuche als an Ort und Stelle gewachsenes Buschholz, zääch wie Hägebuechigs,[39] noch bessere Dienste leistet. Oder man pflanzt Tännchen (Tanndli, Grotze)[40], Erlen, Weiden an Ort und Stelle hin; besonders aber ist natürlich der Tornhaag[41] geeignet, Füchsen und dergleichen, sowie bildlich den Spitzbuben, z'vertörne.[42]

Bei uns hat indes Haag, wie schon ahd. hag, eine umfassendere Bedeutung: Einfriedigung irgendwelcher Art aus lebendem oder totem Holz, von welcher der Zaun sich einzig durch schön regelrechte Anlage (nach beigefügter Abb. S. 109) abhebt. Wenn dagegen in den Brandis-Ämterbüchern 1742 „einiche züne es seyend stäckenhag, dannen oder gert“ zur Sprache kommen, ist also hier der Zaun zum Oberbegriff erhoben. Jedenfalls sind Zuun und Haag Synonyme, und beide könnten zur Nachahmung des schönen Bildes von Habsburgs lebendigen Mauern[43] dienen; wenn nicht noch eher der Zaun, dessen kunstgerecht angelegte Latten sich gegenseitig selber tragen, indes am künstlichen Haag die gedrehten hölzernen Haagringe[44] das Ganze zusammenhalten müssen.

Hecken und Zäune stunden vormals unter gesetzlichem Schutz, und alte Kaufbriefe, wie einer aus Langnau vom Jahre 1597[45], schrieben ausdrücklich vor, der Käufer solle „denn hag der schneeschmelze nach Inn gutenn Ehren erhalten“. Daher auch Ortsnamen wie Hägsbach (Rüegsau), Haagacher u. a. Durften die Hecken unter solchem Schutze bis „zwei Klafter breit“[46] sich ausdehnen, so dienten sie natürlich doppelt gut auch zu Verstecken aller Art.[47] Hundert triviale Bilder dieser Gattung werden hierbei wett gemacht durch jenes eine unnachahmlich schöne und weihevolle Sichfinden eines Jakobli und Meyeli.[48] Der eigentliche Zweck der Hecken bestand natürlich (und besteht anderwärts noch) in der Um- und Abgrenzung der Heimwesen. Daß von solchen „Alles in Einer Einhäge“ (Jiheegi, also wie „Einfang“) liege: „Mattland,

---

[34] Schuldb. 145. [35] R. E. Tscharner Ök. Q4 A 6, 17. [36] GG 3, 9—13; Dursli 288; Trub 29, 38; Eggiw. 105. [37] Pfr.-Ber. 134. [38] UK. 42; AB. 1, 429. [39] Ztgst. 2, 117. [40] Trub 29, 38. [41] SchM. 2, 305; Jacob 2, 237; Schuldb. 21. [42] Schuldb. 212. [43] Thorb. 7. [44] AB. 1, 429; Beitr. 615. [45] Pergam. [46] UK. 201. [47] AB. 1 476; SchM. 2, 78; UK. 406. [48] AB. 1, 375. 382.

Ackerland, Waldung und Weidgang"[49] entspricht dem Vorteil unserer offenen, aber arrondierten Güter. Daher auch Formeln wie: „inner- und außerhalb des Haages"[50] Geld, Zins hernehmen; vor e Haag use gestellt oder getrieben werden,[51] heiraten,[52] vor e Haag use huuse,[53] sowie die wunderliche Bilderkreuzung: vor e Haag use wurste. Was aber der Alpwirtschaft ein Unentbehrliches, ist dem Ackerbau ein Hindernis auf Schritt und Tritt; wie bald und unversehens ist der Pflügende mit dem ganze Gschiir am Haag aa! Wie bald ist der Wagen in den Haag gefahren!"[54] So ist auch der Geldarme[55], der im Kampf ums Recht Unterlegene[56], der Überfragte,[57] der sonstwie in Verlegenheit Geratene am Haag aa, z'usserist am Haag[58] (in bitterer Not), oder a Haag gstellt[59] („an die Wand gedrückt"). Kein Wunder, daß soweit der Pflug vordrang, die Hecke schwand — oft genug allerdings zum Schaden der Vogelwelt, sowie nicht selten zur Beeinträchtigung der landschaftlichen Schönheit. Denn auch hier hat die Sache zwei Seiten.

Eine kleine Einzäunung für Kälber,[60] Schweine,[61] Schafe[62] heißt Pferch, obd. Pferrich, der Fääręch. So auch eine kleine Flur.[63]

Ein umzäuntes Feld für Speisepflanzen trug den eigenen Namen Ääsch[64] (ezzisch, zu ezzen, essen), bei uns wenigstens forterhalten in den Burgergeschlechtern Äschimann (sehr häufig) und Äschlimann.

Um diesen „Eschbann" (geschlossenen Feldbezirk) ging der Zaun mit dem durchlassenden Falltor am Durchpaß, das (oder auch der) Ester („Esch-Tor") genannt. (Vgl. die Flur „Oberester" in Schöfflisdorf, Kt. Zürich.) Ein solches für bequeme Durchfahrt gehörig breites und doch leicht zu handhabendes, darum gitterartig gebautes Tor heißt Gatter (vgl. „Trachter" neben „Trichter"). Was gleich ihm ungewöhnlich weite Öffnungen sehen läßt, ist gatterig. So ist ein Strumpf mit allzu weiten Maschen gatterig g'lismet, und von des „Schulmeisters"[65] Hemden erklärt die neu eintretende Frau: „die sehen aus wie ein Hühnergatter". Vergatteret ist, was aus festem Gefüge herauszufallen droht,[66] was dür enandere gatteret.[67] Große und schwerfällig langsam (unter Erschütterungen), schließlich aber unerwartet zuklappende Tore solcher Art heißen Schutzgatter. (Schutz

[49] Käthi 295; vgl. Eggiw. 91; UK. 160. [50] GG. 3, 24; UK. 137. [51] Käs. 277; Geldst. 100. [52] UK. 274. [53] UK. 273. [54] GG. 1, 74. [55] UK. 137; SchM. 1, 186. [56] AB. 2, 404. [57] BSp 306. [58] GG. 1, 75. [59] Arm. 181; Geldst. 172. [60] OB. 1902, 176—11; AB, 1, 126; Christen 194. [62] MW. 2 J. 286; vgl. Joh. 10, 16. [63] Ack. Wj. 9, 70. [64] So auch Käthi 10 (vgl. Beitr. 642): „Aesch" statt „Ansch". [65] 2, 107. [66] AB. 1, 329. 426; BSp. 314. [67] Ztgst. 2, 120.

= Schuß.) Daher ist auch ein Mensch, der ohne Takt und Fühlung, mit unabgemessenen und unberechenbaren Bewegungen (ung'regeliert) drein fährt, e Schutzgatter[68], mit männlichem Geschlecht, wie: e Schutzgatteri; vgl.: er schutzgatteret.

Solche Gatter grenzen Alpweiden ab.[69] Daher Neckereien wie: di letzti Chue tuet der Gatter (oder: d'Türe) zue. Kleiner, nur für Passanten berechnet, schließen sie anderwärts noch bäuerliche Gehöfte,[70] bei uns Kirch-[71] und Pfarrhöfe[72] ab. (Vgl. auch das „Gätterstübli" im Inselspital 1653).[73] Schön ist die Wendung des Bildes vom „Gehege der Zähne" als das „Gätterli zum Paradies";[74] weniger schön vom Hahnrei als „Gatter vor der Tür",[75] oder vom bestechlichen Beamten als „Schelmengatter".[76]

Ein „Weidgatter" vor dem Hauseingang schloß ehedem das zwischen Zäunen hindurchführende Gäßchen[77] ab und war rechts und links in einen steinernen oder eichenen Tụ̈ṛlistock[78] eingehängt, dessen schmuckloses und plumpes Aussehen (vgl. den Brunnenstock) zu unermüdlichen drastischen Vergleichen mit schwerfälligen Menschen reizte.[79] Statt einer Türe oder eines Gatters konnte und kann jedoch auch nur ein leiterartiger Überstieg mit (für die Durchfahrt) seitwärts schiebbaren Stangen Durchpaß gewähren: die Stápfẹte.[80] Noch einfacher ermöglichen (unter demselben Namen) abgestuft eingeschlagene Pfähle (Schwiere) ein solches Steigen oder Stapfe. Derartig primitive „Verkehrsanlagen" setzen eben ein seltenes Betreten hochgelegener Weiden durch Fremde voraus; wer sich häufiger als nötig dort erblicken läßt, hat sich bald einmal das Attribut „stigelsinnig und gätterliläufig"[81] erworben. Das erstere dieser Wörter ward durch das sonderbare stịfẹlsinnig („stiefelsinnig",[82] wofür 1848: „trübsinnig") umgedeutet und ersetzt.

Ägerte und Acher.

Entlegenes und dazu geringes[1] Land wurde, nachdem es zwei oder noch mehr Jahre als Getreidefeld gedient hatte, auf lange Zeit gar nicht mehr unter den Pflug genommen, sondern für Wiese und Weide liegen gelassen als Ägerte, ahd. a-gi-eri-da (un-ge-pflüg-t). So hat auch Lützelflüh eine Ägerte neben der Stockäbeni zu Adelboden[2] und eine Früsch-Ägerte, die aber heute ein Acker ist.[3]

[68] AB. 2, 240; Böhneler 203. [69] GG. 2, 147. [70] Kuhn 1. [71] MW. BR. 54; 2 J. 158. [72] AB. 1, 393. [73] Tribolet 17. [74] GG. 3, 10. [75] AB. 1, 120; UR. 10. [76] Schuldb. 30. [77] GG. 2, 23. 48; 3, 9. [78] GG. 3, 73. [79] An AB. 43 und sehr oft. [80] Dursli 272; Beitr. 386. [81] Meyer, „die drei Zelgen". [82] BSp. 374.'

[1] Jacob 1 151. [2] Zuf. 773,81 ha. [3] 534,22 ha.

Im Gegensatze zu solcher neuerdings der Natur zurückgegebenen Wiese heißt bei uns eine durch Frühlings-Einsaat in das Wintergetreide neu angelegte Kunstwiese: Neulis oder Neulis-Ägerte. Der Neulis gräse. Das ist schöne^{r} (gut beras'ter) Neulis. Mehrzahl: d'Neulisse. D'Neulisse hei hüür (heuer) gfählt: etwa indem das gelagerte Getreide die junge Saat erstickte, Spätfröste oder Bise ihr zusetzten oder dgl.

Geht man vom Emmenfeld (Ämmefäld[4]) oder Emmengrund gegen den Dietlenberg hin einem Bache nach feldein, so stößt man auf das Häuschen Fäldii mit der Fäldii-Mätte.[5] Bedeutet „Feld" schon der Wortgeschichte nach etwas sich flach ausbreitendes, so ist „Acker" ursprünglich so viel wie „Trift". Zu lat. agere („treiben") stellt sich lat. ager = got. akrs = bernd. Achcher (während das auf westgermanischer Verdoppelung[6] beruhende „Acker" sich dazu verhält wie etwa „Brocken" zu unserm Brochche, aus „brechen"). Die Bedeutung „Trift", „Wiese", sogar „sumpfige Wiese" kannte noch Appenzell im achtzehnten Jahrhundert.[7] Erst nach Vordringen des Ackerbaus zur ersten Rolle in der Landwirtschaft festigte sich der Begriff „abgegrenztes Stück Pflugland".

Gerne bleibt aber am Wort vom Ursprung her die mit „Feld" verbundene Bedeutung haften; einen Chornacher im Sommer z. B. können wir uns kaum anders als das „weithin wogende Getreidefeld" denken. Auch der Emmenthaler empfindet bei solchem Anblick den Gegensatz und brandmarkt ihn sozusagen durch Namen wie der stotzig Acher. Ebenso kennt auch er die erbauliche Strophe: Wen^{n} Eine^{r} n es steinigs Acherli het, Derzue ne mutze Flueg U daheimen e chiibigi Frau im Bett, So hett er Tüfels gnue[8].

Schöner ist die persönliche Zuneigung, die der Landwirt einem durch Mühe und Schweiß emporgebrachten Acker auch damit entgegenbringt, daß er ihn durch Namengebung gleich seinen Haustieren, seinen Bäumen, seinen Waldstücken einzeln hervorhebt, individualisiert. An so einen Acher,[8] es Acherli knüpft sich ein gut Stück Familiengeschichte; nur blieb diese ungeschrieben und uns bleiben lediglich die Namen, wie Muschelschalen ans trockene Ufer gespült, nachdem das Tierchen darin gestorben; wie Rätsel, uns zum Erraten vorgelegt. An was für einen Joseph, Kaspar, Anton, Oswald, Althaus erinnern der Sepp-[9] (zu Adelboden), der Chasper-[10], der Thöni-Acher,[11] das Oosi-Acherli,[12] der Althus-Acher?[13] Welche Umstände führten bei dem

[4] Ack. 87,33 ha. [5] Ack. Ws. 13, 65; E 2. [6] Braune ahd. Gr. § 96. [7] Kluge 4; schwz. Idiot. 1, 66. [8] Wie z. B. O 2. [9] E 5. [10] 298, 47; E 4. [11] 195, 76. [12] 13, 06. [13] 267, 68.

zähen Beisammenhalten eines einmal zusammengebrachten Guts zu Zersplitterungen in einen Hof-,[14] in zwei Stöckli-,[15] einen Spịcher-,[16] Hüsli-,[17] der ober und under Ofehuus-,[18] Schüürli-,[19] Techli-Acher[20]? Wie kam man bei dem ausgesprochenen Charakter der Höfe als arrondierter Güter in jedem Einzelfall zu Anstößen an andere Ortschaften, wie im Walthuus-,[21] den zwei Bifängli-,[22] dem Ramseibärg-,[23] den zwei Gumm-,[24] dem Stiig-,[25] dem undere und obere Wolfstịige-,[26] dem Äbnit-, dem Bruuchbüel-,[27] dem Glaserhüsli-Acher?[28] So stoßen auch an Einzelgüter: der Rain-,[29] der Chüpferhüsli-,[30] der Fahrn-Weidli-Acher,[31] der Chapelächer[32] bei der Kappelenmätt (nach einstiger Kapelle), „Peter Mieschers Bühlacker oder das Berneygut" (im Jahr 1786).[33] Bei der Rüegsau-Flüe: der Flüe-Acher[34] in Oberried, der Flüeli-Acher;[35] dagegen ist durch eine Flue charakterisiert: der Flue-Acher,[36] wie durch die so bedeutsame Linde: zwei Lind-Acher;[37] vgl. ferner den Brunnacher[38] zum obern Rain, den Tröchni-,[39] den Brüggli-Acher. An den Emmendamm stoßen zwei Täntsch-Acher;[40] vgl. der Haag-,[41] der Gaß-Acher.[42]

Aus einer Beunde entstand der Büün-Acher,[43] während Sau-,[44] Chüe-,[45] Rös- (Roß-) Acher[46] auf ehemalige Weide deuten; vgl. Braachacher, Tornacher.[47] Der Eich-,[48] der „Buchacker" = Büacher[49] (1783 gehörten zwei „Bauacker" teilweise zu Sumiswald, bezw. Affoltern), der Bueholzacher.[50] Notieren wir hier auch die Fuchsächer.[51] Der an ziemlich steilem Nordabhang von Brandis gegen Rüegsau gelegene Wịnacher[52] liegt obenher dem Wịigarte (Rüegsau). Letzterer enthält einen südwärts gegen einen Erosionskessel steil abfallenden, gegen alle Winde geschützten Abhang. Schattacherli[53] und Sunnacher.[54] Der Sandacher.[55] Die Grundachere[56] (Grundäcker; bemerke den Unterschied zwischen bernd. und nhd. Mehrzahl und die ursprüngliche Funktion dieser „Zahl"form als Kollektiv, vgl. d'Rüttine). Der Bodenacher,[57] zwei Höhi-Acher;[58] der Talacher.[59] Der

[14] Ack. Wſ. 1102, 80. [15] 278; O 3; LB. 95. [16] OR. 171. [17] OR. 97. [18] O 4. [19] 74, 40; L 2. [20] LB. 28. [21] 166, 74; E 4. [22] 878, 35; 78, 99. [23] 282, 90. [24] Ack Wſ. bei Ramsei; E 4. [25] Ack. Wſ. 81. [26] 266, 27. [27] 629, 60. [28] 45, 24. [29] 307, 14. [30] 139, 65. [31] LB. 73. [32] 197, 63. [33] ABB, B 19. [34] 48, 90. [35] O4. [36] 176, [37] Ack. Wſ. 236, 30; D 5; Ack. und Berg 600, 59. [38] 340, 07. [39] LB. 92, 41. [40] 317, 78; 139, 45; D 2. [41] 767; F 8. [42] 546, 54; F 3. [43] Ack. Wſ. 691, 59; O 4, [44] LB 209. [45] 220, 27; 95; E 4. [46] 53; O 2. [47] 493, 10; E 4. [48] 284, 73. [49] Wh. Sp. Ack. Wſ. Wd. 655, 83; D 6. [50] L 1. [51] L 1. [52] Wh. Wſt. Sp. Schopf. Ack. Wſ. Wg. 713; C 2. [53] Ack. Wſ. 46, 90 [54] 146, 35. [55] 513, 20; O 4. [56] O 1. 2. [57] Ack. Wſ. 459, 18; E 4. [58] 129, 12; OR. 362. [59] 149; O 3.

Großächer[60] und die Großäcker;[61] zwei Breitäcker.[62] Der Spitzacher;[63] der Chehr-[64] und der Chrummacher.[65] Der Überacher.[66]

Der im Lützelflüh-Schachen an der Schloßmatte gelegene Längacher kam 1785 an Brandis,[67] wogegen der auf der Höhe gelegene Burgächer samt der „Weyd" einer Familie Scheidegger in Erblehen gegeben wurde, zugleich mit einer einstigen Neuerwerbung: dem Neuächer. 1787 erwirkte der Pächter in Bern die Erlaubnis, sieben Jucharten vom Neuackerweg dem Chorrichter Gasser im Rüegsauschachen zu verkaufen behufs Ausübung des Feuerrechts, also Erstellung eines Hauses. Dieser Neuächer[68] ist heute ein Bauerngut mittlerer Größe. Der Brandisächer.[69] Neben dem Brandiser-Burgächer[70] gibt es auch einen Oberrieder Burgacher,[71] welcher gleich dem benachbarten Jeger-Lehn und Schmids-Lehn laut Tradition auf eine einstige dortige Burg deutet.[72] Die betreffende Stelle heißt noch heute im Volksmund die Schmidslehnburg.

Saat und Ernte.

Ist der Acker die Domäne des Mannes, so der Pflanzbläß das Territorium der Hausfrau. Auf diesem Gemüsefelde besorgt sie, die Minuten erstehlend, das Aapflanze. „Jez, wo men all Händ voll z'tüe het mit dem Aapflanze!"[1] Dahin gehört: das Setze der Chabis-, Chööli- und dergleichen Stüdeli[2] oder Setzlig, sowie das Stecken der Bohnen und Erbsen, was sich ebenfalls Setze nennt. Selbst das Stecken der ganzen Kartoffelknollen oder der ausgeschnittenen Knospenstücke heißt Härdöpfel-Setze. Warum erschien es dagegen den „Schnäfligern"[3] so drollig, ja bis zur Existenzfrage verhängnisvoll komisch, daß der städtisch erzogene Vikar in einer Anwandlung von Leutseligkeit die an der Straße mit Getreidesaat Beschäftigten fragte: „Sit er am Chornsetze?"

Man setzt („steckt") eben, was man Stück für Stück an seine genau bestimmte Stelle im Boden verbringt, während das „Säen" nach Ausweis verwandter Sprachen[4] ein „Ausschicken", „Auswerfen" über den Boden weg ist. Während daher alles, was gesäet wird, „Same" ist

[60] Ack. Wf.; L 1; F 3; D 7. [61] 245, 94. [62] 224, 33; 101, 88. [63] 44, 70. [64] Ack. Wf. [65] 133, 34. [66] 271. [67] ABB, B 69. [68] D 2. [69] 300, 54. [70] Wh. Wst. Schürli Ack. Wf. Wd. 783, 71; D 2. [71] 206. [72] Jahn Emm.

[1] Lischeb. 12. [2] MW. 2 J. 154. [3] AB. 2, 471. [4] z. B. lat. se-r-o aus „se-s-o" ich säe = griech. hi-ē-mi aus „si-sē-mi" ich sende; die Reduplikation deutet auf wiederholte Handlung.

oder doch (wie z. B. die Frucht des Getreides) wie solcher aussieht, kann sich das Setze auf allerlei Pflänzlinge beziehen: Bäume und Sträucher, Stauden (Stüde) und Stüdeli oder Setzlig, sowie die sogenannten und wirklichen Saamme. Man stellt mit „Samen“ so grundverschiedene Dinge auf eine Linie wie die Kartoffelknollen oder deren ausgeschnittene (verhäunigi) Stücke (Härdöpfelbitze), sonderlich die knospenreichen Räse[n], unter Zurückbehaltung der zum Pflanzen untauglichen Reste (Abbränd), obschon es sich hier um unterirdische Stämme handelt. Die wirklichen Kartoffel-Samen, welche sich aus den Röle[n] gewinnen ließen, sind so gut wie ungebräuchlich. Man hält sich aus ökonomischen Gründen einzig an die Fortpflanzungsart durch Stecklinge und nennt diese „Saamme“, weil sie gleich den wirklichen Samen z. B. der Bohnen und Erbsen, die man ebenfalls setzt, sich zu mehreren in die Hand nehmen lassen. Auch das so sehr sich empfehlende Saamen Ändere (der Saatgutswechsel) wird ebenso unmittelbar auf die Kartoffel ausgedehnt, wie man anderseits in neckischer Übertragung etwa eines Kameraden Kopfbedeckung aufsetzt oder ihm die eigene anbietet, weil man wieder einmal gut finde, Saamme z'ändere.

Ein fernerer Abstand zwischen landwirtschaftlicher und botanischer Sprache liegt in gelegentlicher Beschränkung des Begriffs Saamme auf die Brotfrucht. Dafür hinwieder dehnen wir die Mehrzahl Säämme oder Söömme auf die nach dem Keimen ergrünenden Getreidefelder aus: d'Söömme si schöön; si si glijchlig (gleichmäßig) errunne. Ihnen gegenüber kann die nachhinkende Sprache noch im Zeitalter des Kunstfutterbaus von den allerdings winzigen Klee- und Grassamen als chliinem Gsääm[5] oder Gsööm reden.

Dem entspricht die Beschränkung des Begriffs sääjje auf die Getreideaussaat, ja noch spezieller auf die Bestellung der Wintersaat,[6] und zwar bei uns des Dinkels. In diesem Sinne reden wir ohne Objekt von Sääjje = Aasääjje.[7] Nur die Roggen- und versuchsweise eingeführte Weizensaat, die Gersten-, Hafer- und Sommerdinkel-Saat bedarf näherer Bezeichnung.

Die herbstliche Saatzeit heißt demgemäß der Sääjjet.[8] Sie ist in der Tat um so arbeitsreicher, wo auf die steilen Äcker keine Säemaschine hingelangen kann, die ganze Bestellung der Getreidefelder also breitwürfig von Hand geschehen muß. Dafür bietet es aber auch immer einen fesselnden Anblick, wenn der Säemann den Sääjjsack an zwei Zipfeln zusammengeknotet über die Achsel wirft und nun „mit ernstem

[5] UK. 185. [6] Käthi 153 Hs. [7] UK. 251. [8] Schuldb. 226; SchM. 1, 187.

Gesicht und langen gemessenen Schritten den Samen strömen läßt aus kundiger Hand".[9]

Noch schöner ist es zuzusehen, wie der Sohn als künftiger Bauer zum erstenmal säen darf. Bisher durfte er bloß vórlauffe oder underláuffe: dem Säenden durch Voranschreiten die Grenzlinie der letzten Wurfbreite (die Saatele oder Soortele genannt) zeigen. Nun darf er selber den Säesack anfüllen und sich umhängen. Der Vater schreitet neben ihm her und zeigt ihm, in welchem Maße die Hand füllen, in welchem vollen Bogen die vor den Augen sich hinbreitende Saatwolke werfen, wie bei jedem Wurf die Hand voll Dinkel ganz entleeren, die Hand voll Roggen nur mit zwei, die voll Weizen mit drei Fingern öffnen usw.

Bei günstiger Witterung errụnnt („errinnt")[10] die Saat in vierzehn Tagen, oder ist doch in drei Wochen errụnne[11] („erronnen")[12] d. h. die Spitzen der Keimlinge brechen eben sichtbar durch das Erdreich. Ist dies überall gleichmäßig geschehen, so gruenet's (der Same ergrünt)[13], gleich wie im Frühling auf dem Grasacker. Wie viele ungünstige Umstände aber können das Keimen hinterhalten, so daß der Same im Boden versooret, vermụderet! Da, ein frischer, herbstlich warmer Regen, und der Same faat a si b'chịimme („sich bekeimen"), gewinnt neues Leben und überholt vielleicht in Bälde das glücklicher Gesproßte. So war auch „schon mancher Mensch viel weiter unten als du, ward härter geschlagen und b'kymte sich doch wieder".[14]

Ist errünne das über der Erde sichtbare Keimen, so cheiste das am Samen im Entstehen verfolgbare. Der Same cheistet ụụs; auch die Kartoffeln im Keller cheisten ụụs; sie treiben die bekannten langen Keime oder Cheiste (Einzahl: der Cheiste), welche an der Speisekartoffel zu entfernen sind, wenn sie dieselben nicht gehaltlos und ungenießbar machen sollen; mi mues d'Härdöpfel abcheiste.

In Chei-ste haben wir also eine Nebenform zu „Kei-m", mit ihr gemeinsam gehörig zu einer Wurzel „kê" (spalten, spaltend aufspringen).[15] Nächst verwandt mit „Chei-st", dessen -st- ein ursprüngliches -tt- sein kann, ist die Form kîde (Sprößling). Dieselbe ist im Schriftdeutschen, keineswegs aber in der Mundart erloschen. Wir nennen die Chịde, das Chịịdeli oder Chịdeli einen kleinen strotzend saftigen, also im Frühling hervorbrechenden „grünen Zweig". Treibt eine verunglückte Pflanze noch es Chịịdeli, so ist sie noch nicht hoffnungslos aufzugeben.

[9] Amtsr. 61; die schöne Stelle („Wer mit kundigem Auge" usw.) ist in viele Schulbücher übergegangen. Vgl. auch Berner Taschenbuch 1861, 358. [10] AB. 1, 30. [11] Lischeb. 3. [12] UK. 252. [13] Ztgst. 2, 133. [14] Ztgst. 2, 211. [15] Kluge[5] 191.

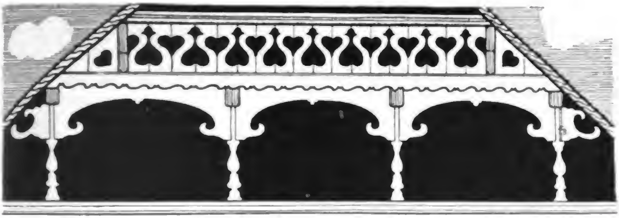
Von dem seltenen schönen Wort schreibt sich (s. auch „Gesund und krank") chịdig her in dieser vereinzelt gebliebenen Fügung chịdigi Nacht: „rabenschwarze", „stockfinstere" Nacht; „Nacht, wo me nid d'Hand vor den Auge gseht." Wir haben es also mit einer der Mechanisierungen der Begriffsbetonung zu tun, wie uns z. B. deren eine noch später in „blutarm" (s. Register) begegnen wird. Es gehört zum Wesen des Sprosses, strotzend saftig zu sein; diese Eigenschaft bürgt für sein eigenes Fortbestehen und verspricht ein solches für die gesamte zugehörige Pflanze. Nun sind Eigenschaften, welche mit Kundgebung starker Lebensfülle zusammenhängen, besonders geeignet, aus ihrem natürlichen Zusammenhang herausgehoben und gleichsam in einen andern hineingepfropft zu werden, wo sie, wie unser chịdig, dem tragenden Substantivbegriff den Sinn „voll und ganz", „in höchstem Maße" erteilen.

Die glückliche Saat gedeiht vielleicht nur zu dicht und muß, wo dies angeht, z. B. bei den „Rüebli", erdünneret werden. Vgl. auch: [durch Raufen] eim 's Haar erdünnere. Es ist dies immer zugleich die beste Gelegenheit, die auch sonst nicht häufig genug ergriffen werden kann, z'jätte, das Unkraut (Gjätt)[16] zu entfernen.

Auf die Brotfrucht spezialisierte sich von alten Zeiten her wie das „Säen", so auch das Ernten — äärne, — früher „arnen"; vgl. im „geistlichen Wagenmann" 1563: „Was dye [Alt]-Vordern erarnet, Nit schandtlich werd verthan", und aus derselben Zeit: „Ich förcht das vil meng biderman noch vbel muß erarnen." Die Getreide-Ernte heißt Äärn. Bei andern ebenso wichtigen Ernten spricht man von Gräbe (Hackfrüchte), Abläse (Obst) oder Gwinne (Hülsenfrüchte, Beeren)[17]. Selbst von den „Flüehbluemi" an der Felsenwand dichtet Kuhn[18]: „schad, daß si niemer gwinne cha!"

Der Ernte-Ertrag heißt die Frucht, mit ausschließlicher Beziehung auch wieder auf das Getreide, sogar das erst emporwachsende (vergl. „Samen"). Dagegen ist die Mehrzahl Früchט ein Schulwort, das in erster Linie seltenen Steinobstsorten, weiterhin etwa (in Anlehnung an die Bibelsprache) den „Früchten der Erde" gilt. Bloß in bildlicher Rede brauchen wir abtrage: „Laß ab vom törichten Beginnen"... es treit der nụụt ab!

[16] MW. 2 J. 209. [17] MW. 2 J. 139. [18] Kuhn 4.



Speicherlaube.

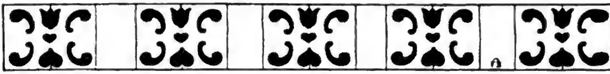
Haus und Heim.

Bäuerliche Kunst.

Ursprüngliche Kunst ist die Kunst der Naturvölker. Man redet heute so viel von der Ursprünglichkeit und stellt so gerne den am höchsten, der in seinem künstlerischen Schaffen am meisten ursprüngliches Empfinden zeigt, originale, von keiner Schule und keiner Mode beeinflußte, selbständig schöpferische Kraft.

Es ist begreiflich, daß sich der von Kultur fast übersättigte Mensch wie nach einem frischen Winde, wie nach frischem Quellwasser nach einfach empfundenen, naiven Kunstwerken sehnt, die los wären von all dem überfeinerten Raffinement, das so bald zum Ekel wird. Darum betrachtet man in unserer Zeit mit so großem Respekt, mit Staunen sogar, die Arbeiten der wilden Stämme und bewundert das eminente Können, den guten Geschmack und die stilistische Gediegenheit dieser dekorativen Kunst. Und gerne lernt man von diesen einfachen Naturmenschen und sucht hinter die Geheimnisse der Schönheit ihrer Kunst zu kommen.

Schon das flößt uns Achtung ein, daß bei diesen „Wilden" der Kunsttrieb so stark ist, stärker als bei vielen sogenannt gebildeten Euro-



Laubenornamente.

päern, die in ihrer öden, stumpfsinnigen Philisterhaftigkeit ihr von Kunst kaum je berührtes Leben einförmig dahintreten, von Kultur große Worte machen und die obgenannten Wilden als zurückgebliebene Menschen verachten.

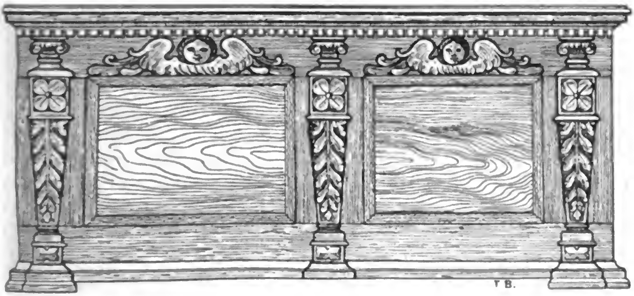
Ist es nun wohl zu weit ausgeholt, wenn man in einem Aufsatze über die Kunst im Hause des Emmenthaler Bauern an die Kunst der wilden Völker erinnert? Ich wenigstens werde beim Nachdenken über unsere Kunstpflege und Volkskunst unwillkürlich hinübergeführt zu den Arbeiten der Insulaner z. B., zu jenen wundersam geschnitzten Rudern und Keulen aus eisenhartem Holze, den reichbestickten Kleidern, den bemalten oder geschnitzten Gefäßen und so vielen Gegenständen, die man schon um ihres Schmuckes willen aufrichtig bewundern muß. Ich möchte in einigen Sätzen zu zeigen versuchen, wie unsere Bauernkunst viel Verwandtes hat mit der ursprünglichsten Kunst und deshalb hoch gewertet werden darf.

Eigenartig ist vor allem, daß sämtliche Kunstarbeiten der Naturvölker nie Selbstzweck haben, sondern dekorativer, dienender Art sind — und darin schon gleichen ihnen die künstlerischen Erzeugnisse der Bernerbauern. Nie sieht man einen unter den oft so geschickten Bauernhandwerkern, die ja allein die Träger bäuerlichen Kunstfleißes sind und noch wie in alter Zeit die Kunst im Handwerke betreiben, Dinge herstellen, die selbständige Kunstwerke wären; betätigt er sich künstlerisch, so geschieht dies, um sein Haus, seine Stube, seine Geräte, Werkzeuge und Kleider zu schmücken.

Das Prinzip der modernen dekorativen Kunst (daß sie sich dienend unterordnet) ist also gar nicht etwa eine neue Erfindung, sondern eine uralte Sache, so alt wie die Kunst selber. Dieses einfache Gesetz war aber im 19. Jahrhundert eine lange Zeit hindurch fast ganz vergessen. In den Städten machte den Menschen die mehr oder weniger schlechte Nachahmung alter Stilarten und das hohle, laute Geschwätz von der „Hebung des Kunstgewerbes“ die Köpfe so verwirrt, daß sie ganz außer acht ließen, was Schmuckkunst soll — bis die große Umwälzung sich anbahnte mit ihrem herrlichen Zuge zur Wahrheit und gesunden Natürlichkeit. — Unterdessen war der Bauer über den Zweck seiner Kunst nicht einen Augenblick im Zweifel gewesen. Von all dem Gezänke und

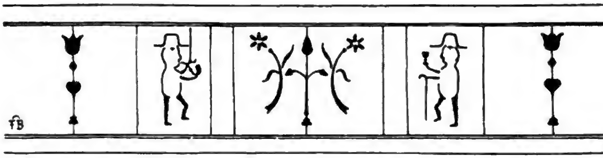
Gerede in der Stadt unberührt schuf er sich sein Heim so, wie er es schön und zweckmäßig fand und er ließ sich darin nicht irre machen — bis er, sehr zum Schaden für seine Kunst, mit dem Städter durch die Eisenbahnen in engere Berührung kam. Da fing er an, seine bäuerliche Eigenart mit der Art des Städters zu vergleichen und es däuchte ihn, der Vergleich falle auch gar zu seinen Ungunsten aus, ja er schämte sich gar seiner einfachen, derben, aber gesunden Kunst!

Aber nicht nur in der Anwendung seiner Kunst läßt sich beim Naturmenschen ein geradezu klassischer Zug erkennen, sondern auch in der Behandlung des Materials: Nie wird der Stoff vergewaltigt, ihm eine Bearbeitung aufgenötigt, die er nur auf Kosten seiner Haltbarkeit und



Trog.

gezwungen ertragen könnte. Das weitaus am meisten verwendete Baumaterial ist das Holz, speziell das Tannenholz. Dieses weist bekanntlich wenig bildnerische Eigenschaften auf; man sieht aber auch nie starke Reliefbehandlung, sondern bloß derbe, mit Säge, Beil, Meißel und Zeugmesser ausgeführte Arbeit, Flach- und Kerbschnitt etwa noch. — Bei den Möbeln spielt ebenfalls das Tannenholz eine Hauptrolle, besonders seit der Zeit, wo wieder mehr Bemalung angewendet wurde. Von frühern Zeiten her sieht man noch eichene, nuß- und kirschbaumene Schränke und „Tröge“, die dann meist nicht angestrichen und bemalt, sondern geschnitzt und in der Naturfarbe ihres Holzes belassen worden waren. (Siehe obige Abb.) Tische und Stühle werden aber auch heute noch aus harten Hölzern gefertigt, des stärkern Gebrauches wegen; die sogenannten Vorstühle (eine Art lehnenlose Bank vor dem Eßtisch) und Wandbänke, besonders diese, werden als zum Täfel gehörig aus Tannen-



Laube mit figürlichen Darstellungen (Trinker und Raucher).

holz hergestellt und so jedes Hausgerät, je nach seinem Gebrauche, aus dem hiezu am besten dienenden Material.

Und noch in einer Weise erinnert die Kunst unserer Bauern an die der Naturvölker — nämlich in der verblüffenden Ähnlichkeit der zur Darstellung gelangenden Motive. Selten und dann von ziemlich geringem Werte ist die Verwendung der menschlichen Figur, am häufigsten noch in der Töpferei und auf geschliffenem Glase, besonders den Zierscheiben, ganz ausnahmsweise im Holz (siehe obige Abb.). Etwas häufiger treten ebenfalls sehr naiv behandelte Tiere auf. Pflanzliche Formen sind in Malerei, Schnitzerei und Töpferei viel zahlreicher; aber am häufigsten ist das geometrische Motiv. Der ganze Schmuck des Hauses, hauptsächlich der Fassadenteile, besteht aus Wellen-, Schlangen-, Zickzack- und andern gebrochenen Linien (an Zierbrettern und gefasten Balken), in Reihungen von ganz einfachen Formen, wie Rinsen, Schnörkeln primitiver Art, sehr streng stilisierten Pflanzenteilen, Herz- oder Lindenblättern, Tulpen und Eicheln (alle diese als ausgesägte Laubenornamente, siehe Abbildungen) und schließlich in hübschem Gitterwerk aus vierkantigen Stäben (an Laubengeländern). — Man sollte denken, diese kleine Zahl von Grundformen wirke erdrückend langweilig; aber dem ist durchaus nicht so. Es ist vielmehr ganz bewundernswert, welche erstaunliche Abwechslung unter dieser beschränkten Formenwelt herrscht.

Ist so in vielen Dingen zwischen der künstlerischen Betätigung der wilden Naturvölker und unserer Bauern eine auffällige Verwandtschaft festzustellen, so zeigen diese dann jenen gegenüber eine hohe Überlegenheit: Die Bernerbauern besitzen die Fähigkeit, Häuser von ganz gewaltigem Umfange zu erbauen und ihnen den Ausdruck höchsten Stilgefühls und vollkommene Harmonie zu geben. (Siehe Abb. S. 123, 136, 139, 140.) Die Aufführung dieser Bauwerke erforderte gediegene Meisterschaft, und vollendeter Geschmack spricht aus der Führung der großen Linien und der Anordnung der kleinen Schmuckteile, obwohl hiebei das

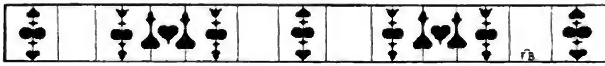
Zweck- und Nutzprinzip nicht unberücksichtigt gelassen wurde. Bei aller traditionellen Bauweise, die seit Jahrhunderten nie gründliche Änderungen erfuhr, ist keines der Häuser dem andern ganz gleich, so ähnlich sie sich äußerlich oft sehen. Jedes Haus wurde so gebaut, wie es dem Bauherrn gefiel und wie man es bedurfte.

Doch besuchen wir einige solche Häuser und sehen sie näher an; schon von weitem laden sie ja förmlich dazu ein mit ihren riesigen, weit herunterhängenden Dächern, die zu sagen scheinen: Bei uns ist Schutz und Schirm gegen jede Unbill und für viele, viele.



Fassade mit Schildgiebel.

Die Linien dieser Dächer sind weniger einfach, als sie auf den ersten Blick aussehen. Der senkrechte Schnitt, Querschnitt, gleichlaufend wie die beiden Schmalseiten des Hauses, zeigt uns das Dach als einen Winkel, dessen Scheitelpunkt in der Firsthöhe liegt und dessen Schenkel durch die beiden schräg herablaufenden Dachseiten gebildet werden. Die Größe des Winkels ist so um 90° herum, oft mehr, hie und da auch weniger. Die Schenkel des Winkels verlaufen nun nicht in gleichbleibender, gerader Richtung; sie sind bald weit oben, manchmal auch ganz unten in sehr stumpfem Winkel auswärts gebrochen. Von der Langseite gesehen zeigen die ältesten Dächer eine Trapezform, weil die beiden Giebelseiten des Daches, die sogenannten Schilde, noch bis unten gehen; wie dann die Schilde immer kürzer werden, so entstehen aus den Trapezen Rechtecke mit oben abgeschnittenen Ecken. — An den Langseiten des Hauses selbst ist wenig künstlerisch Gestaltetes. All' die Räume für die verschiedenen

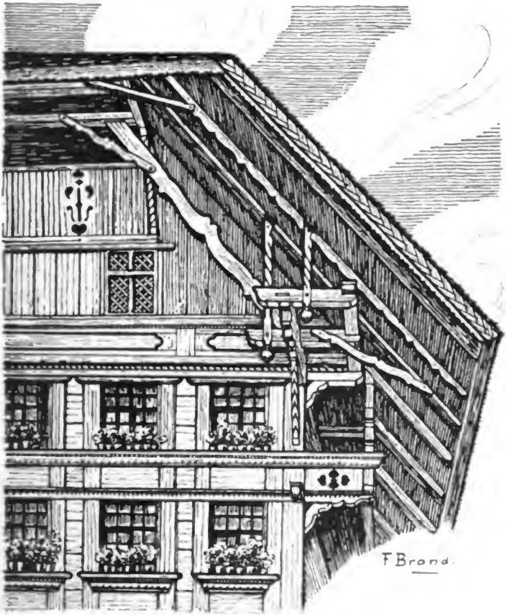


Laubenornamente.

landwirtschaftlichen Bedürfnisse, mit den Wohnräumen zu einem einzigen mächtigen Hause verbunden, sind je nach dessen Lage sehr verschieden angeordnet. Wie die Einfahrt zur Bühne zu gestalten sei, spielt bei der Einrichtung eine große Rolle; aber gerade die durch so viele verschiedene Bodengelegenheiten verursachte große Mannigfaltigkeit in deren Anlage gibt dem Bauernhofe das ungemein Malerische und immer wieder abwechslungsreich Interessante. Die Bünisbrügg ähnelt mit ihrer Holzkonstruktion und dem hohen Dache den alten Holzbrücken über unsere Flüsse; sie ist ja im eigentlichsten Sinne des Wortes auch eine Brücke, die von dem natürlichen oder künstlich aufgeführten Damme hinüberführt in des Hauses erstes Stockwerk. Die Einfahrt mit der „Bühnisbrügg" gibt Anlaß zu prächtigen Licht- und Schattenwirkungen, wie die Bilder zeigen. Das mächtige Tor derselben fällt oft durch seine oben ausgeschnittenen Flügel auf (siehe Abb. S. 213).

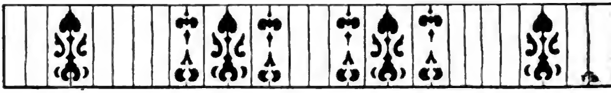
Die Schmal- oder Giebelseiten des Hauses zeigen starke Unterschiede in der Anlage, und zwei Typen sind es, welche dieselbe charakterisieren, der Schildgiebel und der Rundgiebel. Die ältesten Häuser zeigen das Dach auf allen vier Seiten gleich weit heruntergehend, so weit, daß die Traufrinne oft fast mit der Hand von der Erde aus zu erreichen ist. Dadurch wurden die Kammern im ersten Stockwerk finster; weil sich nun auch bei den Bauern nach und nach Luft- und Lichtbedürfnis einstellte, so verkürzte man das Dach auf der Stirnseite des Hauses, wo die Wohnungen liegen (Giebeldach oder Schildgiebel). Dies ging so weit, daß an einigen Orten das dreieckige Schilddach nur noch ganz klein ist im Verhältnis zum übrigen Dache. Die Fensterfront liegt in ihrer ganzen Ausdehnung frei und wird vor Regen noch genügend durch die weit vorragenden Langseiten des Daches geschützt. Auf diesem Punkte der Freilegung der Schmalseite angelangt, fanden nun die Baumeister für dieselbe zwei Gestaltungsformen, oben als Schildgiebel und Rundgiebel bereits angeführt. Diese Formen unterscheiden sich dadurch voneinander, daß unterhalb des Schilddaches beim Schildgiebel das ganze Dachgebälk frei liegt und oft schön gezimmerte Balkenköpfe und -verkröpfungen zeigt (siehe Abb. S. 123, 125, 127, 129), während beim Rundgiebel dieses ganze Gebälk in eine Bretterverkleidung eingeschlossen ist, die unter dem Schilddach einen mächtigen Bogen bildet,

dessen Durchmesser gleich der Breite der Fassade ist. Diese Verkleidung ragt manchmal über 2 m weit vor die Hauswand heraus und zeigt neben dem Halbkreise in neuerer Zeit auch noch elliptische oder ähnliche Bogen. Ist das Haus mit dem Rundgiebel auf die Ferne mit seinem gewaltigen Bogen von größerer Wirkung, so zeigt dagegen das Haus mit dem



Schildgiebel mit reichem Gebälk.

Schildgiebel viel mehr künstlerischen Schmuck. Schon das Balkenwerk, das auf beiden Seiten die Dachsparren trägt, ist durch das Ineinandergreifen und den Übergang der horizontalen zu den vertikalen und schrägen Linien, wie die Bilder zeigen, höchst wirkungsvoll. Mehr Schmuck, als die direkt das Dach tragenden Balkensysteme zeigen die schrägen Träger (Büeg), die das Gebälk und die Lauben gegen die Hauswand stützen. Sie sind nicht immer gerade, sondern manchmal gekrümmt, und



Laubenornamente.

ihre Formen haben etwas säulenartiges; aber Material und Zweck haben da die Säulenform ganz eigenartig verwendet. Basis und Kapitäl sind viereckig, der bloße Balken. Durch einen ringsum führenden Einschnitt oder eine Hohlkehle u. dergl. wird in ganz einfacher Weise (oben und unten ziemlich gleich) der Übergang zum Schaft bezeichnet; dieser hat zuweilen die Schwellung der rechten Säulen, aber dann weit unten; ich besinne mich nicht, den Schaft ganz rund gesehen zu haben, jedoch sechs- oder achteckig. Er erweitert sich rasch nach der untern Einschnürung bis zur Balkendicke und wird dann ganz allmählich dünner, bis er in das „Kapitäl" übergeht. Häufiger als diese säulenartigen trifft man die zopfartig geflochtenen Züpfebüeg und die gewundenen Träger (s. Abb. S. 123, 127). Hie und da sind sie auch gekrümmt und vermitteln dann den Übergang von der Senkrechten zur Wagrechten noch feiner. Am obern Ende der Träger sehen wir sehr oft die Jahrzahl der Erbauung des Hauses eingeschnitten und zwar die eine Hälfte auf dem Träger auf der linken Seite der Fassade, die andere Hälfte auf der rechten. — Dieses ganze Balkenwerk, wie es so klar seinem Zweck entsprechend gebildet ist und bei aller Berücksichtigung des Praktischen und Dauerhaften doch auch das dem Auge so wohltuende Künstlerische nicht verschmäht, aber immer in bescheidener Weise anwendet, erregt an vielen Häusern aufrichtige Bewunderung.

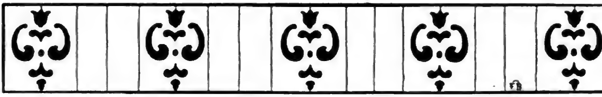
Aber von viel größerer Wirkung ist die Laube, nicht nur durch ihre mächtige Linie, sondern in erhöhtem Maße auch durch ihren Schmuck und ihre Schattenwirkung. Meist über der ersten Fensterreihe führt sie der Schmalseite entlang; aber nicht immer geht sie in einer Flucht dahin, manchmal zeigt sie an beiden Seiten, wo sie unter das vorspringende Dach läuft, je eine balkonartige Ausladung, was einen ganz bedeutenden architektonischen Schmuck bietet. — Die Laubenbrüstung ist meist aus dicht aneinanderliegenden Brettern und darüber liegendem, in Gesimsprofil gehobelten Balken (Laubelähne) erstellt. Aus diesen Brettern sind Ornamente ausgesägt, deren Motive fast immer gebogene Linien haben und sorgfältig der brüchigen Natur des Holzes angepaßt sind. Sie sind in der Weise aus lauter Einzelformen, Schablonen gleich, zusammengestellt, daß sie nie eine größere durchlaufende Linie haben,

welche die Solidität gefährden könnte. Außer einigen ganz konventionellen Formen, welche stark an Holbein und seine phantastischen Flachornamente erinnern, sehen wir die bereits weiter vorn erwähnten Herz- oder Lindenblattformen, Tulpen und Eicheln in strenger Stilisierung häufig. Wenn man längere Zeit diesen Ornamenten nachgeht, so wird man von Holbein sogar in Gedanken hinübergeführt zu maurischen Dekorationen, so frappant ist oft die Ähnlichkeit der Formenbehandlung mit derjenigen des großen Kunstvolkes. Und es ist dies nicht die einzige Stelle, wo man im Emmenthal an diese wunderbare Kunst erinnert wird, wie wir später sehen werden. Außer diesen Bretterbrüstungen finden wir noch Laubengeländer aus vierkantigen Stäbchen, die zu sehr hübschen Mustern zusammengestellt werden; nie habe ich diese Stääbli bloß aneinandergereiht gesehen, so daß alle gleich lang und ohne Abwechslung sich hinstellen. Sogar Reihungen, die ich vorher für ganz neue Ideen der modernsten Kunst genommen, fand ich dort an fast hundertjährigen Häusern vor. (Abb. S. 123, 127.)



Schildgiebel mit reichem Gebälk und Gitterlaube.

Die Verkürzung des Giebels führte überdies zu einer kleinen Verzierung, dem Örtli oder Ortladen, die nun auf beiden Seiten den entblößten Teil des vordersten Dachbalkens schmückt. An der vordern senkrechten Fläche des Balkens wird ein nach unten etwa in einer sogenannten Karnies- oder Wellenlinie ausgesägtes Brett befestigt und dieses in seiner ganzen Länge mit Schindeln belegt in der Weise, daß die jeweilen in irgend einer ornamentalen Linie schräg geschnittenen Schindeln zusam-



Laubenornamente.

men einen Zierstreifen bilden, wie die Illustrationen es zeigen (siehe Abb. S. 125, 127, 129, 138 u. a.). Den Anschluß an den wagrechten Zierladen unter dem Schild bildet eine Zierschindel (Abb. S. 138). Über dem Erdgeschoß führt je eine Laube an jeder Langseite hin, soweit die Wohnungen reichen; ihre vordern Schmalseiten sind in Flucht mit der Stirnseite des Hauses. Mit ihren Ausladungen und den in kräftig geschwungener Linie unten eingeschnittenen wagrechten Tragbalken und deren ebenso geschmückten, aus je einem Balken gebildeten Konsolen geben sie der Silhouette des Hauses von vorn eine neue, sehr charakteristische Linie. (Abb. S. 191, 195, 211.) — Zwischen den Fenstern des Erdgeschosses und des ersten Stockwerkes ist an vielen Häusern, die nicht mit dem Schindelmantel bekleidet sind, ein Fries von Füllungen durch die senkrechten und wagrechten Hölzer gebildet, der zuweilen noch durch Täfelwerk verkleidet ist (Abb. S. 125, 195, 211). Dieser Fries setzt sich auf die Schmalseiten der untern Lauben fort und von da den Langseiten entlang. Auf den Füllungen dieses Frieses trifft man noch hie und da alte Sprüche, aber nicht so oft wie im Oberland. Je jünger die Häuser, umso seltener die Sprüche; das neunzehnte Jahrhundert hat sie schon fast völlig weggelassen, obschon die Bauern gerade in den ersten Jahrzehnten noch herrliche Gebäude von hohem Kunstwert erstellt haben — in der neuen Zeit wird im Emmenthal nirgends mehr daran gedacht, und doch hätten die biedern Leute durchaus keinen Grund, ihre Gesinnung zu verstecken. Es wäre gar nicht so übel, hie und da so einen Spruch am Wege zu finden, und schade ist es, daß in unserer so red- und schreibseligen Zeit unsere Bauern so schweigsam geworden sind, namentlich an der Stelle, wo sonst ihr Ernst und Humor uns aus frühern Zeiten so manches treffliche Wort herüberrufen.

Die hier nachfolgende kleine Sammlung gibt allermeist verwitterte Sprüche ältern Datums wieder, deren Entziffern bezw. Erraten mit der größten Mühe verknüpft war. In Lützelflüh selbst entdeckten wir nur ganz wenige. Am neuen Chalet Bärtschi zu Waldhaus lesen wir folgende (vom Maler teilweis entstellte) Sprüche:

Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut
Im Himmel und auf Erden.

Gott gebe allen, die mich kennen,
Was sie mir selbst am besten gönnen.

Des Hauses Zier ist Reinlichkeit,
Des Hauses Glück: Zufriedenheit.



Gebälk mit gezüpften Pfosten und Örtli.
Getäfelte Laube, hier als Ausnahme auch an der Giebelseite.

Wer mag haben gut Gemach,
Bleibe unter seinem Dach.

Wer für die Freude außer dem Hause wenig zahlt,
zu dem kehrt sie unentgeltlich ein.[1]

Erst besinnen, dann beginnen.

[1] So ließ Herr Bärtschi auf seine Wirtschaft schreiben.

Schauen ist leichter als bauen.

Hof (Lützelflüh).

Auf Gottes hilf und gutes Vertrauen
Hat Ullerich Bärtschi dieses Haus lassen Bauen.
Gott du wölleit es bewahren
Vor hunger, Pest und Feursgefahren
Und auch bhüten Dach und gmach
Vor Leid gefahr und ungemach.
Gott segne uns durch seine Güte,
Vor allem übel uns Behüette,
Sich gnädig gegen uns erzeige
(Und) sein antlitz klar zu uns neige,
Das allen leuten hie auf erden
Durch seine gnad Möge gehulffen werden.

Die Völker dir dank sollen sagen,
Herr Gott sie sollen preisen dich.
Die erde ihre Früchte soll tragen,
Uns segne Gott allzeit gnadiglich,
Seine Gnad ausschütte und durch seine Güte
Uns den Segen geb, es sollen meine Lipben
Dich loben wegen deiner guten Macht,
Daß du die so mich Neiden, hassen
Und verfolgen durch seine Sterke mehr-
mals zu schanden Machst.

Gott allein sey Ehr in alle Ewigkeit.

Wir bauen hir für diese Zeit,
Gott aber für die Ewigkeit
Und denen, die ihn lieben,
Die Wohnung ist bereit.

An dem 1903 abgebrannten und durch Großrat Lanz im alten Stil neu erbauten Wirtshause zur Tanne in Trachselwald:

Die Menschen bauen sich offt Häuser und Palläste,
Die gleich dem Thurm zu Babel prächtig stehn,
Und sind doch auf der Welt nur Pilgrim und nur Gäste,
Die durch dies Jammerthal in Himmel sollten gehn.

Allhier zur Tannen Kehrend ein,
Da findt man weiß vnd rothen Wein.

(Aus dem Gedächtnis.)

An dem alten Häuschen des Landwirts Ulrich Held in

Neuegg.

An Gottes Gnad und mildem Segen
Ist alles gantz und gar gelegen,

Und ohne Himmels Hülff und Gunst
Ist alles gantz und gar umsunst.
Drum sey der Gotteß Forcht ergeben
Und halt an ihr dein ganzes Leben,
Weil sie Verstand und Weisheit bringt.

Auch Bedenk wohl in allen Sachen,
Die du hast auf der Welt zu machen,
Daß Gott das alles hört uud sieht.
Auch schaue, was von dir geschieht,
Und daß du mußt von Thun und Leben
Am Jüngsten Tage Rechnung geben.
Deswegen nimm bei tag und nacht
Doch dein Gewissen wohl in acht.

KReuz, Ungemach, Noth und Beschwerden
Sind frommen wohlbekannt auff Erden.
Drum bleib getrost und unverzagt,
Wenn dich zu Zeiten auch was plagt.
Gott sendet dir die Kreuzes Ruthe
Nach Vaters arz (Art?) und dir zu gute,
Damit dir hier die Welt erleid
Und dich nicht von dem Himmel scheid.

Die Demut ist ein hohe Tugend
Des alters Zier und schmuck der Jugend;
Sie führt den Menschen Himmel an,
Drum sey ihr immer zugetan.
Was will der mensch, das würmlein, prangen,
Der, was er hat, von Gott empfangen,
Den jede Krankheit straks verstellt,
Und den der Tod zur Erden fällt!

Am Speicher:

Gott segne und bewahre diesen Bau und was darinne,
Daß es durch Unglück keineswegs zerrinne.
Baumeister (d. h. Bauherr) Isaac
Wiesler und Frau Ca(t)rina Zürcher.
Zimmermeister J. Stalder. Im 1755. Jahr.

Rüederswil.

Am Bäcker- und Krämerhaus, in welchem früher ein Arzt wohnte:

Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land,
Doch Segen und Gedeihen steht in des Höchsten Hand.

Der Herr segne mein Ein- und Außgang von nun an biß in Ewigkeit. Amen.

Wer Jesum Christum recht erkennt,
Der hat sein Zeit wohl angewendt.

Ich aber will Gott loben meinen Herrn so lang als in mir wird der Athem wohnen.
Psalm 104, 33.

Gott danken und lobpreisen seinem Namen
Soll man bey allen Völkern ewig. Amen.
(Ps. 105, 1; 106, 48.)

Mein Hüetter und mein Hirt ist
Gott der Herr, darum förcht ich
(nicht), das mir etwas gewähre (so).

Wer sein Nächsten verleumdet sehr,
Den will vertilgen Gott der Herr.
Psalm 101, Vers 5.

Der Kranke sucht den Arzt,
Und Gott hat Ihn geschaffen;
Die Mittel auch so gar
Soll man ia nicht verachten.

Mensch, bist wann krank, begehrst gut Medizinen,
Kom her! mit Gottes Hilf werd ich dir (dienen).

Über dem Ladenfenster:

Um's Geld ein gutes Kleid gekaufft,
Ist besser als wenn mans versaufft.

Auf steiffe Hoffnung und Gottes vertrauen
Hat Ulrich Kähr und Barbara Haldimann dis Haus gebauen.

Mit Geduld
Und Gottes Huld
Über . . . . . . man all Unschuld.
Zimmermeister Hanß Gottier.

Apotheke Zollbrück.

(Ungeschickte Variante obigen Spruchs.)

O, Mensch, bist man krank, Ge-
bricht dir Medicin, Kom her
zu mir mit Gottes Hülff
werd ich dir Bhilfflich sein.

Ölmühle Zollbrück.

Gieb, Gott, zu meinem Haus und Handel
Glück und segen, überall,
Steh mir bei in meinem Wandel
Und wende von mir all Unfall.
Bewahre mich zu aller Zeit
Vor Geitz und Unvergnüglichkeit.
Unrecht, Betrug fern von mir sey,
Daß mein Gewissen bleibe frey.

Im 1807 Jahr.
Peter Leuenberger / war mein Nam.

Feilenhauerei Zollbrück.

1. Wer dieses Haus gut schauen will,
Der stehe doch einwenig still.

2. Wer tut bauwen an die Straßen,
Muß sich den Tadel gfallen lassen.

3. Du lieber Gott, uns du behüt
Vor Maurer und vor Zimmerlüt.
Auch laß uns werden nie ein Braten
Für Rechtsagent und Advokaten.

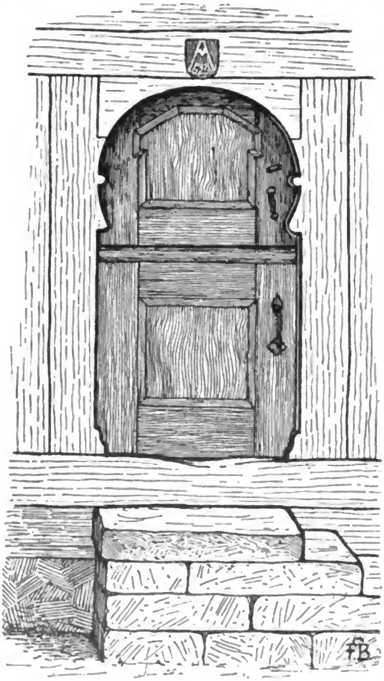
4. Wir sind zwei Brüder, wir nennen uns Affen;
An uns thun sich viele unsrer Colegen vergaffen.

Rüegsegg bei Röthenbach.

Andacht beym Gebett Gedult
bey dem Kreutz Das Hertz bey
den Worten Ein gut gewissen
bey allem Thun Das bestehet
vor Gott und Menschen. 1751.

An den Fensterbalken trifft man etwa einmal einen in feinem Bogen gewölbten, gesimsartig vortretenden Fenstersturz, d. h. oberen Querbalken, während die oft der ganzen Fensterfront entlang gehenden Gesimsbalken neben feiner Profilierung sauber geschnittene Friese in einfacher Linienführung aufweisen. Neben der bekannten Karnieslinie sieht man Zahnschnitte, Zickzack und andere Zierlinien verwendet (Abb. S. 125); auch Bretterverkleidungen auf den Fensterpfosten weisen hin und wieder solchen Schmuck auf. An zwei Orten habe ich die schweren Pfosten zwischen den Fenstern je mit einer halb vortretenden, mächtig langen, geschnitzten Kerze verziert gesehen; sogar die Flamme war plastisch dargestellt: Die Wirkung war nicht so übel und regte zu allerlei Gedanken an. Wie schon oben erwähnt, hat die Türe (ich meine die Haustüre, die noch heute zuerst in die Küche führt) ihren Platz früher meist auf der einen Langseite gehabt, und man trifft noch heute ganz neue Häuser, die so eingerichtet sind. Die Türe und das Türgreis (Türrahmen) fallen von weitem auf, besonders wenn etwa noch die obere Hälfte der Türe allein offen ist, die untere aber geschlossen. Diese Art ist aber schon seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts kaum mehr an neuern Bauten zu finden; wo man sie noch antrifft, erfreut ihre heimelige originelle Art. Sie verbindet das Nützliche mit dem Angeneh-

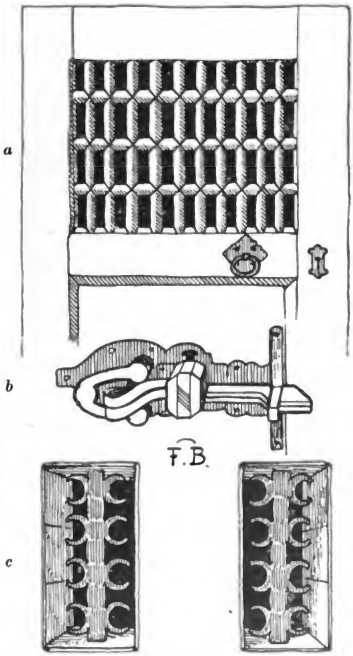
men auf ihre Weise: sie ist neben ihren übrigen Pflichten auch als Rauchabzugsloch da. Man kann die untere Hälfte schließen und die obere öffnen und so dem Rauch Abzug verschaffen; weil kein Kamin in der Küche ist (wie an anderer Stelle dieses Buches erläutert wird), war man froh über diese Aushilfe. Deshalb sind aber auch diese Türen an vielen Orten so rueßig.



Wagrecht geteilte Haustür.

Während an andern Orten die Türe selber oft mit köstlicher Arbeit geschmückt wird, ist es hier das Türgreis, das den Schmuck erhält und zwar in recht origineller Weise. Es besteht aus vier starken Balken; sein oberer Abschluß ist bei ältern und ganz alten Häusern zumeist ein Bogen. In der Mannigfaltigkeit dieser Bogen zeigt sich großer Reichtum an Formen; Stichbogen und Korbbogen und flacher Eselsrücken bis zum Rundbogen und dem Hufeisenbogen kommen vor. Etwa einmal sieht man eine leichtgebogene, nach außen als Gesimse vortretende Türbekrönung, aber in den meisten Fällen ist der obere Balken in Flucht mit Seitenpfosten und Schwelle. Der Bogen ist nur nach der Öffnung zu ausgehauen, aus dem Sturz allein oder aus Sturz und Seitenpfosten; letzteres da, wo der Bogen ein Halbkreis ist oder gar dem maurischen Hufeisenbogen verwandt, wie die Abbildung es zeigt. Bei diesen Bogentüren sieht man oft im Scheitel und an den Pfosten, da wo der

Halbkreis in die Senkrechte übergeht, vortretende einfache Gesimsmotive die vielleicht Schlußstein und Kapitäle darstellen sollen, vielleicht auch bloß unbewußt daran erinnern. Sie sind in den meisten Fällen auch bloß auf der Innenseite dieser Balken zu sehen und immer mit dem Balken aus einem Stück, nie aufgenagelt. Auch das Aufstützen der Pfosten auf die Schwelle ist oft besonders bezeichnet, indem diese nicht in ihrer ganzen Länge bloß als einfacher Balken belassen, sondern eingeschnitten wird, so daß an den Enden der Übergang zu den senkrechten Pfosten, statt als gewöhnlicher Winkel, nun in einer runden Linie sogar Karniesform angetroffen wird.

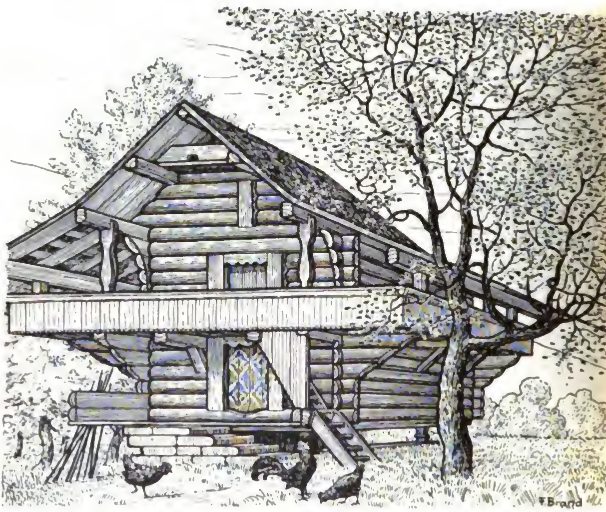


a Kellertürgitter. *b* Springriegellchloß.
c Kellerfenstergitter.

Nicht weit von der Haustüre geht die Stäge (Treppe) in den Keller hinunter; manchmal sind es zwei, eine links und eine rechts. Der Kellerhals (Zugang zum Keller) ist oben mit einem Geländer oder einer Bretterverkleidung eingefaßt, die wie die Laube behandelt erscheint und in diesem Falle auch so bezeichnet wird (Chällerläubli). Die aus diesen Brettern herausgesägten Ornamente weisen immer Reihungen auf (Abb. S. 153, 167, 195, 199); das Geländer wird aus den oben genannten vierkantigen oder gedrehten Stäben gebildet. Ich habe das Kellerläubli (natürlich nur seinen äußern Teil am Haus-Eck) immer mit Brettern überdeckt gesehen, worauf allerlei Kräuter und Früchte zum Trocknen an die Sonne gelegt werden. Das mehrfach Praktische wird auch hier noch mit Schmuck bedacht. Die Kellertüre besteht in ihrer obern Hälfte aus einem geschnitzten

hölzernen, selten eisernen Gitter aus vierkantigen Stäben, das zumeist der Ventilation dient. Die Türe hat häufig das abgebildete Springriegelschloß (Abb. S. 135). Die Kellerfenster sind sehr klein und ihre Vergitterungen weisen wenig Bemerkenswertes auf; die in der gleichen Abbildung unten vorgeführte ist kunstvoll aus je einem Eisenstück geschmiedet.

Das ist im großen Ganzen die Kunstanwendung am großen



Gwätt-Spycher. Einfacher Speicher der ältesten Form. I.

Bauernhaus, wenigstens die hervortretendsten Motive. Noch intensiver zeigt sich aber der Kunsttrieb des Bauern am Speicher; es ist da im Verhältnis nicht mehr aufgewendet als am großen Hause, aber der Speicher ist viel kleiner, und deshalb scheint er reicher geschmückt. Er ist, wie in einem andern Kapitel ausführlicher behandelt wird, die Schatzkammer des Bauern; er ist nur in äußerst seltenen Fällen zur Wohnung eingerichtet. Gewöhnlich ist er ohne Fundament, bloß auf niedrige, hölzerne, geschnitzte Pfeiler abgestellt, wie ein Möbel auf seine Füße,

über den Boden hoch genug erhoben, daß Ratten ihn nicht leicht erreichen; Kinder aber schlüpfen darunter durch und finden willkommene Verstecke. Auf den Pfeilern ruht das ganz aus Holz erbaute Häuschen, eine steinerne oder hölzerne Treppe ohne Geländer und aus wenigen Stufen führt zu dem untersten Boden und zu dem Eingang. Hier mag eingeschaltet werden, daß unter den vielen Speichern, die noch aus frühern Jahrhunderten, sogar noch aus dem siebenzehnten vorhanden sind, ungefähr drei Grundtypen unterschieden werden können und zwar:



Speicherdetail (erster Stock).

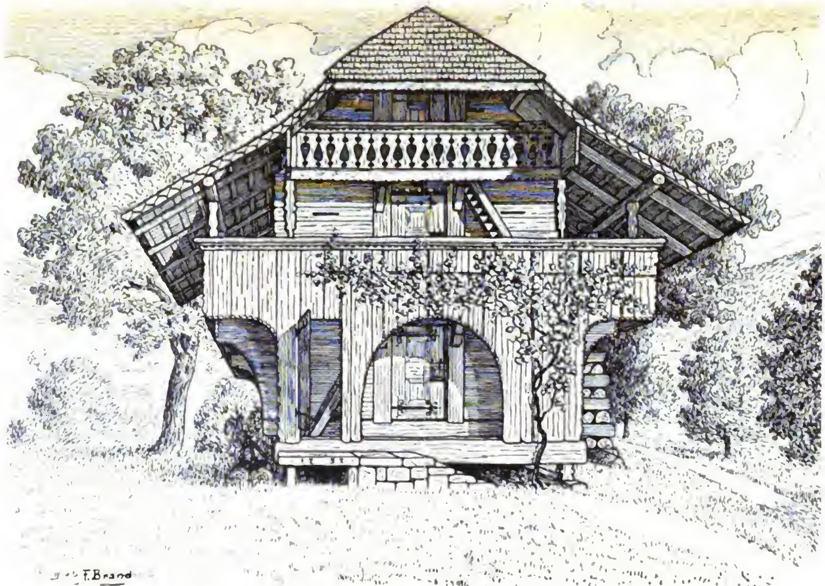
1. Der einfache Blockbau, dessen Wände aus halbrunden Tannen, Helbligen, bestehen und auch von weitem als solche sichtbar sind und als das auffälligste Merkmal dieser Speicher erscheinen. Die Helblig des Erdgeschosses ragen über die Ecken, wo sie von beiden Wänden ineinandergefügt sind, soweit vor, daß sie die Laube des ersten Stockes tragen können, deren Brüstung noch keinerlei ausgesägte Ornamente zeigt, bloß dichtgefügte Bretter (Abb. S. 136). Die vorragenden Holzwände des Erdgeschosses sind dann in der Weise zu einer Art Konsole geformt, daß in einer schönen, nach inwärts gebogenen Linie, die unten an der Hauswand beginnt und oben an der Kante der Laubenbrüstung schließt, die Balken abgesägt sind. Meist sind dann die Kanten am Stirnholz auch noch mit dem Zeugmesser rund ausgefast, was einen sehr zier-

lichen und doch einfachen Schmuck bildet. An den ältesten Speichern dieser Art sind diese Fasen noch bemalt zu sehen, in Schwarz und Rot — wie denn im siebenzehnten Jahrhundert überhaupt Bemalung noch sehr beliebt war. An den Laubenbrüstungen und Türen und an der mit Brettern verkleideten Unterseite des vorspringenden Daches dieser einfachen Speicher sieht man aufgemalte Blumenmotive, sogar etwa Bären, natürlich alles bloß in schwarzer Silhouette (siehe Abb. S. 143). An einem solchen Speicher befindet sich die schöne Fenster- und Türpartie im ersten Stockwerk, die wir ebenfalls im Bilde bringen (siehe Abbildung S. 137). Dieser Speicher steht in Rüederswil und stammt aus der Zeit Klaus Leuenbergers, des Märtyrers im Bauernkriege (1653).



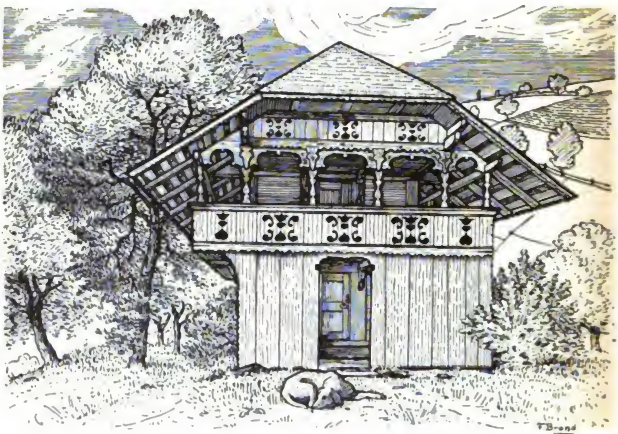
Gebälkdetail.

2. An einer zweiten Speicherform haben die Lauben schon einen neuen Schmuck aufzuweisen, nämlich das Zierbrett, welches am untern Rand der Laubenbrüstungen sich hinzieht. Es ist ein Brett, das unten in einer Karnies-Linie ausgesägt ist und so den untern Rand der Brüstung zierlicher gestaltet, als wenn bloß die horizontalen Balken mit ihrem Bretterbelage da wären (Abb. S. 139). Man hatte diesen harten Abschluß schon früher etwas mildern wollen, indem man die vordern, untern Kanten der Brüstungsbretter wie die Hälblinge mit dicht gereihten, kleinen Fasen versah. Diese Fasen bildeten durch ihre Reihung einen bescheidenen Schmuck, der in der Nähe auch sehr hübsch aussieht, aber so delikat ist, daß er aus einiger Entfernung unsichtbar wird. Die harten, geraden Linien der Brüstung und der tragenden Pfosten störten aber auf die Länge das Schönheitsgefühl der ländlichen Baumeister, und so wurde durch das obengenannte Zierbrett und etwa auch durch dessen Verdoppelung mit schöner Überleitung von der Senkrechten zur Wagrechten versucht, eine gefälligere Wirkung zu erzielen (Abb. oben). Aber auch das genügte nicht; die Pfosten liefen noch zu unvermittelt in die obere Brüstung. Man versuchte es mit Scheinkonsolen,



Speicher. Typus II.

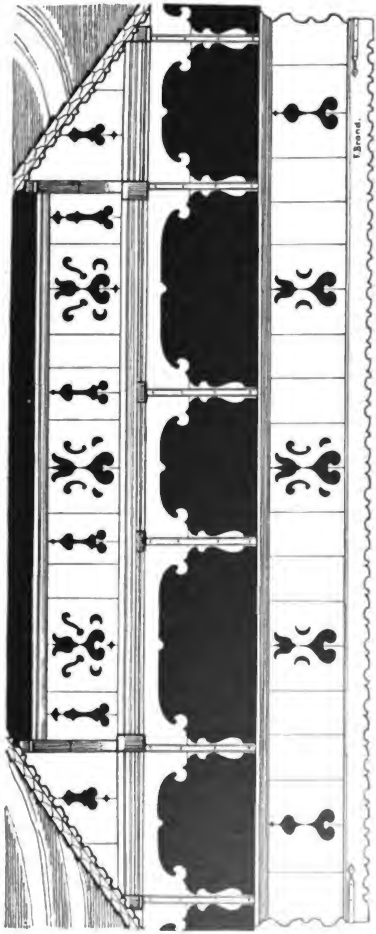
ausgesägten Brettern, die rechts und links oben an die Pfosten hingenagelt wurden und nun allerdings auf einige Entfernung schon der Sache ein besseres Aussehen gaben. So denke ich mir, daß man auf die dritte Form gekommen ist, diejenige mit den **Bogenstellungen**. Hier ist nun der Speicher außerhalb seiner Treppen, die immer an seiner Hauptfassade hinaufführen, mit einer Scheinarchitektur verkleidet, bloß aus Brettern, in welche die Laubenbrüstungen einbezogen sind, in Flucht mit denselben (Abb. S. 140, 141 u. a.).



Speicher, reicher Typus III.

Vom obern Balken der ersten Laube, der wie überall bei den Lauben, gesimsartig vortritt, geht eine Bretterverschalung bis auf den Boden; daraus sind vor allem zwei Öffnungen ausgeschnitten, erstens der Zugang zur Türe des Erdgeschosses, gewöhnlich ein mächtiger Halbkreisbogen von 2—3 m Weite, dessen Zentrum manchmal fast unten auf der Schwelle liegt; die Kanten der so ausgesägten Bretter sind, weil keine Türe eingefügt ist, wieder kleingefast. Die Türe zur Treppe, die natürlich verschließbar ist und oft noch hübschen Leistenschmuck hat, ist gewöhnlich neben der großen Bogenöffnung und besonders eingeschnitten. Ihr gegenüber auf der andern Seite des großen Bogens ist oft noch eine solche Türe, die aber nur ein kleines Kämmerlein verschließt. Oft ist dann diese Bretterverschalung des Erdgeschosses auf beiden Seiten

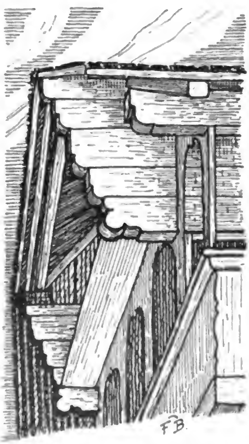
oder auch nur auf einer so weit eingeschnitten, daß ihre Breite bloß noch der wirklichen Hausbreite entspricht. Und zwar wird auch da immer durch einen mehr oder weniger weiten Bogen zwischen horizontalen und vertikalen Linien vermittelt und werden die Kanten mit kleinen Fasen oder ausgesägten Zierlinien geschmückt. Das bildet einen prächtigen Abschluß nach der Seite hin und versinnbildlicht konsolenartig das Stützen der Seitenlaube, trägt auch viel zur Zierlichkeit der Speicherfassade bei, indem so der Unterbau weniger massig und schwer erscheint. — Die erste Laubenbrüstung ist nicht immer, wie auf den nebenstehenden Bildern, durch ein Zierbrett oder Leiste von dem untern Teil der Bretterwand abgetrennt, sie wird äußerlich oft durch nichts als ihre ausgesägten Ornamente



Speicherlauben- und Bogenstellungen.

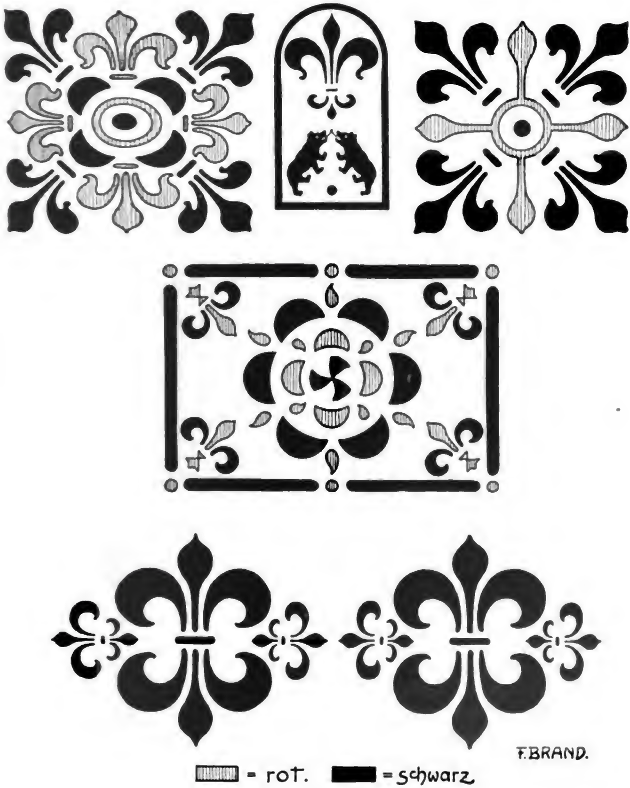
bezeichnet. Und diese Ornamente sind ganz eigen angeordnet; sie sind hier in ziemlichen Abständen voneinander angebracht, etwa fünf in der ganzen Länge, auch weniger, sogar oft nur zwei, je eins an den beiden Enden. Dieses sparsame Verteilen sieht überaus originell aus und zeugt von großem Geschmack (Abb. S. 140, 193, 237). Merkwürdigerweise wird dann in den Fällen, wo ein Speicher seine Langseite gegen die Straße kehrt, die Laube auf dieser Seite mit dichten Reihungen geschmückt.

Über der ersten Laube nun sieht man ein weiteres wichtiges und originelles Stück dieser Speicherfassaden, die Bogenstellungen. In Flucht mit der Laubenbrüstung erheben sich auf dem Brüstungsbalken beidseitig ausgesägte Bretter, welche die Pfosten nach vorn bedecken, aber nur schwach an Säulen erinnern; ihre Konturen zeigen auch wieder die schon oft gesehenen Karnies-Linien. Die Bogen, die sie scheinbar zu stützen haben, sind von kleinerem Durchmesser als der Abstand der Pfostenverkleidungen voneinander. Daraus resultieren für die Holzteile zwischen den Bogen Linien, die, zugleich mit den Scheinsäulen angesehen, etwas Kapitälartiges haben, aber so, wie wenn diese Kapitäl-Silhouetten alle mit ihren Deckplatten dicht aneinanderstoßen würden; oder dann sieht es wieder aus, als ob die Bogen gleich ohne Kapitäle mit ihren zu breiten Zwickeln auf die Säulchen abstellen würden. Es läßt sich



Profilierte Bohlenköpfe.

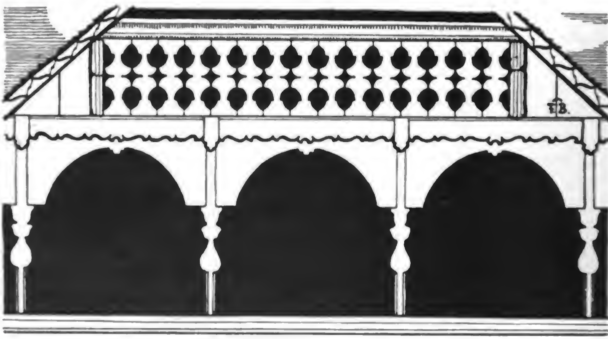
jedenfalls sehr schwer mit Steinarchitektur vergleichen, weil hier architektonische Formen mit großer Freiheit in Holztechnik übertragen sind, wenn auch mit bedeutendem Geschick und vortrefflicher Wirkung. Wie dann diese Bogenzwischenstücke wieder beim Auftreffen auf die Säulchen durch einfache Voluten- oder Karniesmotive geschmückt und so mit dem übrigen in reizende Harmonie gebracht sind, läßt sich leichter durch die Bilder als durch Worte schildern. Die Bogen sind oft fast Halbkreise, manchmal nur flache Bogensegmente, aber im Scheitel haben sie alle eine kleine Nase (Abb. S. 119, 140, 141, 142, 145).



Aufgemalte Speicher-Ornamente.

Die obere Laubenbrüstung ist bei den Beispielen, Abb. S. 139 und 239, nicht wie bei manchen Speichern dieser Zeit, bloßes Zierstück oben im Giebel und ohne genügenden Raum zwischen sich und der Hauswand; sie tritt um Bretterdicke vor das horizontale Brett heraus, in das die Bogen alle eingeschnitten sind, und ist auch wieder aus Brettern gefügt. Ihre Sägeornamente bilden aber wieder die dichte Reihung.

Oben ist sie wieder mit dem gesimsförmig geschnittenen Balken versehen; unten stützen die senkrechten Bretter auf einen horizontalen Zierladen, der auf das Bogenbrett genagelt ist und wieder eine der bekannten ausgesägten Schmuck-Linien zeigt. Seltener zog man es vor, wie Abb. S. 141 zeigt, hier ebenfalls profilierte Gesimsbalken einzufügen. So ist die Brüstung nach unten zierlich begrenzt und ebenso die Bogenreihe nach oben abgeschlossen. — Nach ihrer Lage oben im Giebel ist die obere Laube kürzer als die untere. Begrenzt wird sie links und rechts von von den hier allein vortretenden dicken Bohlen der Speicherwände, welche (die oberste bis zur vordersten Dachpfette über die zweite, diese wieder



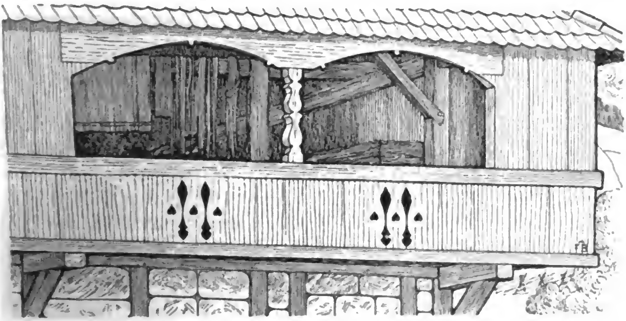
Speicherlaube.

über die dritte u. s. f.) vorragen, und unter der ersten Bohle tritt noch der Kopf des Balkens hervor, der auf dem ihm entsprechenden, maskierten Pfosten aufliegt (siehe Abb. S. 142 mit profilierten Bohlen).

Bei den Speichern hat das Dach immer den Schildgiebel. Der Schild ist schon bei alten Speichern klein und schützt vor allem die obere Laube. Die Langseiten des Daches ragen weit über die Lauben hinaus vor und reichen fast bis auf die Höhe der ersten Laubenbrüstung hinunter. Nur die untere Laube führt rings um den Speicher; die obere ist bloß im Giebel angebracht, und eine steile Treppe führt von der untern zu ihr hinauf. Diese fehlt selbstverständlich da, wo die obere Laube bloßer Schmuck ist, was, wie oben bemerkt, auch vorkommt. Daß auch am Speicherdach der Schindelschnitt am Örtli angewendet wird,

bedarf wohl keiner weitern Ausführung. — Natürlich hat kein Speicher Schornstein und Ziegeldach; selbst in dem obenerwähnten sehr seltenen Falle, wo der Speicher auch Wohnzwecken dient, fehlen beide.

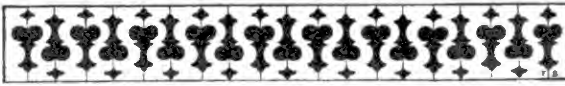
Soviel über die künstlerische Gestaltung des Speichers; besser als Worte werden sie die Bilder erläutern. Man mag vielleicht abschätzig über die letztbeschriebene Fassadenarchitektur urteilen, die ja im Grunde nur eine Schein-Architektur ist, und man mag sich fragen, wie der einfache, verständige, so sehr aufs Praktische und Nützliche gerichtete Bauer überhaupt zu derartigem kommen konnte. Es mag vielen aussehen wie eine Spielerei mit nur gleichsam aufgeklebten Bauformen, die nicht zur



Laube an einem Vorrats- und Waschhaus.

Konstruktion notwendig sind und nicht aus ihr herauswachsen. Sicher aber ist, daß der ganze Schmuck vorzüglich wirkt und ebenso vortrefflich dem Holzmaterial angepaßt ist. Die Motive sind nicht den Steinformen genau nachgemacht und sklavisch ins Holz übertragen, sondern bloß ganz im allgemeinen den Steinbauten entlehnt und mit großem Verständnis und stilistischem Gefühl in Holz ausgeführt. Und so an der Schatzkammer des Bauern angebracht, zeugt diese Kunstarbeit von neuem dafür, daß der einfache Landbewohner, der diese reizenden Häuschen erstellte, Sinn für Schönheit besaß.

Wie der Bauer überhaupt nicht bloß praktisch denkt und fühlt, sondern sogar an Stellen Kunst ausübt, wo man es nie vermutet hätte, zeigt der Düngerhaufen, der Misthufe. Auch er zeugt von Schönheitssinn, so komisch das sich anhören mag. Wer war nicht schon

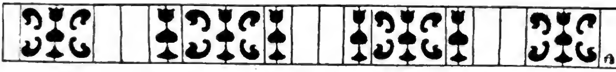


Laubenornamente.

verwundert, zu sehen, wie da die aus dem Stalle herausgeschaffte, beschmutzte Streu nicht etwa nur unordentlich auf einen Haufen geworfen, sondern außen an den vier Seiten in gefalteten Lagen zopfähnlich aufgeschichtet wird! Es hat dies aber auch wieder einen praktischen Zweck; ich denke mir, daß der Bauer erstens auf einen verhältnismäßig kleinen Raum viel mehr Mist zusammenbringen, auftürmen und zur Ablagerung aufbewahren kann, und daß zweitens der so gebaute Misthufe sich viel solider beieinander behalten läßt und nicht austrocknet. Wieviel außerdem noch das Ordnungs- und Sauberkeitsgefühl des Melkers und sogar sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit dabei mitspielen, ist nicht auseinanderzuhalten; auch der Wetteifer zwischen den Nachbarn, den schönsten Garten, das schönste Vieh und so auch den „schönsten" Misthaufen zu haben, kommt hier zum Ausdruck. Vom Zustande des Misthaufens wird häufig auf die Tüchtigkeit des Melkers geschlossen, und es entbehrt nicht einer gewissen Komik, wenn „der Melker sich mit der Mistgabel sein Zeugnis an den Misthaufen schreibt", und es sogar Melker gibt, die mit dem Sackmesser widerspenstige Halme abschneiden.

Über die Kunst im Innern des Hauses ist weniger zu sagen als über das Äußere, denn erstens ist das Innere, Küche und Stuben, sehr schlicht und einfach, und zweitens: das meiste, was an Kunstarbeit vorhanden ist, weist lange nicht so viel originale bäuerliche Eigenart auf. Was noch am meisten eigenes Kunstempfinden und -gestalten zeigt, treffen wir gleich beim Eintreten in das Haus, in der Küche an, nämlich das irdene Geschirr, Suppenschüsseln, Gemüse- und Fleischplatten, Milchtöpfe, Nidelschüsselchen, Ankenkübel, Krüge und anderes, in der Stube dann die Schärblatte (das Rasierbecken), das Gießfaß, Schreibzeug, Sparhafen, Tabaktöpfe, Gáffetiere (Cafetière) und Zuckerschatte (Zuckerdose). Alle diese Töpferwaren sind Langnauer Geschirr,* so genannt, weil in Langnau, dem großen Emmenthalerdorfe, die Töpferei früher eine blühende Industrie war, die auch heute noch arbeitet, aber nur noch ganz gewöhnliche Gebrauchsware hervorbringt. Das Langnauer Geschirr ist weiß, mit einem von der Glasur herrührenden Stich ins Gelbliche. Die Gefäßformen sind einfach, aber man findet überaus

* Schöne Stücke dieser Töpferei sind zu sehen im historischen und im Gewerbe-Museum in Bern.



Laubenornamente.

zierliche darunter; man sah auch hier vor allem auf den praktischen Zweck. — Plastischen Schmuck findet man hauptsächlich an den Deckeln von Suppenschüsseln und Zuckerdosen, wo etwa eine gut modellierte Frucht den Dienst des Griffes versieht (d'Anthäbi); aber auch kompliziertere Gebilde sind vorhanden und an den Schüsseln und Töpfen selber oft reizende Festons.

Der Hauptschmuck dieser Geschirre ist die Malerei. Ihre Motive entstammen zum größten Teil der Pflanzenwelt; aber das Blumen- und Blattwerk ist so konventionell stilisiert, daß außer der Tulpe selten eine Naturform erkenntlich ist. Als begleitendes Element ist auch hier das geometrische beliebt, vorab die einfache Linie, in die aufgetragene weiße Farbe bis auf den roten Grund eingekritzt oder dann mit Farbe aufgetragen. Sehr charakteristisch ist die punktierte Linie, die z. B. den Plattenrand vom Grunde trennt und nie als einzelne Linie vorkommt, sondern immer zu mehreren, bis zu zehn, dicht aneinander gereiht. Der Töpfer bringt sie dadurch hervor, daß er den Gegenstand, der auf der Drehscheibe rotiert, mit einem gezähnten Eisen schnäpperet. Der Rand der Platten ist fast immer mit Blumenwerk oder geometrischen Reihungen von Bogen oder S-Formen, mit Punkten untermischt, geschmückt; am Rande der die Plattenmitte bildenden, napfartigen Vertiefung läuft gewöhnlich ein eingekritzter Spruch ringsherum und im Grunde derselben ist dann ein größeres Motiv, von Blumenschmuck begleitet, dargestellt: Fische, Vögel, Löwen, Bären, Rüben, einzelne Figuren, sowie Szenen aus dem Leben. Natürlich gibt es etwa auch andere Anordnungen, und man wird außer den angeführten sicher auch noch andere Motive finden. Oft ist auch die Unterseite des Plattenrandes bemalt. — Die Grundfarbe ist, wie schon oben gesagt, gelblich-weiß; als Farbe für das Ornament kommen am häufigsten vor: schwefelgelb (aus Hammerschlag), ockerrot, smaragdgrün (Kupferasche), das oft zerflossen ist, und schwarzviolett — alle zum Decken, wie zum Lasieren benutzt — selten blau, durchsichtig und leicht fließend. (Siehe das farbige Bild.)

Einige der Sprüche will ich hier noch zitieren, da sie mir originell genug scheinen, um genannt zu werden.

Auf einer Platte heißt es:

Da Demut weint und Hochmut Lacht
da war der Schweizer Bund gemacht
und die stolzheit wurd Zu nichten gebracht 1781.

Im Grund drei Eidgenossen — mit Säbeln bewaffnete Bauern — über ihnen Stierkopf, Kreuz und Doppelschlüssel, die Wappenzeichen der drei Urkantone, ohne Schilde zusammen in einer ornamentalen Umrahmung.

Im Garten diser Wält
ein Jederen wird gesezt
wie er sich Darinn Verhält,
wird im Lon zulest. 1800.

Im Grund ein Jüngling in mehr städtischem als bäuerlichem Kleid mit Stiefeln zwischen zwei ganz konventionellen Blumenstauden.

Der Segen Gottes machet Reich
wo Milch und Honig fließet,
Fleisch und Küchli sind gute Speiß
Das kann man wohl genießen. 1789.

Auf dem Grund ein Löwe am Ankenkübel.

unsere magt spint Kudergarn
und der Knächt Tud haspeln,
und wan ers alles verreisen Tud,
so machts die magt wider gut.

Innen ein Löwe am Haspeln!

Friedlich und freundlich seye in deine Hauß,
mit deinem Nachbauren durchauß,
Hat er etwas Läyds gethan,
So sprich ihn freundlich darumb an.

Innen große Kirche mit zwei riesigen Tauben und darüber die Jahrzahl 1783.

Kein Glauben Geibt auch Jeder Mann,
Welcher Vor Dir Wohl schwetzen Kan,
nicht alleß gecht auß härtzeß Grund,
waß schön (und lieblich Rett der mund). 1755.

Das oben in Klammern Befindliche ist innerhalb des Kreises geschrieben, weil es im Ring nicht mehr Platz hatte. Im Kreis ist ein Bär mit Halsband gezeichnet, den der Töpfer dadurch geschmückt, daß er ihm die Haare vom Halsband nach hinten in kleinen schuppenförmigen Partien einzeichnete nnd diese grün und rot abwechselnd bemalte (ein ganz gelungener Anblick).

Ein besonders originelles Stück ist eine große Schüssel für Fleisch und Gemüse, die durch vier ein Kreuz bildende, wie Brücken unten aus-

geschnittene irdene Wände in vier Abteilungen zerlegt ist; die Öffnungen der „Brückenbogen" ermöglichten die gleichmäßige Verteilung von Fett und Brühe, und die Brücklein sind nur so hoch, daß sie bis zum Rand reichen, diesen aber völlig frei lassen.

Bei diesem Stück ist nun der Spruch auf dem äußern Rand angebracht und in die vier Abteilungen ungefähr gleich verteilt; er heißt

„Magst du nicht fleisch, so iß fisch,
oder mach dich von dem Tisch,
fisch und Vögel
sind nicht vor grobe Pflegel."

Die vier Abteilungen sind je mit Blumen geschmückt und der Spruch ist hier mit Fraktur in schwarzer Farbe geschrieben, während er sonst meist in Schreibschrift eingekratzt ist.

Weitere Beispiele:

Ich liebe dich so fest und treu,
Wie die Katz den heißen Brei.

Wenn die Falschheit brennte wie das Feuer,
Wär das Holz nicht halb so teuer.

Aus der Erde und mit der Hand
Macht der Töpfer allerhand.

Schweinefleisch mit samt der Haut
Eß ich lieber als das Kraut.

Lieber im Buch e Darm zersprengt,
Als dem Wirt e Batze gschenkt.

Gell mein Mann, Kaffee ist gut
We me brav Nidle dri tut.

Tubak und ein jungs Ehweib
Ist dem Mann sein Zeitvertreib.

Kaum dem Jüngling Flaum ums Kinn:
Schielt er schon nach Mädchen hin.

Köchin nimm dich in Acht,
Daß jeder Hafen sein Handhaben hat.

Eine Maß halt ich.
Tut mich nicht lassen fallen, sonst spalt ich.

Ich dein, du mein,
So soll es ewig sein.

S'ist eine harte Pein,
Eine alte Jumpfer sein.

Lieber ledig blybe
Weder Hose bläze.

Kaffee u Thee, Stillt Chummer u Weh.

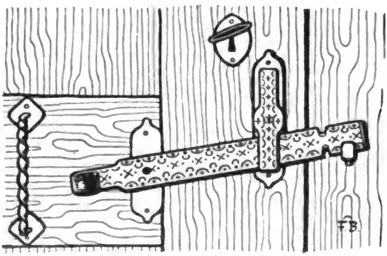
Mensch, faß' in Gedanken,
6 Batzen gilt d's Pfund Anken.

Gott giebt dem Menschen Gnad
Ich aber wohn in Maad.

In der Hölle ist es heiß,
Und der Hafner schafft mit Fleiß.

Die Kuh die frißt das Gras
Der Mensch der muß ins Grab.

Von erden bin ich ein Kachlen Gemacht
Wan du mich brichst der Haffner lacht.



Zwischentürfalle (Eisen) mit Bauern-Ornamentik.

In dieser Weise findet man die Geschirre aus Ton im allgemeinen geschmückt, nur werden leider diese schönen Stücke immer seltener; die Langnauer Töpferei blüht wohl immer noch, es fehlen aber die Leute, die das Dekorieren verstehen. Wohl werden vom bernischen Gewerbe-Museum rühmenswerte Anstrengungen gemacht, die alte Kunst-Industrie wieder zu Ehren zu bringen, aber es ist zu fürchten, daß, auch wenn das Schmuckgeschirr wieder in alter Schönheit hergestellt würde, dann doch neben dem geringwertigen Alltags-Geschirr, das des billigen Preises wegen immer wieder seine Abnehmer findet, nicht mehr das einheimische Schmuckgeschirr, sondern wie schon jetzt ausländische Ware ihren Platz finde. Denn hier wie im Bau des Hauses, im Schmuck der Stube, in der Kleidung, läßt sich der Landbewohner gar so leicht durch städtisches Wesen imponieren, vergißt den ehrbaren Stolz auf seine Eigenart und schämt sich gar seiner einfachen, bodenständigen Derbheit, findet, er könne sich Städtisches ebensogut erlauben, wie der Städter, är heigs u vermögs so gut wie jener oder noch besser. Das ist ja mit eine der bedeutendsten Ursachen, daß auf den Dörfern so manches wirklich Schöne, Ursprüngliche, Echte verschwindet und dafür ein unglückliches Gemisch von Stadt und Land sich breitmacht,

das nie das Städtische ganz erreichen kann (weil das Städtische auch für sich auf seinem Nährboden gewachsen, also original ist und nicht verpflanzbar), das sich aber auch nicht mehr leicht zurückfindet zum echt Ländlichen. Das kann man wohl besitzen und unwissentlich verlieren, aber nicht mehr bewußt finden und sich aneignen.

Von echter Eigenart sind auch die bemalten Schäfte und Trögli (Schränke und Truhen). Sie sind meist aus Tannenholz, die ältern mit ziemlich kompliziertem Leistenwerk, das späte Renaissanceformen zeigt. Auf das Holz direkt sind Bemalungen angebracht, ohne durchgehenden Grundanstrich. Gut stilisierte Pflanzenornamentik bildet den Hauptschmuck, wie die farbige Abb. zeigt, wo die Leisten roh geblieben, die Friese und gewisse Teile der Füllungen grün angestrichen, die Ornamente wieder auf rohem Holz stehen. An einem alten Trog habe ich die Ornamente in Schwarz, Weiß und Rot gesehen. Später kam man dann darauf, den ganzen Schrank anzustreichen, holzähnlich zu maserieren und darauf die Ornamentik anzubringen, meist mit den Initialen und dem Hochzeitsjahr der Braut oder mit ihrem ganzen Namen. Die Blumen, die nun darauf gemalt werden, sind viel naturalistischer, ohne deshalb besser zu sein, eher das Gegenteil; die oft gar wunderlichen Rosensträuße sind lange nicht so gediegene Dekorationen wie die alten ganz ornamentalen Blumen, und die Farbenwahl ist meist von viel geringerem Geschmack.



Stabelle.

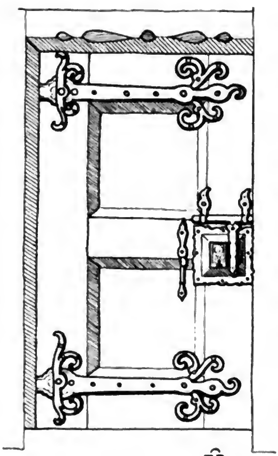
Die geschnitzten Möbel aus härterem Holz, Buffert, Tröge und Stabellen, zeigen im ganzen nicht bäuerlich eigenartige, sondern von städtischer Kunst entlehnte Formen, die meistens der Spätrenaissance angehören; am originellsten waren noch die Rücklehnen der Stabellen, aber die reicheren Stücke sind bereits alle von den Antiquaren aufgekauft und bloß die einfachen Formen sind noch da und dort in bescheideneren Häusern zu sehen, wo man noch die altgewohnten derben Sitzgelegenheiten für ebensogut oder besser hält als das neue halbstädtische, unsolide Zeug. (Siehe Abbildung.)

Zwei Kunstgegenstände aus Langnauergeschirr finden wir noch in alten Stuben etwa, nämlich im Waschschränklein am Buffert: das Gieß-

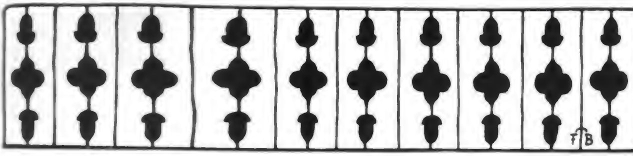
faß mit Becken, und sonst irgendwo die Schärblatte (das Rasierbecken), letzteres immer mit dem Namen des ersten Besitzers in gleicher Technik geschmückt, wie das oben angeführte Geschirr mit den Sprüchen.

Ebensowenig eigenen Stil hat das Eisenbeschläge (in und außer dem Hause); es gleicht in der Regel den aus der Kunstgeschichte genügend bekannten Arbeiten. (Eine der seltenen Ausnahmen siehe S. 150). Man sieht aber manches gediegene Stück darunter (Abb. S. 135, 137, 152, 154, 155).

Über einen Schmuck der Bauernstube aber muß ich noch etwas sagen, über den Wandschmuck nämlich, die Porteree und Portereeli (Portraits), die man in jedem Hause aufgehängt sieht. Die Bilder, die da die Stubenwände der Bauernhäuser schmücken, sind zum großen Teil ja künstlerisch gewiß nicht viel wert; sie unterbrechen aber durch ihre meist farbige Erscheinung angenehm das Einerlei der braunen Holzwände und machen auf diese Weise die Räume ungemein ansprechend und heimelig. Es wäre aber durchaus verfehlt, von den Bildern auf den Besitzer zu schließen, weil sie von allen möglichen Orten und Gelegenheiten her stammen und oft kaum auf ihren Inhalt angesehen werden. Daneben schmücken noch allerlei alte, eingerahmte Sprüche die Wände: Hochzeits-, Tauf- und Konfirmations-Andenken (von Konfirmanden, als Examenstücke etwa, mit eigener Hand sauber kalligraphiert), farbige Holzschnitte, manchmal mit Golddruck und etwas lebhafter Farbe zugleich, ziemlich unaufdringliche Sachen, von geringem Umfange in einfachen Holzrähmchen, alles von überaus wohltuender Wirkung für einfache Gemüter. — Leider drohen diese lieben, alten Bekannten immer mehr zu verschwinden und neue, buntere und größere Helge machen sich breit, welche die übel anklingende Benennung Mäßhelge (Jahrmarktbilder von geringstem künstlerischen Wert und Inhalt) reichlich verdienen, sich leider nur durch diese Benennung nicht aus der Welt schaffen lassen. Nicht genug, daß die braven Landleute an den Jahrmärkten und auch sonst sich durch



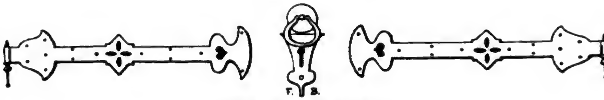
Türbeschläge an Speicher.



Von Kellerlauben.

alle die ausländische und einheimische schlechte Bilderware so leicht in Versuchung bringen lassen und Helgen kaufen, die in jeder Beziehung als Bildwerke schlecht sind, z. B. fürstliche Personen; diese gehören in unsere Stuben nicht hinein, und zudem paradieren sie in so elenden Darstellungen, so unwahr und so schrecklich aufdringlich in den Farben, daß sie zugleich Beleidigungen dieser Staatsoberhäupter sind und Geschmacksverderbnisse für unser Volk. Und hintenher kommen all die andern Erzeugnisse dieser „Kunstanstalten", elende Genrebilder, und ebenso elende religiösen Inhalts, denen deutlich anzusehen ist, daß weder der fromme Inhalt, noch der Kunstwert die Hauptsache an ihnen ist, sondern das Geschäft. Und nicht genug daran, daß fremde Händler so schamlos das Kunstbedürfnis des guten Volkes ausnützen — auch einheimische Handlungen und „Kunstanstalten" beteiligen sich daran. Ist wo ein Fest oder ein Jubiläum, so erstellt irgend ein findiger Händler ein „Kunstblatt", das gewöhnlich auf den geringsten Geschmack berechnet ist, natürlich nicht, um dem Volk einen Dienst zu leisten. Dann wird die Reklametrommel geschlagen, der Schundhelgen als künstlerische Musterleistung überall gerühmt (wenige Zeitungen haben ja den Mut, davor zu warnen) und es wird eben gekauft, der patriotische Sinn des Volkes wird schändlich genasführt. Leider muß dasselbe auch von den meisten religiösen Bildern und Sprüchen gesagt werden, die jetzt überall eindringen; kaum ein Stück von wirklichem Ernst und Kunstwert ist in den religiösen Kunsthandlungen zu sehen. Weitaus die größte Zahl der Bilderphotographien und Kunstblätter rührt von geringen Machern her, die den Geschmack des großen Publikums kennen und ihn zu nützen verstehen. Als ob es nicht von jeher auch zur einzig richtigen Ausübung jedes wahren religiösen Glaubens gehört hätte, daß ein jeder, also auch der Künstler, nicht nur fromme Worte und Gebärden mache, sondern seinen Beruf mit heiligem Ernst ausübe, also seinem Nächsten nicht Ware liefere, die bloß das Auge täusche, sondern die wirklichen Wert habe.

Rühmliche Ausnahmen sind die Prämienbilder einiger illustrierten Zeitschriften, die wieder gediegenern Charakter und Kunstwert haben,



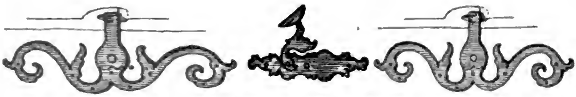
Türbeschläge am Speicher.

z. B. der „Schweiz", mehr volkstümlich und in die breitesten Schichten dringend die des „Säemann".

Guter vernünftiger Schmuck sind die neuerdings auch leichter erhältlichen Bilder von besonders schönen Haustieren.

Einen bedeutenden Teil am Schmuck der Stube bilden fast überall die eingerahmten Totenblumen, Kränze und Sträuße, die zur Erinnerung an verstorbene Familienglieder aufbewahrt werden, natürlich nur Kunstblumen, meist aus Stoff. Mit Spiegeln wird kein Luxus getrieben; wo in der Stube welche zu sehen sind, haben sie kleines Format.

Sehr verschieden in Aufbau und Schmuck sind die Wanduhren. Gewöhnlich besitzt eine Bauernfamilie deren zwei: eine, das Z!t, in der Wohnstube, und die andere, die Pändüle, im Hinterstübli. Beide sind in ihren Hauptformen ganz verschieden. Das Z!t in der Wohnstube hat ein derberes Uhrwerk mit Kettenzug und Gewichten (Abb. in Kapitel Schiff und Geschirr), die vor kleinen Kindern und Katzen oft geschützt werden durch das Z!thüsli. Solche Z!thüsli weisen oft hübsches Leistenwerk, etwas Schnitzerei und Bemalung auf und sind auch als gelegentlicher Aufbewahrungsort für Stöcke und Schirme beliebt. Hie und da ist die ganze Wanduhr „vom Fuße bis zum Kopfe" in ein solches Z!thüsli gesteckt, so daß nur das Zifferblatt sichtbar bleibt. Die Zifferblätter nun weisen ausnahmslos aufgemalten Blumenschmuck auf, der auf die vier leeren Eckfelder und die Bekrönung verteilt ist. Diese Wanduhren sind meist Schwarzwälderfabrikat, während die Pändüle oder Stockuhre (Sumiswalderpandüle) noch am häufigsten aus Sumiswald stammen, einem der großen Marktflecken im Tale selber, wo sie seit langer Zeit hergestellt werden. Ihrem Platze im bäuerlichen „Salon" entsprechend, sieht die Pendüle viel vornehmer aus als das Z!t. Sie hat eines der vortrefflichen Sumiswalder-Uhrwerke mit Federzug, manchmal sogar Repetiervorrichtung, für den Besitzer äußerst bequem, um in der Nacht, ohne sich zu erheben und Licht zu machen, durch einen einfachen Zug an der Schnur des Repetierhebels vom Bette aus sich über die verflossene Zeit zu vergewissern. Ihr hölzernes Gehäuse



Türbeschläge am Speicher.

gleicht im einen Falle einem kleinen Erker an der Wand (oben ein Dach, unten eine Konsole) und ist mit zierlichem Messingbeschläge geschmückt. Bei der zweiten Form steht das lebhaft geschweifte Gehäuse der Standuhr auf einer Konsole und weist an Stelle der Messingbeschläge auf dem beiden Formen gemeinsamen schwarzen Lackgrunde vergoldete Leisten, Füße, Konsolenzapfen und aufgemalte, goldene Blumen auf. Beide Formen reichen in das achtzehnte Jahrhundert zurück, die erkerähnliche in den Barockstil, die Standuhr ins Rococo. Die Pandüle erfreut sich großer Wertschätzung, was wir auch daraus sehen, daß sie oft, trotzdem das genau gearbeitete Gehäuse jeden Staub vom Uhrwerke freihält, zum Überflusse noch in einem schützenden Glasschreine an der Wand paradiert, in selteneren Fällen auch als Mittelstück oben im Buffert Platz findet. —

Als ein wichtiges Stück sei noch der Ofen erwähnt, der meist aus Sandstein gebaut einen ziemlichen Platz in der Stube einnimmt. Er hat wirklich etwas von einer Freitreppe aus zwei, ausnahmsweise drei Stufen; das mag ihm oder doch seinem untern vortretenden Teil, der bequeme Sitzhöhe und die nötige Länge und Breite auch zum Liegen hat, zu dem Namen Ofetritt verholfen haben. Der Ofen ist ein rechter Freund und genießt verdientermaßen große Wertschätzung; deshalb wird er auch geschmückt und zwar mit den Namen des bäuerlichen Ehepaares, das das Haus erbaute, oder mit dessen Initialen und der Jahreszahl seiner Erstellung. Ich habe diesen Schmuck (außer dem Namen und Datum etwa noch ein verziertes Gesimse) meist aus der Fläche ausgehauen gesehen, ganz flach; aber dann und wann sieht man auch da Malerei nicht bloß als Auffrischung, sondern auch als Schmuck verwendet. Ganz selten geworden sind die Kachelöfen. Sie sind wahrscheinlich auf dem Lande nie sehr zahlreich gewesen. Der Ofen aus Steinplatten ist vermutlich die Weiterbildung des einfach gemauerten Ofens, wie er noch im Oberlande angetroffen wird.

Gewissermaßen ein Heiligtum in der Bauernstube ist das Glasschäftli, das hin und wieder Aufsatz auf dem Schreibtisch ist. Es hat Glastüren, die mit weißer Ölfarbe einige leichte Verzierungen aufgemalt bekommen; natürlich nur wenig, etwa ein paar Linien durch Eckstücke

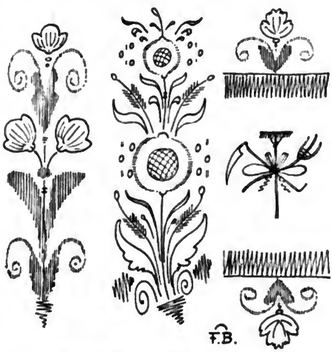
verbunden und ein Blümchen in der Mitte. Es darf nur wenig sein, weil ja sonst die Bäuerin ihre Ehrengeschirre nicht sehen lassen könnte, ohne geradewegs darauf hinzuweisen. In diesen Glasschäftli wurden und werden noch die bessern Trinkgeschirre aufbewahrt, besonders Glaswaren, Flaschen und Gläser und anderes, aber auch etwa Tassen und Tellerchen und Zuckerdosen, die nicht zum gewöhnlichen Gebrauch, sondern für feierliche Anlässe, Tauffeste, Besuch, da sind. Die wertvollsten Sachen, die geschliffenen oder bemalten Gläser und Flaschen, Krüglein und Fläschlein werden leider immer seltener; sie sind als originale Bauern-Kunsterzeugnisse ebenso wie das alte irdene Geschirr von den Händlern und Sammlern sehr gesucht und werden den Landleuten oft um nur weniges Geld abgeschwatzt. Die Glaswaren werden nicht mehr gemacht, wenigstens die bemalten nicht, weil die Glashütte im Flühli (angrenzendes Luzernergebiet) ihren Betrieb eingestellt hat. Das farbige Bild zeigt von diesen reizenden Gefäßen einen Glaskrug und darunter einen Krug in Langnauerware, auch einige Sprüche, die in weißer Emailfarbe auf Glasgeschirren aufgemalt worden. (S. farbiges Bild.)



„Plutzgerli" mit geschliffenem Schmuck.

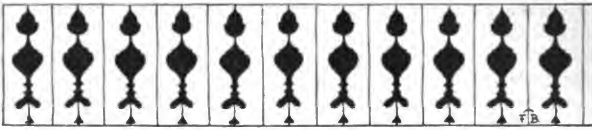
An den Fenstern hingen früher oder waren eingebleit Glasgemälde und Schliffscheiben, erstere noch bis Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, letztere im achtzehnten Jahrhundert. Die sogenannten „Bauernscheiben" stellten in den meisten Fällen den Bauern mit seiner Ehefrau dar, den Bauern bewaffnet mit Büchse und Schwert, die Frau etwa mit einem Becher; sie sind gewöhnlich in phantastisch aufgeputzte und buntfarbige Architekturen gestellt. Im sogenannten Oberbild, einem Fries über dem Architrav, oder in den Zwickeln des Bogens ist eine landwirtschaftliche Tätigkeit abgebildet; auf dem Sockel sind die Namen der dargestellten Personen zu sehen und ihr Wappen. Die Persönlichkeiten, die da abgebildet sind, stellen aber nicht immer Besitzer des Hauses dar, sondern Donatoren, die in das neue Haus der befreundeten oder verwandten Familie diesen Schmuck gestiftet, eine Sitte, die nicht nur unter den Bauern, sondern im ganzen Lande bei Obrigkeit und Privatpersonen Jahrhunderte durch heimisch war. Auch als die Glasmalerei des Lichtbedürfnisses wegen der Glasschleiferei hatte Platz machen müssen, wurden diese Stiftungen noch weitergeführt, bis die Umwälzungen des jungen neunzehnten Jahrhunderts damit aufräumten, wie mit so vielem Schönen

und Guten. Die Schliffscheiben enthielten meist Wappen als Hauptdarstellungsgegenstand und waren im Format kleiner als die alten Glasgemälde, weil sie in die kleinen Rechtecke der die Butzenscheiben verdrängenden Glasfenster mit viereckigen Scheiben zu passen hatten. Die Wappen mit Namen, meistens in Rococo- oder Zopfcartouche, füllten den ganzen Raum; sie zeigen oft wunderliche Formen, aber die Heraldik ist merkwürdig korrekt, wenn auch einige lustige Fehler mitunter zu sehen sind. Neben Wappen sind auch Dragoner zu Pferd beliebte Darstellungsgegenstände. Doch das ist alles untergegangene Kunst und nicht nur ist diese Bauernkunst, die in ihren Formen abhängig von der Kunst der nächsten Städte war (im Gegensatz zu der Bauern-Meisterschaft im Holzbau), untergegangen, sondern auch ihre Denkmäler sind aus den Bauernhäusern verschwunden — ich habe sie erwähnt, weil es mir wichtig genug schien zu dokumentieren, daß die Bernerbauern auch diese Kunstzweige mit Erfolg zu beeinflussen vermochten. Daß fast alle die prächtigen Denkmäler der Kunst ihrer Vorfahren von ihren Besitzern schon früh im neunzehnten Jahrhundert weggegeben wurden, wie die Geschirre aus Glas und Ton meist um lächerlich geringes Geld, ist uns heute unverständlich. Man fragt sich, welche Gleichgültigkeit gegen derartige Kunstwerke damals durch unser Land gezogen sein muß, wo die Bauern doch zur selben Zeit ihre Häuser noch so prächtig bauten, mit viel mehr Geschmack und Geschick, als die Städter die ihrigen. Oder erregten die Händler, die das neunzehnte Jahrhundert hindurch bis heute das Land nach Altertümern durchschnüffelten, die Geldgier der Leute in dem Maße, daß diese um so wenige Batzen schon die ehrwürdigen Zeugen alten Wohlstandes und Kunstfleißes dahingaben? Es muß schrecklich viel vom alten Verständnis für Schönheit verloren gegangen sein, daß man sich von derartigen geheiligten Schätzen so leichtfertig trennen konnte, ohne nur halbwegs Gleichwertiges an dessen Stelle zu setzen. —



Eingeschliffene Ornamente auf Flaschen.

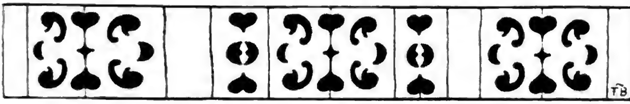
Ich kann den Artikel über die Kunst des Bauern nicht schließen,


Laubenornamente.

ohne noch ein Wort gesagt zu haben von dem, was an Geräten des landwirtschaftlichen Betriebes von Schmuck zu sehen ist, so wenig das ausmacht und beachtet wird. Vor allem in die Augen fallend ist so ein prächtiger Zug von Rossen mit glänzend schwarzem Geschirr, am Chomet die oben beidseitig wie Hörner aufstrebenden kleinen Pferdeköpfe mit langen Hälsen aus hohlem Gelbguß, blitzblank poliert; dann die roten Tuchlappen und die Dachsfelle, die ebenfalls am Chomet hängen, aber nur am Vonderhandroß, die letztern wohl ebensosehr aus Aberglauben, als zum Schmuck. Vom Widderiststück des Geschirrs hängen über den Leib zu beiden Seiten lange Lederriemen, die eine Reihe von runden, an Größe nach unten abnehmenden Scheiben aus Messingblech tragen und ebenfalls noch mit scharlachrotem Tuch unterlegt sind. Hauptsächlich Müller stolzieren mit derartigen Zügen einher, aber auch viele Bauern noch, und erfreulicherweise ist das etwas, was nicht im Aussterben begriffen ist.

Mit einem andern künstlerischen Schmuck scheint der veränderte Mühlenbetrieb aufzuräumen, nämlich mit der Bemalung der Säcke. Früher, als allgemein die Bauern noch z'Müli fuhren und ihr eigenes Getreide mahlen ließen, waren sie darauf angewiesen, um unliebsame Verwechslungen zu vermeiden, ihre Säcke zu bezeichnen, und sie taten das mit viel Kunst. In den Museen zu Burgdorf und zu Bern hängen noch Säcke mit schwarz aufgedruckten Wappen und Namen, und auch einige Holzformen, die zum Drucken gebraucht worden, sind da zu sehen (nicht alle gleich gute, aber doch viele tüchtige Arbeiten), dem derben Sack entsprechend, von einfachen gutverstandenen Formen. Daß Bauernwappen durchwegs nur den Schild führen und daß Spaten und Pflugschar hauptsächlich in den Schilden vorkommen, ist naheliegend. Erfreulich sind auch die prächtigen Frakturschriften, die hier wie anderorts verwendet werden.

Von landwirtschaftlichen Werkzeugen hat noch am meisten Schmuck das Steifaß, worin der Wetzstein des Mähers während dem Mähen steckt — ein köcherartiges Gefäß aus Holz gedreht, das mit einer langen Spitze unten endet und damit in den Boden gesteckt werden kann. Es



Laubenornamente.

ist durch den Drechsler geschmückt, gewöhnlich mit eingedrehten Rinnen und mit Längsfasen. Es muß überhaupt gesagt werden, daß sehr vieles von des Bauern und der Bäuerin Hausrat und Werkzeug seinen hauptsächlichsten Schmuck dem Drechsler dankt, wir erinnern nur noch an den Melkstuhl, die prächtigen Spinnräder und was dazu gehört, an Pfeifenrohre, Möbelteile usw., welche ohne gedrehten Schmuck gar nicht denkbar wären.

Am Schlusse dieses Aufsatzes über die Kunst unserer Bauern muß selbstredend noch das Künstlerische, das der Mensch an sich selbst trägt, das Gewand, einer kurzen Betrachtung gewürdigt werden. Ich habe oben gesagt, daß die alten Bauernglasgemälde immer etwa Figuren zeigen und zwar Bauern, Mann und Frau. Die Kostüme dieser Bauern gleichen auffallend im Schnitt den ungefähr zur selben Zeit in den Städten herrschenden Moden. Sie werden wohl andere, derbere Stoffe getragen haben, aber das ist auf Glasgemälden natürlich nicht zu konstatieren; und dann fiel jedenfalls auch von selbst aller Firlefanz weg; es wird alles um einige Grade einfacher, derber gemacht worden sein. Aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fehlen mir leider alle Dokumente über Bauernkleidung, die zu Vergleichungen hätten Dienste leisten können; aber aus dem Ende des achtzehnten besteht eine prächtige Sammlung von Kostümbildern aus fast allen Kantonen der Schweiz, die ein kunstliebender Aarauer Bürger durch den Maler Reinhart hat malen lassen* und die so realistisch und durchaus wahr sind, daß sie alle Freudenberger und König bei weitem in Schatten stellen, einem überhaupt für die neunziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts wie ein unerhörtes Wunder vorkommen. Dort sind auch die Bernerbauern, und zwar aus verschiedenen Landesgegenden, zu sehen, und ein Vergleich mit den Bildern des siebenzehnten Jahrhunderts bringt merkwürdige Sachen zu Tage. Die Männer haben teilweise die monströs weiten Kniehosen des 17. Jahrhunderts beibehalten, lassen sie aber bis über das Knie hinunterfallen und legen den Zwilchstoff in ganz enge kleine Fältchen; andere haben dann endlich die enganliegenden Hosen des Rococo- und Zopf-

* Vergl. Denkschrift des bern. historischen Vereins zu dessen Stiftungsfeier 1896, Seite 151/152.

zeitalters schon etwas nachgeahmt — aber im allgemeinen herrscht ein starkes Zurückbleiben der Männerkleidung hinter der Stadtmode. Die Mädchen hingegen haben ziemlich genau das steife hohe Mieder und den weiten Rock der Stadtdamen nachgeahmt, bloß das Hemd nicht ausgeschnitten, sondern bis an den Hals schließend und die ziemlich weiten Hemdärmel, die bis auf das Handgelenk reichen, von der Schulter an aus dem Oberkleid frei hervortretend. Das Hemd wurde noch völlig ungestärkt getragen und legte sich in freien Falten auf Brust und Arme. Das Mieder, so sehr es dem Mieder der Städterinnen ähnlich ist, zeigt doch bedeutende Unterschiede, die nur nicht so ohne weiteres auffallen, weil die Hauptform, die sogenannte Taille, vor allem ins Auge sticht. Aber das Mieder dieser Zeit hat keine Ärmel; es läßt, wie oben bemerkt, die Hemdärmel frei; um aber doch das Rückenteil anzuschließen, geht von diesem über die Schulter und unter den Armen durch je ein Träger, der unter dem Arm eingehakt wird. Und dazu tritt dann das Göller, ein Halskragen, der vorn mit Haften geschlossen und auf den Schultern noch sonst festgemacht wird; es ist bei diesem alten Kostüm noch ziemlich hoch. An beiden Enden des Göllers, rechts und links und ebenso hinten, aber dort viel näher beieinander sind silberne Ringe festgenäht, in welche die Rosettenhaken der Göllerchötteli (Göllerketten) eingehängt werden; denn die bekannten mehrfachen Silberketten, die von der Schulter bis etwas über die Hüften hängen und unter dem Arm durch bis oben zwischen die Schulterblätter reichen, schließen vorn und hinten jede mit Filigran-Rosetten. Die Ketten waren zur Zeit des alten Kostüms noch ziemlich einfach, nicht so viele an einem Ringe, und die Rosetten klein, etwa von $2\frac{1}{2}$ cm Durchmesser. Von den Seiten des Mieders gingen vorn abwärts gegen den Schnabel hin in einander



Sommerliches Sonntagskleid.

sich nähernden Linien zwei Reihen kleinerer Silberhafte mit Rosetten, die mit farbigen Schnüren kreuzweise verbunden wurden.

Ein fernerer großer Unterschied vom Stadtkleid war die Schürze, die von den Bäuerinnen, Mädchen und Frauen getragen und unter den Schnabel des Mieders hinaufgezogen wurde; sie bestand damals aus selbergmachtem rauhem Leinen, der ungebleichte weißliche Grund von roten und blauen feinen Längsstrichen durchzogen.



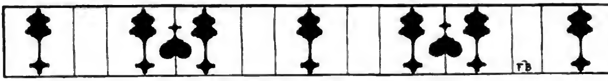
Sommerliches Sonntagskleid.

Die Farben des ganzen Kleides waren damals ziemlich bunt; das Mieder gelb mit rotem Brusteinsatz und breiten schwarzen Einfassungen aus Sammt, ebenso das Göller. Der Chittel (Rock) war dunkelblau mit roter Einfassung und der Zeit entsprechend viel kürzer als heute. Als Kopfbedeckung wurde das kokette, zierlich auf dem Kopfe sitzende Schwäbelhüeti von den Mädchen getragen, die Roßhaar-Kappe (Samt-Kappe, die nur das Hinterhaupt bedeckte und vorn das Gesicht mit steif aufstehenden spitzenartigen Flügeln aus Roßhaar umrahmte) war nach der bekannten Strophe im Emmenthalerliede von Schlosser Wiedmer den Frauen eigen:

„Roßhaarspitzli treit no d's Müeti,
Plötzlihose no der Alt;
D'Meitschi trage Schwäbelhüeti,
Chöpfli drunder grad wi gmalt.“

Mädchen trugen oft ihr Haar in zwei langen Zöpfen mit breiten Bändern durchflochten, die bis zum Saum des Rockes reichten.

Das war das Kleid für den Sommer; das Wintermieder hatte Ärmel und darüber wurde wenn nötig noch eine Jacke getragen; im Gegensatz zum Chittelbrüstli heißt das Wintermieder noch heute Tschööpli oder Chuttli.



Laubenornamente.

Zur Zeit des Empire wurde das Mieder auch von den Bernerinnen so kurz getragen, daß die Schürze gleich unter der Brust gebunden wurde, wenn man einem bemalten Stich aus jener Zeit glauben darf, der ein Dienstmädchen vom Lande in der Stadt darstellt: möglicherweise ahmten auch bloß die Dienstmädchen die städtische Mode in dieser Weise nach.

Daß ich diese längstvergangene Zeit in ihrer Kleidertracht so ausführlich beschrieben, hat seinen Grund darin, daß das Mieder, ds Chittelbrüstli und das Tschööpli sich in ihrer ausgesprochenen Form aus dem 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit herüber gerettet haben, mit einigen Modifikationen sogar das ganze Kleid — vielleicht mit der Appenzellertracht das einzige bekannte Kostüm, das in so augenfälliger Weise eine mehr als hundert Jahre zurückliegende große Epoche noch repräsentiert.

Von Modifikationen ist vor allem auffällig die Farbe, denn das Mieder wird heute fast bloß schwarz getragen; aus schwarzem Wollstoff oder aus gemustertem Samt, aus Seide gar, aber immer mit den breiten Samteinfassungen. Auch das Göller ist ganz aus schwarzem Samt und trägt als Schmuck nicht mehr jene farbigen Tucheinsätze, sondern meist bloß vorn auf beiden Seiten eine Stickerei aus Stahlperlen oder eine Filigranblume (ganz flach). Vorn am Halse, wo es geschlossen wird, sitzt eine Brosche, und manchmal hat das Göller nach unten noch einen schmalen Spitzenbesatz als Endigung über dem Hemd. Die Göllerchötteli sind mächtiger geworden und ebenso deren Hafte auf Brust und Rücken und die Schnürhafte vorn auf dem Mieder; besonders fallen letztere auf bei sehr reich geputzten Bauerntöchtern, wirken aber leicht protzig. Die silbernen Schnüre, welche in der Stadt bei nachgeahmten Kostümen immer zu sehen sind, sieht man weniger auf dem Lande und nicht bei jeder Gelegenheit. Der ganze Metallschmuck ist Silber in den meisten Fällen, auch bei den Reichsten ist höchstens die Uhrkette golden. Die Göllerchötteli sind aus ganz einfachen kreisrunden Gliedern von etwa 2 mm zusammengesetzt; die Hafte auf Brust, Rücken und Mieder sind alle, wie die dazu gehörende Brosche, aus kunstreich gearbeitetem Filigran und stellen gutstilisierte Blumen dar; sie haben fast lauter ländliche Silberarbeiter zu Verfertigern, bilden also ein echtes Stück Bauernkunst von bester Art.

Über das Hemd wird im Kapitel „Gewand" das Nötige gesagt; es gehört aber die Notiz hierher, daß das Bruststück, welches über dem Hemd befestigt wird und in dem Ausschnitt zwischen Göller und Chittelbrüstli zu Tage tritt, das Mänteli, oft eine feine Stickerei trägt, die von oben nach unten den obern Teil säumt. Das Mänteli ist überdies ein Stück, das in der alten Tracht, wo das bloße Hemd sichtbar war, nicht vorkam; es entstand vielleicht dadurch, daß, als die gestärkten weiten Ärmel aufkamen, auch die Hemdbrust gestärkt werden sollte, so aber unbequem zu tragen war, so daß man nun einfach das Hemd ungestärkt ließ und durch ein gestärktes Bruststück deckte.



Frau Wirtin.

Die Schürze ist heute bloß für Werktags noch von sälbergmachtem Leinen, Sonntags werden wollene oder seidene getragen; aber nur Leute von geringem Geschmack tragen sie in glaarigen (bunten, grellen) Farben; meist sind es zarte graue, grünliche oder andere gebrochene Töne.

Der Rock geht bis zum Fuß. Die Schwäbelhüeti, Roßhaarspitzli und Chappe sind verschwunden, man trifft allgemein bloß den Strohhut in etwas einfacherer Form; für kürzere Gänge über Feld gehen Mädchen und Frauen baarhäuptig.

Am Männerkleid ist kaum etwas mehr, was ihn vom Städter un-



Laubenornamente.

terscheidet, als der derbere, solidere Stoff (Halblein) und der etwas einfachere Schnitt. Bloß zwei Kleidungsstücke weiß ich, die noch künstlerischen Schmuck aufweisen: nämlich erstens der Mutz des Melkers (Abb. S. 285) mit den Puffärmeln, der, wie anderorts näher geschildert wird, seinem praktischen Bedürfnis seine zähe Existenz verdankt und Sonntags da und dort noch aus schwarzem Samt mit roter Einfassung zu sehen ist; wobei aber der echte Melker sich stets vorteilhaft von den Salon-Jodlern unterscheidet. Leider gibt es nämlich in unserer Zeit auch unter den Melkern wahre „Gigerl“, denen der alte hübsche Mutz nicht mehr schön genug ist und die ihn mit lächerlichem Zottel- und Trottelwerk und Silberschnüren verzieren lassen. Kommen dann dazu noch eine schiefe Gestalt und krumme Beine, so ist der „Bajaß“ fertig. Und zweitens das Uberhemmli aus blauem Leinen mit schwarzem genähtem Linienschmuck an der ganz schmalen Halseinfassung und dem Brusteinschnitt, über die Schultern hinunter bis zum Ärmel und als Saum um die seitlichen Öffnungen. Mühlekarrer tragen das Uberhemmli mit weißen Nähten. (Siehe Kapitel „Rauchen“.)

Daß aber auch Bauernbursche metallenen Schmuck nicht völlig entbehren wollen, beweisen die schweren Uhrketten, die man manchmal aus der Uhrtasche am Hosengürtel baumeln sieht und die den Uhrschlüssel tragen, der etwa mit einem braven silbernen Muni geschmückt ist. Es sollen zuletzt auch nicht ganz unerwähnt bleiben die Hauskäppli, Schilee, Hosenträger und Pantoffeln der Bauern, die sehr oft bunte Seiden- oder Wollenstickereien zeigen; sie sind wieder ein Zeugnis mehr, daß die Landleute nicht die trockenen Menschen sind, wofür sie leicht angesehen werden.

Leider ist auch die schöne, ernste Bernertracht nicht mehr so allgemein in Geltung, wie sie es verdiente; es tut einem leid zu sehen, daß auch hierin der Verkehr mit der Stadt auf die braven Landleute so starken Einfluß ausübt, daß er ihnen ihr ehrwürdiges Kleid verleidet. Und doch sollten die Leute stolz sein auf dieses prächtige Kleid, das in seiner gediegenen Einfachheit und Originalität allerorts bewundert wird, so daß selbst große Künstler anderer Kantone gern zur Bernertracht greifen, wenn sie eine recht charakteristische Darstellung der Schweiz als allegorische Figur machen wollen.

So ist die Kunst unseres emmenthalischen Bauernstandes von echter, guter Art: voll tiefer Empfindung und zugleich von eminent praktischer Anwendung; ich habe das oben versucht am Wohnhause des Bauern und an dem wichtigsten seiner Nebengebäude zu beweisen. Andere Gebäude wären wohl noch zu nennen gewesen, nämlich das Wirtshaus und vor allem die Kirche. Beide haben, wo sie noch in alter Urwüchsigkeit unverdorben erhalten sind, entschieden eigenen Charakter gegenüber ihren Stadtverwandten. Allerdings ist bei beiden der Charakter nicht so speziell bezeichnend für das Emmenthal, deshalb habe ich nicht eingehender darauf hingewiesen. Die Wirtshausschilder sind im ganzen Lande ungefähr gleichwertig und von ähnlichen Kunstformen; die schmiedeisernen Arme sind wie aller Eisenschmuck an den Häusern von städtischen Formen, aber die Wirtshauszeichen, die Bären, Löwen, Ochsen, Sterne u. s. w. zeigen etwas mehr ländliche Naivität; teils sind es freistehende Figuren aus Blech oder Holz, immer bemalt, teils sind es Tafeln mit oft hübsch geschnitzten Rahmen, in deren Füllung das Zeichen gemalt ist.



Im Uberhemmli.

Viel mehr ländliche Eigenart haben die Kirchen mit ihren weißen Mauern und dem so oft noch vorkommenden Schindeldach auf Schiff und Turm und dem leichten hölzernen Gebälk unter dem überaus schlanken, hohen, spitzen Helm. Natürlich gibt es Varianten genug; so haben ja die einander ganz nahen Gemeinden Sumiswald, Trachselwald, Rüderswil und Lützelflüh vier ganz verschiedene Turmhelme, nämlich die erste den Deutschherrenturm mit dem Satteldach aus Ziegeln, die zweite einen lustigen, ganz fremdartig (fast bayrisch) anmutenden Barokhelm aus Blech, die dritte den obengenannten Bernerhelm mit offenem Gebälk und Schindelhelm und die vierte (leider) einen neuen, ganz „gotischen“ Sandsteinturm und -Helm von fragwürdigen Bauformen. Es ist

da eine große Gefahr für unsere schönen Dorfkirchen: überall im Lande regt sich der Sinn für Kirchenbau und -Kunst; da und dort finden die braven Leute es nötig, zu erneuern, und in ihrer gediegenen Art opfern sie gerne Tausende, wo es gilt, solides Neues an Stelle von Baufälligem oder gar einer Flickerei zu setzen — sie zeigen damit ihr Ehrgefühl sowohl wie ihren Ernst und guten Willen. Nur leider geraten sie so leicht in unrechte Hände und lassen sich, wie ich es weiter oben schon mehrmals gezeigt, halbstädtische Sachen aufschwatzen, die sie im besten Glau-



Silberarbeiter.

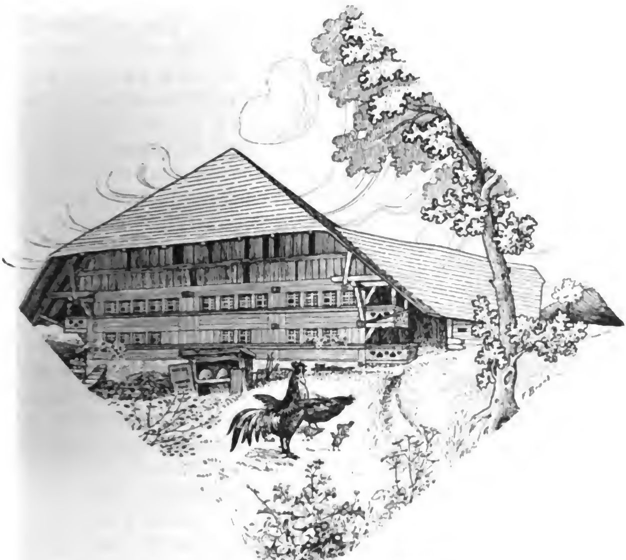
ben und Wohlmeinen als gut hinnehmen. So ist so manches prächtige Kunstwerk vernichtet und sind dafür mittelmäßige Bauwerke hergesetzt worden. Aber es ist doch wieder ein gesunderer Zug in diese Bautätigkeit gekommen; dafür zeugt die eben im Bau begriffene Kirche von Rötenbach und der vor kurzer Zeit vollendete Kirchturm von Münsingen, beide vorzüglich im alten Stil empfunden und erbaut.

Möge die Erkenntnis für das Kräftige und Gesunde und deshalb wirklich Harmonische, das in dieser Volkskunst liegt, mehr und mehr in der Stadt und vorab auf dem Lande selbst wieder gewürdigt und heilig gehalten werden!

Rudolf Münger.

Daheim.

Eh Gottlob, si mer ume daheime! Es ist doch alls nüüt gäge daheim! So die schrecklich weit gereiste Großmutter;[1] so die bäuerliche Sommerfrischlerin;[2] so der Landmann, der nach



Bifängli.

heißem und saurem Arbeitstage Rücken und Glieder streckt, den zu kurzem Schlaf die gütige Nacht mit ihren schwarzen Fittigen deckt.

Was ist gegen solche Ruhe nach des Tages Last das nächtliche Schwärmen auf Markt und Gasse, das mitternächtige Leben im Wirtshaus!

[1] Käthi 219 [2] UK. 316.

Hier kann sich einzig heimisch fühlen, wer aus traurig triftigen Gründen keinen Zug hat na daheime;[3] bei wem es heißen muß: Nume nid hei! nume nid hei i's alte Längizitihuus![4] und wem vor der Haustüre der schmerzliche Ruf entfährt: O Herr Jeses, iez mues i hei!

Nichts paßt eben zusammen wie Scholle und Schwelle; drum des Landmanns gleiche Vertrautheit mit beiden. Auf ihnen kann er ung'schiniert (sans gêne) und unbehindert seine ganze Persönlichkeit entfalten. Daher auch Bilderreden wie diese: „Will man sich zwingen lassen, oder will man zeigen, das[8] hie o no öpper daheim siig?[5] Daher die selbstbewußte Sprache dessen, der in wirklicher Not sich finden lassen darf und will: We's de Ärst ist, so ist de Bänz ó no daheime![6] Und sein Ansehen wird manches schief Geratene ins Richtige bringen. Denn er ist guet daheim! Das heißt nicht bloß: er lebt für seine Person und mit seiner Familie in glücklichen Umständen und in gut geordnetem Haushalt; denn unverdientes äußeres Glück braucht nicht damit verbunden zu sein. Hauptsache ist vielmehr: alter fleckenloser Ruf der Familie. Ohne Geld niene daheim[7] fühlt sich doch schließlich bloß einer, der vorher mit Geld überall in der Welt besser „daheim“ war als daheim: „daheime“ in hundert fremden Familien; daheim in soundso viel Sport und Allotria; ó daheime bei diesem lustigen Zeitvertreib — daheim nur nicht in seinem Hauswesen und Beruf. Es erinnert dies an die jenem Wirt gewidmete Nachrede, er habe sein Schild nur ausgehängt, um bei der Heimfahrt sein Haus nicht zu verfehlen, und man habe ihm zuzurufen gepflegt: gang emel de zuehe, we d' hei chunnst.

Übrigens kann auch ein ganz solider Jungbursche diesen Zuruf zu hören bekommen, wenn er seine Tänzerin nach deren Heim begleitet: mit Ei're hei geit,[8] um erst nachher sein eigenes Heim aufzusuchen, gäge hei, heime zue,[9] hei zue[10] z'gaa — froh, es eigets Hei z'haa oder eins zu wissen.

Der poetisch-ideale Gefühlswert dieses Hei[m][11] setzt sich fort in der Bildung „die Heimat“, prosaisiert sich hingegen in deren Abschleifung das Heimat. Beide Formen waren ursprünglich gleichbedeutend; „die Heymath“ steht z. B. 1787[12] für „Heimwesen“, und umgekehrt braucht noch Marie Walden in ihrem Buch „Aus der Heimat“[13] „das Heimet“

[3] Gs. SF. 1899, 82. [4] AB. 1, 165. [5] Käs. 185. [6] Ztgst. 2, 162. [7] Geldst. 11. [8] BSp. 115. [9] Gs. SF. 1899, 82. [10] EJogg. 1902. [11] Käthi 55, Hs. [12] ABB. B 69. [13] AdH. I., 4; 2 J. 168.

im Sinn von „Heimatland“. Heute ist das „Heimat“ bloß ein Heimwesen, gelegentlich sogar ein ganz kleines[14], es Heimatli.

Gerade ein solches aber kann dem Eigner beinahe wie ein persönliches Wesen, wie ein Sorgenkind ans Herz wachsen. So jenem „Schuldenbauer“[15], bei dem es angesichts eines verliederlichten Gutes heißt: „das Heimet kann mich übel erbarmen“. Es kann einem der Gegenstand größten Stolzes werden, selbst wenn er auf solch einem viel zu teuer gekauften oder gepachteten (empfangenen) Chueheimetli, Geisheimetli, Geißeheimetli, das höchstens eine Kuh oder einige Ziegen ernährt, zugrunde geht.[16] Drum hat für Berggegenden wie das Emmenthal als altes ausnahmsweises Notrecht, das übrigens heute aufs äußerste belastet ist, das so viel beredete[17] „Vorrecht des jüngsten Sohnes“ seine sehr vernünftigen Gründe. „Wenn man die Höfe vertheilen wollte, würden die Heimeth ermagern, und die Leute dazu.“[18]

Ist der Begriff des „Heimat“ ganz vorwiegend mit der Erinnerung an saure Arbeit, an Fleiß und Schweiß verknüpft, so ruht dagegen, mehr noch als auf der „Heimat“, der Duft stimmungsvoller Weihe auf dem Schweizerwort „heimelig“. Was ist doch o das „Heimelig!“[19] Diese Frage ist seit dem jüngern Wyß häufig genug zu beantworten gesucht worden.[20] Die ganze Tragweite des zur Not mit „heimatlich“[21] wiedergebbaren Wortes geht zunächst aus dem Gegensatz „uheimelig“ hervor. Hat man einmal die Seelenstimmung eines tiefgründig veranlagten jungen Mannes miterlebt, der, von Schuld und Schulden gedrückt, eine winterliche Sturmnacht in seiner der Zugluft ausgesetzten Stube auf eiskaltem Ofen mutterseelenallein verbringt:[22] Wie traulich da es heimeligs Stübli[23] (oder gar „Stubeli“), ein lieber Mensch mit uns,[24] wohl gar ein geistesverwandter Familienkreis um uns![25] Wo der den richtigen Hausgeist[26] schafft, da ruht das „Heimelig“ in jeder verborgenen Ecke, im unscheinbarsten Ding, im sonst gleichgültigsten Umstand: von den bereit gestellten Pantoffeln[27] vor dem Bette bis zum mit Liebe gepflegten altmodischen Gärtlein[28] vor dem Fenster.

Heimelig ist uns jeder Zustand, in welchem wir, in wohlig gefühltem Ebenmaß und Gleichgewicht unserer Kräfte, zu solcher Betätigung einer derselben übergehen, die uns gewohnt und angemessen ist, die uns liegt und auch ansteht, bei der wir uns in unserm Elemente wissen, wie der Fisch im Wasser.

---

[14] AB. 1, 86. [15] 169. [16] GG. 3, 24; SchM. 1, 36; UK. 137. [17] Vgl. z. B. Leuenberger, bern. Privatrecht. [18] GG. 3, 23. [19] AR. 1815, 220–2. [20] Z. B. Ott 1, 102–5. [21] Wyß i. AR. 1815, 222. [22] SchM. 2, 349. 370. [23] An AB. 129. [24] Notar 91. [25] AB. 2, 371. [26] Kurt 91. [27] Geldst. 191. [28] Gf. OB. 1902, 45.

Dazu gehört die Erfahrung oder Beobachtung, wie sehr es auch anders sein könne. Ein alter Moospeter[29] freut sich wie nie zuvor seines einsam heimeligen Lebens auf dem entlegenen Berghofe,[30] weil er soeben all den zeremoniösen Umständlichkeiten des schalen spießbürgerlichen Stadtlebens entronnen ist. Und der gegen Fremde so hinterhältige Bergbewohner öffnet ihnen Herz und Haus allmählich in dem Maße, wie sie sichtbar bestrebt sind, ihn in seiner gediegenen Urwüchsigkeit zu verstehen, zu schätzen und gelten zu lassen.

Wenn es dagegen sechs alten Vehfreudigern[31] bei einer mit angeschauten Prügelei so in die Fingerspitzen hinaus und in die unwillkürlich geballten Fäuste fährt, daß sie sich mit Himmelsgewalt in den Strudel hineingerissen sehen: wie ist ihnen auch das heimelig, und zwiefach heimelig! Denn das Klatschen der Schläge, das auf den Saiten ihrer Gemüter so viele Interferenzen zum Mitschwingen anregt, findet eine mächtige Resonanz in der Erinnerung, „wie es einst war".

„Wie mich das heimelet!"[32] So redet ein milder alter Herr, wie aus tiefem Sinnen erwachend, zum jungen Arzt am behaglich wärmenden Kamin. „So bin ich mit deinem Vater manchmal gesessen, und fast auf deine Weise verfocht er das gleiche Thema."

Zwei so grundverschiedene Arten der Erinnerung können auch in der einen und selben Menschenseele sich ablösen. Über den nämlichen handfesten Söldner, den in der alten Heimat zunächst „jedes Stuhlbein" aag'heimelet het,[33] goß nachher „einen stillen Frieden das unaussprechlich Heimelige, das aus jedem Zaun, aus jedem Hügel ihn anlächelte."[34]

Solch zeitweiliges Durchsonnen des eigenen Inneren, wie mitten in trauriger Gegenwart eine abgehetzte Schuldenbäuerin,[35] ein geknechteter Sohn,[36] eine daheim heimatlose Tochter[37] es üben, das bringt die wahre Heimeligi, welche in die fremdeste Fremde die Glückseligkeit der „wahren Heimat"[38] hineintragen kann. Es erteilt auch dem gemeinen Alltagsleben, diesem „brutalen Geschäft", in welchem Offenherzigkeit niemals hoch im Kurse steht, bei dem dazu Veranlagten jene durchgängige Höhe der Gesinnung, welche weder vor sich selbst, noch vor andern je etwas Unlauteres mas verheime[39]. Mit dieser goldlauteren Realität verschwistert sich der unverwüstliche Frohmut, dem jedes ge-

---

[29] Gf. SF. 1899, 82. [30] Ztgst. 2, 200. [31] Käs. 207. [32] AB. 2, 272; vgl. An AB. 119; An JR. 90. [33] BSp. 287. [34] Ebd.; vgl. SchM, 1, 186 ff. [35] Schuldb. 147. [36] SchM. 1, 80. [37] GG. 2, 140. [38] SchM. 2, 83. [39] Geldst. 188; AB. 1, 385. SchM. 2, 110. 124.

knickte und gedrückte, jedes unsichere und unzuversichtliche Wesen wider den Strich geht. Letzteres bezeichnet der Emmenthaler mit dem Worte behämsch. Wer durch Unglück oder auch Schuld an Körper und Seele gedrückt ist, führt e behämschi Spraach, ist oder redt eso behämsche[r]. Er het eso behämsch g'seit, ...

Siedelung.

Es chliis Wäseli [1] nennt die Bauernfamilie, die wir im Geiste von der Heuernte heim begleiten, ihr Haus und Heim, obwohl es den Vergleich mit einem Burewäse anderer Gegenden sehr wohl aushalten könnte. Wir haben es eben mit Leuten zu tun, die überhaupt mit und aus dem, was sie haben und sind und tun, kes Wäse mache. Sie sind damit zufrieden, daß sie mit Ehren Existenz und Haushalt weiter zu führen vermögen: daß si g'sii cheu, und bleiben bei alledem so frohmütig, daß sie bei einer der äußerst seltenen Gelegenheiten sich wieder einmal gütlich zu tun, das Aufbrechen immer noch ein Weilchen hinausschieben: iez wei mer no chlii sii! Solche Prägnanz dieses „sein", welches sich sonst bis zu einem entbehrlichen Hilfsverb entwertet hat und die klaffenden Lücken seines Paradigmas durch wesen (ich war, ich war gewesen, an- und abwesend) ergänzen muß, entspricht der Bedeutungsfülle des vorhin aufgeführten Dingworts „Wesen". Andere Sprachen entwerten ebenso andere Ausdrücke für „Siedelung", welchen wir im Gegenteil erhöhte Bedeutung zumessen. (Vgl. „bauen" im 6. Unterkapitel.) Dahin gehört auch si[ch] sädle, zunächst von Vögeln, insbesondere von Hühnern gesagt,[2] dann von aufgeregten Menschen, die sich beruhigen, schließlich von solchen, die „sich ansiedeln", „sich setzen".[3] Noch deutlicher ist diese Begriffserhöhung bei „wohnen". Die Grundbedeutung dieses Verbs: „sich's wohl sein lassen",[4] deutet auf vorübergehende Aufenthalte, die wir eher etwa mit „si[ch] (bi öppere) zuezieh"[5] wiedergeben. Regelmäßiger geschäftlicher Verkehr in einem Hause heißt zuehen u dänne gaa. „Es ist da no rächt es stiifs, freins Zuehen- u Dänne-Gaa." Als Einzelperson bei jemand wohnen: bi öpperen uus un ii gaa. „Wohnen" selbst hat unsere Mundart bloß der Schriftsprache entlehnt. Um so geläufiger ist ihr „die Wohnung" in den Wortformen di Wönig und das Wönigli. Um so reicher auch hat sie das zugehörige „gewöhnen" und „gewohnt"

---

[1] MW. 2 J., 167. [2] Vgl. „Nest" aus ni-sad = sich „niedersetzen", niederlassen. [3] SchM. 1, 55. [4] Vgl. Kluge 410. [5] Ger. Tw. (1789).

entwickelt. Die veraltende Form mit -ĕ- und -nn- hat transitiven Charakter. „Wie man Tauben (an den Schlag) gewennen soll, daß sie bleiben", lehrt unser Rezeptbuch.[6] So auch „muß man die Leute an das, was Brauch ist, gwenne".[7] Wir sagen in diesem Sinne noch: gwĕne, doch im Gefühl, daß auch diese Form veralte. Ein a d'Ornig gwĕne; ein gwene, das[8] er sich so und so beträgt. Die andere, uns allein gewohnt gebliebene gute alte Form mit -ă-, fordert zunächst neutrale Fügung im Mittelwort g'wănet. I wott mi Sach mache, wi n i ('s) gwanet bịị.[8] (Das fakultative „'s" ist noch leise fühlbarer Genitiv.) A d'Ruew ſi mer gwanet.[9] Die prädikative Verwendung kann auch in der Mundart attributiv werden: wi g'waneti Schwinger;[10] so ungwaneti Wiiber.[11] Es gwanet's Roß. Es ungwanets Fǖli (der Arbeit noch nicht gewohntes Füllen). Die Mundart kennt hier aber auch — in altertümlicher Fügungsart — eine sächliche Flexion des Prädikativs: Jä gäḷḷ, das tüecht di iezen ung'wans! Es wirt di^ch ungwans tüeche (auf dem Felde zu arbeiten).[12] Dieses „ungwans" ist ein wertvoller Rest des mhd. Beiworts ungewon, welchem auch ein — jetzt verlornes — positives gewon entsprach. Die flektierte Fügung rief aber weiter der Reflexivform ſi g'wăne. Dir wärdit Müej haa, ęch z'gwane[13] (an das beschränkte Heim). Mir hei n is nid g'wanet, witers z'gaa.[14] Mir hein is z'faſt zo de Schuḷde g'wanet.[15] — Merkwürdig ist eine vollständig durchkonjugierte Mischform zwischen prädikativer und reflexiver Fügung: i bi mi gwanet, du bist di, är ist si, mir sịn ịs, dir sịt ęch, si^e si^nd si^ch gwanet (das und das zu tun oder zu leiden). D'Lǖt ſị ſị so gwanet.[16] — Gewohnheit = Gwănhịt. Muest ịhm das nid naalaa, es git ịhm süſt e Gwanhit.

„Wohnen" und „gewöhnen" berühren sich immer noch in der gemeinsamen Beziehung auf das Bekömmliche, Zuträgliche. Für unser Klima ist dies in erster Linie dasselbe, was wir auch mit Schatten u Schärme bezeichnen. „Damit er Schatten und Schermen habe," weist 1794 die Gemeinde Lützelflüh einem unverschämten Brandbeschädigten einen Bauplatz an.[17] „Am Scherm und Schatten"[18] sein Mues und Brot verdienen zu können, erscheint begreiflich dem Ackersmann als beneidenswertes Los.[19] Unter schützendem Dach schärmet der vom Feld, von der Straße Heimkehrende „seine Sachen",[20] wie unter irgend einem — vielleicht bedenklichen[21] — Unterschlupf der vom Unwetter Überraschte

---

[6] RB. 111. [7] GG. 3, 43; Widm. 127. [8] MW. 2 J., 111. [9] Gelbst. 309. [10] Widm. 64. [11] MW. 2 J., 135. [12] BSp. 7. [13] MW. 2 J., 212. [14] Müll. LR. 40. [15] Ebd. 30. [16] Lischeb. 2. [17] ABB, C. 227. [18] BSp. 310. [19] Lischeb. 17. [20] Bsbinder 349. [21] BwM. 190.

zu schärme sucht (ohne Objekt wie „schirmen").[22] Beides gab Anlaß zu der bildlichen Rede: Er het si Sach am Schärme (hat „seine Schäfchen geschoren" oder „im Trockenen"), und: er bringt seine Person „an Schermen"[23] (vgl. a Schärme choo), z. B. durch eine Geldheirat. Vergeblich jedoch strebt nach solcher Versorgung der Pechvogel, der „Stöffel", dem der Löffel fehlt, wenn's Brei regnet. We's Glück rägnet, bist du am Schärme! — Gschärmeti Hüt ist die beständig durch Kleidung oder Bettzeug bedeckte Haut; gschärmeten Härd scharrt sich z. B. zum Bedecken der frisch gesteckten Bohnen das geschäftige Mütterchen eines kleinen Haushalts aus allen Winkeln unter dem Dach zusammen.

Ein gut deutsches Wort für das Schatten und Schirm gewährende Gebäude ist Hütte. In Lützelflüh aber ist sein Gebrauch merkwürdig beschränkt. Kaum daß ein Galgehüttli[24] (vgl. das Galgeli) als winziges Gütchen begegnet. In allzu ungemütlichem Andenken stehen eben — im Gebiet der berühmten Emmenthaler Bauernhäuser — die nun fast überall durch stattliche Neubauten verdrängten Schachehüttli mit zerbrochenen Scheiben in den kleinen trüben Fenstern, Zeugen der tiefsten Armut und Verkommenheit.[25] Die Hütte, das Hüttli ist uns der Inbegriff des Unwohnlichen. Sei's daß wir in spassig chinesenmäßiger Selbstheruntermachung einen in unsere Wohnung einladen: (chum e chlii) i d'Hütte! Sei's daß wir das Wort für ein bloß geschäftlichen Zwecken dienendes unscheinbares Gebäude brauchen: 's Bauhüttli, d'Brächhütte. Die Chäshütte alten Stils hat größtenteils der modern eingerichteten Käserei Platz gemacht. Hüttemeister und Hütteschriiber sind vielfach zum Präsidenten und Sekretär aufgerückt und stehen nicht mehr der Hütteg'mein, sondern der Aktionär- oder Lieferanten-Versammlung vor. In beredtem Schweigen treten nunmehr die lautlos eingesteckten Banknoten zurück vor dem Hüttegält früherer Tage, dessen Empfänger auch hätten prahlen können: „I chlingele mit dem Gält im Sack, Neuthaler u Dublone"[26]

Haus.

Den Namen „Hütte" verschmähen selbst die Wohnungen, welche, „umgää vo Fichte schlank", „a d' Felsewand" der Wanneflueh sich anlehnen und daher den Namen Fluehüsli[1] tragen. Sie erinnern

[22] UP. 59. [23] UK. 300. [24] Wh. Ack. Ws. Wd. [25] Fröhlich VI. [26] Kuhn.
[1] F. 5.

wenigstens mit ihrer Bezeichnung an die Fluehüsli im Lindenthal oberhalb Burgdorf,[2] ohne indes in malerischem Gesamteffekt irgendwie mit ihnen zu wetteifern. Um so mehr laden einzelne von ihnen, wie die hier (S. 175) abgebildeten, mit ihrer Umgebung zum Beschauen ein.

Übrigens liegt schon in der gewöhnlichen Verkleinerungsform Hü̦sli ein Verzicht auf das besondere Wertgefühl, das dagegen im traulichen „Hü̦seli"[3] und im „Hü̦si, so ganz allei^n im fründliche Revier"[4] liegt. Vgl. das „Schloßhüsi" bei der alten Burg Wartenstein, das „Metzgerhüsi" zu Walkringen, das „Brothüsi" bei Wimmis. Lützelflüh kennt kein „Hüsi" noch „Hüseli" als Träger von Eigennamen. Um so zahlreicher finden wir in dieser Funktion alle die „Hüsli", deren bloß oberflächliche Gesamt-Erwähnung den Unkundigen zu sehr schiefem abschätzigem Urteil verleiten könnte. (Vgl.: Er tuet, wi wenn die chli̦i̦nne Hüsli a̦lli si̦ni wäri.) Schon unser folgende knappe Überblick wird solchen irreführenden Eindruck modifizieren. — Da deuten auf die Lage: das Wa̦ld- oder Neuhüsli[5]; das Brü̦ü̦schhüsli: das Schulhaus von Lauterbach und ein benachbartes Gütchen neuern Datums; das Weidhüsli oder d'E̦llebe̥rgweid[6]; das Fuhrlihüsli (an der Emme). Im Chehrhüsli[7] an der Straßengabelung zu Goldbach blüht heute ein weitverzweigtes reiches Handelsgeschäft. Auf den bescheidenen Anfang deutet ein Posten in der Kirchenrechnung von 1662: „Vom Kerhüßli-schnider ein zinß 5 lb." Das Schmi̦dshuebhüsli ist heute eine Käserei. Das Neuhushü̦sli. — Auf einen zeitweiligen Besitzer deuten: Das Chü̦pfer-, das Sterchihüsli.[8] — Auf ehemaliges Gewerbe: das Tokter-[9] und das Schärhüsli[10]; das Spinnerhüsli = der Spinner; das Bu̦u̦chi-,[11] 'sTrääjjer-, das Chiener-,[12] Che̦lle-, Mu̦u̦rer-,[13] Teck-,[14] Glaserhü̦sli[15] (oder Schöönebu̦eche). — Niederlagen: das Bohnehüsli,[16] etwa als „oberes" vom undere (dem Miethäuschen) unterschieden. — Auf geflügelte Nachbarschaft weisen: das Hüenner-[17] und das Schnäpfehüsli (vgl. Schnäpfe-Näst).

Einem solchen „Hüsli" stellt sich nun in Lauterbach gegenüber: das Großhuus,[18] heute fast ein kleiner Weiler. Aber mehr: Aus dem alten Großhuus wuchs wieder hervor das Großhuus-Neuhuus.[19]

---

[2] Vgl. Wyß j. AR. 1812, 200—19 mit Abbildungen. [3] Müll. LR. 18. 29. [4] Ott 1, 80. [5] Wh. Ack. 31, 32; ohne Wald. [6] WK. Ack. Ws. Wd. 321, E5. [7] 2 Whh. Magazin, Obstgarten, Ack. Rain Wd. 140, 21, F. 5. [8] 2 Whh. schon 1783. [9] L. 3. [10] Wh. Schmiede, Ack. Ws. Wd. 61. [11] Wh. 14. [12] Wh. Ack. Ws. Wd. 200, L. 1. [13] Wh. Wst. Ack. Ws. Wd. 1079; L. 2. [14] Wh. Ack. Wd. 133; L. 3. [15] Wh. Sp. Ack. Ws. Wd. 402. [16] Wh. Sp. Ack. Ws. Wd. 455, 62. [17] G. 37. [18] 2 Whh. Sp. Schmittli, Ack. Ws. Wd. 2228. [19] Wh. Ack. Ws. Wd. 519, 74.

Bei Waldhaus stehen **sich** gegenüber: das ober[20] und das under Neuhuus.[21] Das **Neuhuus** beim Bisang und das in Lauterbach.[22] Neuhuus ist auch in **Lützelflüh** ein zahlreiches Burgergeschlecht. Fernere „Neuhuus" sind: das Düür-, das Schufelbüel-,[23] das Saarbe-[24] Neuhuus. — Bei **bezw. zu** Niederschaufelbühl: das Niderhuus.[25] — Das von sonniger **Höhe** am Waldrand so lustig ins Tal herniederschauende Walthushüsli verdeutlicht uns den Ursprung des heute so stattlichen Dörfchens Walthuus (1257 „Walthus",[26] „Waldhaus").



Zwei der „Fluehüsli" an der Wannenfluh.

Dasselbe zählte 1783: 7 Häuser, 11 Speicher, 8 Nebengebäude. Dem weitläufigen und blühenden Grundbesitz, wozu auch Alprechte in Sumiswald und Wasserrechte in Hasli gehören, entspricht die in vielem modern ausgestattete Käserei, die neue Hydranten- und wohl auch bald

[20] Wh. Whchen, Sp. Hh. Wd. 772, 94. [21] Wh., Chalet mit Sommerwirtschaft, Trinkhalle mit Wintergarten, Wst., Hh. (malerisch neu aufgestellt und aufgefrischt), Sp., Gartenhaus, 2 Treibhäuser, Häuschen für Bereitung kaltflüssigen Baumwachses, 2 Schöpfe; 1178,17 ha; 1783: 1 Haus, 1 Speicher, 1 Holzhaus. Den Umschwung dieses Weilers bildet eine von Jahr zu Jahr ausgedehntere Handelsgärtnerei und Baumschule. [22] Wh. Wst. Spritzenhaus, Ack. Ws, Wd. 1873. [23] Wh. Wst. Sp. Ack. Ws. Wd. 2262. [24] Wh. Wst. Sp. Oh. Sch. Ack. Ws. Wd. 2177. [25] Wh. Wst. Sp. Ack. Ws. 1839, 81. [26] Fontes 2, 459.

eine Elektrizitäts-Anlage. Um den Ort gruppieren sich: der Walthusbärg, der Walthusgrabe, die Walthus-Achere (Äcker). — An der Emme, unweit Goldbach, bei der Farb- oder Guulhuus-Brügg, steht das Guulhuus[27] („Gohlhaus"). — Nach zeitweiligen Besitzern ist benannt: Eggimaa's Huus (1783: „zwei kleine Häuser im Boden"). Das Bichselhuus zu Niederschaufelbühl.[28]

„In meinem Hause!" „Es kam mir vor, als gebiete ich über eine halbe Welt; und viel fester als sonst trat ich auf und freute mich gar sehr, wenn es im ganzen Hause tönte."[29] So der Inhaber einer Lehrerwohnung, wie die Schul-Misère vor hundert Jahren sie ihm als Besoldungsanteil zuwies. Es ist dies ein Beispiel, wi der Mönsch d's Huus macht grad eben, wenn er nicht hochtrabend „ein Haus zu machen"[30] (to make a house) beansprucht. In der Art und Weise aber, wie die Instandhaltung der Wohnung Charakter[31] und Gemütsart[32] des Bewohners abprägt, zeigt sich auch umgekehrt, wi 's Huus der Mönsch macht. „I weis, was es Huus vermaa!" „In einem andern Hause wäre ich (erziehungslos Gebliebene) auch anders geworden."[33] So die edle Tochter, deren Elternhaus im Charakter ihres Vaters auch „ein schwarz Geheimniß, ein schaurig Rätsel"[34] barg. Denn „das Haus ist des Menschen weiterer Leib, ist der Zeuge seiner Seele".[35] D's Huus ist d' Würze vo allem[36]: des gesamten Berufs- und öffentlichen Lebens. Drum: „Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland."[37] So lautet der echt Bitzianische Spruch als Zier des Pfarrhauses Murten, wo unser Dichter geboren ist.

Drum aber auch die Wehmut, mit welcher da und dort eine in glücklichen Verhältnissen aufgewachsene Bauerntochter später der Heimat gedenkt, in der jetzt andre hausen: „Bin alben e wärti Tochter gsii in üsem Huus — cha nümme drii!" Da mag ihr etwa zumute sein, wie einer abgebrannten Familie auf einsamer Bergeshöhe, die auch im Versicherungszeitalter mit ihrem Haus oder Häuschen Unersetzbares verloren hat.

Wie ermißt sich hieraus das Unselige des Beginnens, „von Hause zu schlagen!"[28] Wär vo Huus gschlage het, betritt Stufe um Stufe als Vernachlässiger seines Berufs,[39] als Trunkenbold,[40] als Landstreicher, als Verbrecher die abschüssige Bahn des verlornen Menschen. Denn „wenn einer von Haus schlägt, so schlägt er auch von Gott"[41] und gibt sein

[27] Wh. Sp. Ack. Ws. 163. [28] Wh. Ack. Ws. Wd. 671, 31. [29] SchM. 1,192. [30] Ball 71. [31] Schuldb. 398. [32] Strafe 171. [33] GG. 3, 169. [34] Strafe 171. [35] SchM. 2, 370 (lies die ganze schöne Stelle). [36] GG. 3, 142. [37] Schwzr. 322. [38] MW. 2 J., 270; UP. 231. [39] ebd. [40] BSp. 5. [41] Ztgst. 1, 177.



Huslüt.

Besseres selbst auf in jener Treulosigkeit, die mit dem ominösen dervogschlaa bezeichnet wird. Es gschlaat eini vom Maa, vo de Chinde, „von Arbeit und Nest",[42] wie der liederliche Zeisig, der seine Brut im Stiche läßt, dervo g'schlaat.

Doch, mir wei es Huus wįterš, d. h. gehen wir zu einem andern Gegenstand über.

Wie sehr uns das Haus im Vordergrund der Phantasie steht, zeigen Wortbildungen für allerlei Gehäuse, Behälter wie: Zįthüsli (Wanduhrgehäuse), Saņdhüsli (Streusandbüchse), Tintehüsli[43] (Tintenfaß). — Es Reedhųųs ist nicht bloß der jederzeit mundbereite Redner, sondern im Emmenthal auch der Schwätzer, dem man im Oberhasli „Mauldiarrhöe" zuschreibt. Der juckende Abszeß am Zahnfleisch, in welchem ein bohrender Wurm zu hausen scheint, ist es Wurmhuus. In es Ziterhuus hat man den „Zitherus", die flechtenartig sich abschelfernden Gesichtsstellen, verwandelt. —

Einfach als Hüsli — wie auch als „Oberstübli" — erscheint die Hirnschale bezw. das Gehirn und dessen normale Funktion. Er ist us em Hüsli use, vorš Hüsli use grate.[44]

Noch elementarer als die Hüsli im Kinderspiel (vgl. Hüseli baue) sind die durch Gewebeart oder Farbe im blau- oder rotweißen Tuch sich abhebenden kleinen Quadrate. „1 Költschziehen mit kleinen Häusli" (1793).[45] „Es ghüslets Hauptechüssi."[46]

Hųųsi die wo Hüser hei, mir wohne im Stock! Dies Wortspiel, ein Produkt humoristischen Anflugs, dient der Bedeutsamkeit des Wortes „huuse" zu einer guten Folie.

Huuseⁿ ist zunächst soviel wie hųshaa (haushalten),[47] oder auch hųsiere in diesem besondern Sinn, gleich dem humoristisch derben hųsaste, entstellt aus „hushaste", vgl. „Hųsghast" (Haushalt).[47a]

„Er habe nie mit seiner Frau gehauset."[48] Das geschäftige Hin und Her in Küche und Stube kehrt am Haushalten gerne das Geräuschvolle, Lärmende, Ungestüme hervor: Vom Ungewitter, Hagelwetter: Dás het ghuuset! wüest ghuuset! (Wenn man Kanonen losbrennt) „de ma's ech schlaa und huse!"[49] „Es husi schützlig mit dem" auf dem Sterbebett vom bösen Gewissen Gefolterten.[50] — Die Tochter hausierte draußen (ums Haus) herum, während die Mutter das Abendessen rüstete.[51] Die unwillig gestimmte Frau „hausierte drinnen etwas unsäuberlich" (unsanft).[52] Als die Mutter eine Zeit lang gehaushastet

[42] Heiri 39. [43] SchM. 1, 70. [44] BSp. 221; Ztgst. 2, 185. [45] Ger. Tw. [46] AB. 1, 162. [47] MW. 2 J. 180. [47a] Schweiz. Jd. 2, 1763 f. [48] Ger. Tw. (1793); vgl. GG. 1, 35. [49] Wyß ä. AR. 1813, 246. [50] MM. 2 J. 209. [51] Michel 232. [52] BSp. 164.

hatte . . .[53] Wirklich liegt in solchem hüsaste bisweilen ein „hasten", wie denn auch bei der drolligen Übertragung d' Hushaltig schütte an das kräftige Schütteln des Heus bei trübem Wetter gedacht wird. Der Ausdruck huuse birgt im Grunde schon von selbst den prägnanten Sinn des Vorteil einbringenden oder doch einen grünen Zweig erstrebenden Haushaltens. Kann irgend etwas die Leute euch gewinnen, so ist's, wenn ihr „huset und arbeitet".[54] Vgl. schaffe u huuse als humoristische Deutung des nahegelegenen Orts Schaff(h)üse. Die Prägnanz kann aber durch ein ausdrückliches guet[55] ersetzt werden, was wieder einem gegensätzlichen schlecht huuse ruft. Der Sinn „Geld vor sich bringen", füürbringe, füürertsi bringe kann bis zur Bedeutung des Rackerns[56] führen.

„Das Hüsli laßt ausbauen, dann hüselet fort, ungefähr wie bisher."[57] „I weiß o Lüt, si heis mit Hüsele u Spare sei e chlii wit 'bracht."[58] Öppis erhuuse[59]; zsämehüsele[60]; füürhuuse. (Mit solcher Wirtschaftsweise) hätt me glii (bald) uusghuuset![61] — Zrugg huuse. Verhuuse: mit unrichtigem Haushalten durchbringen.[62]

Hüslig = haushälterisch.[63] Huslig u wärchbar (arbeitsam): Hauptcharakter der richtigen Bäuerin. Huslig ist aber auch zurückhaltender Ausdruck für geizig, filzig, „schäbig".[64] — Die Hüsligi: haushälterischer Sinn.[65]

Behausung.

Zur Besoldung z. B. eines Lehrers auf dem Lande gehört in der Regel auch freie Wohnung oder Bhüsig.[1] Meistenteils jedoch bedeutet die Bhusig: Mietswohnung.[2] Zur Miete wohnen: z'Huus sii. „Er isch umen e Ghusme, er isch ume z'Hus!"[3] So können dummstolze Besitzer selbst bei großer eigener Not um so eher sprechen, da wirklich auf dem Lande z'Huus sii noch größtenteils[4] mit Vermögenslosigkeit verbunden ist. Viel seltener jedoch mit Armut. Die meisten Mietverträge gestalten sich in Lützelflüh derart, daß neben der Wohnung auch Ackerland für den Hausbedarf an Kartoffeln und Gemüse, sowie zur Haltung von 1—2 Ziegen, und Abfallholz im Wald zur Befeuerung angewiesen wird. Ja, „dieser oder jener Ghusmann mästet sich sein Schweinchen."[5]

[53] Land 37; vgl. GG. 2, 27. [54] SchM. 1, 393. [55] Christen 190. [56] BSp. 52. [57] Barthli 66. [58] Müll. LK. 31. [59] N'schwander 17. [60] UK. 389. [61] MM. Mg. 276. [62] AB. 1, 399. [63] Barthli 48. [64] SchM. 2, 353. [65] UK. 109; MW. Anna 244.

[1] SchM. 2, 357. [2] Vögelein 139. [3] SchM. 1, 55. [4] Wass. 59, 80; Dursli 207. [5] Gf. SF. 1902, 213.

Oft steht dieser G'hụ̈sme (Mieter) oder dessen Frau (Hụ̈sfrau),[6] auch etwa ein Sohn oder eine Tochter desselben im Dienste des Vermieters. — Letzterer heißt in seinem Verhältnis zum Mieter der Pụụr, Hụ̈spụụr. Ist hier die Benennung unzweideutig und klar, so kann dagegen die Frau des Vermieters, die Hụspụ̈ụ̈ri, mit der Frau des Mieters auch die Bezeichnung Hụsfrau[7] gemein haben.

Durch solche Arbeitsleistung wird ein großer Teil oder selbst der ganze Betrag des Mietgeldes oder Hauszinses (Hụszeis) abverdient, und manch ein Schuldenbäuerlein würde heimlich gerne, wen" es ume zrugg chönnt, sein Schicksal an dasjenige solcher Hụ̈slụ̈t (Mietsleute) tauschen. Zudem ist das Verhältnis der letztern zu 's Hụ̈spụ̈re, 's Pụ̈re in der Regel ein durchaus freundliches, ja da und dort herzliches. Von selbst bringt die instinktive Politik es mit sich, daß nicht so bald „'s Ghusme's Frau gschịịder sịị wott weder d's Bure Frau";[8] und anderseits müßte es schon ein weit und breit verschrieener Mietsherr sein, der dem Mieter „ke Sprịịße Holz zur Behausung" gäbe,[9] oder gar in unverschuldeter Not ihn auf die Gasse setzte.[10] Das Element des Zusammenlebens ist vielmehr gegenseitige Teilnahme an Freud und Leid, Aushilfe und Botendienste in Krankheit und Unglücksfällen. Schwerlich schlägt je ein Huspuur seinem Ghusme eine Patenschaft ab,[11] und kein Ghusme wird zur Leichenfeier einzuladen vergessen.[12]

Bauen.

Zu den hiervor erörterten Siedelungs-Wörtern „sein", „wesen", „wohnen" rc. gehört auch das hier eigens behandelte „bauen". Schon der Umstand, daß es (in „bin", „bist")[1] die Konjugations-Lücken von „sein" ersetzt, macht uns noch heute seine Urbedeutung „sich ansiedeln", „wohnen", „bewohnen" durchsichtig. Mit diesem Begriff aber verbindet das Wort ohne weiteres den der Feldbestellung, des berufsmäßigen Landbaus, welcher mhd. einfach „der" und „das" bû heißt. Wie man also nach alter Sprache den Boden, den zum Niederlaß bekommenen Fleck Erde „baut", d. h. zur Ermöglichung seiner Existenz einrichtet, so „baut" man im Einzelnen Gewächse zur Lebensfristung („Pflanzenbau", „Kleebau" u. dgl.), und nicht anders „baut" der Mensch seine Wohnung, wie der Vogel sein Nest, das Wildtier sein Lager. So hieß denn auch mit einer

---

[6] BSp. 93; vgl. MW. 2 J., 155. [7] MW. BK. 13. [8] BSp. 93. [9] Vögelein 139. [10] Ott 1, 19; vgl. Käthi 170 ff. [11] SchM. 2, 140. [12] Jgst. 2, 49.

[1] Aus bu-im rc.; vgl. lat. fu-i = je fus (ich war), gr. phy-sis = das „Wesen" der Dinge, die Natur.

und derselben Wortform „der bûr" 1. das Haus[2], 2. der Bauer, „der Pụụr". (Vgl. „Bätbuur", „Bätber", „Bäpper", Bethäuschen).

Schon diese spärlichen Streiflichter zeigen, wie unmittelbar mit der gesamten Pụrerei auch die Bauerei zusammenhängt. Wo nicht „die Axt im Haus erspart den Zimmermann", hat letzterer auf großem Gehöfte fast jahraus jahrein Arbeit.

Heute mehr als je. Ein Gut, das vor vierzig Jahren seine drei Kühlein nährte, hat bei gleicher Ausdehnung heute zehn Simmenthalerkühe neben drei Pferden an der Krippe stehen. Und das auf hochgelegener, steiler, vielfach schattiger Bergeshalde.

Schritt für Schritt mit solcher Ertragsäufnung „wachsen die Räume, es dehnt sich das Haus." Die Schwierigkeiten aber, welche die Beschaffenheit des Geländes der Ausdehnung entgegensetzt, die Nötigung, in jedem Einzelfall durch neue Mittel und neue Auswege sich mit der gegebenen Sachlage abzufinden, bilden ein erstes Moment, das jeden Bauer halb oder ganz zum Zimmermann, und den ländlichen Zimmermeister zu seinem Berater und Freunde macht. Die abenteuerliche abstruse Gestalt aber, welche die bloße praktische Brauchbarkeit so mancher Bauerei erteilen müßte, widerstreitet der Anforderung an ein stattliches, die Hablichkeit und Solidität wiederspiegelndes Aussehen. Was der Emmenthaler baut, mues e Fassoon (façon) haa, mues e Gattig mache. Wenn schon das Stallwerk und das Vorratshaus, wie dann erst das Wohngebäude, das überhaupt der lichtdurstige und der menschenhungrige Süddeutsche an die Sonne und an die Straße zu stellen liebt![3] Dies Moment machte die Emmenthaler auf ihren zerstreuten Berghöfen, die ihnen Haus und Heim, Wirtshaus und Theater, Badefahrt und Sommerfrische zumal sein und ersetzen müssen, zu gebornen Bau-Ästhetikern.

Überall also gewahrst du diese ebenso originellen wie gefälligen, das Haus keineswegs wie anderwärts so häßlich verunstaltenden Aahäichine. Der Bauer hat wieder hinderaag'häicht, d. h. am Scheuerwerk Dach und Fach vergrößert. Erst wenn es hiermit für einstweilen seine Richtigkeit hat, denkt er auch an die zeitweilig nötige Auffrischung des Wohngebäudes. Zunächst pflegt es bei dem Holz- und zwar Ständer-Bau, an welchen der Emmenthaler früher gänzlich gewiesen war und heute noch meistenteils gewiesen ist, a der Wättersịte mit ihrem Fensterwerk zu fehlen. Da fragt sich jedesmal, ob auch jetzt noch ein Neubau sich durch ein bloßes Uṇderzịeh ersetzen lasse.[4]

---

[2] Erst die neuere Sprache hat „das (Vogel-) Bauer" heraus differenziert. Zu Frei-Schnorfs nhd. Gramm. ^{14}20 f. [3] „Stauffachers Haus verbirgt sich nicht!" usw. Vgl. dagegen das niedersächsische Haus. [4] Barthli 25; AB. 2, 159; Waff. 57.

„Uṇderzieh“ ist im Grunde bloß: Ersetzen des morsch gewordenen Uṇderzugs (s. „Aus- und Einbau“) durch ein neues Gebälk. Da jedoch in der Regel damit die Erneuerung der Außenwände verbunden werden muß, ist der Ausdruck mit „'s Stubewärch erneuere“ identisch geworden. Erstreckt die Erneuerung sich bis unter das Dach, so spricht man von uṇderefünke (fünke ist stopfen), und die der „Ufrichti“ ähnliche, nur bescheidenere häusliche Feier zum Abschluß dieses Werkes ist eine Uṇderefünkete.

Oft genug aber muß der zu Rate gezogene Zimmermeister erklären: Solche bloße Auffrischung gääb numen es Blätzwärch, für welches d's Gäḷt i Dräck use gheit wär.

Also i d'Häṇd gspeut, u 'bauet! — Freilich, wi mäṇ'ge het si scho z'tood 'bauet![5] Der Naar bauet, der Gschịịd chauft. So und anders spricht sich die bekannte Erfahrung aus, wie wenig Voranschlag und Kosten, Gedachtes und Erreichtes bisweilen stimmen. Besonders wenn (nach ehemaliger, nun beinahe ganz verwischter Unterscheidung) der Eigentümer bloß het 'baue", d. h. sich als Bauherr geriert hat, und nicht auch in kundiger und fleißiger Mitbetätigung het 'bauet.[6]

Wie leicht und ohne solche „Irr- und Mißrechnung“ kam ehedem ein Baubedürftiger zu einem Haus!

In blühender Sprache berichtet uns Pfarrer Ris in Trachselwald 1772:[7] „Da die Wohnungen und Gebäude im Emmenthal ganz hölzern sind, so kan in kurzer Zeit ein großes Hause aufgebauen und wohnbar gemachet werden. Auch können an keinem andern Orth Häuser, sonderlich von Ohnbemittelten, mit geringern Kosten gebauen werden. Wer ein Haus bauen will und nicht Waldungen hat, der ersuchet jeden benachbarten und bekannten Waldbesitzer um ein Fuder Bauholz, und sehr selten wirt die Bitte abgeschlagen. Auf einen bestimmten Wintertag, wo guter Schlittweg ist, stellt Mann Holzfuhr an, und im Bedarfsfall noch eine andere. Die Fuhrleüth werden nach Vermögen mit einer Mahlzeit bewirthet. Nachhere im Frühling kommen die Benachbarten in großer Anzahl und helffen in der Zimmerarbeith, die auch ein jeglicher Bauernknecht so viel verstehet, daß ihn der Zimmermeister nutzlich brauchen kan. Die derart Mithelfenden bringen Brodt, Milch, Anken, gedörtes Obst, geräuchert Fleisch oder andere Speisen, und jeglicher mehr als er zu seiner Mittagsmahlzeit brauchet, indeme sie zu Morgen und

[5] Ztgst. 1, 14. [6] Ohne solche Bedeutungsdifferenz sagte das literarische Mhd. neben gewöhnlichem „gebûwen“, „gebouwen“, auch „gebouwet“. [7] Öf. Q. 10, 2, 46 ff. Auch in diesem Zitat stehen abkürzende Übergänge ohne Gänsefüßchen.

Abendts daheimb speisen. So ist der Kosten nicht groß ein Haus zu bauen. — Wann das Haus aufgerichtet ist, so schenken die Benachbarte entweder auß eigener Bewegung oder Erbetten, der einte ein Fenster, der andere ein Haus-, Stuben- oder Keller-Thür mit voller Beschlecht, der tritte bringet ein Geschenk an Gelt oder anderen Sachen, und auch die Schindlen zur Dachung werden den Ohnbemittleten von den Nachbaren geschenket; so daß viele Hausarme vielleicht mehr durch Geschenke erworben, als sie das ganze Gebäuw gekostet hatt."

Was hier unser Trachselwalder Herodot zur Charakteristik emmenthalischer „Gemühtsart" erzählt, wird noch durch die Erinnerungen älterer Jetztlebender vollauf bestätigt. Unverschuldet Abgebrannte, zumal durch Blitzschlag Geschädigte erhielten mehr als sie verloren, und noch zur Stunde zeugt z. B. ein Haus bei Neuegg durch die Ungleichartigkeit von Tür und Fenster von der einst üblichen Schenkung ganzer Bauteile. Anderwärts erblickst du noch alte Glasscheiben mit eingeätztem Namen nnd Wappen des Gebers. Erhöhte Anforderungen an die heutige Bautechnik konzentrieren solche freiwillige Leistungen auf die Lieferungen und Fuhrungen von Tannen auf den Bauplatz: die Fuehrige. Solcher Schenkungen erfreut sich im Zeitalter der Gebäude-Versicherung Reich und Arm in gleicher Weise. Der soziale Unterschied gleicht sich dadurch aus, daß der Unbemittelte nach Verabreichung einer einfachen Erfrischung des üblichen opulenten Fuehrig-Mahls, ebenfalls auch Fuehrig geheißen, als enthoben gilt.

Der Unterbau.

Verfolgen wir nun, unter rascher Vergegenwärtigung einer langen und schweren Arbeit, auf einem Bauplatz das Entstehen eines Hauses. Den Anfang macht das Profiile: das Ausstecken der Profilstangen. Das Aussehen derselben erklärt den Hohn auf den Besitzer eines gänzlich abgemagerten, weil schlecht gehaltenen Haustieres: Er wott schiin's e Hund (oder es Roß u. dgl.) haa; er het emel afe „profiilet". Zur Sicherung gegen Windfall werden die Profile, gleich dem Balkengerüst des Aufbaus, durch hiezu dienliche Bretter, welche Gglääne (Einzahl: die Gglääne) heißen, verstrebt oder vergglääṇet. Die eilig erstellte Báragge (baraque) birgt Geräte und Materialien zum Chäller gräbe, Brüggstock uffsetze, fundamänte. Feldsteine, Rohsteine aus Emme oder Grüne, früher auch Überreste ruinierter Schlösser wie Brandis, werden herangefahren. Denn auch bei uns mues me mit dene Steine muure wo me het. Wer das aber (buch-

stäblich und bildlich) versteht, kann damit auch Gält verdiene wie Steine oder Stei („wie Bach“). Auch das Sand, von dessen grobkörniger Masse der Boden der Emme grịslet ist wie die rịseligi Hand eines Fiebernden, darf nicht fehlen. Ebenso muß der Bauende gleich dem Wegmeister „in der Kiesgrube“ (Griengruebe) auch bildlich ịịs Grien grüstet haa, d. h. auf alles was kommen mag, vorbereitet sein, selbst wenn es Verderben drohend hieße: uf ihn mit Grien! über ihn her!

Zur Verarbeitung dieses Rohmaterials nun braucht der Maurer Kalk und Zement. Zum Binden des Mörtels — Pflasters — braucht er den ebenfalls von der Emme gelieferten Chaḷch. Derselbe wurde ehemals von den Baubedürftigen an Ort und Stelle selber gebrannt.[1] Darauf deuten Ortsnamen wie die Chaḷchmätt zu Brandis und Lauperswil, wie die verschiedenen „Chäḷchöfe“ zu Sumiswald, auch am Ende und Anfang des Rüegsau-Tales. An letzterer Stelle bildet die Bahnstation Hasli-Rüegsau den Mittelpunkt des äußerst schmucken Dörfchens „Chaḷchofe“. — Du hest no viil ung'löschne Chaḷch in dẹr: du verfügst trotz deiner vorgerückten Jahre noch über ein hohes Maß geistiger Spannkraft, die nach Auslösung verlangt. (Der „chaux vive“ entsprach ehedem „lebendiger Kalk“.)[2] Er ist e Chaḷchi, er chaḷchet nume, er verchaḷchet aḷḷs: 1. beschmiert alles, was er mit seinen kalkbedeckten Händen und Kleidern berührt; 2. geht mit allem ihm Anvertrauten ohne richtiges Verständnis, Sorgfalt und Delikatesse um.

An die Stelle des alten Mụụre ist aber heute fast durchwegs die selbst vom Nichtfachmann geübte Kunst des Zementbaus — zimänte — getreten. Jeder weiß seine Härte zu schätzen, die auch zur Benennung eines eigensinnigen Querkopfs als Zimäntgriṇd geführt hat; und die Fortschritte in der Herstellung dieses Baustoffs dringen so rasch durch, daß heute ein Maurer, dem ein rasch wirkender Branntwein lieb ist, es Glesli Schnäḷḷziehende“ verlangt. — Besonders das von Ammoniak und Salpeter so rasch durchsetzte hölzerne Stallwerk wird durch Zement verdrängt; die alten Eckpfosten desselben (Nịckstụ̈ụ̈d), einst als Gegenstand ächten Bauernstolzes aus kerzengeraden, bis unter das Dach reichenden Haag-Eiche erstellt, werden heute ebenfalls durch Zemẹnt, oder aber durch eine wie das Stallwerk „hohe Säule“ aus Solothurnerstei[3] oder Geißbärger[4] ersetzt. Sandsteinquadern, aus Oberburg geholt, treten heute da ein, wo, wie an einem alten Brandis-Turm, bloß Tuffstücke[5] (Duftsteine, wie Tuffsand, Dụft),

[1] Eggiw. 121. [2] RB. 46. [3] AB. 2, 194. [4] SchM. 1, 57; Marchverbal 10. [5] ABB. A.

ja, wie für dortige Gartenmauern[6], nur „Gallensteine“ (Galle) verwendet wurden.

Den Abschluß des Mauerwerks bildet die Fäse (la face: das aus dem Boden emporragende, nach außen sauber behauene „Gesicht“ der Aufmauerung). Dieselbe wird mit der Setzwag oder Bleiwage auf deren schön wagrechte — bleirächti — Lage geprüft: ab'bleiet. Befriedigt das Ergebnis und stimmen die Maße zum „G'schwell“, so darf nun der Holzaufbau aufgesetzt werden: der Ständerbau des alten Bauernhauses, oder das Riegelwerk, Riegwerk — 's g'riget Huus unserer holzärmeren Zeit.[7]

Auf dem Zimmerplatz.

Begeben wir uns jetzt in Begleit eines Zimmermeisters[1] und eines Schreiners[2] auf den Zimmerplatz, wo das Gerippe des Holzbaus in seinen Einzelteilen zugerüstet wird.

An mächtigem Haufen liegen hier die Fuehr-Tanne abgelagert. Der Rinde hat man die zur Winterszeit gefällten Bäume bereits im Mai im Walde selbst entkleidet: mi het se g'schunte oder, gewählter ausgedrückt: g'mejjet. Zur Behauung nun wird Stamm um Stamm mittelst Hebewinden — Windeⁿ — auf Zimmerböck gehoben. Die lange schmale Voraxt — Voorachs — entfernt die äußerste Rundung. Dann geht's an das eigentliche Zimmereⁿ: eine nachhaltige ernste Arbeit, der auch nur ernste Vergleiche ziemen. „So war Kurt durch seine Krankheit gezimmert worden. Das Wilde auf seinem Gesicht hatte einem ernsten, besonnenen Ausdrucke Platz gemacht.“[3] „Und so zimmert das Leiden an mir, bessert und läutert mich, führt mich der Vollendung entgegen.“[4]

Zu allernächst muß für schöne Geradlinigkeit der Balkenstücke vorgesorgt werden. Zu diesem Zwecke wird vorg'schnüert — ähnlich wie dem Knecht, dem Taglöhner, dem Angestellten sein bestimmtes Maß Tagesarbeit vorg'schnüert wird. Der mit angeriebener Kohle gefüllte „Roon-Trog“[5] wird bereitgestellt. Durch seinen Inhalt zieht sich die am Roonschnuerhaagge ergriffene und von dem kleinen Haspel ab-

---

[6] Ebd. (1783). [7] Vgl. Gladbach 1, 23 f.

[1] Wie Stalder in Rüegsbach, Kramer in Trachselwald oder Glauser in Lützelflüh. [2] Wie des freundlichen, betagten Stalder auf der Egg. [3] Kurt 140. [4] Bitzius 4, 108. [5] Der oder die röne = (gefällter) Baumstamm. Im Konolfinger Amt sagt man „Raan-Trog“.

gewickelte lange Roonschnuer (Richtschnur). Sie wird auf den Holzstamm aufgelegt und behufs Abfärbens g'spickt.

Nun wechselt der Zimmermann die Vorachs gegen die Bréitachs aus, die auch sonst im Leben so manches Krumme gerade machen soll (z. B. nach bekanntem Spruch[6] das Bein breitáchse). Der eiserne Bundhaagge befestigt die sonst widerstrebenden Hölzer an den Zimmerböcken. Ebenso innig wie beide sind zwei Liebende verbundhäägglet.

So wird der für Landhölzer, Hochstüüd und dergleichen besonders lange Flecke, wird der ebenfalls mächtige Trämel (roher Tannenstamm) zum Balken. Zur Begriffs- und Wortsippe des Trämel gehören: der Trůmel. Im Gegensatze zu französisch trumeau (Balken) dient jedoch das Wort bloß noch bildlich für die Unterlippe: er laat der (Muu'-)Trümel lä hange. Eine versteinerte Hyperbel neben der plastischen: er macht es Muu', mi chönnt druff Trämel chehre. Dagegen bedeutet die Verkleinerung Trůmeli immer noch ein Tannen-Stämmchen. Hieher gehört auch das Troom, zunächst als Stand-Troom: der am Stock-Ende abgesägte, also vorher auf diesem gestandene, dickste Teil eines Baumstammes. Das Troom ist überhaupt (wie der entsprechende lat. „terminus") das Endstück, Ende eines Dinges, z. B. auch eines Fadenknäuels. Auch die „Trümmer" (mit verlornem Singular) stellen sich hieher. Ein altes Gewand, aus welchem ein „neues" werden soll, wird uuftrŏmet, vertrŏmet, „vertrömeret".[7] Er ist gäng tromsigs drinne: er fügt sich keiner für seine Umgebung geltenden Ordnung, er ist ein Querkopf. Tromsigs kommen im eigentlichen Sinn die als Sperre und Stütze (Rigel) zwischen die Balken des Rieg(el)werks wagrecht eingezäpften kurzen Hölzer zu liegen. Und so ist endlich das Trääm (hie und da, besonders bei Ältern: das Trään[8]) soviel wie ein liegender Balken.

Der senkrecht oder schief (windschief, „windsch", winsch) zu stehen kommende Balken dagegen heißt die Stuud (Mehrzahl: Stüüd), das Stůdli. Hinder der Stuud ewägg! (du hast hier nichts zu erlauern oder zu erlauschen), weg da! Das Gstüedel ist soviel wie Balkengerüst, z. B. eines Webstuhls. „Große Gstüedel, himmelhohe Krämerstände"[9]: Spott auf abgemagerte Kühe (wie „profiilet").

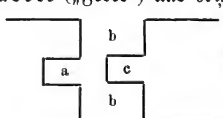
Einen immer größern Teil der Zimmerarbeit übernimmt übrigens die Sägemühle — d' Saagi. In früherer Baukunst lieferte sie dagegen nur die gröbste Arbeit: neben den gewöhnlichen Brettern — Läde — die Helblige (Einzahl: der Helblig). Es waren dies ur-

[6] RL. 03, 364. [7] MAW. Ws. 26. [8] Vgl. oberhasl. Schuun = Schaum. [9] Käs. 329.

sprünglich der Länge nach halbierte Tannenstämme, wie wir sie noch an den alten Gwätt-Spihere (vgl. Abbildung S. 136) verwendet sehen: die wagrecht angeordneten, mit ihrer Basis auf den Eckpfosten befestigten, die Rundung also nach außen kehrenden Halbbäume werden an den Ecken auf eine eigene Weise ineinandergefügt, die man wätte nennt. (Mhd. ich wite, ich wat, wir wâten, ich habe gewëten; mundartlich nur noch selten gwätte, etwas häufiger: gwättet.) Es war dies ein gewöhnlicher Ausdruck für „zusammenbinden“, „verknüpfen“; die Spinnwebe hieß das spinnewët. Insbesondere war das gewët ein Joch für Stiere, auch ein Zugochsenpaar, und der gewëte bedeutete einen „Jochgenossen“, einen Gesellen, „Gspaane“. Mi het albe d' Stiere gwätte(t) (vgl. „Schiff und Geschirr“) und auch wieder aus dem Joche gespannt: entwëten. So bedeutete das inwëte „das Innere eines Gebäudes“. Im allgemeinern Sinne einzig gebräuchlich, aber im Ursprung verdunkelt, ist noch das bildliche ụwätlig oder ụwaatlig.[10] Wer sich in keine Ordnung „fügt“, ist en uwatliger Kärli, tuet uwatlig. — Mit der größern Seltenheit des Holzes ersetzte man die Helblig, aber unter beibehaltenem Namen, durch 8—9 cm dicke Bretter[11] (Bohlen).

Beim Zusammenfügen zweier Hölzer (und so auch z. B. zweier Leitungsröhren) wird durch Ritzen mit einer Eisenspitze der gewollte Winkel abg'schreitet. Ist die Fügung richtig herausgekommen, so heißt's: es schreitet. Im Blei endlich (man bemerke das solenn technische Schriftdeutsch gegenüber Blịị = plumbum) ist ein aufgepflanzter Balken — und so auch eine ins Reine gebrachte Angelegenheit (vgl. c'est en règle) — wenn mittelst der Bleischnur seine schön senkrechte (sänkc̦lrächti) Stellung, sowie mittelst der Bleiwage die genaue wagrechte (bleirächti) Richtung der Unterlage festgestellt ist.

Sind sämtliche Hölzer mittelst Säge, Axt und Hobel gerüstet, so geht's ans abbiṇde; mi macht der Abbuṇd: die Hölzer werden auf dem Zimmerplatze derart an- und ineinander gepaßt, daß bei der Raschheit des Aufrichtens alles klappt. Der Meißel, besonders auch der schmale Stächbụttc̦l, der Bohrer und der Nuet-Hobc̦l schaffen Nueten mit Fädere („Feder“) und Rụ̈ppine (Rippen), Löcher und



a) Nuet
b) Rüppi
c) Fädere

[10] Vgl. jedoch auch ahd. unwâtlih häßlich, zu wât Kleid. [11] Vgl. Gladbach 1, 24.

Zapfen (Zäpfe) oder vorspringende Köpfe (Chöpf), fügen rechtwinklig (uber's Chrüz) zwei Hölzer mittelst „Klaffen" (Chlääfe) in halber Holzstärke ineinander 2c.

Besonders aber interessieren uns hier zwei im Verdunkeln und Erlöschen begriffene Ausdrücke, die aus dem noch lebenden Wort für „Kante" abgeleitet sind: die Braawwe, mhd. brâ (vgl. Augsbraawwe = „Augenbrauen"). Die einfache Adjektivbildung „bräái" lebt nicht mehr, wohl aber spricht der Zimmermann noch von „vollbräái" und „wandbräái". — Vollbräái d. h. voll- oder scharfkantig in eine Zimmerecke vorspringende Balken dürfen nicht geduldet werden; sie werden auf der Innenseite entkantet: uusgfalzt. Ein anderes ist es mit den langen Hölzern des Dachstuhls, bei denen es auf Solidität allein ankommt, die daher an ihrem dünnern Ende nicht vollkantig ausgehauen und damit gerade des besten Außen- oder Splint-Holzes beraubt zu werden brauchen. Hier ist also aus andern Gründen „Kantenbruch" (das „gebrechen" an Kanten) angezeigt: der Balken darf wandbräái sein. So lautet heute der „bessere" fachmännische Ausdruck, während der betagte Laie des Baufachs immer noch von ämbräái spricht. Jenes „wand-" dürfte eine anlehnende, dieses „am-" eine assimilierte Umbildung aus betontem „ant-", unserm tonlos gewordenen „ent-"[11] darstellen. „Ambräái" oder „wandbräái" ist also soviel wie ohne Kante, entkantet.

Uufrichti.

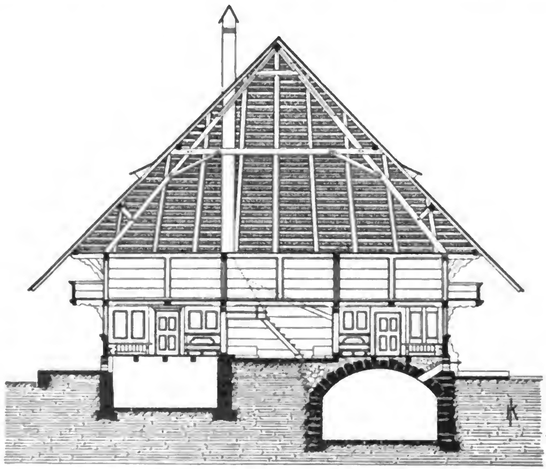
Hüt u morn richte si uuf! Balken und Bretter sind auf die Baustätte herangefahren. Eine ganze Truppe junger und jüngerer Männer hat sich eingestellt. Der General des kleinen Heeres ist natürlich der Zimmermeister, den Stab bilden seine Zimmerleute. Ein ganzes Gefolge Freiwilliger harrt des Winks zum Angriff: die Fuehriglüt, Nachbarn und Freunde des Bauherrn.

Ans Werk also. Her mit dem G'schwell: dem Balkengeviert, das sich über der Fäse des Fundaments lagern soll! Wo die Balken an den Ecken der Hausfront sich aneinander fügen, werden sie nach neuer Bauart durch zwei starke Eisenbänder vereinigt. Früher wurden sie verzäpft: durch den einen Balken, dessen zierlich geschnitzter Kopf ins Freie ragte, bohrte sich der andere und ward mit dem starken Eschennagel, der auch heute noch die Bänder des Dachstuhls an Bockstüüden und Rafen befestigt, vernaglet. In den entgegengesetzten, etwas

[11] Vgl. Kluge [5]15; Frei-Schnorf [1]496.

hervorragenden Enden der Langseiten aber drehen sich die linksseitigen Tennstorzapfe". Auf den hier anstoßenden Teil des „Geschwells" dagegen kommt ein nach oben abgeschrägter Balken: der Abwurf, zu liegen.

Nun werden auf die vier Ecken des „Geschwells" die vier Rickstüüd aufgepflanzt und eingezäpft. Beim Ständerbau reichen diese bis an die Landhölzer, beim Riegelbau bis an die Brüshölzer hinan.



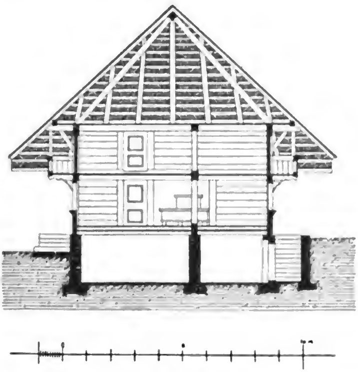
Schnitt durch ein älteres Bauernhaus.

Zwischen die Rickstüüd kommen an den Außenseiten die Tür- und Fensterpfosten zu stehen. Ein solcher Pfosten heißt in älterer Sprache das Biistel („Beystell",[1] „Bystal").[2] Auf der Frontseite schließen oben die Tür- und Pfäister-Brüstli jede Tür- und jede Fensteröffnung für sich ab. Dasselbe tut für jedes der letztern nach unten die Pfäisterbank. — Der volkstümliche Name für „Fensteröffnung" ist aber Pfäisterliecht, für Türöffnung: Türgreis, Tür-Ggreis oder Tür-Ggricht. So im allgemeinen seit anderthalb Jahrhunderten.[3] Doch ist z. B. noch im neueren Buechrütti-Haus (Egg) der Pfäister-

[1] Ger. Tw. (1789). [2] Spinne 24. 83. [3] Gladbach 1, 24 f.

Sinzel, Sinzel (zu „Simsel" und dies zu „Sims", Gesims)[4] durchgeführt, wie wir es sowohl am Neuenschwander-Haus (Abb. S. 195), als am Lüthi-Haus sehen. (Abb. S. 191). Es ist das zierlich ausgekränelte Holz, das an der Front durchgehend von Rickstuud zu Rickstuud läuft, gegebenenfalls durch die Haustür unterbrochen. Zwischen Sinzel und Frontgeschwell schob sich als Stütze ein Brett von der Dicke eines Helblig: die Struuchi. — An der gegenüberliegenden Tennwand wird der sie tragende Mittelpfosten beidseitig durch Chläbpfoste" verstärkt, welche mittelst Rüppi eingefalzt (iig'fälzt) sind.

An den beiden Langseiten des Wohnteils erhalten die Tür- und Fensterpfosten ihren Anhalt, ihre Stütze (französisch la prise) in dem beiderseits über sie zu liegen kommenden Briisholz, in welches sie uehe'zäpft werden. Der Front- und der Tennwand-Balken, welche mit diesen zwei Briishölzern ein neues Balkengeviert als Abschluß des untern und als Grundlage des obern Rings bilden, heißen ebenfalls Briisholz (vergl. das „Breishölzlein" einer Hütte 1789).[5] Die Fügung ist aber eine andere als beim „Gschwell": das Briisholz der Front liegt um die vorerwähnten Brüstungen höher und wird über die Briishölzer der Langseiten g'chlääft. Wie das Briisholz der Tennseite kann es zugleich beidseitig als äußerster Laubenträger herausragen. Als Hilfsträger der Laube werden alsdann zwischen beiden die sog. Stichbalken in die seitlichen Briishölzer iig'steckt. Sie heißen volkstümlicher Laubeträäm oder noch echter bäuerlich: Laube-Chäpf (Einzahl: der Chapf).



Schnitt durch den Speicher.

Bemerken wir gleich hier, daß die neuere Bausprache die Bezeichnung „Briisholz" aufgegeben und durch Verallgemeinerung des Aus-

[4] Stickelberger; Gladbach Taf. 1, 14. [5] Ger Tw.

drucks „Pfätte“ („die Fette“, le faîte, aus lat. fastigium, Firstbalken, First) ersetzt hat. Die Briishölzer heißen nunmehr Erste^r-Stock-Pfätte, wie Zweute^r-Stock-Pfätte die „Landhölzer“ der gut bäuerlichen Sprache sind.

In das Balkengeviert der Briishölzer wird das Balkengerüst der Zimmer- und Küchen-Decken: der Trääm bode, eingefügt.

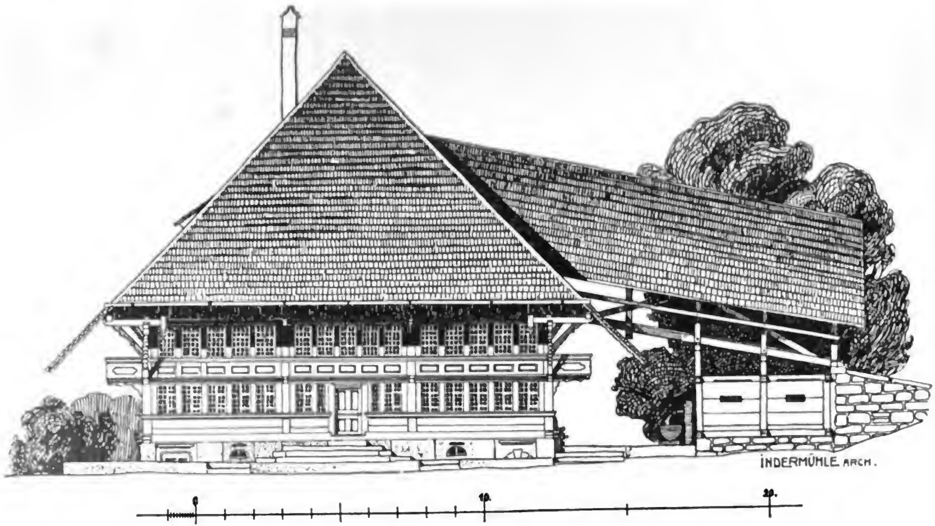
Nun trägt im Ständerbau ein weiteres Pfostenwerk eine dritte Balkenlage, die sich über Wohnteil und Scheuerwerk zugleich erstreckt: das G'spaan oder der Spannbode. Dieser „spannt“ eben beide Teile des éinen Gebäudes strikt zu einem Ganzen zusammen, verleiht — gleichsam als sein Rückgrat — ihm seine Festigkeit und bedarf darum auch des ausgesuchtesten Materials. Dies gilt namentlich von den beiden seitlichen Randbalken des „Gespanns“, welche um ihrer (schwierig erhältlichen) Länge willen in guter Mundart Landhölzer heißen. (Naheliegend, aber falsch ist die Umdeutung „Langhölzer“; man denke vielmehr an den Begriff des weit Ausgedehnten, der in „Land“ liegt; vgl. „Landsaß“, „Landregen“ u. dgl.). Im besondern sind die Landhölzer und mit ihnen der gesamte Spannboden die Träger des Dachstuhls. Derselbe ist an allen größern Gebäuden des Emmenthals gebrochen, d. h. die beiden Langseiten des Daches bilden in ihrer Längs-Mittellinie einen stumpfen Winkel. Das gibt dem Dach die erhöhte Festigkeit, deren es zum Aushalten der Stürme und der langen schweren Schneelasten bedarf. Der Dachbruch wird erzielt durch ein doppeltes System der Bockstụ̈ụ̈d. Jedes Landholz trägt bis 8 rechtwinklig eingezäpfte, aber schräg aufgepflanzte unḍeṛi Bockstụ̈ụ̈d, auch Bundstüüd, technisch: „Bundstreben“ geheißen. In dieselben wieder eingezäpft liegen querüber die Hauptriegel oder Brustrigeḷ, gewissermaßen die Rippen des Baues. Zwischen sie gesperrte weitere Riegel helfen das schwere Ziegeldach tragen.

Das obere Ende der Bundstreben wird uehe'zäpft in die beiden Tach-Pfätte. Dieselben ziehen sich gleichlaufend und (mit Abrechnung des Dach-Einzugs) gleich lang wie die Landhölzer über dieselben hin.

Auf den Hauptriegeln ruhen die obere Bockstụ̈ụ̈d = Firststụ̈ụ̈d oder „Firststreben“. Sie vereinigen sich im Firsthoḷz oder in der Firstpfätte.

Alle diese Dachstuhlbalken erhalten durch schräg gerichtete und mittelst Holzpflöcken eingefügte Bäṇder ihre unverrückbare Festigkeit.

Aber auch die Räfe^n, welche mittelst der aufgenagelten Tach-



Aufriß eines ältern Bauernhauses mit Schildgiebel und Bühnisbrügg.

latte“ das Schindeldach, besonders aber das schwere Ziegeldach zu tragen haben, bedürfen noch eigener Stützen. Zu diesem Zwecke klemmt sich, durch die Chneu-Pfätte“ gehalten, zwischen Ziegeldach und Landholz die (kniehohe) Kniewand (Chneuwaṇd) senkrecht oder (bei kleineren Gebäuden) schräg ein. Zur seitlichen Stütze der beidseitigen Dach-Basis aber verlängern sich die Querbalken des Dachbodens über die Landhölzer und über die senkrecht unter diesen aufgeführten Wände ins Freie hinaus. So bilden sie im Scheuerwerk die Schụ̈pfi, im Wohnhaus die Vogęltịli. Beiderseits vereinigen sie sich in dem dem Landholz parallelen und mit ihm in gleicher Ebene verlaufenden Schụ̈pfhoḷz. Uf d'Schüpfi ụse fụḷḷet: 1. wer im Verzetteln des eingefahrenen Dürrfutters den Heustock bis auf alle verfügbaren Winkel unter dem Dach ausdehnt, 2. wer zum Aushalten einer voraussichtlich langen Entbehrung sich ausgiebig sättigt. Zur äußeren Stütze der Schüpfi, wie auch des Rundbogen-Ansatzes, der Geerschiḷtelaube usw. dienen die Büeg (Einzahl: der Bueg). Diese Bauteile wurden in älterer Bauart aus Eichenstammstücken gefertigt und zwar, dem Astwerk dieser Holzart geschickt angepaßt (aus der Not eine Tugend machend), eben in Bogenform. Der Name verblieb auch dem Ersatz der selten gewordenen Holzart durch Tannen, deren Struktur keine Krümmung gestattete, dafür aber die anderwärts geschilderte zierliche Ausarbeitung zuließ. Mit der Stützkraft dieser schräg nach außen ansteigenden „Büeg“ vereinigt die Tragkraft der wagrechten Unterlage: die Togge. So heißen zunächst die konsolenartigen Laubenträger z. B. zwischen Briisholz und Rickstuud wegen ihrer Schnitzereien, die sich ursprünglich dem puppenmäßig gestalteten Menschengesicht zu nähern liebten. (Tocke heißt sonst Puppe). Auf solche Künste verzichtend und nur dem Zweck der wagrechten Unterlage dienend, sind die Schüpfitogge von außen unter der Schüpfi sichtbare Balkenstücke, wie sie besonders deutlich am neuen Wälti-Haus in Unterfürten hervortreten.

Damit ist das Knochengerüst des Hauses vollendet. Nun ziert das Firstgebälk ein bunt bebändertes Tanngrotzli (junges Tännchen). Ein weithin vernehmliches Fụ̈räbe-Topple: ein taktmäßiges Klopfen mit Axt und Hammer, bildet das Signal zu wirklichem „Feierabend“ draußen, zugleich aber zu einer in Tag verwandelten Nacht drinnen: der Ụụfrichti im engern und engsten Sinn. Die Bauherrin hat ein opulentes Mahl bereitet, dessen man sich bloß in gegebenen Einzelfällen durch eine angemessene Geldgabe entbindet. Dem Abschluß des Werkes pflegt indessen auch die höhere Weihe nicht zu fehlen. Wenn das bebänderte Tannenbäumchen aufgepflanzt ist, wird durch eine von Pfarrer oder Lehrer

erbetene Uufrichti-Reed 's Huus iig'sägnet. Hierzu kann bei gegebenem Anlaß der Wunsch gehören, daß der mit einer eben angetrauten Frau Einziehende mit Glück es Huus uufrichti, d. h. eine Familie gründe.[6]



Altes Tawnerhäuschen.

Aus- und Einbau.

Das an der Hinterseite des Gebäudes die First verstrebende Stotzband führt unser Auge vom „Stotzschilt" genannten dreieckigen Hinterdach abwärts nach der Stotzwand. Dieselbe hat den Zweck, den Bühnenraum möglichst winddicht gegen die Bise abzuschließen.

Das Gegenstück zum Stotzschilt an der Hinterseite des Gebäudes bietet der Geerschilt an der Front (Abbildung S. 191.) Jener schließt das Dach steil und knapp ab; dieser ist ursprünglich auf Spendung ausgiebigen Wetterschutzes berechnet, was auch die Übertragung vom gêr, gêre, gêren: dem das mittelalterliche Rittergewand erweiternden Zwickel her, besagt. So wird noch heute für verschiedene Kleidungsstücke, die nach unten weiter werden sollen, wie Damenröcke, Un-

[6] GG. 1, 144.

terröcke, Schürzen, der Stoff „z'Geere g'schnitte“ (in entspitzten Dreiecken). Den Zweck dieses weit ausladenden Dachabschlusses unterstützt die Front-Laube, welche mit der Zeit immer weiter hinaufrückt. Das Meister-Häuschen (Abbildung S. 193) führt sie vor den Fenstern des obern Stockes vorüber als Fortsetzung der Seiten-Lauben. Neuere Bauten erheben sie als Geerschilte-Laube dicht unter den Dach-Rand (Abbildung S. 195). Dem Zweck des Wetterschutzes und dem Trieb nach künstlerischer Ausgestaltung pflegen diese Lauben weit mehr zu genügen, als dagegen dem Bedürfnis nach Licht und Luft in den obern Gemächern. Auch die Geerschiltelaube zog sich daher mehr und mehr gegen die Hauswand-Flucht hin zurück und begehrte meist nur noch als bloße Brüstung der Garbenbühne zu dienen. Die damit entstehende Leere unter dem Dachvorsprung wird heute selbst an kleinern Wohngebäuden durch den so viel besprochenen Rundboge in dem Fall anmutig ersetzt, wenn er in schönem freiem Schwunge (wie in Abbildung S. 197), in der Mitte nicht bis zur geraden Fläche gedrückt, sich hinzieht. Daß und wie er ohne Entlehnung aus andern Bauteilen oder gar fremden Baustilen entstanden ist, lehrt die Betrachtung gewisser Emmenthaler-Häuser. Da fordern die zur Ausfüllung jener Leere ins Freie hinaus verlängerten Dachstuhlbalken und die Büge das Auge zum wirklichen Ziehen der durch die ideell vorgebildeten Bogenlinie geradezu auf. —

Eine originelle Art, diesem Bedürfnis nach Licht und Luft bis in einen dritten Ring hinauf auch im Umbau älterer Häuser zu genügen, zeigt Abbildung S. 197.

Große Neubauten aber, wie z. B. das Wälti-Haus in Unterfürten, kehren, den durch ihre Lage gegebenen Wink verstehend, zwei Fronten gegen Licht und Straße zugleich, indem sie auf der Langseite eine neue Giebelfront mit niedrigerer First, ebenfalls rundbogig, einfügen. Ein solcher Seiten-Einbau heißt der Nöörggel, in kleinern Verhältnissen: das Nöörggeli. Der sonderbar klingende Name ist aus der Fügung „en Örggel“ (d. h. ein Erker) entstanden[1]; ältere Formen lauten „ärkel“[2] neben „ärker“.[3] Dies aber kann[4] aus einer jungen (mittellateinischen) Mehrzahlform „arcora“ zu dem als Neutrum aufgefaßten „arcus“ (Bogen)[5] hergeleitet werden. Wie gut Nörggel und Bogen auch sachlich zusammenstimmen, lehrt der Augenschein. Noch frappanter ist, wie dieser

[1] Etwa wie en iedere (ein jeder) e niedere, es nieders. [2] Vgl. Äpfel = Öpfel. [3] Etwa wie Körper = Körpel. [4] Kluge [5]92. [5] Also wie corpus, corpora. Wie ital. il corpo zeigt, gingen im Vulgärlatein die männlichen o- und u-Stämme und die sächlichen os-Stämme durcheinander; vgl. Georges 1, 404.

Rundbogen von Flachmalern je und je als eine Nachbildung des Himmelsbogens empfunden und demgemäß bemalt wurde; so z. B. am Rothstalden zu Affoltern, am Wirtshaus zu Rüderswil.

Die Füllung des Balkenwerks für den Riegelbau heißt Rịịg, für den Ständerbau: Wand; die betreffenden Verben lauten rịge, iiwaṇde. Zum Sachbegriff beider Auskleidungen gehört außer dem Fall, wo die Wand wirklich eine Chlackwaṇd (wie auf der Heubühne) sein soll, die Winddichte und vollständige Undurchsichtigkeit. Denn es ist buchstäb-



Fassade mit Schildgiebel.

lich wie bildlich unerwünscht, daß die Wände neben den „Ohren" o n o Chleck (oder Spe!t, Spälte) heigi.[6] Darum die Vermehrung und zugleich Verschönerung des Riegwerks nach außen durch Bewurf (den Bstụụch, zu b'stächche) und zierliche Vollendung desselben, z. B. durch den Bäsewurf. Man bäsewụụrset eine Mauer; so auch können mit Kot bespritzte Hosen aussehen wie 'bäsewuurset; nicht weniger ein häßlich narbiges oder verrunzeltes Gesicht.

Die Auskleidung des Holzwerks am Ständerbau dagegen geschieht durch das rande, d. h. Überkleiden mit kleinen, in ein Halbrund aus-

---

[6] Christen 184.

laufenden Schindeln. — Zu allem kommt noch das Werk des Anstreichers: das färbe oder aastrịịche.

Zur innern Deckung des Riegbaus, aber neuerlich auch des Ständerbaus, dient das Getäfel („Getäfer"), das Tåfẹl,[7] das „Tafelwerk".[8] Einen willkommenen Nebendienst leistet dasselbe noch durch Aussperrung allerlei ungebetener Gäste, die nun höchstens durch nächtliche Lärmszenen sich bemerkbar machen können. (Vgl. auch den erbaulichen Satz: „Da begann Uli zu fluchen, daß den Wanzen im Täfel übel wurde."[9]) Neben die handbreiten, senkrecht gestellten Riemchen des Chraạḷḷetäfẹl („Krallentäfel"[10]) tritt mehr und mehr das Faas-Täfel (vgl. la face bei „Unterbau"), aus breiten Brettern bestehend.

Ein solches wird nun auch für die Decke des untern Rings herangezogen. Diese Decke (wie die eines Gemachs überhaupt) heißt Tịlị. Es Chrụ̈z a d' Tili uehe macht vorgeblich, wer damit sein Erstaunen über ein endlich eingetretenes (glückliches) Ereignis kundgeben will. — „A d'Tili uehe ggumpet" der zornig Erregte. — Der obere Tili naa aber fahrt, wer beim Tanzen in der Stube übermütig hoch aufspringt. Mit diesem „ober" ist gesagt, daß bis heute auch der Fußboden noch etwa Tili heißen kann. Ein im Zimmer epileptisch, ohnmächtig oder sonstwie Hingestürzter ist i d'Tili use g'heit, dẹs ụụs g'heit (g'heit = gefallen, ohne rohen Gefühlston; das „in" aber besagt: in die Mitte des Fußbodens hinein, vor jedermanns Augen.) So ist ja auch die niedersächsische „Diele"[11] oder „Dääle"[12] der Fußboden. Das Wort geht aber, ohne Beziehung auf irgend einen Zimmerteil, auf die Bedeutung „Brett" zurück und damit vielleicht ebenso auf „Dähle" (Kiefer), wie „Tenn" auf „Tanne". Vgl. die Baslersprache, die das Brett mit „Dịịle", die Zimmerdecke aber mit „Bịịni" (Bühne) bezeichnet. So heißt uns ja die Decke eines Gemachs auch der ober Bode: dieselbe Relativität der Orientierung (vom jeweiligen Standpunkt des Sprechenden aus),[13] die wir unter „Dach und Fach" noch bei „Estrich", „Söller", „Gaden" antreffen werden, die aber wie ebendort allmählich einer absoluten Bezeichnungsweise Platz macht.

In ältern Gebäuden ist ja auch die Decke der untern Gemächer identisch mit dem Fußboden der obern; und wo die neuere Bauweise sie trennt, werden sie analog gefertigt: dem Decken-Getäfel der neuern Bauten entspricht der immer häufiger eingebaute Parkettboden. Über jenem und unter diesem wird in gleicher Weise der rohe Schieb (Schiebboden)

---

[7] ABB, A. (1783). [8] Öt. O. 10, 2, 45. [9] Schuldb. 108. [10] Lf. Spitalbaurechnung (1901). [11] Volksk. 55 ff. [12] Bschweig 154 ff. [13] Vgl. Abels „Gegensinn der Urworte".



Neuer Anbau mit Rundbogen.

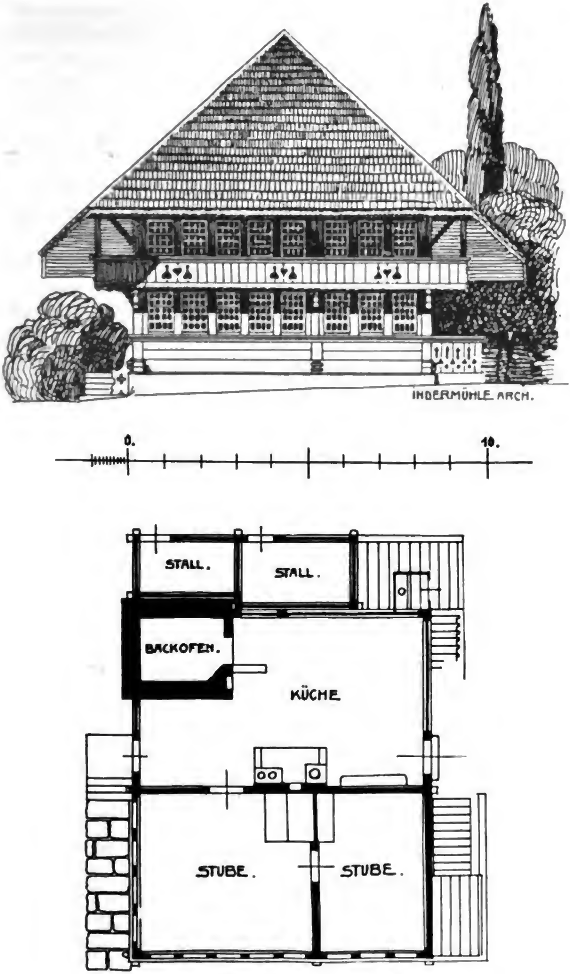
zwischen die Nuten der Trääm eingetrieben. Im ältern Gebäude dagegen mußte man auf andere Weise für Dichtigkeit des einfachen Belags sorgen. Man hatte damit zu rechnen, daß selbst das dürre Holz noch immer den Temperatur-Einflüssen unterliegt, daß es immer noch „arbeitet"; es schaffet noo, es het no nid verschaffet. Bald also zieht es sich zusammen: es zieht si^ch, wobei es häßliche Spalten (Chleck) hinterläßt. Bald schwillt es auf (es g'schwallet), wirft sich auf und bildet kleine Firstchen: es trööglet si^ch. Als Reserve barg sich daher (teilweise herausragend) innert der Firstwand der Tschüepelade, der im selben Maße, wie der übrige Bodenbelag eintrocknete und klaffte, nachgeschoben werden konnte. Über seine Bedeutung in der Sitte des „Andreselns" wird im Schlußkapitel berichtet.

Keine so mystische Rolle spielt der Underzug: der mächtige Balken, welcher der Scheidewand der Untergemächer die Decke der letztern tragen hilft und sich daher in die größere äußere Stube heruntersenkt. Mit ihm hat drum auch schon mancher unbedacht hochgetragene Kopf unliebsame Bekanntschaft geschlossen. Für solche Unbequemlichkeit entschädigt die Spalte, die sich durch Austrocknen des Balkens zwischen diesem und der Decke allmählich bildet, durch die unschätzbaren Dienste, die sie dem Haus als Brief- und Zeitungshalter, ja (vermittelst eines angebrachten Bächli) als Verwahrer des Schreibgeräts leistet. Im Unterzug steckt die Brattig (der Kalender); stecken Korrespondenzen, deren Urheber mir-aa no chlii cheu warte. In ihm als wahrem Familien-Archiv verbergen sich aber bisweilen sogar äußerst wertvolle alte Dokumente, seit Urgroßvaters Zeiten hier vergraben und vergessen, bis etwa die Nötigung, 's Huus z'underzieh, den in Sachen erfahrnen Zimmermeister auf solche Urkunden-Schätze stoßen läßt.

Tür und Fenster.

Lichtfreude und Sonnendurst charakterisieren das echte Emmenthalerhaus; Verkehrslust und einladende Gastlichkeit reden aus ihm. Überhaupt „spricht das Bernerhaus an durch lustige Fensterreihen, wohnliche Lauben und zierlichen Fassadenschmuck unter dem stolzen Walmdach." [1] Allein „die emmenthalischen Gebäue können mit Recht allen anderen ländlichen Bauarten den Vorzug streitig machen," [2] und „Mann wirt kaum an irgend einem Orth so Allgemein schöne, große und komliche (chumm-

[1] Volksk. 79; vgl. Gladbachs schöne Einführungsworte 1, 1 ff. [2] So 1783 der Notar Hauswirth aus Saanen (1, 3).



Grund- und Aufriß eines alten Tawnerhäuschens.

ligi = bequeme) Bauernbehausungen antreffen,“[3] als „die schönen, wohlgebauten, heitern und niedlichen hölzernen Emmenthaler Bauernhäuser“,[4] die doch bei aller Zierlichkeit, dem Charakter der Bauenden entsprechend, „etwas Positives an sich tragen.“[5] Wer aber an diesen teilweise „großen, saubern und stattlichen Bauernhäusern und Landsitzen“,[6] diesen „glitzernden Emmenthalerhäusern, den appetitlichsten Bauernhäusern der Schweiz, vielleicht der ganzen Welt“[7] und an ihrem Gegensatze zur alten Ritter- und Untertanenzeit[8] „sich erbauen will“,[9] verschaffe sich einen Gesamt-Überblick über die von uns gebrachten Häuserbilder.

Der Vignette zu Anfang unseres Kapitels „Daheim“ (S. 167) lassen wir hier die Abbildung eines andern unserer ältesten Gebäude folgen: des Meister-Hüsli zu Waldhaus (Abbildung S. 199). Es ist dasselbe Häuschen wie in Abbildung S. 193, aber mit der von Architektenhand nach sorgfältigsten Messungen rekonstruierten ursprünglichen Fensterverteilung.

Ein interessanter Vergleich! Im Bifängli (S. 167) sind die zahlreichen Fenster von vornherein unsymmetrisch angebracht. Voll und ganz flutet das Licht in die obern Räume hinein, während unten die Heiteri (Tageshelle) mit der Bequemlichkeit der Bett-Eggeⁿ kämpft, die in Plan und Sprache des Hausbaus eine so große und bisweilen übergroße Rolle spielt. Das Musterhafte der Anlage liegt aber hier in der Durchführung des Grundsatzes, daß wie alle Bauteile, so auch Türe und Fenster sich ihrem Zweck unterzuordnen haben: den Wohnraum wohnlich zu machen. Das Wohnliche ist aber auch hier das Gefällige. Eine durchgeführte Fenstersymmetrie würde den Anblick dieser breiten Front langweilig, eintönig machen, und vollends würde die moderne Auskunft, eine Symmetrie durch faltschi Pfäister (Scheinfenster) vorzutäuschen, sich hier in ihrer ganzen Unausstehlichkeit zeigen.

Anders steht die Sache bei schmalen Fronten kleiner alter Wohnhäuschen, deren kleine Fenster mit den winzigen Scheiben und den vielen Holzrahmen nur dann heimelig aussehen, wenn sie in dichtgeschlossener Reihe sich ans Licht sozusagen drängen, wenn sie der Sunne rüeffe. Diesem Bedürfnis entsprach mit seiner ursprünglichen Fensteranlage das Meisterhüsli. Es trifft also hier völlig zu, was 1772 Pfarrer Ris in Trachselwald[10] schrieb: Der Vorderteil des Hauses erhält so viele Fenster, als der Raum nur fassen kann. „Sie sind gewohnlich $3^1/_2$—$4^1/_2$ Schuh

---

[3] Pfarrer Ris in Trachselwald (1772) in Ök. Q. 10, 2, 39. [4] Kuhn AR. 1822, 80. [5] E. A. Türler 17. [6] Walser im geogr. Lex., Art. „Bern“. [7] Wass. 50. [8] Kurt 4. [9] Elsi 47. [10] Ök. Q. 10, 2, 40.

hoch und bis 3 Schuh breit, daher die mehreren [meisten] in den untern und obern Theil abgetheilt sind, die übrigen aber zwei untere und einen obern Flügel haben, die geöffnet werden können. Die Scheiben sind von hellem Glas, die Rahmen mit Öhlfarb angestrichen."

So „blitzt" [11] und glitzert es noch heute, wenn die Sonne zur Rüste geht, von den einsamen Gehöften westwärts gelegener Bergseiten herunter und herüber, erst als wären sie in eitel Feuer getaucht, dann wie von Purpur übergossen; die Fenster „glänzen in stummer Freude." [12] Allerdings fehlt es auch nicht am Gegenbild „gestorbener" [13], „blinder" [14] Scheiben als Wahrzeichen inneren Elendes. Auf Hablichkeit deutet aber hinwieder die teilweise künstliche Verdunkelung im Sommer durch das aus feinem grünem Drahtnetz gefertigte Fleuge-Pfäister vor einem gewöhnlichen Fenster oder an Platz eines solchen. Es gewährt zugleich kühlenden Luftzug und Schutz vor Geschmeiß.

Schon 1772 finden wir die untern Gemächer im Winter auch mit Vorfenstern versehen [15] (um Zürich erst im 19. Jahrhundert). [16] Spaßweise werden auch die Brillen von ihren eigenen Inhabern etwa Vorpfäister gescholten.

Zum Schutz der Fenster im Sommer gegen Ungewitter hängen neben ihnen (auch über Winter dort belassen) die Feellade (-wwl-): in einem Stück das Fenster von der Seite her deckende Bretter. Da man sie heute noch vorzugsweise an Kramladen sieht, läge Anknüpfung an das Feel haa (feilhalten) von Waren nahe. Die über den Fenstern von Webkellern und alten kleinen Werkstätten zum Herunterlassen (Fällen) hängenden Laden jedoch geben der Vermutung Raum, es könnte hinter „Feellade" ein nur noch in der Zusammensetzung erhaltenes „felle" (fällen) stecken. (Fäle heißt heute noch ein — nicht kunstgerechtes — Ringen unter Knaben). — Drastisch nennt Bitzius [17] „Fällladen" oder „Fellladen" auch die im Schneesturm sich schließenden Augenlider.

Handlicher und hübscher sind die flügelartigen, mit ihren fixen oder beweglichen Brittli Licht und Luft durchlassenden Halbladen [18] oder „Jalousies": Schälesii(-Läde), in der Ostschweiz „Balken" geheißen. Sie verleihen mit ihrem grünen Anstrich dem Hause Sommer und Winter ein äußerst malerisches Ansehen.

Und nun der Verkehr zwischen außen und innen, zu dem das Fenster Raum und Gelegenheit bietet!

Leise, leise töppelet am Pfäistersinzel jede Nacht die aus dem Grabe vor ihr Sterbehaus zurückkehrende Kindbetterin, bis man

[11] Kurt 4. [12] Ztgst. 2, 45. [13] SchM. 2, 362. [14] Sylv. 260. [15] Ök. Q. 10, 2, 40. [16] Zollikon 318. [17] AB. 2, 390; SchM. 2, 77. [18] Goethe.

die dem Leichenanzug vorenthaltenen Schuhe dorthin gestellt hat. Ebenfalls etwas unheimlich und doch Vertrauen erweckend durch die Wahl dieser den Schall dämpfenden Stelle, naht beim Einnachten der Schuldenbote einem der Schonung würdig befundenen Hause und klopft auf dem hölzernen Gesimse statt an der klirrenden Scheibe. Drum mag's bei dem einen oder andern heißen: I mues däich huuse, jüst chunnt mer de no der Weibe̥l cho gḁ mit dem Haagge-Stäcke uf e Pfäistersinze̥l topple. An eine Ehrenschuld dagegen mahnen die schon kecker ans Fenster pickenden „Vögelein“,[19] die ihren Tribut auf dem Sinze̥l erwarten. An des Taglöhners Fenster hoschet[20] (-ŏšš-) es beim Einnachten[21] und im Morgengrauen als Bestellung zur Arbeit. Durch Klopfen am Stüblifenster ruft der Bauer den Knecht hinein;[22] die Faust trommelt am Fensterrahmen, wenn die Schulpause vorüber ist, oder wenn die Kleinen vor dem Haus eine Dummheit anstellen.

Gleichsam das Fenster im Fenster, eine Verjüngung dieses Verkehrsgliedes und die Quintessenz seiner Bequemlichkeit ist das Läufterli. Es besteht aus einer Scheibe mit einem Rahmen, der vom übrigen Fensterkreuz durch größere Dicke sich abhebt und bei älterer Bauart hin und her schiebbar in Nuten läuft. (Daher die ursprüngliche Form Läufferli,[23] in Luzern u. a. „Läuffer“).[24] Der Name ging teilweise auch noch auf das nach innen, am Vorfenster nach außen sich öffnende Flụ̊geli über. Mittelst des Rigeli, welches am Vorfenster über die Strịịchnaadle läuft, preßt das Flügeli sich winddicht an.

Mangelnder Sinn für richtige Lüftung begnügte und begnügt sich mit diesem Läufterli,[25] dessen leichte Handhabung auch nicht selten zu Einbrüchen ermutigte.[26] Um so geeigneter ist es, aus sicherem Versteck nach Herzenslust der Neugier zu frönen,[27] aber auch in allerlei Tonarten dem Draußenstehenden Red' und Antwort zu geben; sei's, indem freundlich ein Köpfchen sich herausschiebt,[28] sei's zu barscher Abweisung,[29] die bis zu brutaler Herzlosigkeit sich steigern kann.[30]

Aber selbst der Inhalt eines ganzen Romans kann sich binnen weniger Minuten unter dem Läufterli abwickeln. „Jener Ätti“ rief, um für seinen Sohn den Brautwerber zu machen, den Schwiegervater in spe spät am Abend ans Läufterli. Die Unterhandlung zerschlug sich

---

[19] 137, 140, 147. [20] Dursli 245. [21] Käthi 153. [22] UP. 127. [23] SchM. 1, 289 Hs. [24] Schwz. Id. 3, 1146. [25] SchM. 1, 305; 2, 368; MW. 27, 176. [26] Ger. Tw. (1792. 93). [27] MW. 27, 273; AB. 1, 155, 347; 2, 63; SchM. 1, 120; BwM. 169; BSp. 56. [28] AB. 1, 434. [29] Ztgst. 2, 127; SchM. 1, 239; Schuldb. 161. [30] Vögelein 43.

aber an der Ehesteuer-Frage, und der Alte „machte satt (gelassen) das Läufterli zu." [31]

Besser eben, die Jungen nehmen solche Angelegenheiten selbst an die Hand. Drum gilt nach dem Satze „ländlich, sittlich" die Spezialbezeichnung pfäistere nur éiner, und zwar der delikatesten Art des hier skizzierten Fenster-Verkehrs.[32] Ihre Bedeutung aber geht aus der Jungburschen-Sentenz hervor: „Pfäisteret ist no nid g'hüratet."[33]

Ohne lautes noch leises Klopfen, ganz unvermerkt und ungeahnt, bewerkstelligt sich der feinste Verkehr dür's Pfäister von Seite der heimkehrenden Eltern und Meisterleute. Ihr erster Blick dringt zo'm Pfäister ii in die Stube, um in aller Stille und Sicherheit sich zu orientieren, wie drinnen die Sachen stehen.[34] Denn „auf dem Lande, namentlich auf einsamen Höfen, ist man eben nicht stark mit Vorhängen versehen, wie in den Städten. Wahrscheinlich hat man nicht so viel zu verbergen." [35]

Einer andern sorglichen Obacht dürfen wir soeben Zeuge sein. Im ältern Nachbarhause hält ein neugetrautes Paar seinen Einzug. Mit welcher Sorgfalt da die Frau uber d'Schwe̥l̥le trappet! Denn weh, wenn sie stolpert (stöglet)! Wenⁿ ere der erst Schritt fähl̥t, so het al̥l̥s gfähl̥t! Es ist grad, wie wenn der erst Nage̥l, wo men i d'Schwel̥le vo mene neue Huus iischlaat, rauchnet: es fähl̥t nid, daß d's Huus verbrönnt.[36] Scharf achten daher noch da und dort beim Hausbau die Eigentümer darauf, ob während des Eintreibens der Schwel̥le-Nage̥l öppe rauchni. Wie leicht malt da die Suggestion ein kleines Räuchlein vor, und die Freude am neuen Haus ist im Keim verdorben. O wetsch, üsers Huus verbrönnt, gäb's lang geit!

Doppelten Grund zu solcher Besorgnis hat eine Spekulantin, die unabtreiblich alles dran gewendet hat, Bäuerin zu werden; die am Änd noᶜʰ under der Schwel̥le ihe g'lochet het, wie der Fuchs, der in den Hühnerstall will. Hätte der Umgarnte zu guter Zeit gesagt: du chunnst mer nümme n uber d'Schwel̥le! nümmen under d'Tür! Oder hätte er mit feinem Sarkasmus sie eingeladen, d'Tür ussefert (draußen) gä zue z'tue! Alles je nach dem Ton, womit si n ihm gäng vor der Tür gsi ist, oder gar mit der Tür i d'Stube g'heit ist.

Jez chunnt er z'spät zom Chehrum-Türli[37] (vgl. der riuwe tôr)[38]; vor em Lumpetürli[39] kann er den Weg dunkler Existenzen

[31] GG. 2, 106/7. [32] SchM. 2, 456. [33] Joggeli 24 (wo „Fenstern" zu lesen). [34] SchM. 1, 18. [35] Ztgst. 1, 63. [36] AB. 1, 448. [37] Ztgst. 2, 76; Burri VI. [38] Parzival 649, 28. [39] Barthli 16.

beschreiten, oder doch kleinlaut gleichsam als Türligiiger hinder em Türli giige[40] (statt frisch und keck sich im Saale hören und beklatschen zu lassen). Oder er muß hinder d'Tür ga staa (i's Eggeli), wie Kinder, die man dorthin schickt, wenn man sie nicht gar vor d'Tür use stellt.

Derartige Strafen drohen nämlich Kindern, welche beispielsweise sich immer noch nicht an eine richtige Handhabung der Türe, zumal der Stubes-Tür, gewöhnt haben. Die einen können sie nicht anders als schmetternd schließen: (d'Tür) schletze,[41] d'Tür zuuschlaa. Eine Unart, die man auch etwa mit dem Zuruf straft: Es anders Mal häb de d'Nase derzwüsche (nämlich zwischen Tür und Pfosten)! — Nicht weniger widerlich ist die Salopperie gewisser Leute, welche überhaupt nie cheu d'Tür zuetue. Es gibt solche, denen man alle Augenblicke zurufen muß: d'Tür zue! d'Türe! Wo ist d'Türe? Heit der daheimen o ne Tür? oder: o nes Loch? — Endlich gibt es Menschen, die statt zweier Gänge deren ein Dutzend machen müssen und durch unaufhörliches Schließen und Öffnen einem bequem in der Ofenecke Gelagerten den zarten Ausruf entlocken: das Cheibe tüüre da gäng! — „Z'Trachsel[wald] obe (nämlich im Schloßturm), da ist Or^{d}nig, da wirt nid gäng 'tüüret!" meinte einer, der einige Tage als Wilderer dort gesessen hatte.

Zur guten Erziehung gehört eben auch die Feinfühligkeit, womit man nicht bloß im richtigen Augenblick zum Abschied aus fremdem Hause bildlich d'Tür i d'Hand nimmt[42] (vgl. prendre la porte), sondern auch im eigentlichen Sinn sie zum Öffnen und Schließen leicht beherrschend in der Hand behält, bis sie in letzterm Fall, leise klicksend, iichlepft. In Wahrheit ist die Türe das in die Hand genommene Barometer des Gemütszustandes. Und sie richtet sich in der Art, wie sie ins Schloß fällt, nach der Mehrzahl der sie Handhabenden. Wie anders das leise Öffnen und Schließen einer „in den Angeln verschwiegenen Tür",[43] wie anders die Kellertüre, deren Gigarsche dem Vergleiche ruft: si het e Stimm wi ne rostigi Chällertür!

Hinter der Haustür: welche Verschiedenheit des hier waltenden Geistes! Einen so ganz andern Eindruck machen: die einst offene Tür des gerichtlichen Audienzsaales wie im Brandis-Schloß;[44] die außer Nacht und Winter allezeit offene Tür des alten Bauernhauses; die sorglich zugemachte Stöckli-Tür eines Glungge-Joggeli.[45] Schon ein Kind von der Geistesart eines Erdbeeri-Mareili fühlt, wie ihm aus

---

[40] AB. 2, 135. [41] MW. 27, 256. [42] Gf. SF. 1902, 293. [43] WwW. 167. [44] ABB, B 306. [45] UP. 371. 392.

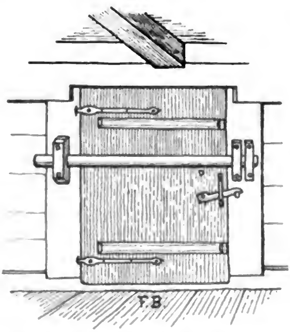
jeder Haustür „ein eigener Geist entgegenweht: ein milder, freundlicher; ein roher, hochmütiger; ein lustiger oder ein lüsterner; ein nobler oder gemeiner.“ [46] Und zwar teilen sich hier in die Rolle der vordere Tür, d. i. der eigentlichen Haupt- und „Haustür“ einigermaßen auch die hinderi Tür, die zu allstündlicher Hantierung am Brunnen, im Kleinviehstall führt, und die beiden Seitentüren, denen je nach Umständen die nämliche Bedeutung zukommt. Gar manche Frau zwar gibt es, „welche bei der hintern Türe gut macht, was der Mann bei der vordern sündigt.“ [47] Allein von einem städtischen Unterschied zwischen „Hintertür“ samt „Hintertreppe“ und Front-Eingang ist zumal im Bauernhause keine Rede. Die stramme oder laxe Zucht des Hausgeistes macht sich da wie dort in gleicher Weise geltend; und wo die nach alter Bauart (vgl. Abbildung S. 134) wagrecht halbierte Haupttür im untern Teil gewöhnlich geschlossen, im obern tagsüber offen bleibt, können ungehindert Küche und Straße in regem Verkehr bleiben, können Gerüche hinaus-, Gerüchte hereindringen.

Diese oberi und underi Tür erinnert an die senkrechte Teilung in die beiden Flügel des Tores und den Ausschnitt eines derselben als Tööri. Entsprechend der Zweiteilung in Flügel, die bei der Türe der Alten stattfand, wurde teilweise in alter Sprache [48] auf deren Bezeichnung die Zweizahl angewandt, und glaubhaft schreibt sich von daher auch unsere Doppelformigkeit Tür und Türe bei durchaus gleicher Bedeutung. Ob aus analogen Gründen auch unsere Mundartform das Pfäister aus einer versteinerten Mehrzahl („d'Fäister“) zu deuten sei, ist eine Frage für sich. [49]

Sämtliche Schlosserarbeit an Türe und Fenster heißt das Beschläge: das B'schleeg oder B'schlëcht („Beschlecht“). [50] Die Teile desselben entsprechen sich wie folgt: Die beiden Spangen oder Chrüz der Türe (Abb. S. 152) drehen sich mit ihrem Rohr (die Rolle genannt) in der Türangel, welche der Chlöbe heißt. Doch ist auch der Angel (die Angel) in der Bilderrede gebräuchlich: mach, daß d'Tür nid us den Angle geit, d. h. trage Sorge, daß die Angelegenheit nicht verdorben wird. So auch drehen sich die Rolle der beiden Winkel eines Fensterflügels im Stüznagel der Stüze, deren eingenagelter unterer Teil, das Stüzblatt, das Ganze trägt. — In die Schlieshäägge ober- und unterhalb des Fensters greifen nach älterer Bauart die beiden

[46] EbM. 273. Vgl. Ankers Bild. [47] Wege 305. [48] Z. B. in lat. fores neben foris, griech. thyrai neben thyra. [49] Man beachte die Flüssigkeit der sogen. Verschiebungsstufen; z. B. auch bei unserem „Flueg“ = Pflug; städtischem „pflänne“ = flennen, „Pflegel“ = Flegel, „pflätschnaß“ neben flätschnaß, oder zürch. Seipfe, Seupfe = Seife. [50] ABB, A (1783).

Rịgel, greift nach neuerer Konstruktion die Pfäisterstange ein, welche in vier messingenen Gsänk sich dreht. Das mit der Hand ergriffene Rueder (l'espagnolette) senkt sich beim Schließen des Fensters in den Ruederhaagge ein. An der Tür entspricht hier das moderne Schloos, dessen Klinke oder Drücker (Trucker, Abbildung S. 155) häufig immer noch d'Fallẹ,[51] d'Türfallẹ heißt. Die alte wirkliche „Falle" (Abbildung S. 150) ist eine hölzerne oder eiserne Zunge, die man zum Öffnen (Ụụftue) mittelst eines Hebe-Riegels oder mit bloßer Hand hebt (lụ̈pft), zum Schließen (Zuetue) fallen läßt. An der Stalltür, ehedem auch am Speicher[52] und an Turmzellen,[53] schiebt sich der eiserne Saare hin und her, während sein Handgriff zum Schließen mit dem Schlüssel (fermer à la clé, b'schließe) eingerichtet ist. — Den modernen Eisenschlüssel ersetzt noch da und dort der hölzerne Riegel, auch nur das Rịgeli. Eim 's Rigeli stoße: „den Riegel schieben". Respekt-gebietender als das durch Kuhn berühmte strauig Rigeli ist so ein über die ganze Tür sich legender solider Holzriegel, wie wir hier einen aus einem Mädchen-Gaden abbilden.



Innerer Türverschluß eines Mädchengadens.

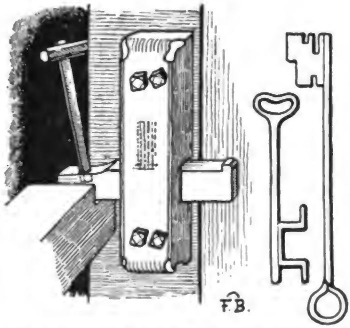
Die Einbruch-Sicherheit der Speicher aber garantieren neben Vorrichtungen wie auf Abb. S. 152 die „währschaften" Spịcherschlüssel (Abb. S. 207) oder „Plampenschlüssel"[54] samt entsprechendem Schloß. Schon zugänglicher für Diebe waren, trotz dem knackend einspringenden Chlepfschloos oder Schnäpper, die alten Tröge, deren Schlüssel, wie es scheint, unschwer durch einen eigens erstellten „Trog-Passepartout"[55] illusorisch zu machen war. Ein Einbrecher, der im Besitz eines solchen betroffen wurde, gab ihn für einen „Roonschnuerhaagge" (S. 185) aus.[56] Verschlüsse aller Art, z. B. auch an Fesseln (Handschellen) Strafgefangener,[57] bewerkstelligen sich durch das Vorlegeschloß: „Mälet-",[58] „Mahlen-", „Malsen-", „Malzen-",[59] Maịze-, Schmaịze-Schloos oder Schlößli. — Jedes Handhaben eines solchen Schlüssels heißt bschließe oder gegenteils ụụfbschließe. Eine Sache einschließen,

---

[51] GG. 3, 160. [52] Ger. Tw. (1791). [53] Ebd. (1789). [54] Ger. Tw. (1793). [55] Ebd. [56] Ebd. [57] Ebd. (1789). [58] Dursli 297. [59] Ger. Tw. (1789. 92).

eine Person einsperren: sie ịịb'schließe; sie aussperren: sie ụse-b'schließe. Ein Schieben des Riegels mit Steckenlassen des Schlüssels: fụ̈ụ̈rträäjje, der Schlüssel trääjje.

Der Schlüssel i d'Hanḍ: Hat der Bauvertrag dahin gelautet, so überreicht der Unternehmer dem Bauherrn das neue Haus in aller Form Rechtens fix und fertig zum Einzug.



Hölzernes Speicherschloß, von innen gesehen, mit eisernen Schlüsseln.[1]

Dach und Fach.

Unter einem Dach so viele Räume, als dies ästhetisch angeht und ökonomisch vorteilhaft erscheint: das ist also ein Hauptcharakterzug des emmenthalischen Gehöfts. Das eine Dach birgt eine ganze kleine Welt, die der Bauer mit Recht sein Huus u Hei nennt. Z'Huus u z'Hei spediert ihm der Müller Mehl und Brot; z'Huus und z'Hei führt oder schleppt das Gesinde den Ertrag des Feldes; und wenn das nicht aus- und eingeht, wie am Bienenstand, „so chöme mer no vo Huus u Hei".

Das Tach — um hier, im Gegensatze zur „Ụụfrichti", mit diesem zu beginnen — gilt nicht selten als Stellvertreter des ganzen Hauses. Chumm mer nümmen unḍer's Dach, oder: i 's Huus, oder: uber d' Schwelḷe! lautet das emmenthalische Hausverbot, dem anderseits ein: däm gaan i nümmen unḍer's Dach! entspricht. Diesem Äußersten muß freilich schon ein stark aufflammender Zorn voraufgegangen sein, der zum Ausruf reizte: iez isch 's Fụ̈ụ̈r im Tach!

Das winterliche Klima des Emmenthals erfordert vor allem ein der Schneelast sich rasch entledigendes steiles Dach; die Dachung ist beinahe oder ganz i Winkeḷ gsteḷḷt[1a]: der Winkel der First nähert sich dem rechten (S. 123). Vgl.: stotzig wi n es Hụ̈sdach.

Eine andere Abwehr, die dem Teck (Dachdecker) obliegt, gilt dem Hagel, der unbarmherzig gleich Faustschlägen, Scheltworten, massiven Anspielungen eim uf's Tach git; sodann natürlich dem Regen.

---

[1] Interessante Beschläge von 1629 hat die Bleicherei Lf. [1a] Trub 30, 110.

Diese Anforderungen schließen vor allem den Tonschiefer als Bedachung aus. Nur die Pleiki (Bleicherei) darf, entsprechend dem stattlichen geweißten Haus, auch das weißgraue Schieferdach sich als Gewerbesymbol zulegen. Wegen Feuergefährlichkeit, die auf den zerstreuten Gehöften unserer Gegend füglich eine „vermeintliche“ geheißen werden darf, ist heute auch hier der Ziegel das obligatorische Dachmaterial. Zum hölzernen Haus und zum hölzernen Gartenzaune gehört im Grund die Dachschindel — Schindle. Sie einzig, neben dem noch alt-oberaargauischen und -seeländischen, vormals auch emmenthalischen Strautach (Strohdach), das denn doch „wie alte wüste Nachtkappen über die kleinen Fenster hereinhing“,[2] schützt wirklich das Haus gegen Schnee, Regen und „Ohngewitter“.[3] Dem Bedürfnis der Gefälligkeit aber entspricht ihr Zuschnitt: nicht der der ziegelartig dicken und breiten Lander des Oberländer-Alpenhauses (Länderhuus)[4] mit seinen gegen den Föhn erforderlichen „zäntnerige Tachnegle“, sondern der 1 mm dünne, handbreite und 18 cm lange, der freilich auch schon für ein einziges Dach viele Burdine (Bürden, Bündel) fordert. Daher der Vergleich: „Kinder in den Häuschen fast so viel wie Schindeln auf den Dächern.“[5] „Ein solch Schindeldach haltet aber auch ohne einiche Außbeßerung 30 biß 40 (in Wahrheit bis 60) Jahre.“ „Ein Klafter solch Schindeldach kostet, wann der Deck dazu alles anschaffet, vierzehen Batzen.“ (1762.)[6] Zu all diesen Vorteilen kommt der wohltätige Ausgleich sommerlicher Hitze und winterlicher Kälte zu einer behaglich hilben Temperatur. Die vom Wetter dem Schindeldach rasch erteilte grauschwarze Farbe aber drückt dem ganzen Haus in unnachahmlicher Weise den Stempel des echt Bäuerlichen auf: des zugleich Stattlichen und Wohnlichen, des Soliden und Trauten mit einem Mal. ’s Ziegeltach stedtelet („städtelt“).

Zum Sammeln und Ableiten des Regen- und Schneewassers ist an allen neuern Gebäuden früher der hölzerne, jetzt der blecherne Tachchänel mit dem zur Erde leitenden Stotzchänel[7] angebracht. An seine halbrunde Eintiefung erinnert der Flurname Chänelbóde.

An alten Häusern fehlt solche Vorrichtung, und bei jedem Regenfall geit da, nach beliebtem Kinderrätsel, „öppis um’s Huus ume u macht gäng tippi tappi.“ Das hiedurch rasch gebildete Rinnsal ist ein rechter Wonneort für spiellustige Kleine, die überall dabei sind, „wo’s öppis z’chöslen u z’gäutschle git. Was war eines drei-

---

[2] Besuch 171; SchM. 2, 266. [3] Pfr. Ris in Ök. Q. 10, 2, 45. [4] Wohl zu mhd. die lander = Stangen-Zaun; die „Lande“ = Stangenpaar zum Einspannen eines Zugtieres; das Geländer, die Brüstung. [5] Käthi 398. [6] Pfr. Ris aaO. Heute 4—5 Franken. [7] Ger. Tw. (1793).

jährigen Mädchens erster Gruß an sein Heim nach achttägigem fröhlichem Verwandtenbesuch? Hurti e chlii i das Grebeli ihe z'hocke, das der Regen vor dem Hause ausgewaschen hatte. Allein neben dem Spiel der Jungen fehlt auch hier der Ernst der Alten nicht. Erwähnen wir als uralt bloß zwei kultische Gebote. Kindbetterinnen dürfen vor dem ersten Kirchgang nicht vor'š Dachtrauf use ihre Schritte lenken. — Kinder lernen eher gehen, wenn man sie am Sonntag Morgen während des Kirchengeläutes im Dachtrauf ume füehrt. Ein Hagelwetter aber wird dadurch abgelenkt, daß man das eben im Gebrauch stehende Tischtuch us der Tischdrucke nimmt un i's Dachtrauf spreitet.



Alte Dorfschmiede.

Ebenso alt ist die Sentenz, daß, we men im Räge gsi ist, me si nid gärn no under'š Dachtrauf laat.[8] — Zur Variante oben zitierter Wegweisung: „chumm mer nid under'š Dachtrauf!"[9] bildet es einen lieblichen Gegensatz, wenn ein den Ehemann zu einem schönen Werk „fromm b'segnendes" Mueterli „im Dachtrauf steht, so lang es das Rollen der Räder hören" kann.[10] Ein Beweis trauter Häuslichkeit, dessen auf Augenblicke selbst eine Jowägerin fähig ist.[11]

In halber Höhe der Dachung, die das Scheuerwerk schirmt, breitet sich in manchem Gebäude ein Boden aus, der in andern mit der Bü-

[8] AB. 2, 404. [9] SchM. 1, 26 Hs. [10] Selbst. 312. [11] AB. 1, 198, vgl. 2, 13.

nisbrügg zusammenfällt: der Söller, Soller (lat. solarium, Platz zum Sonnen[12]). Er dient dazu, das im Spätjahr naß eingesammelte Getreide „zu zerlegen“ [13] und auf das Dreschen hin zu trocknen. In diesem Sinn ist die Deutung „Kornboden“ [14] (verschieden von dem im Speicher) zu verstehen. Der eigentliche Garbenstock (nach dem Dreschen das Stroh) wird, wie in Trub,[15] über den Obergaden des Wohnhauses angelegt. Die Reiti, wie wir statt „Soller“ häufiger sagen, ist bei ihrer Abgelegenheit ein geeigneter Ort, um wie Hansli Jowäger[16] vor unerwünschtem Besuch auszukneifen. Verhängnisvoll wurde nur schon zu oft das manchenorts übliche Fehlen einer Schutzlehne um das in der Mitte viereckig ausgesägte Reitiloch, durch welches die Bünisleitere[17] (Bühnenleiter) die Verbindung zwischen Söller (Bühnenbrücke), Heubühne und Tenne herstellt. In ältern Gebäuden pflegte nur von Boden zu Boden eine dünne vierkantige Säule (die Stigle oder Stigleitere) mit beiderseits herausragenden Sprossen (Stögleⁿ) zu führen.

Die Büni (Bühne) ist also in jedem größern Gebäude doppelt: über den Wohnräumen dehnt sich, den Estrich fast oder ganz verdrängend, die Getreide- oder Stroh-Bühne aus; über dem Stallwerk liegt, diesem im Winter die Wärme erhaltend und in den untersten Heuschichten die nicht genügend durch das Dampfrohr abgeleiteten Stalldünste unliebsam auffangend, die Heubüni, gewöhnlich kurzweg: d' Büni. So sagt man von zwei auf die Dauer uneins Gewordenen, oder auch von Solchen, deren Charakter, Gesinnungs- und Denkart nicht zusammen stimmt: si hei 's Heu nid uf der glijhe Büni. Heu vo der Büni ahe gää, Heu obenahe gää (d. i. zum Verzetteln und Futterrüsten in die Tenne hinunterwerfen) heißt: neue Ideen entwickeln, damit andere durch Diskutieren und Fruchtbarmachen derselben sich Namen, Ruf und Gewinn erwerben können. Jez ist Heu gnue ahe! (nun ist's genug!) ruft ein Erzürnter, Entrüsteter.

Neue Auflage der Heinzelmännchen: In einem Bauernhause het e Chuenz gäng Heu aheg'gää, so daß dessen allezeit genug in der Tenne lag. Dafür reichte man ihm jedesmal, we me g'chüechlet het, das erste Chüechli an einer Gabel durchs Fueterloch hinauf. Einmal unterließ eine geizige Bäuerin die Gabe, u sider het e ke Chuenz meh Heu aheg'macht.

Ein schmerzlich humoristisches Wortspiel lautet: Heuschrecken uf der Büni: 1. „Schrecken“ beim Anblick des schwindenden Heus; 2. gleichsam „Heuschrecken“ (locustae, sonst Heustüffel geheißen), welche

[12] Spezieller: Sonniges Obergemach. L. Tobler, Kl. Schr. 220. [13] Trub 30, 110. [14] AB. 1, 413. [15] 30, 110. [16] AB. 1, 413. [17] UK. 366.

selbst auf die Bühne alles zu fressen kommen. Ebenso doppelsinnig: es het es Unglück ggää (nämlich:) 's Heustöckli ist umg'heit. We's nume gröößer wär (nämlich 's Heustöckli)! Ein anderer humoristischer Satz lautet: Si Chatz ist iez afen übel z'wääg: si cha nümmen uf em Heustock lige, ohni daß si der Grind oder der Stiil druber uus het.

Die Bühnenwand gegen Osten ist behufs Durchlüftung und Belichtung mit seitlichen Spalten durchbrochen. Diese heißen Chleck, mit seltenerm (im Oberland noch lebendigem) Ausdruck: die Gijmme oder



Bünlsbrügg.

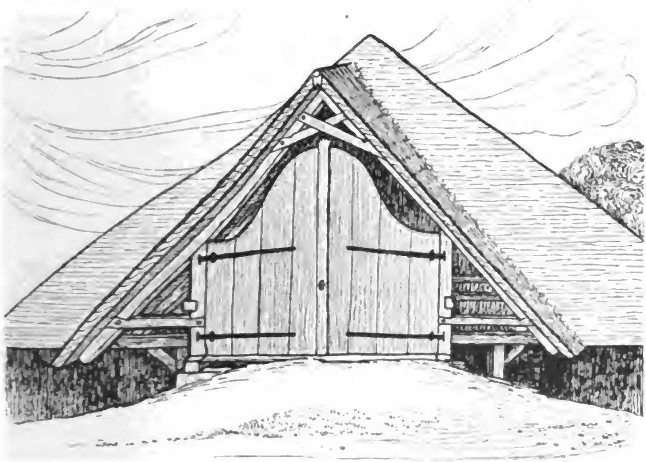
auch Gijnne (vgl. „Trääm" und „Trään"). Daher das Gijmmeli: eigentlich was sich in die Enge zwischen Daumen und Zeigefinger fassen läßt; bei uns aber bloß noch bildlich: „ein ganz klein wenig". Die derart durchbrochene Wand heißt Chlack- oder Gijmme- (Gijnne-) Wand. Größere Öffnungen im Scheuerwerk, welche Licht- und Ausguck gewähren, führen die Bezeichnung Heiterlöcher. Zornige Bilderrede: Tue doch dini Heiterlöcher uuf! (brauch deine Augen!) Zugleich als „Heiterloch" dient auch das Stangeloch oder das Tägliecht, durch welches beim Gedräng der Wagen zur Erntezeit je eine der Deichseln sich stecken kann.

Wie mühevoll und langsam auf hochgelegenen Bergheimwesen das

Hinaufschaffen der Ernte-Erträge von der Tenne auf die Bühne mittels Bogen oder Gabel (u e h e g ä b l e) geschehen muß, ist anderwärts dargetan. Wo dies irgend zu umgehen ist, wird behufs direkter Einfahrt mit Roß und Wagen aus dem Freien nach der Bühne eine Bahn geschaffen, welche auch selber als Ganzes die J i f a h r t heißt. Wo der Einbau des Hauses in eine Berglehne solche Bahn selber an die Hand gibt, ist dabei von besonderer Kunstfertigkeit nicht zu reden. Anders, wo die Lage gegen Weg und Straße, das Licht- und Sonnenbedürfnis des Wohnteils, die zu schonende Hofstatt und die Intaktheit des Gartens, und schließlich, aber nicht zuletzt, die Rücksicht auf die Proportionen der gesamten Bauanlage miteinander als entscheidende Faktoren sich zur Erwägung herandrängen. Die hierbei getroffenen Auswege, verbunden mit der höchst ökonomischen Ausnützung des neugestalteten Raums, sind bisweilen Meisterstücke ländlicher Bau-Diplomatie. Man vergleiche unter ältern Mustern die Schaufelbühl-Schmiede (Abbildung S. 209), wo die Einfahrt zum Teil auch als Zugang zum Wohnteil über der im Erdgeschoß befindlichen Werkstatt dient. Um ihrem Doppelzwecke zu genügen, verließ sie ihre zu erwartende Lage hinter dem Haus. D' C h a t z h e t d e r S t i i l h i n d e r u m e g n o o, um sich dem knappen Lager anzubequemen. Eine seitlich aufgeführte Einfahrt in der Ebene zeigen Abbildung S. 211 (unser Lüthi-Haus), und als neueste Art Abbildung S. 214 (das Kipfer-Haus, ebenfalls in Waldhaus). Bei dieser Form waren vor allem die Lage zum Dorfweg und die Rücksicht auf die prächtige Hofstatt maßgebend.

Der mit starken Brettern belegte und zumeist oder ganz überdachte Teil der Einfahrt, mit oder ohne Abschlußtor (Abb. S. 213) und Seitentürchen, heißt B ü n i s b r ü g g. Sie führt vom Brüggstock weg zwischen oder über den beiden Bühnen so hin, daß ab den eingefahrnen Wagen Garben oder Heu bequem hinuntergeworfen werden können. Zwischen ihr und der Zufahrtsstraße ist der B r ü g g s t o c k zu einem möglichst ebenen Übergang aufgeschottert und seitlich aufgemauert. Eine steile, dazu noch schmale und jäh umbiegende Einfahrt ist ein ganz besonders kitzliches Probestück für einen Rosselenker. Namentlich wenn im Gedräng eines schwülen Erntetages vor Ausbruch eines drohenden Gewitters die vollen Wagen sich unter der Einfahrt stauen. Einem mit diesem Ehrenamt des J i f ü e h r e betrauten Bauernsohn, der vor dem Brüggstock u m g ' l ä ä r t hatte, wird der Ausruf in den Mund gelegt: W e n u m e s o n e T o n n e r s B u e b (nämlich G ü e t e r b u e b) u m e W ä ä g w ä r, d a s m e n o ö p p e r e c h ö n n t d' S c h u l d g ä ä! Den Raum unter dem Brüggstock nützt namentlich die neuere Baukunst bestens

aus. Hier bringt sie die Schweineställe an; Brügg-Chäßerli, Destillierräume, Gelasse für Ackerwerkzeuge höhlen sich ein. Auf der schönen ebenen und breiten Fläche des Brüggstocks aber (vgl. Abb. S. 214) tummelt sich die Jugend, liegt dem Stöckle und Marmele mit Begierde ob. Hier drillten aber auch vormals die Instruktoren der alten Militärschule die Rekruten der Umgegend. Ja in Ermangelung eigener Turnplätze nahmen ältere Lehrer mit ihnen als Notersatz vorlieb.



Einfahrtstor.

Unsere Einfahrt-Bilder können zugleich den ebenerdigen gedeckten Platz um Haus- und Scheunen-Teil, auch um Speicher und Holzhaus herum veranschaulichen, der den allgemeinen Namen Schopf trägt. Auf spezielle Zwecke deuten der Wageschopf, der Holzschopf, ganz besonders aber der für das Bauernhaus so charakteristische Brunne-Schopf, wie wir deren einen abbilden (Abb. S. 215), während andere (z. B. S. 211) in Verbindung mit andern Gebäudeteilen zu sehen sind. Als Wasch- und Tränkeplatz besonders sorgfältig unterhalten, wird der Brunnenschopf zur Winterszeit auch gegen scharfe Winde abgeschlossen und nur auf einer Seite offen gelassen. Besseren Schutz als der halb offene Schopf bietet für Wagen und Pflüge das Rémise (la remise),

für den Holzarbeiter (Wagner, Zimmermann) oder den ihn vertretenden Bauer das Schnäfelstübli.

Der vom Schopf in Beschlag genommene, aber bloß von der Gebäudewand begrenzte und gepflasterte Raum heißt B'setzi. Statt dieses Namens lesen wir 1772 „ein Bschüßi".[18] Uns dagegen ist Bschüsi die Bretterdecke des Jaucheloches. — Der Pflästerer b'setzt mit natürlichen „spitze" Steine", die er aus Emme oder Grüne holt, oder mit flach g'schlagne" Bsetzisteine", die er gleich am Sammelorte bearbeitet. Tritt an Stelle solcher Kiesel der behauene Standstein aus Oberburg,

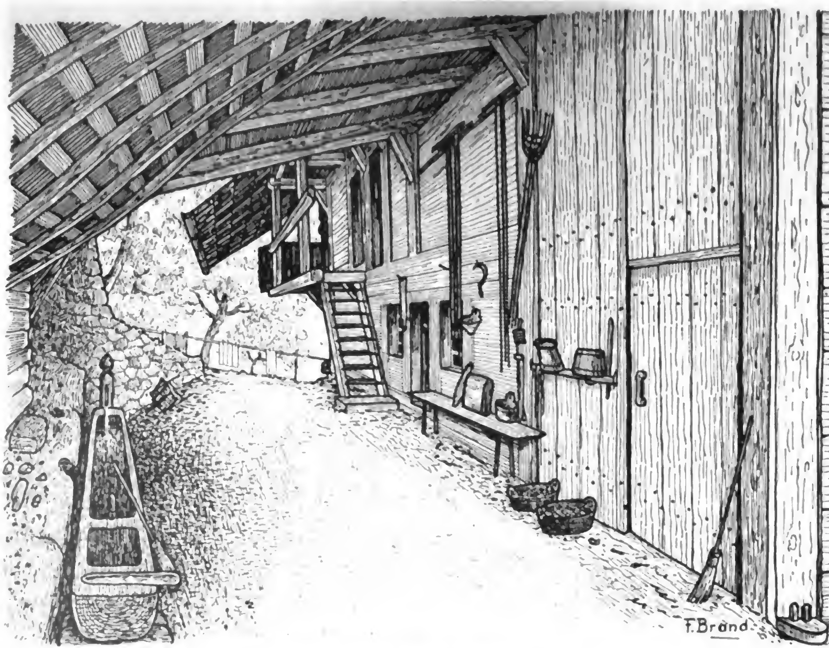


Brüggltock.

oder die hübsche Fügung aus Zimäntblättline, oder der einfache Zementguß, so spricht man vornehmer von einer T'härässe oder Tarässe (Terrasse). — Ein derart belegter Boden ist also ein hartes Ding. Es braucht darum den trockenen Humor eines Emmenthalers, um nach einem getanen schmerzhaften Fall zu scherzen: d' Bsetzi isch mer a Chopf uhe g'gumpet.

Auf guten Stand und peinliche Sauberkeit der Bsetzi hält die Bäuerin ein besonders wachsames Auge; sie ist ihr ein recht eigentliches Sorgenkind. Nur auf einem ganz verwahrlosten Heim ist auch sie schlecht unterhalten. Bei jeder freien Zeit im Sommer müssen die Gießkanne und ein Messer, „für das es nüt meh schad ist", ihre Dienste zum Bsetzijäte leisten, damit man die unliebsamen Gjätstüdeli auch wirklich „mit de Würzline" zwischen den Steinen und aus allen Ritzen

[18] Ot. O. 10, 2, 42. Zu „beschießen" = den Boden pflastern. Stalder 2, 317.



Brunnenschopf unter der Bünisbrügg.

herauskriege. Und Scheiter, von nachlässigen Händen auf der Bsetzi „verzatteret“,[19] gehen einer rechtschaffenen Bäuerin auf die Nerven.

Warum auch nicht? Spielt sich doch auf diesem Raum ein großer Teil des häuslichen Lebens ab! „Auf der sonnigen Bsetzi“ spaziert oder sitzt der behaglich Rauchende, sammeln sich aber auch die zu ernster Feier Gerufenen. Auf ihr als bequemer Futterstätte tummeln sich geflügelte Gäste, indes der scheinbar in tiefen Schlaf versunkene Phylax ungebetenen Besuch in respektvoller Entfernung hält.

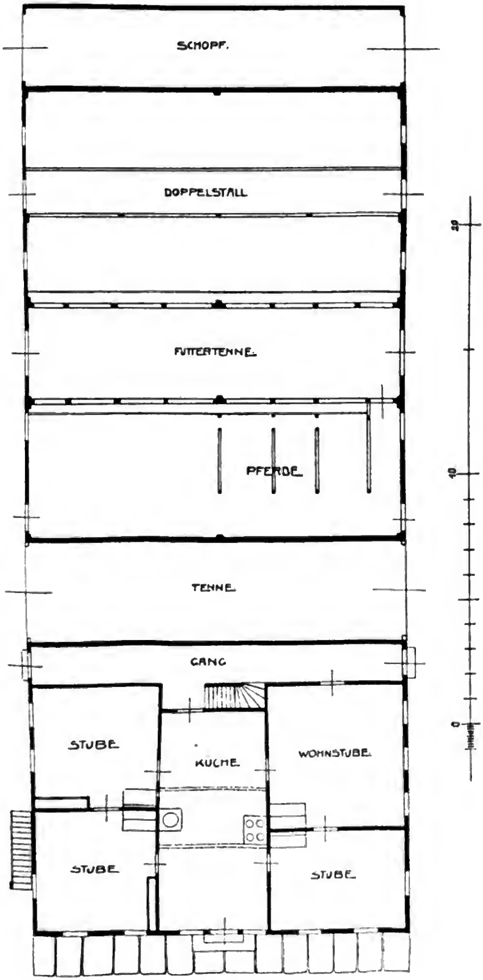
Ein äußeres Verbindungsglied zwischen Scheuerwerk und Wohnraum stellt die Laube dar, welche allerdings da und dort durch einen bloßen Fụ̈ụ̈rschärm ersetzt wird: ein an geeigneter, hịlber Stelle herausragendes Dachstück. Den Vorteil aber, nach Belieben Sonne oder Schatten suchen zu können, bietet erst die zu ebener Erde an zwei oder gar drei Hausseiten angebrachte Summerlaube. Zuweilen, wie z. B. auf der untern Flüeh, oder im Haarisberg zu Sumiswald, bei aller Einfachheit äußerst „heimelig“ und behaglich eingerichtet, dient sie bei einladender Witterung der Familie als Speiseplatz und erleichtert damit obendrein die Reinhaltung der Stuben. Gäste dagegen im Freien, so de Lüten a der Nase[20] zu bewirten, „ist auf dem Lande nicht Sitte“;[21] und wenn jener städtisch gewöhnten Pfarrfamilie auch nur der kleine Finger etwas von den geheimen Liebkosungen der Bäuerin über das Prädikantenpack mit dem Magen ohne Boden[22] zugetragen hätte: nimmermehr hätte sie darauf bestanden, sich den ganzen Apparat einer standesgemäß bäuerlichen Bewirtung auf die Sommerlaube zutragen zu lassen.

Wie wertvoll erst die Lauben, welche, fix oder beweglich ịịgwandet, einen Aufenthalt bei jeglicher Witterung außer in strengster Winterszeit gestatten! Solche Lauben, an einer oder an beiden Langseiten angebracht, zieren und bereichern ganze Stockwerke, namentlich in unsern Wohnstöcken. Hie und da zählt ein älteres Bauernhaus zwei, wohl gar drei Lauben an der Front übereinander. Wie vortrefflich sie namentlich auch dem Speicher stehen, ist anderwärts dargelegt.

Von Laube zu Laube führt bisweilen außen, von Boden zu Boden führt immer innen die Treppe — Stǟge — nach den obern Gemächern. An ihre Stufen — Tritte“ — erinnert die Stäge ungeschickt geschnittener Kopfhaare, gemahnt aber auch eine hübsch nach der Größe in Reih und Glied gestellte Geschwisterschar. (Vgl. „Orgele-Pfịịffe“).

Wir kehren zum Scheunen-Teil zurück und bitten den Leser, sich das nun über „Dach und Fach“ folgende an der Hand unserer Abb.

[19] GG. 3, 13. [20] Vgl. Bitter Th. 7. [21] Amtsr. 76. [22] BSp. 164 ff.



Grundriß eines neuern großen Bauernhauses.

S. 217 und daneben Abb. S. 199 zu vergegenwärtigen. Die Abb. S. 217 ist der (in der Ausführung in einigen Einzelheiten etwas abgeänderte) Grundriß des nämlichen Gygax-Wälti-Hauses, dessen photographische Aufnahme wir am Schluß von „Haus und Heim“ im Gesamtbild von Flüelen (S. 243) bringen.

Als die Gytiwiler zum Hohn und Trotz auf die Lättikofer ihr neues Schulhaus um einen ganzen Schuh länger machten, kam dies nicht etwa der Schulstube, wohl aber in erster Linie der Tenne zu gut. Das Tenn, das hätte man nicht bald zu breit.[23] In der Tat: man denke nur an so regelmäßige Tagesgeschäfte wie Fueter rüste; an Rüebli- und Rüebe-Laub abhaue ganze Herbsttage lang vor dem Tröschе (Dreschen) im zügige Tenn. Hiefür gibt es allerdings vollwertige Schadloshaltung durch häusliche Vergnügungen (Tanz u. dgl.) gelegentlich der Sichleten u. s. w. — Wie aber, wenn ein kleiner Schuldenbauer eine oder sogar die verunglückte Milchspenderin i's Tenn nää muß; wenn das Toktere im Tenn ẏsse als letzte Auskunft übrig bleibt, das beste Viehstück also oder das einzige a der Wälle hanget! Nicht zu reden von dem ergreifendsten aller Anlässe, der bei unfreundlichem Himmel die ganze Familie und Umgebung an diese Stätte ruft: die Sammlung zu einem letzten Geleit. So findet im unausgebautesten Raum des Hauses Wohl und Weh das mannigfaltigste Echo.

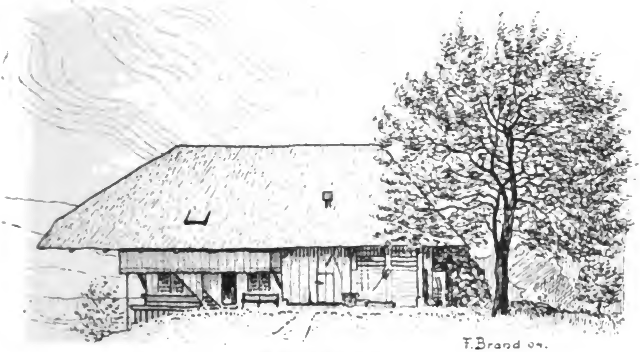
In buchstäblichster Weise erscholl dies Echo zu der Zeit, als der Familie Jahres-Brot, durch den Dreschflegel bearbeitet, von der Bühne in die Mühle wanderte. Lieber Flegel sii weder Tenn (lieber Hammer als Amboß): diese Rede empfängt ihren besonders wirkungsvollen Hintergrund, wo die weithin dröhnenden Schläge auf dem Lade-Tenn ihre donnernde Resonanz finden: auf der tannenen Tenne, wie wir unter Nahelegung einer verdunkelten Tautologie verdeutschen können. Denn wahrscheinlich ist mhd. „der“, „die“ und „das“ tenne eine versteinerte alte Adjektivbildung aus „Tanne“.

Gerade zur Dämpfung solchen Lärms, wie auch um der Dauerhaftigkeit willen, geschieht nunmehr das tenne mittelst einer Durchknetung von Lehm, Salz, Ruß, Ochsenblut und Feststampfen mit dreierlei eigenen Holzbrettern: der spitze", runde" und breite" Tennplätze. Von daher der Zuruf an Unachtsame, welche einen frisch gelockerten Boden festtreten, eine Flachspflanzung zerstampfen u. dgl.: „Mach doch nid so nes Tenn! Das git ja nes völligs Tenn!

Auch die mächtigen, behufs Durchfahrt an die riegelartigen Torwächsel anhängbaren beiderseitigen Tennstor, in welchen zum engen

[23] SchM. 2, 356.

Durchpaß die Tennstööri hängen (Abb. hier unten, noch deutlicher Abb. S. 215) dienen zu allerlei Gebrauch. Für unbeobachtetes Tun bilden sie ein treffliches Versteck. Für Schreibübungen Kleiner und ökonomische Rechnungen Großer geben sie sich willig zu riesigen Schreibtafeln her, und selbst das so viel genannte brave Stalltier kann am neue Tennstor seine Beobachtungsgabe erproben. Auch zu — allerdings etwas massiven — Augenmaßübungen eignen sie sich: untersetzte Männer haben eine Leibesbreite, oder einen Rücken, oder Achseln „wi Tennstor", bezw. deren Flügel.



Kleinbauernhaus.

Doppelte Rindvieh-Stallung oder eigene Bauart bringen die Anlage eines eigenen Fuetertenns oder Fuetergangs mit sich, entsprechend dem hindere Gängli oder Säugängli, von welchem aus den Schweinen im Anbau hinter oder neben dem Haus das Futter in den Trog gegossen wird.

Was im Wohnhaus die Stube, ist im Scheuerwerk der Stall — Staaḷḷ —, im Volkswitz bisweilen mit Rollentausch: der Stube wi n e Staḷḷ oder wi n es Steḷḷi (Ställchen) kann im Humor eines zu peinlicher Reinlichkeit angehaltenen Melkers die Chüestube entsprechen. Immerhin bleibt es angesichts der herkömmlichen Bauart für gewöhnlich noch beim Chüesteḷ, gebildet wie Roßsteḷ (Roštw), Säusteḷ. Diese kann selbst in den Verben säustle, chüestle sich fortsetzen: einen Schweinestall, Kuhstall neu machen oder erneuern. Daneben be-

deuten säustle, chüestle, rostle: den Schweine-, Kuh-, Pferdestall und die darin untergebrachten Tiere besorgen. So, i mues däich gä chüestle, sagt z. B. ein Melker zur Fütterungs- und Melkzeit.

In solchen Kürzungen liegt ein Fingerzeig für die Bedeutung des Stalls im bäuerlichen Leben. Der Stall ist der Hauptgegenstand der Sorgen einer ganzen Bauernfamilie bei Tag und Nacht, aber auch eines berechtigten Hochgefühls. Der Stall ist das allererste, wohin der Bauer den für urteilsfähig erachteten Besucher führt; der Speicher ist das zweite. Und die Art, wie der Besucher, namentlich ein Viehbesitzer — auch ein benachbarter — beim Betreten eines fremden Stalles Glück i Staall wünscht, kann dem Eigner nicht gleichgültig sein. Klingt doch durch die scheinbar abgedroschene Formel noch heute etwas von ihrem alten Sinn durch: Versicherung, daß man den fremden Stall unter keinerlei schlimmer Absicht betrete, namentlich nicht durch Behexung Krankheit oder sonstige Übel hineinzutragen begehre.

Aus der früheren Weide-Praxis schreiben sich noch Redensarten her wie das übertragene stell's ii! stells ihe! d. h. weise diesem Gläschen (durch Austrinken) seinen richtigen Platz an. Iistelle hieß, im Gegensatze zum Uuslaa, der Übergang zur winterlichen Stallfütterung. Heute bedeutet iistelle: ein Pferd, eine Kuh neu erwerben. I ha schön Heu uberchoo, i cha ganz guet no ne Chue iistelle, oder: a d' Chrüpfe stelle.

An der Krippe (Chrüpfe) wird jedes Pferd, wie jedes Stück Rindvieh angebunden. Vorn in den Stall kommt das stattlichste und ansehnlichste, oder auch das milchreichste und darum am besten zu fütternde Tier zu stehen. (Die am Ende einer Reihe stehende Kuh pflegt sich nämlich erst mit der Nachbarin in deren Ration zu teilen, um sodann allein sich an die eigene zu machen. E rächti Chue ist drum e ke Chue.)

Durch eine Öffnung in der vordern Krippenwand zieht sich eine kurze Eisenkette, 's Chrüpfestuck, an welchem befestigt der hänfene Halsring oder das Halsseil lose um den Hals des Tieres geknüpft wird. Dieses Halsseel trägt behufs recht raschen und bequemen Bindens und Lösens am einen Ende eine Schlaufe (e Lätsch), am andern einen Knoten (Halsring-Chnopf) ungefähr von der Größe eines Hühnereies. Man begreift, wie solch derber Knoten, samt seinem Seilstück bequem unter dem Gewande verbergbar, in früherer Zeit Nachtbuben auf ihrer Runde bei feindlichen Begegnungen als furchtbare Waffe dienen konnte. Stößige Tiere werden außerdem durch ein Hornseili, um die Hörner gewunden und am Halsring befestigt, von

unzeitigen Kraftübungen zurückgehalten. Zum Führen des Groß-Tieres ins Freie dient die Halftere, des Schmalviehs: der Hälslig („Hälsig“ [24]), bei dessen Anlegen sorglich der zjämerftig Lätsch (das Bilden einer sich zusammenziehenden Schlinge) zu vermeiden ist. — Tue wi n e (zu erdrosselnde) Chatz am Hälslig.

Das Losbinden von der Krippe heißt ablaa (ablassen). Für „dumm tun“ sagt man: 's Chalb, d' Geis, 's Füli ablaa, loslaa, uuslaa. Das Gegenteil ist zuehebinde; übertragen: Einen dorthin stellen, wohin er nach unserer Meinung gehört. „Bing ne zueche!“ (sorge, daß dein Kavalier Ernst macht!) lautet der Refrain einer Mutter.[25]

Abchoo — Selbstbefreiung — gelingt zuweilen, besonders über Nacht, einem Stalltier, was mit bösen Folgen verknüpft sein kann. Und so chunnt ab, wer bösen Wein trinkt oder auch ohne dies in zornmütige, gehässige Stimmung oder tolle Laune gerät. Er ist e Wüeste, wenⁿ er abchunnt. Umgekehrt kann aber auch ein durch Amt und Beruf, durch Rücksichten und Einschränkungen aller Art Gebundener ein längst im Geiste gereiftes Vorhaben ausführen, wenⁿ er einist cha abchoo.

Einem Pferd begegnet es gerne, daß es Halfter oder Zugstrang zwischen die Füße bekommt: es ist uber oder het uber; es het übergschläge oder überg'haagglet.

Vergleichbar einer Leiter, die in wagrechter Längsrichtung schräg angelehnt ist, deren Sprossen (Seigel) aber sehr nahe beisammenstehen, hängt über der Krippe die Raufe (der Baare). Das Einschieben von Gras und Heu in denselben — ihe gää — ruft auch Bilderreden wie: Einem ein kostbares, unersetzliches Eigentum i Barren ihe stoße („die Perlen vor die Säue werfen“). Eine einmalige Füllung der Raufe heißt es Baaretli. Dem Esel es Baaretli Düürs ihe gää: Verhöhnung des Tabakkauens. Ein schlimmes Zeichen ist, wenn wählerische Stalltiere bei vollgestopfter Raufe i Baare, hungrige dagegen i lääre Baare brüele. Gegensatz: gäng der Baare voll haa, am (volle) Baare staa (im Überfluße schwelgen). — J Baaren uhe springe: das Gebahren blutig verwundeter oder vom wütenden Koller ergriffener Pferde; bildlich: wütender Menschen.[26] Einen i Baare spränge: in Zorn, Wut versetzen; damit ihn völlig in seine Gewalt bekommen, und unter Mißbrauch dieser Macht ihn täuschen, ausnutzen. — Stalltieren der Grind i Baaren uhe binde: Auskunftsmittel, um eine störrische Kuh zu melken, ein störrisches Pferd zu reinigen, oder ein faules von unzeitigem Liegen abzuhalten. So

---

[24] Geldst. 409. [25] Lischeb. 17. [26] SchM. 2, 255.

hofft Mädi, als künftige Bäuerin dem spöttisch-widerspänstigen „Sami, dem Schnürfli, de der Gring i Bahren uhe z'binge, daß er de wüß, daß er e Meister heig".[27]

Die den Tieren zum Stehen und Liegen angewiesene Stallbreite heißt das Lääger. Es besteht am zweckmäßigsten aus Zementguß mit überdeckendem Bretterboden. Früher war es in der Regel (als „Bsetzi" [28]) aus flachgeschlagenen oder spitzen Pflastersteinen gefertigt. Es läuft in die Rinne (die Schäle, der Schoorgräbe) aus, durch welche Urin und (mittelst Abschoore durch die Schoorschüfle) Kot in den Jauchekasten gelangen. Ein heftig ausschlagendes Tier kann mit Leichtigkeit seinen Pfleger i Schoorgraben use schlaa, daß er bewußtlos da liegt. Daher das Bild von einem, den ein schweres Geschick, ein kaum zu verwindendes Unglück getroffen hat: es het nen i Schoorgräben use gschläge. (Der Schoorgrabe heißt auch eine Bodeneinsenkung zwischen Sumiswald und Grünen.) Ein handhoher Randstein trennt die Schale vom Gang, in welchem das an die Mauer lehnende Staalbänkli nicht fehlen darf.

Und nun zum Wohn-Teil — zunächst zu dessen unscheinbarsten Räumen. Wie der Treppenraum zu ebener Erde im Freien das Hundshuus, Hundshüsi zu bergen pflegt, so ist derselbe Raum innen und oben in Form von allerlei Ghältli, Verschlacht, Eggeli, Chrützli ausgenutzt, um sich so den durch die Garbenbühne verdrängten Estrich (Esterig) zu ersetzen.

Wie der Stein- und nach ihm der Holzbau den Esterig (mlat. astracus soviel wie Pflaster, „Bsetzi") unmittelbar unter das Dach verwiesen hat, so verlegte sie den Speisebehälter, das cellarium, den Keller (Chäller) in den auch im Bauernhaus nun meist gewölbten Raum unter dem Wohngebäude. In seine Tiefen führt die Chällerstäge, da und dort (meist in Wirtshäusern) durch den verschließbaren Chällergatter gegen Einbruch gesichert. Der Vorraum vor der Chällertür: der Chällerhals, dient gelegentlich zum Bergen von Traggeräten u. dgl. und ist zum Schutz vor Regen und Schnee gern überdeckt durch das Chällerläubli. (Abb. S. 195.) Auf diesem, vor den Fenstern der Wohnstube, spielt sich ein guter Teil kindlichen Treibens ab, und mehr als einmal ersetzte der Kinder Schutzgeist die mangelnde Schutzwehr. Einen noch beliebtern Aufenthalt kennen freilich die Kleinen, wenn bei Herbstanbruch der Chäller 'putzt (aus- und aufgeräumt) und mit Vorräten vollgespickt ist, so daß die Bäuerin in dieser ihrer Domäne getrost tarf dem Winter eggäge (entgegen) luege.

---

[27] AB. 1, 300. [28] UK. 169.

Und die jährlich tausend Gänge d' Chällerstägen uuf un aab bedeuten für sie keinen Zeitverlust, weil sie in diesem den Früchten so zuträglichen Helldunkel sich genau auskennt. Zu dieser jeweils augenblicklichen Orientierung helfen ihr die Atemlöcher: die im Sommer durch Gitter, im Winter durch Fenster vermachten Maueröffnungen. Dieselben ermöglichen zugleich ein zeitsparendes Ahelaa („Hinunterlassen") der herangefahrnen Kartoffeln und Runkelrüben in die bereit gehaltenen Bretterverschläge: „Chrumme". Der Chrumme (zu mhd. krimen, kram, gekrummen: mit hakenförmig gekrümmten Fingern oder Krallen kneipen) ist ein eng abgegrenzter Verschlag, gleichsam ein abgekniffenes Stückchen Raum; vergl. den Fährli-Chrumme im Schweinestall, den spassig so geheißenen Fülänz-Chrumme (das Ruhebett) der Wohnstube, und das mit Chrumme synonyme Chrützli, die Chrütze. Die Härdöpfel-Chrumme im Keller enthalten in strenger Sonderung die als „Samen", die zum Sieden, zum andersartigen Bereiten aufbewahrten Rööseler, Blüemmeler, Brienzer, Schneeflocker, Imperatore", Wältwunder, Bodespränger, Agispasia (Aspasia) und wer weiß wie viele noch der im Erproben begriffenen Sorten. Andere Verschläge bergen die Rüebli (gelbe Rüben), die Rüebe (Mohrrüben), die eßbaren Chabisrüebe (Bodenkohlraben); die Runggle (Runkelrüben als Viehfutter) liegen bisweilen in eigenem Runggle-Chällerli.

Den innern Kellerwänden nach breiten sich, von Säulen und Seitenstützen getragen, doppelt oder zu dreien übereinander die Hurdine (Einzahl: die Huurd) zum Lagern des Kernobstes: der Öpfel und Bire (wie bei uns die auch in die Einzahl vorgedrungene Mehrzahl beider lautet). Eigentlich ist die Hurd (vgl. Hürde = lat. crâtes) ein dichtes Flechtwerk aus Haselzweigen mit vorteilhaftem Luftdurchzug; seit aber der einfachere und billigere Bau aus Brettern aufgekommen ist, teilen sich auch diese Brügine noch in den alten Namen. Nach deren dickem Belag im Keller sagt man auch: e ganzi Brügi Öpfel, Härdöpfel u. dgl. si am Bode g'läge, d. h. der Boden war von ihnen über und über bedeckt.

Wo möglich, birgt eine eigene Abteilung die Bottiche für das eingesäuerte Gemüse: d' Sürbocke für Sürchäbis (Sauerkraut), un obedruff die weniger haltbaren Surrüebe; das kleinere Sürbockli für Sürchööli, sowie gelegentlich ein Fäßchen für die Sur- oder die Salzbohne.

Mit den Wurzeln eingepflanzt, grünen in einem günstigen Winkel Lauch, Selleri, süeße (nicht eingesäuerter) Chabis, Bluemchööli.

Nicht so viel Raum beansprucht im Käsereizeitalter der Chäḷḷertisch mit den Miḷch-Chachle, mit der Chääsgepse, worin der Käse sorglich in Tücher eingeschlagen liegt. Bisweilen lagern im Keller auch die vorrätigen Brot-Laibe. Auf einer von der Decke herunterhängenden Bankig sind sie den Zähnen der Ratten und Mäuse entzogen, die begreiflich in einem Bauernkeller nicht an das Schicksal ihrer kirchlichen Kolleginnen gewöhnt sind. Vielmehr haben die merkigen Tiere hier das Brauchen gelernt — aber auch das Sparen. Nicht selten trifft man draußen im Acker Höhlungen, in denen sich kleine Erdäpfel verborgen finden: das sind die Müüse-Chäḷḷerli.

Haben wir uns noch das Äsche-Chäḷḷerli gemerkt und beim Blick auf den Wäb-Chäller uns das Schicksal des Stören-Webers früherer Zeit im kalten Winter vor Augen gemalt — so ist es Zeit, daß wir die in den rostigen Angeln knarrende Tür zuezieh, den Riegel des schweren Schlosses sich vorschieben lassen, und den Schlüssel an seiner blindlings zu findenden Stelle versorgen. Vor Schlafengehen erkundigen wir uns aber noch angelegentlich mit der Bäuerin: Isch emeḷ de der Chäḷḷerschlüsseḷ dobe?

Der Bäuerin eigenstes Departement ist immerhin d' Chụchchi. Daß außer der Feldherrin und ihrem weiblichen Generalstab niemmer nüüt i der Chuchi z'tüe heig, dokumentiert heute schon ein verständnisvoller Bauer als Bauherr damit, daß namentlich die Wohnstube und soweit als möglich auch die andern Zimmer eigene Ausgänge bekommen. Wie anders ehedem! Da bildete den Küchenraum (das „Innhauß“ [29]) der große unabgeteilte Platz zwischen Wohngebäude und Scheuerwerk,[30] ohne „Hurd“ [31] bis zur Dachbekleidung hinaufreichend. Also die richtige kaminlose Rauch-Chuchi,[32] die jedoch den Vorteil einer ausgiebigen und zweckgemäßen Fleisch-Räucherung gewährt. Der hiezu dienende Raumteil heißt bei Gotthelf die „Hele“, „Helle“ [33] (zu „hehlen“, sehr schief durch „Schornstein“ [34] ersetzt). Genauer jedoch bedeutete die Hāli („Heli“ [35]) die eigene Aufhänge-Vorrichtung für das Fleisch. Drum konnten in einem Inventar von 1776 figurieren: „2 Hählen“.[36] Des Ausdrucks wußte sich aber in Lützelflüh ein einziger alter Mann zu erinnern. Gebräuchlicher ist dagegen bis zur Stunde die Asni („Asnit“,[37] im Simmental: die Asme). Das Wort, welches vielleicht bis auf das urgermanisch-finnische ansas (Balken) zurückgeht, bedeutet in der Tat zunächst den auch in neuern Rauchfängen sich wagrecht hinziehenden Balken, an dessen eiserne Haken mittelst der eigens konstruierten Fleisch-

[29] Ŏt. D. 10, 2, 45. [30] Vgl. Trub 30, 109 f. [31] Hunziker aaO. [32] v. Allm. 2 f. [33] SchM. 1, 305 Hs. [34] Ebd. (1838. 48). [35] MW. Ws. 90. [36] Bifang. [37] Hunziker aaO.

gable (Abb. S. 77) die Fleischstücke zum äsne (oder räuke, rauchne) gehängt werden. In erweitertem Sinn bedeutet Asni den Rauchfang selbst. Begreiflich bietet dieser, wenn er im Dienste solcher Fleischräuki zu Wintersanfang vollbesetzt ist, eine Augenweide für G'lustchatze in übertragenem wie eigentlichem Sinn. Wer kennt nicht das Kinderrätsel: Huuri Haari hocket, Limpi Lämpi lampet (oder: hanget); Huuri Haari hätt gar gärn, das's Limpi Lämpi ahe chääm.

Von selber deuten sich hienach Benennungen wie Rueßtili (=diele) und Rueßgäde[38] für Dachverkleidung und anstoßendes Schlafgemach eines kaminlosen Hauses. Ebenso der verwegen groteske Sarkasmus: „Du wirscht de einisch no e rueßigi Himmelfahrt haa!" (wirst in die Hölle kommen.) — Wer einen Rußflecken abgekriegt hat, erklärt dies etwa mit der Rede: I ha drum d' Chuchi bschlosse!

Derbe Bilder wie 's Chemi rueße (sich die Nase schneuzen), logische Witze wie 's Wiße vom Ofebäse u 's Schwarze vom Ei, sodann die Erscheinung des Chemifäger führen uns auf einen Hauptbestandteil der Küche. Mit dem im Schornstein sich ansammelnden Rauch und Ruß steht das i 's Chemi schriibe unerhältlicher Beträge in Verbindung. Das Emporragen des Kamins über das Dach läßt von Schulden sprechen bis uber 's Chemi uehe, „Schulde, ii luege fast zo'm Chemi uus." Die ventilartig verstellbare Chemifalle hindert wohl das Hinunterdringen von Regen und Schnee, nicht aber die Laune des Glücks, in deren Folge d's Gält dür's Chemi ab rägnet.

Wie gewonnen, so zerronnen: sinnlos verschleudertes Gut geit dür's Chemi uuf, wird dür's Chemi uehe g'jagt, wie der im trichterartigen Rauchfang direkt über dem Herd (über der Chemihutte) sich ansammelnde und alsdann durch die Chemifalle entlassene Rauch. Ältere Bauart ließ über der Brandmauer den Flammestei („Flammstein")[39] in der ganzen Breite des Herdes um 30 cm (1 Schuh) herausragen behufs Auffangens emporfahrender Funken oder Flammen.

Das war allerdings eine beträchtliche Sicherung gegen Feuersgefahr, die bei der Üblichkeit hölzerner Ofenbretter[40] und von Gluetsteine" oder Gluetpfanne" zur Erwärmung von Tenn und Stall[41] ohnehin noch groß genug war. Auch die alte Einrichtung des Herdes trug zur Verminderung der Gefahr nicht eben bei. Vergegenwärtigen wir uns so eine Feuergrube mit der frei ringsum prasselnden und lohenden Flamme (wie noch in alten welschen Küchen zu sehen), über ihr der hängende Kochtopf (die crémaillère) oder der fetttriefende Bratspieß.

[38] AB. 1, 325. [39] Ger. Tw. (1788). [40] Ebd. [41] Ebd.

Später die zwischen aufgerichteten Sandsteinen oder Mauern „eingepreßte Flamme", überdeckt erst von der steinernen, dann von der eisernen Blatte mit Aufnahme-Öffnungen für das Kochgeschirr. Endlich — und heute auch in Lützelflüh fast allgemein — der ausgemauerte eiserne Kochherd: ein Laboratorium, welches das Kochen zur höchst interessanten Wissenschaft und Kunst erheben könnte, zugleich auch die Küche zum behaglich temperierten Speiseraum gestaltet. Denn auch der frühere, aus gestampftem Lehm oder bloßer Erde bestehende Chuchiböde, der manchem Mütterchen auf nächtlicher Krankenwache trotz den an den Füßen getragenen Chuchifinke erst das verdächtige Chuchihüestli, dann den vollausbrechenden Chuchihueste als Anzeichen ernstlicher Erkrankung brachte, ist nun dem trockenen Zimäntböde gewichen.

Es braucht also keineswegs mehr das bloße Fürblattehuehn, die Fürblattechatz, der Fürblattehängst zu sein, die für kurze Zeit am Herd behaglichen Aufenthalt suchen. Zum friedlosen Raum, zu „d's Tüüfels Chuchi",[42] kann nur der allgemeine Unfriede im Haus ihn gestalten, zumal die Eifersucht zweier Weiber, wo an ei'r Fürblatte z'sämechöme.[43] Etwas anderes ist es, wenn infolge weiblicher Untüchtigkeit oder Faulheit der Mann den Chuchischmöcker (Topfgucker), den Chuchimutz[44] oder -schmutz (Küchenhandlanger) oder Chuchischmützer (gleich der Spitzmaus behend hin und her eilenden Küchenmeister) machen muß; und wieder etwas ganz anderes, wo eigene Berufsverhältnisse die fleißige Frau an den Arbeitstisch binden, den Mann an den Herd rufen.

Im richtigen Bauernhause jedoch „ist die Köchin gewöhnlich die gute Mutter selbst. Es ist die alte echte Hausfrau, welche das Feuer anzündet im Hause des Morgens, und des Abends es löscht. Sie ist des Feuers Herrin, und das Feuer ihr Diener. Sie ist des Hauses Priesterin: sie wahret, sie bauet des Hauses Segen auf ihrem Herde. Es ist etwas wunderbar Ehrwürdiges und Altertümliches in diesem Beherrschen des Herdes, diesem Schalten und Walten mit dem Feuer, der wahren Hausfrau eigentümlichster Pflicht".[45]

Aber grad eine solche Hausfrau weiß auch, daß ihrer noch andere Pflichten harren, daß sie nicht immer tarf i der Chuchi hocke. Sie sorgt, daß sie no einist us der Chuchi use chunnt, und nicht etwa gar die Zurechtweisung zu hören bekommt: Wart, i will der d'Chuchi ruumme!

Wenn nicht durch eine einfache Waschbank ersetzt, steht an einer

[42] Ztgst. 2, 156. [43] AB. 1, 8; vgl. Stickelberger JG., 38. [44] AB. 1, 467. [45] GG. 3 71.

Wand der Küche der Schüttstei (Rinnstein) mit oder ohne Spülwasser-Ablauf. „Es isch, wie wenn (du vertunliche Frau) d's Geld i Schüttstei abe tätist werfe.“ [46] Es Muul wi ne Schüttstei [47]: ein häßlich großer Mund.

Eine Ecke der Küche ist bisweilen zu einer kleinen Speisekammer — „Speckgaden“,[48] Späckchämmerli [48a] — nach Arthur Bitter [49] auch gerne zu einem Chuchistübli ausgebaut. Letzteres wird erwachsenen Mädchen als Privatissimum angewiesen; aber auch Besuche wie etwa zuträgerische Hausiererinnen werden dort von gewissen Bäuerinnen heimlich bewirtet.[50]

Zur Seite des Herdes macht uns ein Ofebrätt oder ein Heiztöri auf das Heizchästli aufmerksam, dessen zu verbrennender Inhalt — die Heizi — behufs völligen Austrocknens vorgängig iigstüßt (in den noch halbwarmen Ofen geschoben) worden ist. Will man aber die Sache zu gut machen, so faht d' Iistüßi („Einstütze“)[51] aamotte (schwelen); plötzlich saust es drinnen und fläderet uuf: d' Iistüßi ist aag'gange! So heißt's bildlich auch, wenn ein lange verhaltener Zorn plötzlich aufflammt. So kann zur Zeit oder Unzeit der Ofe über seine ganze Oberfläche hin warme, ja überheiß werden: „heiß wi ne glüejjigen Ofe.“ Verlorne Liebesmüh ist es dagegen nach bekannter Rede, i chalten Ofe ihe z'blaase, damit die Frierenden erwarme. — Dieses „Erwarmen“ hat Bitzius besonders schön verbildlicht; er hat in eigenem Kapitel gezeigt, „wie Meyeli erwarmet“ [52] erst in des Mannes Hause, dann in der umgebenden Welt; wie das echt Weibliche der jungen Frau Funken um Funken verborgener Gemütswärme dem Herzen der rauhen Schwiegermutter entlockt, bis endlich in Jowägers Haus zwei gute Frauen auf éinmal dem warmen Ofen [53] verglichen werden können. — Ein „warmer Freund“ ist der Ofen nicht bloß des unabtreiblichen Ofehöck, der uf em Ofen ume bääret, in seiner ganzen Länge sich ausstreckt [54] und schnarcht, „daß die Strümpfe an der Ofenstange ins Blamp“ geraten.[55] Auch dem Bauherrn selbst, dem zu leibhaftigem „Besitze“ solchen Eigentums zumeist die Zeit fehlt, ist das halb personifizierte [56] Wesen so sehr ans Herz gewachsen, daß er dem selten durch städtische Einrichtungen ersetzten sandsteinernen Bau seinen und seiner Ehefrau Namen einmeißeln läßt. Und zwar mehr und mehr durch kundige Hände, so daß die oft äußerst zweifelhaften Hieroglyphen ungeübter Steinmetzen nach und nach verschwinden. (Vgl. S. 155.)

[46] MW. Mg. 267. [47] Michel 254. [48] Schuldb. 182. [48a] In Bern wird das Polizeigefängnis „Späckchämmerli“ geheißen. [49] Zh. 15, 17; SE. 3. [50] SE. 3. [51] Ger. Tw. (1788). [52] AB. 2, 28 ff.; 83 ff. [53] UP. 322. [54] SchM. 2, 65. [55] Dursli 233. [56] Vgl. L. Tobler, Kl. Schriften (in der Besprechung der „Mordnächte“).

Wer aber gehört uf en Ofe statt an den Arbeitsplatz? Der Großätti, das alte Mütterchen, gleich wie „Urahne gebückt sitzt hinter dem Ofen (in der Hell der alt-alemannischen Einrichtung) im Pfühl". Bei uns versteht man dieses hinder em Ofe nicht mehr als verdiente, sondern bloß noch allenfalls als gezwungene Ruhe. „Hinter'n Ofen"[57] sollen die vom (politischen) Ruder Abgedrängten; hier bergen und verbergen sich verbittert die Wohlmeinenden, die man der Profitmacherei bezichtigte: „Wen" einer so naach bim Ofe siig, so gang er nid hurti ungwärmt dänne."[58] — Was alles zeigt ein Blick under en Ofe! Ein Regiment alter und neuer, „gesalbeter"[59] und grauer oder fuchsroter, ganzer und invalider Schuhe; wie als deren Hüter am Winterabend der Hund, und als dessen Gefährte die schnurrende Eignerin des malerisch nachlässig undere g'stellte" Chatzeblättli. — Um en Ofen ume: der Ofebank als zu- und wegtragbare Erweiterung der steinernen Sitzplatte, in ältern Zeiten dem Umgänger als Eßtisch,[60] der Bäuerin aber während der herbstlichen Obst- und Bohnendarre als Reserveplatz dienend. Fix angebracht ist oder war dagegen das als Schemel um den Fuß des Ofens laufende Ofebänkli.

Bloß vom Kochen, also von der Chunst der Küche her einigermaßen erwärmt und daher bisweilen selber Chunst[61] oder auch „Kunstofen"[62] genannt, leistet der untere Ofenteil in der äußern Stube seine besonders ausdauernden und leicht zu erlangenden Dienste. Aus einer Sandsteinplatte gehauen oder aus Ofenkacheln gefügt, stellt der Ofetritt,[63] die Trittblatte, der Tritt oder Sitz[64] gleichsam den Ofen in verjüngtem Maßstabe dar. Er ist die Quintessenz seiner Behaglichkeit, ist sein „besseres Selbst". Auf dem warmen Ofentritt erbauen sich am Weihnacht Nachmittag der geplagte „Schuldenbauer"[65] und sein tapferes Weib an des kleinen Bibelvorlesers Stimme; auf dem kalten Ofen aber kaut trübselig an trübseligen Gedanken der vereinsamte „Schulmeister".[66] So kann, ähnlich wie „Steine reden", die starre Ofenplatte gleichsam zur elastischen Mitschwingerin, zur lebhaften Resonanz unserer Gefühle werden. Drum auch wird dem unangesehensten Besucher der warme „Ofentritt gegönnt und das Reden nach Belieben".[67]

Mit dem Ofezopfe dagegen — dem kühl bleibenden äußern Ende der Platte — begnügt sich der Stumpfsinnige, der untätig ins Leere starrend da hocket wi Chlööri (ein armer alter Umgänger) uf em Ofezopfe. Aber auch die geschäftige Eile. So sitzt das fleißige Änneli

---

[57] Ztgst. 1, 179. [58] Geldst. 205. [59] UP. 243. [60] Segen 85. [61] Käthi 165; Dursli 294; MW. 2 J. 118. [62] Arm. 156. [63] Bern. 267. [64] Käthi 165 Hs. [65] 126. [66] 1, 349. [67] Ztgst. 2, 126.

nur hier rasch ab, um das Butterstoßfaß zu bearbeiten,[68] und hastig naht sich ihm am Schlachtfestabend die Mutter, um das Tranchiermesser zu wetzen.[69] Sein striktes Gegenteil ist das an die Brandmauer stoßende Ofeneggeli, der Ofenegge. Nicht nur bietet sich hier bequeme Anlehnung, sondern sein Wärmemaximum ladet ein zum z'warme-Stelle vorgängig gekochter Speisen, zum dänne-Stelle, dänne-Tecke für hintendrein erwartete Esser. I d' Stube, Köbel, es si Rüebli uf em Ofe! ist ein neckisches „Herein!" auf ein Klopfen, dessen Urheber man zu erkennen glaubt.

Ebenfalls hiezu, aber auch zur Versorgung der Häfe voll T'hee,[70] voll Trank für halbe und ganze Patienten dient das Ofeloch, Ofehüli, Ofegg̣üggeli[71] mit oder ohne Ofetööri bezw. Ofelädli, dụ̈ụ̈rgään (durchgehend) oder bloß auf einer Seite eingehöhlt.

Über dem Ofen-Uụ̈ffatz oder dem oberen Ofe trennt das hölzerne Ofewändli die innere und äußere Stube. Von der Decke herunter aber hängt ein einfacher Trocknungsapparat: das einzelne oder die mehreren unter sich verbundenen Ofestangli („Ofestängli")[72]. Hier hängen über Nacht des Bauern nasse Gewänder,[73] die er oft schon wieder anziehen muß, gäb si nume rächt verplampet hei. Hier trocknen Windeln und sonstige kleine Wäschestücke, und verrichtet die aufsteigende Wärme tausend bescheidene Dienste.

An die Ofenwand grenzt das aus der Zimmerdecke quadratisch oder auch elliptisch ausgesägte Ofeloch, „das Loch über'm Ofen der untern Stube",[74] durch welches man unmittelbar aus der Stube ins Gaden hinauf schlüpfen (uehe schlụ̈ụ̈ffe) kann. — Dieses Gadeloch, wie es daher auch heißt, bleibt nach Belieben und Bedürfnis ganz oder halb offen oder (sei's mittelst Schieber,[75] sei's mittelst Klapptürchen) geschlossen. Damit wird mangels eigener Heizeinrichtung die Zimmerwärme benutzt (oder abgesperrt). Die eines Edison würdige Erfindung bietet aber noch weit feinere Vorteile. Ohne daß man den Horcher an der Wand zu machen braucht, bleiben Eltern und Söhne und Töchter in jenem Rapport, jener Fühlung, der ein da und dort dem Ohre zugetragenes Wort voll genügi.[76]

Was bedeutet „der Cheer" (etwa ein aus der Ostschweiz eingeschlepptes Cheer = Keller?) in dem bekannten Kinderspruch: „Es gịget es Müüsli, es tanzet e Bär vom Ofeloch dänne bis ahen i Cheer?"[77]

---

[68] Gf. SF. 1902, 245. [69] Ebd. 276. [70] AB. 2, 02; SchM. 1, 123. [71] AB. 1 90; MW. 2 J. 292. [72] Ger. Tw. (1788). [73] Schuldb. 280. [74] Käthi 284. [75] MW. Ws. 90. [76] Vgl. Ztgst. 2, 163; Käs. 377. [77] KL. 02, 232; 03, 172.

Wie dem Keller und Estrich, ist auch dem Gäde (das Gade hieß der Gade[78] bis in Gotthelfs Zeit hinein) eine bestimmte Stelle im Haus angewiesen worden. Ursprünglich war das Gaden wie der Saal u. s. w. ein eigenes „Gebäude" („gatmo"), Gadem, Gädemli speziell für Vieh, vgl. den Ort Gadmen. Als Anbau (das Milchgade, „der Käsgaden"),[79] als Nebengehältchen (das „Nebengaden" der Turmzelle 1789),[80] als Dachkammer („wie viel zahlsch für das Gadi?")[81] hat es sich mit der Zeit seinen bestimmten Platz im Bauplan des Hauses errungen; zunächst (wie noch zur Stunde in alten Berghäusern) als Näbetgäde, soviel wie Nebenstube im ausdrücklichen Gegensatz zum Obergade im obern Stockwerk. So verzeichnet ein Inventar von 1776[82] „1 Kleiderschafft im Nebendgaden, 2 dito im Obergaden". Einem, dessen Denken sich nicht in den gewohnten Bahnen bewegt, fählt's im Obergade oder im Oberstübli („es rappelt ihm im Obergaden").[83] Ein allzeit zum Lachen aufgelegtes Mädchen dagegen ist es Lachigade (oder e Lachbänz).

Der neuern Bauart gemäß ist nun schlechthin „Obergade" gleichbedeutend mit Gade.[84] Es dient als Schlafgemach[85] für erwachsene Kinder und Dienstboten. So ausschließlich ist es Schlafgemach, daß z. B. das frühere Gaden im Flüelenstalden seit seiner Einrichtung für Separatbewirtung das obere Stübli genannt wird.[86]

Im Gaden also schläft auch der erwachsene Bauernsohn, die groß gewordene Bauerntochter. Einem edelgearteten Mädchen wird das Gaden oder Gädeli zum „Heiligtum, zum Schauplatz seiner Träume, zu seinem Allerheiligsten";[87] und als Gegenbild zu Ott's Siebethaler-Mädeli können sich vor Gadenfenstern wie Elsi's, der „seltsamen Magd",[88] Abschieds-Szenen von ergreifender Wirkung abspielen.

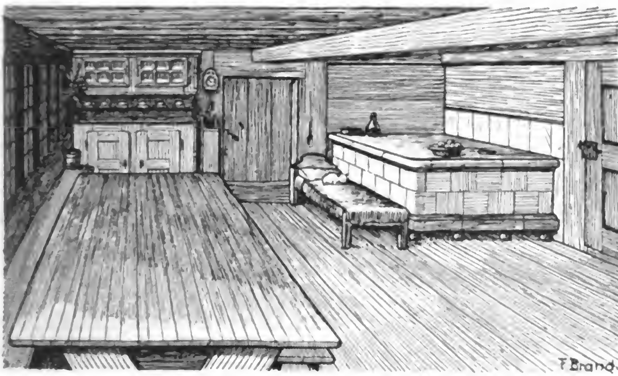
Bedeutungsvoll zählt darum unter die Winke, welche Michels[89] erfahrne Mutter ihm für seine „Brautschau" erteilt, auch dieser: „Du mußt ein Meitschi sehen am Morgen, wenn es aus dem Gaden kommt."

Wie seltsam aber war es einem als Waisenkind der Gotts Wille ins Haus genommenen Meyeli zu Mut, als es, statt in einem rußigen Gaden, als junge Frau erstmals in einem freundlichen Stübchen erwachte![90] Und als auch es künftig „i d'Stube!" „chömit e chlii i d'Stube!" leutselig einladen (Ein i d'Stube heiße) durfte! Nämlich in die Wohnstube, allenfalls — weil für alle bestimmt — auch Chnächtestube, zuweilen einmal Purestube genannt. C'est

---

[78] AR. 1818, 177; Käs. 233 und ö. [79] Käs. 233. [80] Ger. Tw. [81] MW. Anna 210. [82] Bifang. [83] Käs. 459. [84] Ger. Tw. (1789). [85] SchM. 2, 106. [86] Brüder 207. [87] Ztgst. 2, 204. [88] 97/8. [89] 184. [90] AW. 2, 28.

le ton, qui fait la chanson, und der Ton des täglichen Gesprächs sowohl wie der gelegentlichen Unterhaltung mit Besuchern mancher Art konnte es jenem alten Luzerner Soldaten bei jedem Betreten des Berner Bodens vorkommen lassen, wi wen" er in e warmi Stube chääm.[91] — Solche Unterhaltung ist freilich nicht immer „für alle" bestimmt. Namentlich Kinder dürfen nicht alles hören, was ohni Blatt vor em Muu[1] geredet wird: d'Stuben ist (no) nid gwüscht, oder: es ist no Ghüder i der Stube (etwas, das „hinaus" gehört). Ebenso wird mit einem chum de morn (morgen) i d'Stube! (vgl. chast mer chüderle!) abgefertigt, wen man jetzt mit seinem Anbringen



Bauernstube, Zythüsli, Faulbett.

nicht hören mag, oder wer gar in brüskem Auftreten mit der Tür i d'Stube gheit („ins Haus gefallen") ist.

Der hier zutage tretende weite Begriff der Stube steht im Einklang mit deren ursprünglicher Bedeutung als heizbarer Raum, behaglicher Aufenthaltsort im Gegensatze zur unwohnlichen Chammere (eigentlich: Schatzgewölbe) und als leicht zugänglicher Ort im Gegensatze zum städtisch vornehmen Zimmer. Drum einerseits Bezeichnungen wie die einstige Abtrett- oder Abtritt- (die heutige Wart-) Stube im Brandis-Schloß (1783)[92] neben der „Audientz-Stube", auf dem Bauerngut die freundliche, helle und geräumige Schnäfelstube

[91] AB. 2, 56; Thorb. 62. [92] ABB, A.

oder das Schnäfelstübli[93] als Ersatz der kalten Schnäfelkammer[94] oder gar des zügigen, gesundheitsmörderischen Schopfs[95]. Anderseits illustrieren sich damit scheltende Zurufe an Stubensitzer, wie Stubehöck, Stubefuu̦lhund, Stubechu̦tz.

Teil nimmt an diesem weiten Begriff auch die einfache Verkleinerung Stübli. Man denke nur an die Gasthofstübli zu Stadt und Land (z. B. das „Bärestübli" in Sumiswald), die Chüechelstübli an Marktorten usw., um die nächste Bedeutung des niemals, selbst „in der kleinsten Hütte" nicht fehlenden Stübli oder Näbetstübli sich klar zu machen. Dazu kann nämlich die Kleinheit wesentlich mitgehören, wie beim Chuchi-, Staall-, Saagi-, Mu̦li- und überhaupt irgend einem Bedienten angewiesenen Chnächtestübli. Allein die Größe braucht sich von der der Näbetstube gar nicht zu unterscheiden. Die ob der Verkleinerung „Stübli" schwebende Idee hat sich vielmehr über das „Neben" herabgesenkt: „neben" der Gaststube für alle ladet das „Stübli" nur Vertraute ein; „da hätte man sich gar nicht zu scheuchen und könne apparte sein";[96] und neben der Wohnstube für alle bietet das „Stübli" willkommenen Rückzug für das bäuerliche Ehepaar. Wie sagt Bitzius?[97]

's Stübli ist i mene Purehuus öppen eso, was i mene Herehuus ds Gabineet näbe der Stube. Eso nes Stübli — der Gattig hei di große Here kees, wo si treuhärzig numen eso halb zäme chu̦üschele, we si doch scho gar, gar wichtigi Sache hei un ieze grad wei z'Bode rede. U we denn es nieders so rächt si̦ Meinig gseit hett, so chöme si im schönste Fride zsäme wider use. Mi cha wohl säge, 's Stübli ist 's Heiligtum vo der Eh. Da tuet me Leid u Freud, u Hoffe u Chummere, u Meine u Glaube schön zsäme teile. Eis nimmt dem andere sis Pünteli ab u laat si vom andere d'Sach säge, u zsäme traage si, was eis nid liecht aleini chönnt.

Solchen Raum dürfen selbst die erwachsenen Söhne und Töchter nur ausnahmsweise betreten. Ein Jakobli[98], ein Felix[99] etwa, wenn, von der Mutter außerordentlicher Gunst gespendet, ein Eiertätsch heimlich bereit steht. Und welche Ehre für Uli den Knecht[100], zum Abschied mit seinen Meisterleuten im Stübli frühstücken zu dürfen!

Nicht immer mit solchem Hochgefühl innern Wertes hatte das Knechtlein über die Schwelle dieses Heiligtums den zögernden Fuß gesetzt. Da war er noch nie gewesen, außer wenn der Meister ne wider einist het is Stübli gnoo un ihm d'Zäche gläse (vgl. „ein Kapitel

---

[93] JoSt, Alp. 69. [94] MW. 2 J. 107. [95] SchM. 2, 86. [96] BSp. 128. [97] UK. 127. [98] AB. 1, 66. [99] Käs. 230. [100] UK. 159.

gelesen")[1], ihm d'Chuttle gwäsche het, „oder wenn er ihm den Lohn gab"[2]. Dann trat er ein „wie in einen geheimnisvollen Hain, in welchem einem Dinge begegnen können, die noch kein sterbliches Auge gesehen. Und es wäre ihm unmöglich gewesen, hier im Stübli ein unwahres Wort aus dem Munde zu bringen".[3]

Noch andere Weihen empfängt und erteilt der geheimnisreiche Ort, selbst und gerade dann, wenn es das unansehnlichste Stübchen der Welt ist. So das enge und ärmliche, in welchem der zu Hablichkeit und Ehren emporgearbeitete Großvater[4] ein Stück Welt ums andere abwirft und mit reichem, freiem Geist die Hülle desselben dem engsten und ärmsten aller Kämmerlein anpaßt.

Stübeli[5] ist die genauer entsprechende Verkleinerung von Stübli (wie dies von Stube), welche an und für sich eines besondern Wertgefühls entbehrt, den Raum einfach als sehr klein bezeichnet. Eine besondere Färbung, Abtönung liegt dagegen in der die große Heerstraße analogischer Wortbildung meidenden umlautlosen Form Stubeli (vgl. Bueb, Büebli, Büebeli, Buebli, Buebeli). Im Wort „Stubeli" liegt das wohlgeordnet Wohnliche, Trauliche und Traute. Ein Stubeli ist's, was so ein ehrenwert schlichtes, bis in den Tod arbeitsfreudiges Mütterchen als den Inbegriff seiner ganzen kleinen Welt sein eigen nennt. Chamissos „alte Waschfrau" hatte eins.

Mit welch andersartiger Stimmung betreten wir die dem Stübli entgegengesetzte Hinderstube, diese blaawwi oder rothi oder so und so als Ensemble ausgestattete Wisitestube. Eine solche ist nach Straßers bekanntem Gedicht dem Berner sein Oberland; in eine solche führt auch der Bauer, die Bäuerin nur vornehme fremde Gäste zu kurzem Besuch. Und zwar ebenfalls meist nur im Sommer. Besondere Bauart, wie in der „Glungge", kann mit sich bringen, daß die Meisterleute die gewöhnliche Neben= als Vorderstube an das „Hinterstübchen" tauschen, welches an die Scheune grenzt. Damit wird dieses „des Hauses Ohr"; jeder Schall von vornen und hinten scheint „dort landen zu müssen".[6] Dort ist's aber auch, wo Familienglieder, die des Hauses Ruf und Ehre zu schädigen im Begriffe scheinen, „ins Gebet genommen werden",[7] mögen sie dann im Hinderstübli chuppe,[8] oder im stillen Kämmerlein Einkehr halten. Überhaupt kann dieser Hausteil samt dem an ihn grenzenden Hinderstubestübli eine ganze kleine Wohnung für sich ausmachen. Schöner freilich ist's im „Stöckli".

---

[1] UK. 6. [2] 128. [3] 127. [4] Sonnt. 93. 127. [5] MW. Anna 252. [6] UP. 19. [7] BwM. 154; Bitt. SE. 4; Ztgst. Hs[a]. [8] Burri XIII.

Haus und Hof.

„Gleich Schneckenhäusern“ [1] (wir sagen eher: wie Schwalmlinäster) kleben an den steilen Hügeln einzelne der zerstreuten Güter und Gütchen des Emmenthals, deren Zentrum erst noch aus einem einzigen Häuschen besteht. (Siehe Abbildung.) Wer weiß, wie lang auch diese! Denn seit der ersten Besiedlung des Geländes setzt das alte Spiel



Der Hof Raingut-Bärg im Trittenbach.

sich fort: der Imbt stooßt. Die Familie wächst. Aber nicht im selben Maße kann das Haus sich dehnen, und soll es nicht. Denn das Bauernhaus duldet nur éinen Bauer, der Hof nur éinen Thronfolger. Da gibt es denn verschiedene Wege der Unterkunft, je nach den sie erheischenden Umständen.

Den gewöhnlichsten bietet der Stock, das Stöckli. — I gange i Stock, mir göö i's Stöckli — wer spricht so? Zunächst des Bauers betagte Eltern, die jenem Haus und Hof übergeben haben unter Vorbehalt einer auskömmlichen Altersversorgung, eines geziemenden Schliis. Als Schliisvatter und Schliismueter ziehen sie sich

[1] Kuhn AR. 1822, 62.

mit diesem ihrem **Altenteil** zurück — nicht alle aus gleichen Beweggründen.

Der **gewöhnlichste** ist allerdings das Bedürfnis nach Ruhe. Im Stocke siedelt „**der Alte** mit seiner Alten sich an, um leise von der Welt sich zu lösen, **sich vorzubereiten** auf den letzten Umzug.“ [2] — I bi nümme hüürig, sagt eine; i gieng o lieber i Stock u hätt nümme so bös. [3] — Mit einem befriedigten „I ha mi Sach gmacht“ zieht **sich** zurück, wer als Pächter, als Tawner, als Knecht



Stöckli.

auf einen **grünen Zweig** gelangt ist und nun im Stöckli no anderhalbe guete Tag wott haa.

„I **gangen** i's Stöckli“ — grollend spricht's ein anderer in dem bittern **Gefühl**, entbehrlich geworden zu sein. Wie schwer wird es ihm, die **Zügel aus der Hand** zu geben! Eine neue Zeit, neue Verhältnisse, in die er **sich nicht** schicken kann, sind angebrochen; seine Verdienste werden nicht **mehr** nach Wunsch gewürdigt. Verbittert zieht er sich zurück — i's **Stöckli.** [4]

Ebendahin können sich auf Lebenszeit begeben des Bauers ledig

---

[2] Land 23; UP. 17. [3] Bern. 2 l. 7. [4] Gfeller.

gebliebener und betagter Bruder oder die ebensolche Schwester; der Erbonkel also und die Erbtante: der Stöcklivetter und d'Stockgotte.

Wie nahe können in all diesen Fällen Stock und Bauernhaus einander sein! So nah, daß man es allemal im Stöckli gewahr wird, wenn im Bauernhaus ein besonders guter Tag angebrochen ist. So nah aber auch, daß, wenn hier ein Unglück sich zugetragen hat, Trost und Zuflucht im Stöckli ist. Handkehrum, wenn bei den Alten Krankheit und Gebrechen eingezogen ist: wie nah die Hilfe vom Hause!

Wie weit sind Haus und Stöckli auseinander, wenn Unfriede herrscht! Oft wäre sogar gut, die chinesische Mauer wäre da, damit man hüben und drüben nicht sehen müßte, was einen ärgert.

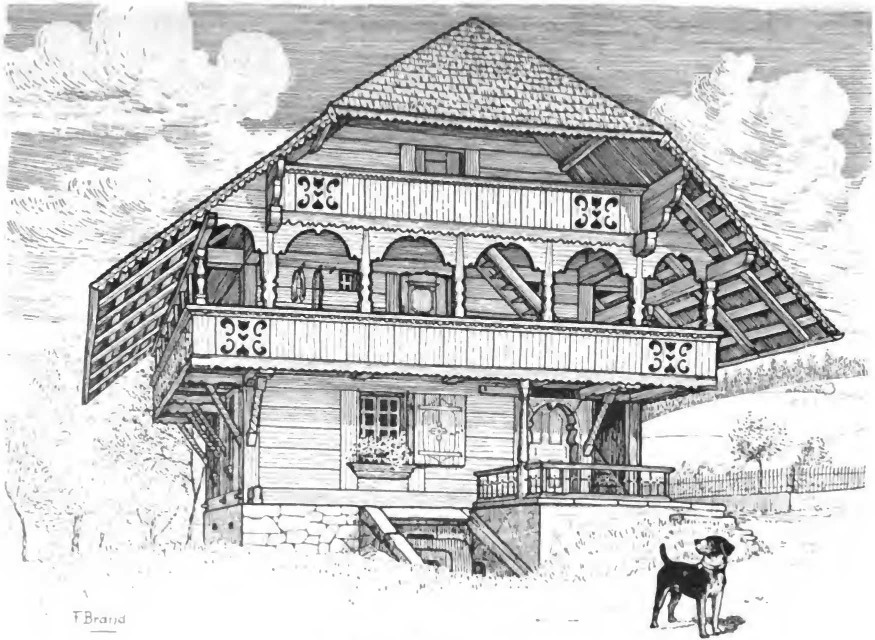
Was aber ist das Stöckli für die Kinder im Haus! Ihr Dorado, wenn liebe Großeltern oder Gevattersleute dort wohnen. Im Schwịck sịnd sị^{e} im Stöckli äne, wenn es Chröömmi (ein kleines Geschenk), es Lämmtschi (kleines Backwerk) in Empfang zu nehmen ist. Und wie oft sind die im Stöckli die Schutzengel der Kleinen, wenn drüben zufällig die Hut fehlt und etwa das ungedeckte Jauchelоch mit gräßlicher Gefahr droht! Wie sehen da oft alte Augen noch so scharf!

Zum scharpfen Egge wird hinwieder das Stöckli, wenn hämisch hinter ihm ein Glungge-Joggeli[5] ausguckt, was im Pächterhause vorgehe.

Dann ist es aber auch schade um die Anmut eines solchen Purestöckli, wie wir deren eins auf S. 235 photographisch abbilden. (Es ist der „hoch über die Lande schauende" Wäḷti-Stock zum Schaufelbühl-Neuhaus, in welchem der vorliegende Band „Bärndütsch" entstanden ist). Es ist eins der kleinen „Einfamilienhäuser", die aber mit geringen Veränderungen im Einbau sich zum angenehmen Aufenthalt von zwei bis drei kleinen Familien, unter Umständen sogar mit kleiner Landwirtschaft, gestalten lassen; eine kleine „Villa" im römischen Sinn dieses Wortes, die in geschmackvoller Weise einen bescheidenen Komfort mit treu bewahrtem ländlichen Charakter verbindet. Das sind erfrischende Gegensätze zu den Ankersteinbaukasten oder zu den aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Kopien, die leider auch unsere Gegend zu verunzieren drohen.

Doppelt erfreut sich an der ländlichen Stattlichkeit eines solchen Stockes, wer durch seine Wort- und Sach-Geschichte blickt. Dieselbe knüpft direkt an den „Stock" an, den wir als Synonym zu „Stäcke" und als Verwandten des „Stücks" kennen. Stock und Stuck (Stück) sind irgendwie abgetrennte Teile eines Ganzen;[6] jener ist insbesondere der Teil eines Strauches oder Baumes. Dem Baumstrunk im Gehölz,

[5] UP. 370. [6] Kluge [5]364. 368.



Speicher als Wohnung.

der in frühster hiesiger Bauart einfach dem von ihm getrennten Stamm als Unterbau diente,[7] gleicht in Aussehen und Gebrauch das als „Stock“ aus dem Boden hervorragende Felsstück, der „steinen stok, dô daz haus uffe stunt.“[8] Der römischen Steinbaukunst entlehnte der fränkisch-alemannische Holzbau zunächst die Ausgestaltung solcher Unterlage zum gemauerten Unterbau.[9] Derselbe ward (wie noch im Alpenhaus) als Wirtschaftsraum in die Ökonomie des ganzen Gebäudes einbezogen; nach wie vor aber hieß er „Stock“, oder, im Hinblick auf seinen Ausbau, „Stockwerk“. Die Bezeichnung Ring galt sowohl ihm als dem Oberbau um seiner ringsum abschließenden „vier Wände“[10] willen. Man hatte (und hat bis heute) einen obern und untern Ring und zog in diese Unterscheidung als Synonyme auch Stock und „Stockwerk“ hinein. Der ebenso oft durch die Verhältnisse gebotene wie beliebt gewordene Anschluß an eine Berglehne führte zur Mehrstöckigkeit auch des Wohnteils und zur spassigen Benennung eines langen hageren Menschen: er ist e Zweestöckige^r, Dreistöckige^r (vgl. Stärnehaagge, d. i. einer, der die Sterne herunterhäkeln kann).

Das kunstgerechte Graben und Wölben des Kellers als kühlen Speisebehälters nach späterm römischem Vorbild drängte den gemauerten Stock in die Höhe des (untern) Wohnteils, aber in die Hinterpartie desselben, als abgetrennten Teil des immensen Küchenraums und als Gegenstück zu einem der Wohngemächer. Wie nahe lag jetzt seine Umwandlung aus einem bloßen Vorratsraum zu einer Erweiterung des Wohnraums! Es war damit auch die Angleichung unseres „Bernerhauses“ an das keltisch-romanische Jurahaus mittelst der „Dreisäßigkeit“ oder „Dreischlächtigkeit“ des Wohnraums gegeben, d. h. die Gliederung in Stubewärch, Chuchi, Stock.[11] Wie sehr eignete sich dieser Stock mit seiner Abgeschlossenheit und Stille zum Rückzug der Alten vom Bauerngeschäft, zum recht eigentlichen Altenteil! Viel Raum zu freier Bewegung gewährte er freilich nicht, und ein Leben so ganz für sich, auf eigene Rechnung, gestattete er keineswegs. Welch ein gelungener Ausweg daher, mit Hab und Gut aus dem Hause auszuwandern, und in seiner Nähe zum bequemen si^ch Vertue sich anzusiedeln, und den „Stock“ unter altem Namen, aber mit ganz neuer Gestaltung als eigenes stattliches Gebäude mitwandern zu lassen! Der im Bauernhaus zurückgelassene „Stock“ ward fortan als „Hinderstube“ in die bäuerliche Wohnung mit einbezogen. Seiner Fortbildung konnte aber auch eine

---

[7] Vgl. die Erbauung Berns nach Justinger. [8] Mhd. WB. 3, 654. [9] Volksk. 75. [10] Vgl. „Wall“ und englisch „wall“. [11] Hunziker Af. Vk. 1, 21 ff. 2, 100 ff. Anz. f. schwz. Altertumskd. 1899, 155 ff.

Rückbildung zur Seite gehen, wie der Grundriß unserer Abb. (S. 199) lehrt. War nicht der gemauerte Stock, falls er, wie in dem kleinen Häuschen, niemals als Wohnraum zu dienen in die Lage kam, zu einem Backofen geeignet?

Als solcher konnte er auch füglich in dem großen Küchenraum verbleiben, während sein lästiges Hineinragen mangels andern Platzes in die Wohnstube hinein seine Entfernung dringend wünschbar machte.

Man versetzte ihn also vielfach in ein eigenes steinernes Gebäude, das als Wasch- und Ofenhaus — kurzweg Ofehuus genannt — auch zur Besorgung der jährlich 2 bis 3 großen Wäschen dient. Für besondere Anlässe mag er auch den Küchenherd ersetzen oder ergänzen. „Laß feuern im Ofenhaus, daß man eine Hex braten könnte!“ befiehlt seiner Frau der Amtsrichter [12] in Erwartung hoher Gäste. Zu solchen Zwecken ist das im Hintergrund des Gehöfts versteckte unscheinbare Gebäude gut genug. Wegen seiner Kunstlosigkeit muß es als Bild für eine plump vierschrötige Person [13] oder auch für einen von Hochmut groß gemachten Kopf [14] dienen. Dies, verbunden mit seiner Entferntheit wegen Feuersgefahr, stellt der Volkswitz so dar, als dürfe es sich neben der Kunstfertigkeit der andern Gebäude nicht sehen lassen. Drum nennt er Verwandte, welche um ein Glied weiter als Geschwisterkinder unter sich entfernt sind: g'schwisterti Ofehüsli. Allein die Baukunst des Emmenthals versteht es, selbst aus einem so unwohn-



Speicher der ältesten Form.

[12] 71. [13] AB. 1, 175. [14] UK. 86; UP. 343.

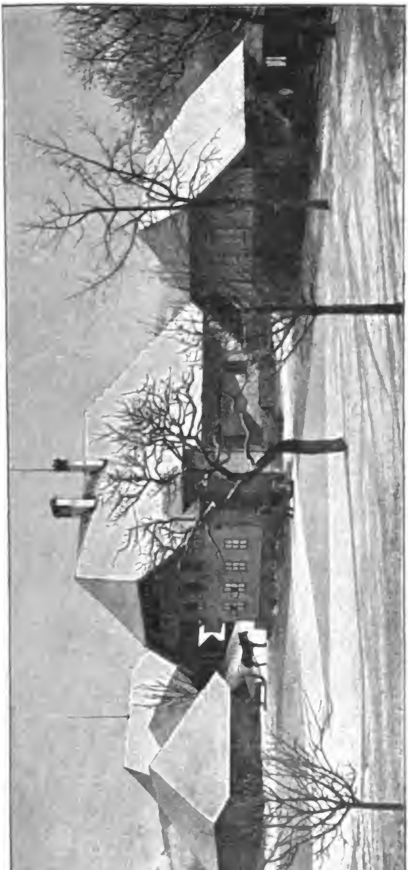
lichen Gebäude gegebenenfalls, ohne Beeinträchtigung seines ursprünglichen Zweckes, ein richtiges Wohngebäude zu schaffen. Kleine Umbauten machen es für Mietsleute geeignet.[15] Oder ausgekaufte ältere Brüder des jungen Hofinhabers erheben das Ofenhaus zum Mittelpunkt eines neuen Gütchens. Hieraus können gelegentlich so verzwickte Eigentumsverhältnisse sich auf ferne Zeiten hinaus vererben, wie z. B. zwischen Vorder-Ellenberg und dem Gemeinde-Spital. Endlich können die zum Rückzug entschlossenen Eltern noch bei guter Zeit sich aus dem Ofenhaus einen so anmutigen Sitz gestalten, wie dies eben in dem S. 235 abgebildeten Stock der Fall ist.

Da und dort (doch unseres Wissens in Lützelflüh niemals) ist auch schon der Speicher — Spiher — zu einer Wohnung umgestaltet worden, so einer in Rüederswil (Abb. S. 237). Und warum sollte nicht sein wohnliches Aussehen dazu einladen? Haben wir ja doch in ihm das alte Alpenhaus bis in unsere Zeit forterhalten[16] (Abb. S. 239), und wurde im Wohnhaus seine Bauart nur um des mächtigen Raumbedarfs willen verlassen! Dafür ist ihm Schmuck und Zier des alten Wohngebäude-Stils nicht nur verblieben, sondern in der von Künstlerhand (S. 136 ff.) geschilderten Weise ausgestaltet worden.[17] Ungleich dem Stock und dem Ofenhaus, welche sozusagen aus dem Bauernhause „ausgewandert“ sind, als Kolonien neben dem Mutterhause, kann der Speicher als der ideelle Urbestand des Gehöfts angesehen werden: der stattlichen Mutter leben zwei Kinder und noch ein Großmütterchen mit unverwüstlich schönen Zügen, das, wenn es dahingeht, durch niemanden ersetzt wird. Denn bei Neubauten, wie z. B. im „Neuholz“, wird der Speicher ins Haus hineingezogen, als Vorratskammer neben der Heu- und Garben-Bühne angelegt. Hierher paßt ja auch vorzüglich der „Ähren-“ oder „Kornraum“, wie der Spiher eigentlich gutdeutsch hieße.[18]

In der Tat können wir, wenn wir zu seiner Besichtigung nähertreten, es ganz wohl treffen, daß gerade der zwanzigjährige Sohn des Hauses einen Mütt[19] Roggen ung'schnüppet (ohne hörbares Atmen) d'Spiherstägen uuf treit. Auf die Spiherlaube verbringt er ihn einstweilen (stellt ne n ab),[20] um ihn bei erster Gelegenheit drinnen auf dem Chornbode auszuschütten. Dieser Kornboden war auch das Zentrum der obrigkeitlichen Zähntspiher. Über den schlechten Zustand „zweyer oder gar dreyer alten Spychern“ beklagte sich 1760[21]

---

[15] Ger. Tw. (1789). [16] Hunziker aaO. [17] Mit unsern einschlägigen Abbildungen vgl. Gladbach 1, 21 und Tafel 30 sowie im „Bauernhaus“ des schweiz. Ingenieur- und Architektenvereins Blatt „Bern“ 19. [18] Spicarium zu spica, franz. épi, Ähre, wie grenier, granarium = Kornboden. [19] 100 kg. Der Mütt = modius. [20] AB. 1, 344. [21] ABB, A. 13 ff.



Partie eines dezentralisierten Bauernhofes.

der Landvogt von Brandis bei der Berner Regierung bitterlich, und zwar aus dem Hauptgrund: „Diese schlechten Speicher sind angefüllt mit ferndrigen Getreydt, so die Mäuße zerfressen, ohngeacht mit Gifft sorgfältig begegnen wollen.“ Der Rat ordnete Abhilfe an.

Als solche Speicher, meint der Pfarrer von Gytiwil in seiner Schulhausweiherede, sollen die Eltern auch ihrer Kinder Seelen ansehen und anfüllen mit edlen Früchten und Metallen. „Dä donstigs Naar!“ schimpft darauf die Ammännin. „Mir machen alli Jahr meh weder zwenhundert Mütt Gwächs, u das sölli mir alls i üsers Buebs Grind ihe thue. Öppis Tumms eso ga säge!“[22]

Auch sonst ist in diesem mittliste Spiher[23] (d. h. im mittlern Speicher-Boden) allerlei Speisevorrat aufgestapelt. Die dort aufbewahrte Backmulde dient zugleich als Brotbehälter; Schnitztrog,[24] Fleischplatte[25] und Honigtopf (Hun'ghafe) thronen in bestem Einvernehmen nebeneinander.

Ferner ist „der halbe Speicher“ voll Tuch und Garn,[26] und für einen Notfall holt man dort kurzerhand eine Bettdecke,[27] wie für eine belangreiche Fahrt das neueste Pferdegeschirr.[28] — Kein Wunder, daß eine reiche Baslerin in den Ruf ausbrach: Wahrhaftig, das ist ja ein Königreich, die Bäuerin eine Königin! Sie hatte das seltene Glück[29] gehabt, als Ehrengast in die Geheimnisse dieses „Herzens“ oder dieser „Schatzkammer“ eines Hofes[30] eingeführt zu werden. Den ehemals dort geborgenen nervus rerum[31] hat wahrscheinlich auch sie nicht zu sehen bekommen; nach Familien-Dokumenten aber, diesen Adelsbriefen, Stammbäumen und Wappen des Bauernhauses, wie sie selten so sorgfältig wie im Bifang zu Lützelflüh verwahrt werden, hat sie wohl gar nicht gefragt. Der gewöhnliche Beschauer bekommt nichts zu sehen, als die unter schützendem Dach überwinterten sperrigen Geräte, wie Eggen und Sensen, etwa auch die an den Außenwänden mit peinlicher Ordnung aufgeschichteten Wurzelstöcke u. dgl. — Dem Bauer ist eben der Speicher wichtig durch das, was er birgt, wie dem Baukundigen durch das, was er vorstellt.

Wie die neue Bauart den Speicher ins Haus verlegt, so zog schon die alte die Scheune mit unter des Hauses Dach. (Schüür, Scheuer ist ihre oberdeutsche Bezeichnung.) Freistehende Scheunen notieren jedoch unsere Hofbeschreibungen nicht selten. Als ihr Vorbild konnte die obrigkeitliche Zähntschüür gelten. Im Gegensatze zu den kleinen Heu-

[22] SchM. 2, 373 f. [23] OB. 1904, 20. [24] BSp. 34; Wass. 77. [25] AB. 2, 44. [26] UK. 117. [27] GG. 3, 151. [28] GG. 3, 67. [29] SchM. 2, 51. [30] Michel 297. [31] AB. 1, 10.



Der Weiler **Flüelen** mit Ausblick auf verstreute Lützelflüher Berggütchen an der Trachselwald-Seite.

oder Schaf-Schüürli auf entlegenen Fluren, zum Säuschürli hinten am Haus[32] u. dgl. rief sie mit ihrer Größe so bekannte Bilderreden hervor, wie: Für das alls (im Chopf) z'bhalte, müeßt men e Chopf (oder Grind) haa wi ne Schüür, wi ne Zähntschüür.

Eine ganze Anzahl solcher alleinstehender Scheunen erhoben sich ehemals zu Ausgangspunkten eigener Güter oder Gütchen, indem Wohnungen sich unter ihr Dach schmiegten. Andere blieben Mittelpunkte entfernter Flurstücke. Vgl. Namen wie d'Schüür, genauer: Trachsel-[wald]-Schüür[33] (1783 noch ohne Wohnung). 's Schüürli.[34] — Schüürbóde, Schüürliwäldli, Schüürmátt, Schüürlichnubel, Schüürliacher. — Die Chäwwperg-Schüür.[35] Zu Oberried: die Taalschüür[36] und das Aspi-Schüürli.[37]

Auf großen Gehöften steht etwa noch das Holzhuus unter eigener Firſt.

Mehr als fünf Firsten zählt ein Emmenthaler Bauernhof nur in Ausnahmefällen. Eine starke Überschreitung der Norm muß es heißen, wenn z. B. der Haueter-Hof zu Waldhaus[38] nicht weniger als zwölf Gebäude zählt (vgl. die teilweise Wiedergabe in Abb. S. 241): 2 Wohnstöcke, 2 Speicher, 1 Holzhaus, 2 Scheunen, 1 Schweinescheuer, 1 Mattenscheuerlein, 2 kleine Wohngebäude für Dienstboten-Familien, 1 Bienenhaus, 1 einzelstehender Abtritt (eben Hüsli in dieser spezifischen Bedeutung; vgl. Hüsler = Jauche). Das kleine (auf der Abbildung nicht figurierende) Hauptgebäude dieses Gehöfts, wegen seiner Bedachung schon für sich ein Unikum, ließe den Charakter eines richtigen Bauernhauses noch einmal so empfindlich vermissen, wenn es nicht den imposanten Gebäuden der Nachbarschaft gerade damit zu vorteilhafter Abhebung diente. Die Dezentralisation aber, welche der originelle Haueter-Ueli hier in einer über das Ziel hinausschießenden Weise durchgeführt hat, bestätigt als Ausnahme die Regel, daß der Bauernhof des richtigen Bauernhauses als eines allbeherrschenden Zentrums bedarf. Als Beispiel hierfür diene der Gygax-Wälti-Hof (Abbildung S. 243), dessen photographische Aufnahme in Verbindung mit dem Gammeter- und Kauer-Hof zugleich den Weiler Flüele darstellt. Das weithin sichtbare Bauernhaus im Vordergrund, dessen Grundriß wir in Abbildung S. 217 brachten, beherrscht in zugleich gebieterischer und anmutig

---

[32] AB. 1, 157. [33] Wh. Sch. Oh. Sp. Ack. Ws. Wd. 1061, 80. [34] Wh. Sp. Ack. Ws. Wd. 257, 05. [35] Wh. Ack. Ws. Wd. 823, 69. [36] Wh. Sp. Ack. Ws. 535. [37] Wh. Sp. Ack. Ws. Wd. 657. [38] E4; vgl. OB. 1903, 25.

einladender Weise das **ganze** Gehöft mit dem hübschen Wohnstock, dem Speicher, der (nicht **sichtbaren**) Scheune samt angebauter Volière und den übrigen (signierten) Nebengebäuden.

Die den Weiler **oben** im Bild abschließende Linie ist die Sumiswald-Lützelflüh-Straße. **An ihr** liegt das Wirtshäuschen Flüelestawle. Vor ihm breitet sich **das** steile Gehölz über der Grüne, und oben im Bild weisen die zerstreuten Lützelflüher Bergheimwesen an der Trachselwalder-Seite auf den Anfang unseres Unterkapitels „Haus und Hof“ zurück.



B'satzig.

Viehpflege.

Der Viehstand, womit der Küher seine Alp, der Bauer seinen Hof besetzt, heißt di B'satzig[1] oder der B'satz. Übertragen: „Der Mann soll die rechte Besatzung eines christlichen Hauswesens sein."[2] Der Kollektivname „Vieh" für die Gesamtheit der Stalltiere lautet in unserer Mundart Veh[3]. (Nur humoristisch gilt „Vieh" für Tiere überhaupt: „weder Fledermäuse noch anderes Vieh"[4]). Das Wort bedeutet aber ebenso „ein Stück Vieh":[5] „Du hest vil Ungimach, schaffst wi n es Veh." Hier ist also „Veh" soviel wie Haupt. Man sagt: „acht Haupt Veh". Die Form dient also zugleich für die Mehrzahl, obschon es bei Gotthelf[6] heißt: „In der Schweiz sagt man, der Bauer habe so und so viel Häupter im Stalle; kurios ist das, und fast anzüglich."

Ein Brautschauer wird gefragt, „wie viel Land und Läbig's er hätte."[7] Also „Läbigs" (Lebendes) s. v. w. Lebware, Viehware, Vehwaar.[8] Da hierin so gut wie in der Kaufmannsware der Begriff „Wertsache" steckt, so begreift sich, wie auch der Bauer sein Vieh kurzweg d'Waar[9] nennt, und zwar vorab das für ihn nutzungsreichste Rindvieh. Bescheidener heißt ein Bestand von wenig Rind- und Schmalvieh 's Wäärli. Auch wegwerfend oder eine Sache aufgebend sagt man: 's git nüüt us däm Wäärli. Dem lat. pecu und pecus aber (Vieh als Vermögen) entspricht „die Habe": d'Haab, 's Haabli.

Man sagt also: d'Waar fuere. „Si het d'Säu gfueret"[10] und dgl. Ebenso „fueret" man Menschen,[11] und mit Subjektswechsel „fueret" eine rasch sättigende Speise: „Die Pastete, welche Eisi gemacht, fuehr'

[1] UK. 350 uö. [2] Geldst. 95. [3] Widm. 106; Käs. 150 uö. [4] Käthi 42. [5] Ott 1, 47. [6] Erbv. 27. [7] AB. 1, 210. [8] Schuldb. 37. [9] UK. 241 uö. [10] Michel 281; vgl. Gf. SF. 1902, 230. [11] MW. BK. 2.

(sättige) afe!"[12] Die Ergänzung fehlt in diesem Beispiel wie auch sonst häufig: Um vieri sött i wider hei ga fuere![13] Auch in neutraler Wendung sagt man fuere: sich als starker Esser geberden.

Eine rasch und reichlich sättigende Speise ist fuerig. „Das Essen ward eine fuehrige Sache."[14] Das Futter heißt zuweilen auch die Fuerig. „D' Waar het gueti Fuehrig."[15] Die Genesende „müeß me gwünd iez e chly nache fuehre."[16] Ein ausgehungertes Lebwesen wird zwägfueret.[17] Dieses „fuere" ist gleichbedeutend mit fuetere: „d's Mädeli fueteret m'r (die Hühner) scho."[18]

Von den stattlichen Wällen — Walme[19] — in der Tenne oder im Futtergang Heu oder Gras in den Barren schieben heißt kurzer Hand „hineingeben": ihe gää.[20] Der Rückstand der Heuwälle: das Heubblüemt („Heublümt")[21] gibt einen hochgeschätzten Aufguß für Bäder und als „Tee" (auch für Pferde),[22] dagegen eine schlechte Aablüemig für Dauerwiesen. Gläck heißt zunächst die Salzgabe, die den Wiederkäuern im Freien zur Abendstunde oder auch sonst behufs Anlockung mit der Hand aus der Gläcktäsche („Läcktäsche")[23] dargereicht wird. In einem Brief an Gotthelf heißt es: „Ich bin aber noch immer nicht überzeugt, daß man mit der Hundspeitsche mehr ausrichte als mit der Glecktasche."[24] Bei der Stallfütterung dagegen ist Gläck das aus Heu- oder Strohhäcksel, Rübenschnitzeln, Kraftfutter, Spreu, Kleie, Salz bestehende Kurz- oder Beifutter, das vor oder nach den Heugaben in der Krippe verteilt wird. Diese Krippe wird aber zuvor mit eme Heu- oder Strauschüübel sauber ausgefegt, uusg'ruumt. Von der Raufe heruntergezerrtes und verschleudertes Gras wird als Uusruummi, Chrüpferuummete gedörrt und als Heu verwendet.

Das Wiederkauen heißt mäle. „So ein Tauf-Essen gleicht oft dem Mahlen der lieben Kuh, wenn sie in frischem Stroh liegt, die Augen behaglich halb schließt und langsam die Kinnlade hin und her bewegt."[25]

Guet 'putzt ist halb g'fueret. Die Haut, dieser „Spiegel der Gesundheit", erfordert doppelte Aufmerksamkeit während des Haarwechsels: des Hääre, Enthääre, Haare im Frühling und Herbst. Sie will aber auch sonst tagtäglich mit Striegel und Bürste bearbeitet sein. Die Dräckröle am Hinterleib der Rinder, welche launig mit Tannbatze, Batze (Schuppen) der Fichte verglichen werden, sind ein ebenso ungünstiges Zeugnis wie die von Abmagerung redenden „Rollen"[26] oder vielmehr Falten der Haut. Vom etwas energischen Umgehen mit Striegel

[12] Geldst. 69. [13] Geldst. 146. [14] SchM. 1, 290. [15] Trub 30, 96. [16] MW. 2 J. 250. [17] AB. 1, 47. [18] MW 2 J. 4. [19] UK. 169. 170. [20] UK. BK. 8 uö. [21] AB. 1, 122. [22] Ök. fol. 15, 3. [23] Barthli 47. [24] AB an JG.; Beitr. 641. [25] AB. 2, 88. [26] AB. 1, 213; vgl. Beitr. 640.

und Bürste her sagt man auch von zwei in Händel Geratenen: si hei zsäme g'striglet, enandere erstriglet, erbürstet; sie hei e Striglete[27] ghaa.

Die Reinlichkeit wird befördert durch fleißiges Streue[28]: Hinbreiten der Streui aus Stroh, Riedgras (Lische), Tannreisig (Chriis). Mache, daß men us der Streui chunnt: sich zeitig vom Lager erheben, seine Wegreise beschleunigen.

Der Emmenthaler ist im ganzen ein sehr tierfreundlicher Mensch. Nicht blos aus der Berechnung größern Nutzens, sondern ebensosehr aus religiöser Scheu vor Brutalität. Wär dri schlaat, versündiget si; däm chunnt's nid guet. Der schöne Zug an einem bejahrten Knecht, der jedesmal den Holzschuh auszog, wenn er eine Kuh stüpfe wollte, damit sie sich erhebe,[29] ist dem richtigen Emmenthaler ganz kongenial und entspricht dem Verhältnis, in welchem ein Jakobli[30] zu seinen Schafen und Widdern, seinen Hühnern und Tauben stand. Ein Pferdeschinder vollends würde bald einmal dem Richter verzeigt, und eher als daß ein abgerackerter Gaul den Pferdemarkt bevölkern hülfe, wird er dem Abdecker (Schinter) zum Schlachten verkauft: i wott's Roß tootnigs g'seh! Im Zweifelsfall erteilt ihm der Eigner selbst nach dem Gnadenbrot den Gnadenstoß.

„Mit nassen Augen" schaut ein „Mannli" der verkauften Kuh nach, die zu behalten es nicht vermocht hat;[31] ein Bauernknecht aber, welcher in der Feuersbrunst all sein sauer Verdientes verloren, weint erst, da er „den schönen Kleb" als Schützer seines Jungen tot daliegen sieht.[32]

„Dä schön Chleeb" — in solchen Eigennamen bringt der Besitzer seine Tiere sich menschlich nahe und beweist, daß er sie alle, jedes in seiner Individualität, durch und durch kennt. Selbst der Bauer, der in vier Ställen seine vierzig Kühe wie Soldaten in Reih und Glied stehen hat, weiß gleich seinem Melker jede auf den ersten Blick mit ihrem Namen zu benennen, wenn auch diese Namen bei weitem nicht mehr alle sich auf Herkunft und Rasse, Farbe und Gestalt, Eigenart und irgend welchen Charakterzug beziehen lassen. Wie ein kinderreicher Vater schließlich „i der Brattig", so muß ein „hordreicher" Bauer im Herdenbuch nachschlagen, nachdem auch der Vorrat menschlicher Namen wie Rooji, Leeni und dgl. erschöpft ist. Sogar Knabennamen wie Miggi (Emil) und Hälm haben als Kuhnamen herhalten müssen. Man wählt dann aristokratische Vertreter des Pflanzenreichs wie Nägeli, Zitrone, Palme und qualifizierte Tiere wie das Beiji, bezw. die „Biene",

[27] Heiri 133. [28] UK. 27. [29] OB. 1903, 25. [30] AB. 1, 51. [31] UK. 207. [32] BSp. 186.

das Spiiri, der Fasan, der Leerch, Gugger, Hirsch, Haas. Vorn im Stall erhebt der Brinz selbstbewußt sein Haupt; nur Vertrauten nahbar hält sich dort abseits die „Nonne". Drollig dagegen nehmen sich im Gegensatze zu echten Stiernamen wie Türgg, Schwizer, Leu, Guldi, Stifel Bezeichnungen aus wie Bögeli, Tuube, Wachtle, Amsle, Agerist; so auch die Blüemli, Tulipa, Beieli; oder Lutzi und Leóni &c. Gänzlich zu schweigen von Hengstentiteln, wie sie in Stammregistern neben ächt heimischen Arbeitspferdenamen (Lisi oder Lise, Chrigi oder Chrügi, Grau, Fuchs, Schümeli usw.) sich breit machen. Anmutiger sind die Ziegennamen, welche in dem unsterblichen „Heidi" der Johanna Spyri ein „Geißenpeter" seinen Tieren beilegt, obschon „Meggerli" bereits in das Gebiet der kosenden Gemeinnamen hinüberreicht.

Solche schafft sich nämlich die Sprache der Kleinen und Großen reichlich. Teilweise geschieht dies nach Naturlautbezeichnungen wie mööġge (Kalb), päägge (Schaf), brüele[33] (Schwein, Kuh), meggele (Ziege), rüühele „rüchlen"[34] (Pferd; von Menschen: wiehernd lachen). Anderenteils ist dabei maßgebend der Ruf, womit man Tiere lockt; das Schaf: Hăli hăli! — die Ziege: Gibi gibi! Gibeli Gibeli mĕ' mĕ' me,[35] chum, i will der z'läcke gää' usw.; Gibe să' ßä ßä[36] — das Schwein: Gus gus! Gusi Gusi! — die Kuh: Hoopi oder Huupi sä! ssä! ssä! — das Kalb:[37] Gütscheli Gütscheli[38] (verballhornt zu „Gusteli"). Auch das an die Zugtiere gerichtete Kommando: hüü! hott! usw. liefert seine Beiträge. So kommen wir zu Namen und deren Ableitungen wie: die Gibe. (So heißt auch ein kleiner Ziehschlitten.) Vo der schwarze Gibe meggeli (oder gibeli) d'Milch eso starch![39] Das Pääggeli[40] (Lämmchen), „Pfyffebääggeli"[41] (1846: „Zuckerbrötchen"). Das Gusi,[42] das Hoopi,[43] die Hoopeni.[44] Das Hotti, Hotteli (besonders für das hölzerne Spielpferd). Sarkastisch sagt man dagegen von einem verdächtig süßlich riechenden und schmeckenden Stück Fleisch oder Wurst: das ist vo mene Hüü!

Besondere Gelegenheit, seine Tierfreundlichkeit zu erweisen, findet der Bauer bei Behandlung bezw. Verhütung der zahlreichen Viehkrankheiten. Für schwierigere Fälle[45] wird ungesäumt der Tierarzt zu Rate gezogen, und der in Grünenmatt stationierte Vehtokter ist ein stark beschäftigter Mann. Ältere Bezeichnungen für Stalltierkrankheiten

---

[33] Käs. 67. [34] AB. 1, 130. [35] Der Lenis (') bezeichnet den Knacklaut. [36] Barthli 31. [37] Chutscheli (Chuetscheli). [38] So schon bei Glutz. [39] MW. Ws. 93. [40] Schuldb. 120. [41] Dursli 266. [42] AB. 1, 330. [43] SchM. 1, 255. [44] ebd. 142. [45] und wo die Hausapotheke nicht ausreicht.

sind: „das Roth,[46] das Rothwerk oder Ungenannt; die Plag;" „das Blutschweinen oder Versorren;"[47] „die Kalte Gelte oder Seuch unter den s. h. melken Kühen" (1775).[48] Die „weiße, gäle und rothe Lungen-Sucht",[49] sowie der mit Menschen, die viel auf feuchten Weiden zu tun haben, gemeinsame Weidhueste, 's Weidhüestli des Rindviehs entsprechen den Hals- und Lungenkrankheiten des Pferdes: vor allem dem Sträng el oder der Truese (Kehlsucht). „I ha der Sträng el" heißt derb komisch auch: ich habe Schnupfen. Dem strängelige Roß fließt harter, zäher Schleim aus dem Maul: es hat den Chifel-Sträng el. Kann es diesen nicht herausschaffen (use mache), und gesellen sich gar Tuberkeln dazu, so stellt sich der hoffnungslose Lunge-Sträng el ein. Läßt man ein solches Übel verhocke oder befördert es gar noch durch eiskaltes Tränken nach starker Erhitzung, so uberchunnt 's Roß e Lunge wine Wanne (Asthma, Emphysem); es tribt ihm der Buuch z'stööjewiis uuf, es het die größti Müej, z'Aate z'choo; es hipnet. Das arme Tier ist buuchstööjig oder dämpfig, es het d'Dämpfigi: eine Krankheit, der man durch ausschließliches Darreichen abgebrühter Kleie (heißes Chrüüsch), gschnätzleti Rüebli,[50] Tämpfe und Träiche mit Tüüfelsdräck (Assa foetida) abzuhelfen sucht. Ein bei Gotthelf als „hauptmürdig"[51] bezeichnetes Übel ist der Rotz.

Gefürchtete Wiederkäuerkrankheiten sind: die stilli Fülli (Entzündung der Labmagenhäute); der Läsi-Brand oder die Entzündung des Läsi. (Das Läsi ist soviel wie „der Psalter" oder Blättermagen der Wiederkäuer.) Der Viert el ist Milchdrüsen-Entzündung in einem Euterteil. Der sexuellen Sphäre gehören an: das Uustrücke (Vorfall der Matrix oder Buurdi); das Birche (Scheidevorfall); das Erwäärffe oder die Frühgeburt. (Erwärffe ist verwerfen, d. h. in verfehlter Weise werfen, „vertragen".)[52] Bildlich: We's vor Michelstag (29. Sept.) ähe schneit (in die Täler oder auf den Jura hinunterschneit), so het der Winter erworffe (vorzeitig seine Kraft verbraucht).

Der quälenden Zungengeschwulst (der Zungeleist oder der Ruuch genannt), durch stechendes und staubiges Futter verursacht, gesellen sich beim Pferde noch bei: der Frööjch oder Frööjchsch (Frosch), verursacht durch Zahnwechsel oder auch durch kaltes Gebiß. Die Haut hinter den Zähnen wird seer (äußerst empfindlich), ist dem Wundwerden nahe, und hindert das Tier am Fressen. Eine ähnliche Überempfindlichkeit der Mundwinkel macht das Tier lindbiiiig: es wird beim leisesten An-

[46] Ök. fol. 25; RB. 87. [47] Trub 30, 142. [48] Ök. fol. 15 B 2. [49] ebd. 1. [50] ebd. 3. [51] SchM. 1, 159. [52] ebd. 1, 144. 219.

ziehen des Zügelgebisses scheu und bäumt sich, überwirft sich und schleudert den Reiter ab, wenn dieser es uberzäumt. Das Gegenteil ist hertbiịsig oder hertmụ̈ụ̈lig: mit unempfindlichen Mundwinkeln.

Die unheimlichsten aller Krankheiten: die des Gehirns, fehlen auch beim Tiere nicht. Beim Schaf verursachen Würmer die Drehkrankheit (e sturme Grịnd). Von fallendem Weh der Kühe beim Schauen ins Wasser oder bei starker Besonnung berichtet 1825 Pfarrer Fetscherin in Sumiswald.[53]

Beim Pferd aber bewirkt Avenin-Vergiftung bei Überfütterung mit Hafer nach Heißhunger der wüetet Cholder (den „wütenden" Koller). Der Haber ist ịhm i Chopf choo, es het der Haber im Chopf — aber nicht in der übertragenen Bedeutung, die beim Menschen auf Hoch- und Übermut weist (die Uberịgi; vgl. er ist ụberig, ist es Ubergịtzi, tuet wi n en Ubersau.)[54] Vielmehr verrät das Tier rasenden Schmerz: es scharet u stampfet u schlaat ụụs und schlängget der Grịnd, wi we's nümme gschịid wär. Vgl. cholderig, cholịdere und Cholder beim Menschen. E Cholder: Einer, mit dem nichts anzufangen ist,[55] der eigensinnig auf einem Vorhaben beharrt.[56] Der Cholder mache;[57] er ist e Cholderi, e Cholịdergrịnd. Etwas ganz anderes ist der schlaafet (schlafende) Cholder des abgerackerten Gauls. Ein solches Tier schläft beständig halb oder ganz, auch beim Stehen, und bleibt unempfindlich gegen Ohrenkitzel, gegen Treten auf den Fuß, gegen lautes Rufen. Unversehens wird es im Gespann tot umfallen, wie ein lungenfaules Tier.

Den meisten Unbilden ist begreiflich das Gangwerk des Pferdes ausgesetzt. Besonders beim bäretälpige oder -talpige Roß, das infolge fast wagrechten Wuchses der Fesseln wie ein Bär als Sohlengänger auftritt. Die auf nassen Weiden erweichten[58] und im Stall von Urin durchfeuchten Hufe bekommen in der Tiefe der Sohlen-Aushöhlung die übelriechende Strahlfụ̈li. Ebenfalls von unzulänglicher Einstreu, sodann von Selbstverletzungen z. B. beim Trämel-Chehre im Wald, auch von unbequemem Liegen wegen zu kurzer Halfter kommen Übel wie der Stölesecḳel oder der Chroonetritt (Krone: die rund um den Huf gehende behaarte Erhöhung unten an der Fessel). Oder es treten ein: Verletzungen derBalle (die Balle = die Fersen des Hufs), und schließlich der Beginn fäuliger Ablösung des Innern vom Ballen:[59] die Hụụfreh. Wird die Behaarung der Krone weder im Sommer fleißig entfernt, noch im Winter sorglich geschont, so stellt sich im Fesselgelenk

[53] Öf. O 29, 23, 78. [54] LZ. 1904, 135 [55] UK. 339. [56] SchM. 1, 70. [57] Barthli 35. [58] Öf. fol. 15, 1, 217. [59] ebd. 15, 3.

ein flechtenartig beißender Ausschlag ein: die nassi (fließeti) oder die weniger schlimme trocheni Räppigi. Waten durch Wasser oder nassen Ton verschafft dem Tiere Linderung, Einreiben von Fleisch-schmutz (Fett ab der Fleischbrühe) Heilung.

Gsehst das arme Roß dert? Das ist uberspränġt. Lue, wi n es ubersüren ist! Es cha d'Beiⁿ nid strecke, es macht mit de Chneue der Haagge. Öppen e Närve (die Närve = der Nerv bedeutet zumeist sow. Sehne) wird verschrisse (gerissen) sii, oder emel wüest etstremmt (gelähmt). Aber lue, isch das Tier nid bi allem o no sätzig? Gsehst dä Undersatz, das Uberbei, dä fuustgroß Chnuppe da a der innere Site vo der Haxe (Gegenseite der hintern Kniekehle)? We si öppis chönnti, so täte si da mit eme ung'chochete Rindsbei (ungesottenen Rindsknochen) riibe. Aber lue, wil me nüüt derggäge macht, het iez das arme Tier o no der Underschluck. Gsehst di Bei, fast so dick wi n es Stooschübli (Butterstoßfaß)? Däm abeg'chaarete Tier sött me grad e Schutz (Schuß) i's Ohr gää. U das näbezueche, wi ist das plääſtig! G'sehst di Plääst (Gichtknoten)[60] a de Beine? Das Roß het g'wärchet. Das het's nid g'macht wi ne fule Möntsch, vo däm me seit: dä tuet e keni Plääst uufspränge! drum isch es dißt wüester, we men eme Roß nüüt boorget, we's scho afen einist i d'Chneu g'heit (gestürzt) ist. Mi seit halt nid vergäbe: Wenⁿ es Roß einist i d'Chneu gheit ist, isch es grad (sofort) zweuhundert Franke minder wärt.

Zum Kapitel der Reinhaltung gehören Zufälle wie die Toggelizüpfe: die fast oben an der Schwanzrübe beginnende und fast bis ans Ende des Schweifs verlaufende klebrige wirre Verflechtung der Haare während der Nacht, aus Mangel an durchsichtiger Erklärung (wie Naßliegen) dem Toggeli (Alp, Alb) zugeschrieben. Abg'fieggets, uus'-gripsets, uusg'ranggets Chammhaar (Mähne) deutet auf nachlässige Behandlung der Haut unter den langen Haaren des Halses (und auch der Stirne) eines derart chämmig („mähnig")[61] gewordenen Pferdes.

Zucht.

Die allgemein alemannische Zuchtrichtung hält seit Ende des 18. Jahrhunderts die Rangordnung inne: Rind, Schwein, Pferd, Ziege, Schaf. Früher stand die Ziege in letzter, das Pferd in zweiter und zur

[60] SchM. 2, 289. [61] SchM. 1, 159.

Helvetierzeit in erster Reihe. Beiden Reihen entsprachen (quantitativ) 1901 in Lützelflüh einigermaßen die Zahlen: 2848 Rinder, 1340 Schweine, 316 Pferde und 4 Esel, 501 Schafe, 269 Ziegen. Rind und Pferd — also das Großvieh — bilden aber qualitativ nach wie vor den eisernen Bestand der mittelgroßen Landwirtschaft. Allerdings lange nicht wie vor dem großen Umschwung der Verkehrs- und Wirtschaftsverhältnisse.[1] Da hatte noch kein Bedürfnis nach Frühreife und raschem Geldumsatz das 6 bis 7 Jahre lang sich entwickelnde und 6 bis 7mal so lange lebende[2] Pferd aus der Zucht beinahe ausgeschaltet. Letztere brachte daher auch ins Emmenthal bedeutende Summen.[3] Namentlich Mailänder[4] wurden durch Roßtüscher (ähnlich unserm Roßjude)[5] auf dem Roßmäärit in Langnau und in Sumiswald[6] aufgekauft und nach Farben zusammengekoppelt „gen Lamparten“[7] transportiert. Das war auch die Zeit, wo ein Hansli Jowäger[8] auf vier Kühe ein Roß hielt, ein „Uli“[9] als Jüngling von sechs Rossen und zehn Kühen im Stall träumte, und als Pächter nachsann, ob ihm „eine Fülimähre oder zwei Fährlimoore“[10] mehr eintragen. Es war die Zeit, wo man den Reichtum eines Bauers durch die Rede kennzeichnete: dert luege viil Roßgrinde dür d'Baarelöcher. — Heute hält selbst ein Besitzer von 40 Kühen nur vier, höchstens vorübergehend fünf Pferde, und deren drei bis vier auf zwanzig Kühe[11] dürften als Durchschnitt gelten. Es gibt aber in Lützelflüh selbst auf gebirgigem Gelände Bauern, die zu sieben bis acht Kühen gar kein eigenes Pferd stehen haben, sondern für Arbeiten z. B. im Holz sich mit Lehnrosse[n] behelfen. Auch zählte die so ausgedehnte Gemeinde 1901 neben 18 trächtigen oder säugenden Stuten keinen einzigen Zuchthengst. So kam denn auch 1903 aus Lützelflüh an der dortigen Pferdeschau kein einziger zum Wettbewerb. Der Schwerpunkt dieser offiziellen Schauen ist einerseits auf Stuten „für Reit- und Wagenschlag“, anderseits auf Zuchstier- und Zuchtrind-Anerkennungen (in Grünenmatt usw.) verlegt, und die einst berühmten Hängste-Zeichnige[12] auf der Straße vor dem „Ochsen“ in Lützelflüh sind nur noch ein Schatten ihres frühern Glanzes. Selbst „die Gschaui“[13] ist in diesem Sinn am Erlöschen und ist hinter „Zeichnig“ zurückgetreten. Der Pferdeaussteller harrt der Aufforderung des Preisgerichtspräsidenten: „i d'Schmitte!“ Hier hält der Schmied bereits den glühenden Brand in Händen, um dem Tier, das

---

[1] Volksw. 2, 289. [2] Ök. fol. 15, 1, 48. [3] Geiser Aw. 189. [4] Geiser Lw. 7; vgl. Käs. 320. [5] Käs. 302. [6] Ök. Q. 29, 23, 12—14. [7] = nach der Lombardie; Volksw. 1, 204. [8] AB. 1, 91. [9] UK. 277. [10] UK. 403. [11] OB. 1903, 25. [12] SchM. 1, 143. [13] Michel 192 uö.

seinem Eigner eine Breemie (Prämie) einträgt, schmerzlos leise das Anerkennungszeichen auf die Oberschenkel zu drücken.

Dieselbe Abstufung der Wichtigkeit macht sich gegenüber den Jungtieren geltend; doch bildet die Schwierigkeit, welche die Aufzucht eines Fohlen oder Füllen (Fü̦li) bereitet, ihrer Seltenheit ein Gegengewicht zugunsten der Schätzung des Zuchttieres. Zu solchem Ufzieh gehört vor allem gute trockene Weide. Nur auf solcher kann das junge Pferd seiner Natur gemäß sich tummeln, eben tue wi n es Füli,[14] sich gehörig auswachsen und in seinem Wesen gesetzter, manierlicher werden. Vgl. das Urteil: s' Fü̦li ist no nid us ihm use.[15] „Es Jahr lenger chönne Fü̦li sii̦" ist denn auch eine Wohltat für Kinder, deren kurz vor dem 31. März fälliger Geburtstag sie erst fast siebenjährig schulpflichtig werden läßt. Kleingewachsene Leutchen bleiben auch ohnedies länger mit erschöpfender Arbeit verschont: chlii̦nni Rößli blii̦be lang Füli.

Wenn ein verzogener einziger Sohn „es vö̦lligs Füli vo Cha̦lberochtigi"[16] betitelt wird, so ist damit bereits die innere Verwandtschaft der beiden Großjungtiere dokumentiert. Cha̦lberochtig aber führt sich erst recht ein Michel[17] ein und auf, verübt ein Cha̦lberstückli nach dem andern, cha̦lberet (benimmt sich ungeberdig), tuet wi n es ung'läcket Cha̦lb — bis die durch solche Prüfungen als die rechte Erfundene zur Einsicht gelangt: „Es ist aber auch schon manches strü̦ü̦bere Chalb, als Michel ist, geleckt worden."[18] — Bei aller mit den Füllen geteilten unbesonnenen Lebhaftigkeit ist aber das Kalb schwerfälliger, leiblich und seelisch ungelenker. Daher ertrünnt einem, der hin und wieder durch eine gescheit sein sollende Dummheit von sich reden macht, s'Cha̦lb a̦lben einist (hie und da). Auf die bekannte Beschwerde aber: „es ist ja feister wi in ere Chue inne!" erfolgt etwa die Reckantwort: „das cha numen es Cha̦lb wüsse!" Und die Aufforderung, sich zum Empfang der Pfarrfamilie vom Schläfchen zu erheben, kleidet eine Kirchmeierin in die Worte: „Herr Jeses, Ma, stang uf, du Donners Chalb!"[19]

Mehrzahl: Cha̦lber, selten: Chä̦lber. „Der Anke giltet gäng no viel, u d'Chä̦lbli, die si b'süechig[20] (rar)."

Die Beschränkung der Bezeichnung „Kalb" (in der Koseform: Chä̦lbschi) auf etwa die ersten drei Lebensmonate zeigt sich auch in der bildlichen Rede: wenn d' es Cha̦lb witt, heusch e Chue. Das Jungtier vor und während der ersten Trächtigkeit heißt dann die

[14] Gf. SF. 1899, 92. [15] Vgl. Michel 215. [16] Christen 154. [17] Michel 253 [18] Ebd. 254. [19] BSp. 164. [20] Küherlied.

Chalbe (so auch mhd.; bei Gotthelf[21] und Marie Walden[22] die „Chalbete") oder: es Rinderli.[23] Ohne Bezug auf die sexuelle Sphäre wird das Jungtier das Gusti genannt (im Oberland: „Meische"). Chalbechue: Kuh, welche erstmals geworfen hat.

Die Bezeichnung „Gusti" trägt dagegen z. B. im Oberhasli die Ziege, die noch nie geworfen hat. Wir nennen sie für diese ganze Zeit Gitzi. Verweist der Habliche, namentlich falls er dummstolz ist, ein solches Tierchen in einen abgelegenen Gitzigräbe[24] oder in ein armes Gitzinäst[25], so ist doch „auch so ein Gitzi ein Kapital, ein Rittergut für ein arm Mannli, dessen ganzer Reichtum eine verfallende Hütte ist und zehn Kreuzer Taglohn".[26] Man nehme hinzu die Freude der Kinder an dem lustig hüpfenden Tierchen,[27] mit welchem die Sprache sie auch bisweilen zusammenstellt: Gitzi heißt ein unbesonnen dreinfahrendes Kind; Ubergitzi ein übermütiger junger Mensch; Gitzisprüng macht, wer austollt. Man vergegenwärtige sich sodann das Weh und Leid der Kleinen um den abhanden gekommenen Spielgefährten;[28] welcher Unterschied zwischen der Behandlung eines Stall- und eines Herdentieres!

Denn schon das Lammli, Lämeli steht im ganzen dem Menschen ferner. Wohl gehörte von jeher zur Belustigung der Kinder auch das Hüpfen der Lämmtscheni[29] im jungen Grase. Allein schon das ebenfalls sie erfreuende Lämmtschi (Ein- oder Zweirappengebäck aus Lebkuchenteig) ist doch nur ein Überlebsel aus der einstigen rituellen Verwendung des Opfer- oder Osterlammes, wie in Luthers Sprache übrigens auch ein erwachsenes Schaf heißen konnte. So überliefern wir wenigstens das Widderlamm[30] bald der Schlachtbank, und rasch verschwindet unter den Großen in der Herde das Chilberlammli (weibliches Lamm; Chilber ist Ablautform zu „Chalb" in dessen ältester Bedeutung „Jungtier").

Vollends mit dem doch so sorgfältig gepflegten Fährli (Ferkel) weiß zwar der Handel viel, die Sprache aber wenig anzufangen, wie schon unser einziger Beleg beweist: „Von einem Fährlin ½ Vierer". 1673.[31]

Während abbräche („abbrechen")[32] bedeutet: einen Abbrüchlig, besonders ein Abbruchchalb zur Aufzucht bestimmen, kann für „Absäugen" oder Entwöhnen dem Sachverhalt gemäß kein mundartliches Wort bestehen. Um so wichtiger ist auch unserer Sprache die Pflege

---

[21] z. B. AB. 2, 384. [22] z. B. 2 J. 230. [23] Müll. Hk. 42. [24] Beitr. 366. [25] GG. 3, 40. [26] AB. 2, 401. [27] Ott 1, 103. [28] Müll. LR. 46. [29] Kuhn AR. 1830, 104. [30] AB. 1, 32. [31] Zolltaffel. [32] AB. 2, 143.

einiger Muttertiere bei und nach dem Werfen (füle, chalbere, fährle, gitzle, lammere). Das letztere geschieht freilich so unvermerkt, daß „lammere" viel häufiger das Abirren der Aue (des Mutterschafs) von der Herde zum Suchen des vermißten Jungen bedeutet; daher die unwillige Frage nach jemand: Wo ist er (oder sie) ächt hig'lammeret? Das dabei bis zur Heiserkeit erhobene Geplärr veranlaßte das Bild: chiisterig[33] wi n en alti Aue.[34] Vgl.: Er singt (so schön) wi n en alti Lammeraue.[35] Wer sich aber selbst anklagt, er habe durch Zerfahrenheit, Unachtsamkeit dies und das verderbt oder versäumt, sagt etwa: I ha's nume verlammeret.

Auch gitzle tritt in Hintergrund gegenüber einzelnem vergitzle, d. h. unglücklich oder mit Angst und Not ein Zicklein werfen, übertragen: vor Angst oder Ungeduld vergehen. Er ist fast vergitzlet. Eine Kellnerin ruft unwillig aus: die Gäste werden nicht vergitzeln, ehe ich komme.[36] Wie ganz anders wichtig die zu mnemotechnischer Anknüpfung dienenden Vorgänge: „Denn zumal het grad üsi Moore g'fährlet"[37]; s' ist grad denn gsi, wo üse Tschägg g'chalberet het.[38] Kein Wunder auch: Die Überwachung des Prozesses kostet nach gewohnter Tagesarbeit oft eine Reihe schlafloser Nächte; so manches vergeblich hervorgerufen (g'sprängt) werden hat die Sentenz geboren: dergliihe 'taa ist no nid g'chalberet („Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer"). Und da man bei jedem endlich guten Verlauf doch immer „von Glücke sagen" kann, charakterisiert man einen Glückspilz mit der Rede: Der Holzschlegel het ihm (uf em Esterich obe) g'chalberet. „De nütnutzigste Täsche chalberet ds Glück Einen zuehe"[39] (als Ehemann).

Schon das näähige (dem Werfen nahe) Muttertier, ganz besonders aber das Eersteli (erstmals werfend, vgl. „erstkälbrig" — „achtkälbrig")[40] kann Gegenstand großer Sorgen und fast aufreibender Nachtwachen werden. Wir haben Beispiele aus nächster Nähe, wie einer Fülimähre der Bauer dreißig Nächte lang wacht, indes die Bäuerin in den Kleidern auf dem Ruhebett Halbschlaf hält, um durch zeitweilige Erfrischung den Mann munter zu erhalten. Welche Mühwaltung erst, wenn das große Ereignis vorüber! Beinahe feierlich werden einer Milchspenderin alsbald nach dem Kalben drei Brotschnitten mit Salz gereicht; die sodann samt der Schale verabfolgten drei Eier werden, wo's richtig zugeht, das erste ganz zeremoniös auf der Mitte des Kreuzes, die beiden folgenden auf der seitlichen Verlängerungslinie desselben zerschlagen.

Die Sprache aber versteigt sich in diesem Rayon bis zum Titel

---

[33] LZ. 1904, 135. [34] Vgl. basl. chispere = heiser sprechen. [35] SchM. 2, 147. [36] Käs. 194. [37] Lischeb. 14. [38] MW. 2 J. 85. [39] AB. 2, 473. [40] Ök. fol. 17, 39.

Säumueter. Sie meint damit nicht etwa bloß die menschliche Pflegerin des Borstenviehs und seiner Jungen,[41] sonderlich das Säumueterli[42] oder die Säuchöchi aus dem Entlibuch, dem vor den Käsereien so stark frequentierten Bezugsort der Ländersäu; vielmehr kann „eine Schweinemutter“[43] ein Mutterschwein bedeuten, das der größten Aufmerksamkeit gewürdigt wird (vgl. der Fährlimoore chü̦derle).[44]

Ist jedoch die Mutterrolle ausgespielt, so sinkt das Tier gleich allen von menschlicher Berechnung Getragenen hinunter zur Saumoore, zur Moore schlechtweg, ja zur Mistmoore.[45] Die Übergangsstufe zu solchen Titulaturen bildet die Röchlimoore, a̦lti Rochlimoore. So heißt das Muttertier nach seinem tiefhohlen Grunzen, womit es die Jungen anlockt und (durch stoßweises Öffnen der Milchgänge) ihnen das Saugen ermöglicht.

Eine solche Moore muß dann äußerlich und innerlich unsaubern Weibsbildern, untauglichen Leuten aller Art („leidi Moore,“[46]) ja selbst andern Tieren[47] ihren Namen leihen. Um so effektreicher ist die grade solch niedrigem Schätzungsgrad entnommene kosende Schelte, welche (wie „Chröttli“, „petit crapaud“ u. dgl.) in mehr städtischer Sprache auf alles anmutig Niedliche, Anheimelnde, Reizvolle angewendet wird: „möörig“, „mööreliq“. Nüt heimeliger, ja währli, als es jungs Päärli . . i mene mörige Hüseli.[48]

Geringer Aufmerksamkeit dagegen erfreut sich (wie nach obigem von vornherein zu erwarten) die Schafmutter, die Aue. Höhnisch verspricht einer e trääg̈eni („getragene“ = tragende) Aue als Ehesteuer dem unüberlegt danach Fragenden.[49] — Abzü̦ü̦g-Aue hinwieder (d. h. alte Schafmutter, die gierig und wählerisch zugleich in dargereichten Gemüseabfällen herumwühlt) ist ein drastisches Bild für Weiber, die an unsauberem Tagesgeschwätz wohl leben.

Gar nichts weiß die Sprache zu sagen vom Wi̦der (Widder), nichts vom Äber. (Derselbe scheint, aus dem Truber Geschlecht Beer zu schließen, einst auch im Emmenthal, wie noch im Seeland „Be̦e̦r“ geheißen zu haben.) Den Bock dagegen vergegenwärtigt uns unsere Mundart in der Zeit, wo Schaf- und Ziegenherden, die höchsten Bergweiden ausnutzend, ihren männlichen Leittieren blindlings folgten. So folgten die Schafe dem „Leithammel“, dessen Titel noch in unserm Beiwort „häme̦l“ weiterlebt. Häme̦l ist, wer keck und munter voran geht, „ins Zeug geht.“ „E Zit isch er no sei e chlii̦ häme̦l gsii, vo wäge, er

[41] BSp. 113 uö. [42] Jesuiten 328. [43] Käs. 247. [44] Lischeb. 4. [45] UK. 106 [46] UK. 41. [47] Käs. 151. [48] Ott 1, 101. [49] Erbv.

het es uuszahlt's Heimetli vom Alte chönne erbe."[50] Dervo hämele bedeutet: in raschen und zugleich zierlich kurzen Schrittchen davon eilen. Hämele ist auch: flink und geschickt (gewandt) arbeiten. Öppis erhämele ist: etwas (z. B. ein Paar Strümpfe) rasch (und zugleich gut) herstellen.

Tiere oder auch Menschen, die ebenso zwang- wie wahllos einem Führer folgen, göhn ihm na wie d'Geiße dem Bock.[51] Das Vorangehen des letztern spiegelt sich auch in Übertragungen wie Bock mache, d. h. eine Spielkarte zurückbehalten, die nachher Stichkarte wird, wenn nicht ein Gegner sie vorweg „sticht". G'stoche der Bock, warum geit er i Chabis[52]! Um Nuß bocke: ein Kartenspiel um Baumnüsse, sonderlich an Winterabenden am großen Tisch der Wohnstube.

In tollen Sätzen („Bocksprüngen") bocke übermütige Jungtiere, z. B. Kälber an der Tränkwehre.[53] Der stößige Bock auf anstoßendes, unmanierliches Wesen übertragen:[54] Die freundlich Begrüßten „wurden böckisch, taten fremd, gaben kurze, schnippische Antwort".[55] Geil: „das wüest Böckli"[56]; „böckele".[57] Die Vereinigung solcher Eigenschaften führte bekanntlich zu einer der Personifikationen des Teufels, aus dessen Bereich die feurigen Ziegenböcke kommen, welche noch heute da und dort auf Kirchhöfen erblickt werden.

Eine merkwürdige Zersplitterung herrscht in den Bezeichnungen des Wucherstiers. Schon „Stier" selber, welches Wort eigentlich den Kastraten, also den Ochsen bedeutet, ist in verwirrender Weise (vergl. Gotthelfs Sprache) aus dem Schriftdeutschen in die Mundart gedrungen. Denn nicht selten nimmt auch der „Stier", gleich dem Ochsen[58] sowie dem einstigen Hëgi und Sterchi,[59] die Bedeutung an, die die urchige Mundart eigentlich einzig dem Müni zuteilt.

---

[50] Trebla im EvE. [51] Kongreß 165. [52] Vgl. KL. 02, 224. [53] Land 8. 64ᵃ. [54] AB. 2, 448. [55] Ball 42. [56] UK. 346. [57] AB. 2, 252. [58] RB. 100. [59] mit „Stärke" (= Gusti) zu mhd. stër, Schafbock (mhd. WB. 2, 2, 619), verwandt mit lat. sterilis, unfruchtbar. Unter diesen Begriff faßt die Tierzucht gern alles, was nicht als Muttertier aufgezogen werden kann oder soll, daher jung der Schlachtbank verfällt (vgl. „die juden branden wilent gern bocke, rinder unde stern"; Renner 6888). So ist auch der Widder eigentlich der „Jährling" und verwandt mit lat. vitulus, le veau, Kalb (vgl. Kluge[5] 405). — Der Bock hinwieder wird als der „Flüchtige" gedeutet und stimmt mit armenischem buc = Lamm (Kluge[5] 47), sachlich auch mit unserm „Fasel". Großes und starkes Zugvieh dagegen bedeutet der „Stier" (vgl. nord. „storr" = groß), wie auch der Hengst ursprünglich soviel wie Wallach (mhd. Wb. I, 661), „der Angespannte" (Kluge[5] 165) sein kann. Gerade den umgekehrten Bedeutungswandel erfuhr die einzige uns bekannte Bezeichnung, die von Haus aus einem männlichen Zuchttier gegolten haben kann: „Ochse" (Kluge[5] 274). Zielstrebige Züchtung und deren Terminologie ist eben eine Angelegenheit erst der neuen Zeit; die ältere legte größern Wert auf Arbeitsleistung. Tiere, die sich durch solche in Friedenszeit vor Pflug und Wagen auszeichneten, übertrugen ihre

Der dem Zweck seines Daseins zuliebe mit Arbeitslast verschonte Wucherstier darf ungehindert wie kein anderer Zögling den Launen folgen, die sein angestammtes Naturell oder auch seine „Erziehung“ mit sich bringen. Dieser Launen gibt es bekanntlich viel böse, wenig gute — obschon es recht lieblich anzusehen ist, wie solch ein Tier, das eben noch mit Ingrimm die erhaltenen Schläge auf die Nase verarbeitete, in der nächsten Minute die Hand des Melkers leckt, den es mit einem Stoß über den Haufen rennen könnte.

Drị luege wie n e taube Muni[60]: damit wird die einzige Saite angetönt, welche die Sprache über unser Tier anzuschlagen weiß. Muni bööს! ist eine der Kindersprache nachgeahmte Bezeichnung unheimlich übler Laune der Umgebung: in Familie oder Nachbarschaft, in der politisch oder sonstwie aufgeregten Volksstimmung. Vgl. „'s ist nid guet Wätter!“ — Den Kopf gesenkt, mit den Hörnern pflügend, fährt der Stier blindlings auf den vermeintlichen Gegner los. Drum heißt unbesonnenes Dreinfahren: drị schieße wi n e Muni in[61] (oder: dür)[62] e Chrịshụụffe; oder: „dür ne Bohneblätz“.[63] Wütet aber das Tier mit den Hörnern im Stall, so reichen menschliche Kräfte und Mittel bei weitem aus, „eso nes Muneli ahez'bịnde“, daher 's Muneli ahebịnde[64] = mit einem aggressiven Gegner kurzerhand fertig werden. Das so gebändigte Tier schaut dann verblüfft, ratlos, verlegen drein: „ji hei mi [nach meiner ihnen unbegreiflichen Aufforderung] agluegt wi n e Muni.“[65]

Bei den alten Untertanenverhältnissen war der Grundherr durch Gewohnheitsrecht, nötigenfalls auch durch oberherrlichen Entscheid (wie z. B. 1547 der Freiherr von Brandis) zum Halten des Wucherstiers (und des Ebers) verpflichtet, wofür ihm etwa „das zänist Kalb und Schwindli“ gebührte.[66] Später lastete dieses Servitut auf staatlichen Pfründen, bis das Halten des Dorfmuni[67] nach der Reihe den Viehbesitzern anheimfiel. Gegenwärtig ist die Haltung freier Konkurrenz überlassen, was aber dazu führen kann, daß Gemeindebehörden um Vermehrung des Zuchtmaterials einkommen müssen. Denn die richtige Pflege eines solchen Tieres, dessen gedrungener Nacken (Muniäcke)[68] zum Vergleich mit fettleibigen Magnaten (oder auch mit „Regimentsbüffeln“)[69] herausfordert, ist ein etwas kostspieliger Hablichkeitsbeweis.

Benennungen erst als Ehrennamen auf Männer, dann als Geschlechtsnamen auf Familien: Ochs und Öchsli, Hegi, Sterchi (hieher ? — in Lützelflüh häufig). Ganz wie in Kriegszeiten der wehrhafte Schwinger des Schwerts ein Wolf, ein Bär, ein Beer (Eber) hieß. [60] LZ. 1904. 134. [61] An AB; Beitr. 63. [62] AB. 1, 100. [63] Michel 156. [64] Spieß 115. [65] Gf. SB. [66] JoSt. [67] Raben 210 uö. [68] Michel 254. [69] BSp. 257.

Zu erwähnen ist noch (gleich dem zum Abkühlen des Sägeblattes gebrauchten **Säuzäärn**) der als rohes Züchtigungsmittel seine Rolle spielende Ochsenziemer: **Munizäärn** („Munizehn“),[70] im Simmenthal: „Stirenzän“, 1789: „Muhni-Zand“,[71] vgl. 1792: „Rinderzähnstreiche“.[72]

Uspunnig, untaan ist auch der **Hängst**. Bei der geringsten Reizung, durch eine Bremse nur, schlägt er hinten und vornen aus wie „die Berner, die so verflüemeret ungern folgen“.[73] **Er stellt si uf di Hindere**, wie eine währschafte Bäuerin, der jemand in ihren Haushalt hinein regieren will.[74] **Er bäumelet** also, wie im Traum das eigensinnige Annebäbi;[75] wie eine zu demütigende Bäuerin;[76] wie Peter Käser, bevor unendlicher Jammer ihn übernimmt.[77] **Bäumeliger** aber als die Schläger von „Erdäpfelkofen“ „können die Helden von Morgarten nicht heimgekommen sein.“[78] — Einmal im Geschirr sodann, ist der Hengst ein ungestümer Draufgänger, er **hängstet uus**; wie denn auch mit Schulaufgaben unzufriedene Eltern den unerbittlichen „Schulmeister“[79] einen **Fragenbuchhengst** schelten. Muß er aber die Überlegenheit seines Lenkers anerkennen, so „zottelt er erst“ „täubelnd“[80] (**täubbele** = seinen Zorn auslassen), **taubsüchtig**[81] wie Ulis „**ertaubeter Kohli**“[82] seines Wegs. Dann verraucht sein Zorn, und sobald er später seinen Meister wieder gewahrt, schwenkt er gegen ihn zu, den Kopf an ihn schmiegend, an ihm reibend.[83] Beugt er aber erst, um sich liebkosen zu lassen, vor vornehmen Töchtern den Hals:[84] welche Folie seiner imponierenden Stattlichkeit! Wie ein in der Ferne verschwindendes Abbild derselben erscheinen im emmenthalischen Voralpengelände **di sibe Hängste**.

Der Hengst, dessen Bändigung die Prärogative Weniger ist, bildet eine Hauptzierde des stattlichen Bauernhofes als **Traguuner** (Dragoner, wie Roß und Reiter zumal heißen). Für den landwirtschaftlichen Gebrauch aber wird der als Beschäler nicht anerkannte Hengst zum **Münch** (Wallach) umgewandelt. Diese Benennung „Mönch“ erinnert an die Redensart: **es Uurfelläbe füehre**, etwa mit Zusatz des schnurrigen Wortspiels: aber es chunnt mängem widerig (widrig oder widder-ig) vor. **Urfel**[85] heißt nämlich der kastrierte Widder, wie **Baarg** oder **Mutz** der ebenso behandelte Eber. Der **Strimätz** = der kastrierte Ziegenbock. **Chiiber** = halbkastriertes Pferd oder Schwein, **Heelbock** = ebensolcher Schaf- oder Ziegenbock; **Zwick** = Zwitter; einmal auch: zugleich mit einem Stierkalb geworfenes weibliches Rind

[70] Berner 254; MW. Wj. 63. [71] GerTw. [72] ebd. [73] AB. 2, 261. [74] Ztgst. 1, 201. [75] AB. 1, 187. [76] Käs. 266. [77] SchM. 1, 328. [78] UK. 69. [79] 1, 325. [80] GG. 2, 48. [81] ebd. 159. [82] UK. 275. [83] GG. 2, 48. 49. 72. [84] Servaz 7. [85] Kätheli 288.

mit männlichem Körperbau und Wesen.[86] Im ebenen Unterland in der Regel, im emmenthalischen Gebirge nur noch selten (Lützelflüh z. B. hat keine Zugochsen) konkurriert der Stier als Zugvieh mit dem Pferd,[87] und es bilden z. B. „vier schwarze Stiere“[88] das Ideal eines Ackergespanns, mit welchem der Säuhändler im „Annebäbi“[89] renommierend seine vier handfesten Töchter vergleicht. Das niemals beschleunigte, dafür immer gleichmäßige, anhaltende Wärche wi ne Stier, „wie d'Stiere“[90] hat zu drolligen Mechanisierungen geführt wie: „Ein aaranze wi ne Stier“; „tubacke wi ne Stier“, „er ist riich wi ne Stier“ u. dgl. (wie „stockfinster“ zu „stockblind“, „stocktaub“ usw. geführt hat). — Einem einmal angespannten Ochsenpaar scheint wirklich keine Last zu schwer: si löö nüüt staa. Drum auch die Bezeichnung dürestiere[91] für die stramme Willensrichtung, Sammlung und Anspannung auf ein um jeden Preis und mit allen Mitteln zu erreichendes Ziel hin. „Bestimmt, wir stieren es durch“[92] (nämlich das „Bärndütsch“). Dafür heißt's im „Schulmeister“[93]: im Zeichen des Stiers verharren.

Das Roß.

„Beim ächten Bauer gräselt's“.[1] Heute wie ehemals, nur mit andern Mitteln. Zierte einst das Viergespann schwanenhalsiger, rabenschwarzer Erlebacher[2] die fürstliche Kutsche,[3] so tat der patrizische Bauer es ihm gleich mit einem ebensolchen Ackerzug. Noch zieht da und dort ein Paar solch schlanker, sehniger Tiere den Pflug und Wagen; ein stolzes Gespann aber von „vier schwarzen Rappen“ setzt sich heute eher mit Aneinanderpassung vorzüglicher Zugkräfte, als mit vorherrschender Rücksicht auf Rassenreinheit zusammen.

Soweit aber die letztere gebietet, kommt heute für unser meist gebirgiges Gelände das rasche und gewandte belgische Gebirgspferd unter dem Namen Ardenner in ersten Betracht. Diesem vornehmen Tier mit seinen tadellosen gedrungenen Gliedern, dem feingebauten, leichten und edlen Kopf mit den freundlichen, lieben Augen stellt sich als nah verwandt[4] zur Seite der Freibärger: das Pferd der jurassischen Franches Montagnes mit der charakteristischen Einsenkung mitten durch das mäßig abg'schlagne Chrüz. In mehrköpfigen Bauerngespannen

[86] Öl. O 29, 20, 21. [87] UP. 39. [88] Amtsr. 104. [89] 1, 211. [90] Lischeb. 3. [91] Besuch 139 uö. [92] Gf. Brief. [93] 2, 447.

[1] GG. 3, 68. [2] Schwarznecker[3] 128. [3] Servaz 6. [4] Schwarznecker[3] 127; Krämer im SB. 1902, GG; Volksw. 2, 572 ff.

ist auch etwa noch der mächtige hellbraune Einsiedler[5] (Pferd aus Einsiedeln oder überhaupt dem Kanton Schwyz) „mit dem stolzen Halse und der (trotz ihrer Größe) zierlichen Gestalt“ zu erblicken.

Neben all diesen Rassentieren, besonders aber natürlich neben einem Vollblut-Nórmänner, nimmt sich recht bescheiden aus der Mĕtscher oder der Franzoos aus Mèche. Dieses in der Regel schlapp- oder wappelohrig Tier erinnert mit seinen seitwärts gerichteten Hörorganen an den Schopf eines Schlapphutes und veranlaßt den Witz: es het e Wulḷhuet uffe — gleichsam als Bahnbrecher des Strohhutes, mit welchem anderwärts in heißer Jahreszeit edle Rosse gegen Sonnenstich geschützt werden.

Diese Tiere sind in der Regel gutmütiger Natur. Allein gar zu dicke oder schlaff hängende — schlampigi — Ohren deuten auf ein Übermaß solcher Eigenschaft: auf einen entweder faulen oder abgeracker- ten Gstăbi, Schlăbi, Pịgger, Määritpigger,[6] der zudem wegen Ungelenkheit auf steilem oder holprigem Weg leicht umfällt. — Grade deswegen aber heißt in kosender Schelte ein niedliches, zierliches, darum gehätscheltes Pferd es Pịggerli.[7] Umgekehrt muß der Name „Engländer“, der wie „Amerikaner“[8] und früher der „Tụ̈tsch“ ein stattlich präsentierendes Kutsch- oder Reitpferd bezeichnet, im Stallknechten-Witz[9] als ironische Bezeichnung für minderwertige Tiere herhalten: Chacheler (Gaul eines Geschirrhändlers),[10] Granggeḷbei, Plaasti; guete^r aḷte^r Trappi;[11] Pletschi, „mit dem das dümmst Wiibervolch fahren kann, so lang die Räder trolen können“.[12] Ein ähnlicher Name, auf hässige und häßliche Weibsbilder übertragen, ist Gụụre, Gụụrli.[13] Gegenüber solch abschätzigen Benennungen beziehen sich nicht wenige wirkliche Pferdenamen auf die Farbe: Der Bruun, 's Brụ̈ụ̈ndli;[14] der Chöli (Rappe); der Schụ̈meḷ (Schimmel). Das beim Müller beliebte weiße Viergespann ist wegen der schwierigen Reinigungsarbeit ein Kreuz des Pferdeknechts. Daher das alte mystische Rezept, um die in erster Jugend noch nicht weißen[15] Haare schwarz zu färben: „Sied ein Maulwurf im Salzwasser gar wohl, damit schmeir oder nez das Pferd oft.“[16] Die Redensart dagegen: mach mer der Schụ̈meḷ nid schụ̈ụ̈ch![17] (laß ab von deinen Intriguen) gehört zu den Verallgemeinerungen eines einmal gehörten Ausdrucks.

Ist die Farbe des Schimmels unbeliebt, so ist die des Fuchs

[5] Schwarznecker[3] 128; Käs. 328. [6] Michel 182; Käs. 241. 327 uö. [7] Käs. 253; Geldst. 44. 102 uö. [8] Schwarznecker[3] 200. [9] Käs. 327; Ball 40. [10] GG. 2, 72. [11] UK. 429. [12] Geldst. 193. [13] AB. 1, 329. [14] Ott 1, 103. [15] Ök. fol. 15. [16] RB. 98. [17] Bitt. SE. 4.

ominös, weil sie zugleich an den Charakter Reineke's erinnert. Auch der gutartige Fuchs (franz. alezan) unterliegt dem Mißtrauen, das in der Sentenz sich birgt: Es ist kem „Fuchs“ nüüt z'traue; en iedere Fuchs het öppis.

Hieher gehören auch die Benennungen nach dem Zeiche: dem weißen Fleck auf der Stirn oder, wenn unschön[18] groß, bis auf die Nase hinunter reichend und in diesem Falle den Pferdenamen Blaß oder Bläß veranlassend. Hübsch nimmt sich dagegen ein kleiner gezackter Fleck: der Stärne, aus. Bei Einsiedler und Erlenbacher finden sich die Zeiche selten.[19]

Bekannt sind die Redensarten: der Mähre i d' Auge[20] und: i's Mụụ[1] luege. Sie stammen vom Markt, wo das „Täuschen“ in seiner modernen Bedeutung Gebrechen und Alter verhüllen soll. In ersterer Beziehung ist unserer Mundart eigentümlich das Glĕsaug: die grau getrübte Regenbogenhaut des einen Auges (welche allerdings häufiger beim Hund, auch etwa bei der Katze vorkommt).



19-jähriger Bauernsohn mit Füllen.

Die hie und da unschön heraustretende Biegung des Raums zwischen Augen und Nase, welche an den Widder (alt: râm, „Bock“ überhaupt) erinnert, führte auf den Namen Rams-Chopf. Zu dem schön gebauten Kopf namentlich des Ardenners dagegen stimmen die feinen Lippen (Lå̊fzge), deren häufige und lebhafte Bewegung bei sonstiger Ruhe als ein lebhaft interessiertes Lesen aufgefaßt wird: 's Roß lịst. Der Läbi: die Unterlippe. Vom Menschen sagt man: er het der Labi la hange. Mit ähnlichen Personifikationen bezeichnen wir zwei üble Gewohnheiten, deren eine bei zu lang müßig stehenden und im Stall sich langweilenden Tieren — auch Kühen — angetroffen wird: das Wäbe (mit dem Kopf beständig hin und her fahren). Die andere ist das Schmịde: schlecht ausgreifende Rosse schlagen mit den hintern Hufen

[18] UK. 24. [19] Volksw. 2,572 f. [20] Ztgst. 2, 185; Schuldb. 190.

beständig laut hörbar an die vordern, bis ein paar tüchtige Peitschenhiebe an Ort und Stelle sie davon abbringen. Andere Pferde vertreiben sich die Langeweile mit Chäwle (knuspern, knoppern) an der Krippe, und gerade wegen dieser Gewohnheit können aus jungen Tieren die leidigen Chrüpfetrücker[21] (Krippenbeißer) hervorgehen. Dieses schließlich zur Nervenschwäche des Schlundes führende Pressen (Trücke) der Zähne an den Krippenrand vor Hinunterschlucken des Bissens erinnert an Leute, die in ihrem ganzen Wesen eso öppis vertrückt's, verträäjt's, verzwoorgets hei, das[s] me si nüüt cha uf se verstaa, das[s] nid mit nen uusz'choo ist. Auch die heißen daher Chrüpfetrücker.

Eine ebenso schlechte Gewohnheit von Füllen, die im Müßiggang absolut öppis Chrumms u Tumms müeßen aastelle, ist das Ringen nach Atem, wie sie es dem Luftschnapper (Luftkopper) absehen. Der Grund kann aber auch ein zwingender physischer sein, indem „'s Muu[1] so tumm g'macht ist", daß die obern Zähne vor die untern hervorstehen. Ein solches Pferd heißt uberbiisig.

Damit haben wir begonnen, der Mähren i's Muu (oder zo'm Muu) z'luege, was figürlich auch heißt: scharf auf Mittel und Wege sinnen und energisch jene anwenden, um aus einer schlimmen Lage wieder herauszukommen. Im eigentlichen Sinn ist darunter verstanden: aus der Beschaffenheit der Zähne eines drei- bis neunjährigen Pferdes dessen Alter erschließen. Das lassen nämlich zunächst die zwölf Vorderzähne in folgender Weise zu.[22] Zuerst fallen die zwei mittelsten Zähne oben und unten aus und werden binnen vierzehn Tagen durch neue ersetzt. Dieselben sind schmutziggelblich gefärbt und tragen oben eine schwarze Vertiefung: 's Roß zeichnet. Die neuen Zähne heißen Drüüzänd: sie deuten auf ein Alter von dritthalb bis drei Jahren.[23] Ihnen folgen die vier benachbarten oben und unten links und rechts: d'Vierizänd, welche auf vierthalb bis vier Altersjahre schließen lassen. Die nach einem weitern Jahre als Feufizänd hervorbrechenden äußersten Schneidezähne sind vorläufig noch hohl und tragen in der Vertiefung einen schwarzen Fleck: d' Bohne oder der Chäärne (Kern). Beim sechs- bis achtjährigen Pferd füllt sich die Höhlung allmählich aus.

Anderwärts[24] heißen diese Feufizänd „Eckzähne". In Lützelflüh dagegen gilt der schriftdeutsche Name „Eck"- oder „Hundszähne" für das, was man mundartlich Häägge nennt. Diese vier Zähne brechen ums vierte Jahr hervor,[25] werden aber erst vom neunten an — und nur bei

[21] AB. 1, 330. [22] Schwarznecker[3] 304 ff. [23] Öf. fol. 15, 1, 52. [24] z. B. ebd. [25] ebd.



Ein bäuerliches Rappen-Gespann.

Hengsten — deutlich sichtbar, indem das Zahnfleisch sich zurückzieht. (Die 24 Backenzähne gewähren keine Alterszeichen, zeichne nüüt.)

Wie „der Mähren i's Muu", muß der Bauer auch dem Roß uf d' Jse luege. Wegen der Einläßlichkeit solcher Nachschau heißt das bildlich: seine Nase in alles stecken, spionieren.[26] Anmutiger ist das Forschen nach Spuren, welche die uralt germanische Verehrung des Götterrosses, des weißen Pferdes Odhins, noch in der Gegenwart zurückgelassen haben mag. „Eine blinde Henne findet auch ein Körnchen", heißt bei uns: Es het e Blind es Rösise funde. Gefundene Hufeisen standen nämlich einst, als vom Götterrosse selbst verloren, in noch einmal so hohem Ansehen wie die vom Schmied bestellten. Sie wurden an die Türen genagelt, um böse Geister zu verscheuchen und die guten Götter zum Schutz herbeizurufen. In christlicher Zeit wurden sie auch auf die Schwellen geheftet, um den Teufel glauben zu machen, er sei bei seinem letzten Besuche hier verbläut worden und habe dabei dies Eisen von seinem Pferdefuß verloren. Bei uns beschränken sich diese aufgenagelten Eisen auf die Schmieden und auch hier nun lediglich als Handwerkszeichen: Hier wohnt ein patentierter Hufschmied, hie cha me la bschlaa. Übertragen hat „beschlagen" einen merkwürdigen Doppelsinn. Er ist (guet) bschläge heißt: im lebhaften Wortgefecht mit Argumenten gut ausgerüstet, fähig „stand zu halten" wie ein Roß auf schwierigem Terrain. Dann aber kann der Widerpart in dieser Weise gut beschlagen sein, und bschlägen ist sein Gegner vielmehr im Sinn von „besiegt", „zum Nachgeben gezwungen". So wird ein Hansli[27] vom Pfarrer „beschlagen", und so „beschlägt" (in neuer aktiver Wendung) der „Schulmeister"[28] den examinierenden Inspektor; so „beschlagen" Indizien den zum Geständnis gedrängten Verbrecher.[29]

Wie aber ein mit Beweisgründen Ausgestatteter bschläge ist, so heißt ein im Handel und Wandel in Kniffen, in Ausflüchten und Ränken Bewanderter e Gspitzte, en Uusg'spitzte. Er weiß sich jedem augenblicklichen Stande seiner Angelegenheit so anzupassen, wie der Huf des Pferdes den mannigfaltigsten Gestaltungen des Glatteises, wenn der Huf und damit das Pferd selbst gspitzt ist; ebenso, wenn die abgenutzten Griffe erneuert sind: we me wider het la grjife. — Letzteres kann nun mittelst der neuen Erfindung der Strüb-Stöle (Schraub- oder H-Stollen) der Bauer selbst besorgen.

Ebenso kann er nötigenfalls eigenhändig die nur noch schlaff und locker auffitzenden Eisen e chlij aazieh,[30] oder gegenteils die zu straff angezogenen abreißen, damit der schmerzende Huf „chönn verchuele."[31]

[26] BSp. 36. [27] AB. 1, 59. [28] 1, 8. [29] Ger. Tw. (1789.) [30] Käthi 209. [31] Ztgst. 2, 6.

Dieses E i m d' I s e n a b b r ä c h e dient auch wieder als Bild: Einem „Abbruch tun", sein Verfügungsrecht über Hab und Gut, seine Handlungsfreiheit einschränken. Dem Bild liegt der Umstand zugrunde, daß ein der Eisen beraubtes Pferd nicht mehr wirksam ausschlagen, in keinem Fall mehr zu den „Schlagern", höchstens noch zu den „Beißern" sich stellen kann. Ein Schlager heißt spaßig e s S c h l ä g w ä r c h.

Zur Kunde und Kunst des Schmieds gehört dagegen vor allem, die fleischige Sohle des Hufes: 's L ä b i g e,[32] „das Leben" zu schonen. E s i s t i h m a ' s (oder: i's) L ä b i g e g ' g a n g e bedeutet: er ist empfindlich verletzt worden. Zwecks solcher Schonung hat der R ö s n ä g e l seinen eigenen Zuschnitt. Nach der Form desselben heißen R ö s n e g e l auch die Kaulquappen im Teich. — Ferner ist der Strahl[33] oder S t r ä h l wegen allerlei Erkrankungsgefahr fleißig ins Auge zu fassen. Wie denn überhaupt der Huf trotz seines Umfangs (vgl. e B i tz F l e i s c h oder B r o t w i e n e R o ß z e e j j e: ein sehr großes Stück) und trotz seiner scheinbaren Plumpheit ein fein gebautes und empfindliches Organ ist.

So kundig in dieser Beziehung unsere Schmiede die Arbeitskraft des Pferdes schonen, so tierquälerisch und zumeist auch geschmacklos üben sie einen anderen Eingriff „i's Läbige" durch das auch hier in Mode gekommene „Englisieren". Zum Glück noch keine M u tz ö h r i,[34] wohl aber die M u tz s c h w ä n z[35] sind bis zu oberst in unser Gebirge vorgedrungen.

Dagegen ist noch heute dem richtigen Bauer alten Schlags ein schönes Roß soviel wie ein möglichst in seiner Natur belassenes und zudem richtig genährtes Pferd. Was aber überhaupt für den Emmenthaler e s s c h ö n s R o ß bedeutet, zeigt das ihm in den Mund gelegte Wort: E m e n e s c h ö n e M e i t s c h i u n e m e n e s c h ö n e R o ß s ö l l m e n a a l u e g e, b i s m e ' s n ü m m e g s e h t.

Mit welchem Spott dagegen übergießt er den Eigner eines abgemagerten Pferdes! L u e g, e s s u e c h t d e r S p i h e r s c h l ü s s e l! (um sich selbst Hafer oder Dinkel zu holen.) G ä l l, d a s b r u u c h t d e r U n d e r c h ö m e t! (Das aus gepolstertem Tuch bestehende, lose anliegende Unterkummet schützt ein abgemagertes oder wundes Pferd gegen den Druck des Zuggeschirrs.) E s r ä c h t s H u e t g s t e l l! (wie am Markt zu sehen.) S i h e i d ä m R o ß S t e i c h r ä t t e g ' s u e r e t, m i g ' s e h t i h m n o d' R ü p p i d ü ü r s t ä c h c h e! („Rippen" heißen die hölzernen Schienchen, welche das Wandgeflecht dieses unter „Lastgeschirr" behandelten Handkorbs tragen.) Dagegen rühmt man ein Pferd als es g h a b e r e t ' s, das

[32] Öf. fol. 15, 1, 217. [33] Öf. fol. 22. [34] Beitr. 15. [35] UK. 327.

für einen schweren Gang nicht bloß ein „Halbimmi Haber“ [36] in den Leib bekommt, sondern eher das „große Ordinäri“ (½ statt ¼ Mäß), wie der bekehrte „Mordiofuhrmann“ es nunmehr seinen abgeschundenen Gäulen gönnt.

Wie dagegen unabgemessene Fütterung Schönheit, Gesundheit und Charakter beeinträchtigt, so ist insbesondere auch das Ubersüüffe sorglich zu verhüten, wenn nötig, mit halbmagischen Mitteln wie diesem: Steck dem Pferd während des Reitens ein Holunderzweiglein auf den Kopf, und während es trinkt, laß über ihm her eine Geißel im Wasser schweben, in welche eine Zunge eingeflochten ist, die einer lebendigen Schlange ausgerissen worden.[37]

Mit richtiger Erfrischung paart sich richtige Schonung der Kraft. Auch der Lützelflüher läßt das Roß sprechen: Nidsi jag mi nit, obsi rit mi nit, äbes Wäg's mach mit mer, was d' witt. Und so schädlich dem Pferd eine zu lange Stallruhe ist: in strenger Arbeitszeit gönnt der Meister ihm die Sonntagsruhe. Seine sechs Rosse läßt der Ankenballenbauer [38] stehen und geht zu Fuß. Seine vier Rappen läßt ein Haueter-Ueli im Stall und reist „auf Schusters Rappen“,[39] und selbst ein Felix [40] schämt sich, um des schlechten Marktweges willen ein Roß aus dem Stalle zu nehmen. Ihr einziger Ärger ist das G'rössel, das Rößle, das „Reutern“ mittelloser Leute mit entlehnten Fuhrwerken.[41] Wohl dagegen leben sie an der Vorstellung, wie jetzt daheim das noch junge Tier vor Behagen sich um und um wälzt: si wälet, si uber un uber trööļt. Ein solches si wäle wird auch von Menschen gebraucht, die nach harter Arbeit die doppelt verdiente Bettruhe aufsuchen: mir wein is gä wäle.

Solche Behandlungsart kettet Roß und Mann mit einem tiefinnigen Gefühl unzertrennlicher Zusammengehörigkeit aneinander. Ein Kavallerist im Dienste gab seinen Briefen an die Eltern regelmäßig den Schluß: „Ich und mein Roß sind gesund. Uli.“ Die Dragoner sollen sich ehemals mit der ständigen Formel begrüßt haben: Salü', Hans, was macht di Mähre? wogegen es unter den Guiden hieß: Bonjour, wie geit's daheim? si Frau u Chind gsund?[42] Vgl. der Salüü, so viel wie der Dragoner.

Nur bei solchem Roßverstand im einen Sinn: Verständnis für Behandlungsart der Rosse,[43] kann auch der Roßverstand im andern Sinn: Verstand der Rosse, sich frei entfalten. Zu den Uvernünftige[44] zählt der Sprachgebrauch auch dieses Tier. Allein wer hätte nicht schon

---

[36] AB. 1, 166; Ball 40. [37] RB. 98 f. [38] Ztgst. 1, 212. [39] Obstb. 1903, 25. [40] Käs. 881. [41] Ztgst. 1, 212. [42] Gygax. [43] SchM. 2, 85. [44] Vgl. Bund 1904, 23. Mai ff.

auf den Augenliedern alter Pferde jene ganz eigentümlich menschelnden, feinen Runzeln beobachtet, ohne sich die Intelligenz zu vergegenwärtigen, welche jahrzehntelange Erfahrung auch hier ansammelt! In einen engen Horizont eingeschränkt wird allerdings diese Intelligenz durch den angewöhnten Arbeitskreis im Dienst des Menschen (vgl. Pferd und Hund mit Biene und Ameise). Wi tumm cha so n es jungs Roß dri̜ luege! Dafür ist mäṷg's Roß gschi̜i̜der weder e Möntsch innerhalb seines Erfahrungskreises, wenⁿ es 's afe chli̜i̜ mäṷgist het g'hört tonnere, u wenⁿ es ihm o scho uf e Grind g'schneit het. Wer sah nicht das Vorroß vor dem Pflug am Ende der Ackerfurche auf ein bloßes leises Zeichen mit der Peitsche des hinter ihm stehenden Lenkers umwenden und ohne Fehl die neue Furche antreten! Wer hätte nicht ein einzelnes Roß auf dem Wege mit wiederholtem und ganz eigentümlich klingendem Gewieher auf Steinwurfsweite einen seit Monaten von ihm getrennten Gspaane (Stall- und Deichsel-Gefährten) begrüßen hören, ohne bei sich zu überlegen, was doch alles es gchanntsam's Roß bedeutet! Selbst Ausdrücke wie vertraut, „fromm" („militärfromm") geben die Sache nicht wieder. An allen ethischen Eigenschaften des Menschen scheint das Roß Teil zu haben. Dieselbe Mähre, die als Schli̜tteroß[45] „der Gring gar meineidig ṷṷfhet, we si der Chomet aahet",[46] schaut, wenn sie einer Ungezogenheit sich zu schämen hat, nicht rechts, nicht links.[47] Wi weⁿ es Augen i de Füeße hätt, zieht es letztere blitzschnell an sich, wenn ein Kind unter sie geraten ist, oder wenn der Reiter abgeworfen da liegt. Aber mehr: die Rosse gewahren, was den Menschen verborgen bleibt.[48] Schon im alltäglichen Erfahrungsbereich. In dunkelster Nacht, wo der Mensch nicht die Hand vor dem Auge sieht, kennt das Pferd sich aus,[49] und der Führer darf auf dem Heimweg getrost Chöli la wa̜lte. Das heißt auch: Dingen, an denen nichts mehr zu ändern ist, Ereignissen, die uns über den Kopf wachsen, ihren Lauf lassen.[50]

Wie aber erst auf übernatürlichem Gebiet! I der a̜lte hẹlige Nacht z'Mittinacht cheu d' Roß rẹ̄de, aber auch dem Lauscher die unliebsame Kunde seines baldigen Todes zu Ohren tragen. Und wieder, während es, als wüßte es, was es ziehe,[51] die Leiche seines Herrn zu Grabe führt, zeigt es mit allfälligem Zruggluegen u Rṷ̈hele an, daß jemand aus dem Geleite bald den selben Dienst beanspruchen werde.

Was Wunder, wenn der eigene Tod eines solchen treuen Tieres

---

[45] LZ. 1904, 135. [46] AB. 1, 120. [47] AB. 1, 164. [48] Kurt 123. [49] AB. 2, 419. [50] SchM. 1, 277. [51] Erbv. 75.

mit Tränen betrauert, im Kriege aber mit einer Salve gefeiert wird,[52] und ein Bertram mit ihm alles verloren hat — „was ist ihm noch das Leben?“ [53]

Wie unklug indes ein blindes, schrankenloses Vertrauen in das doch immerhin in vielem unberechenbare, launenhafte und vor allem außerordentlich nervöse Tier! Auch dem allerzahmsten nicht, also gar kem Roß söll me traue, bis me d' Hüt im Sack oder sogar schon i der Gärbi het. Einige Gründe dafür liegen unaustilgbar in der Natur auch des dressiertesten und trainiertesten Pferdes; so das Entsetzen vor allem Geruch und Geschmack tierischer Abfälle. Es tschüderet's am ganze Liib vor Trinkgefäßen, welche Fleisch oder Blut geborgen haben; es erschüücht beim Vorübergehen an Schlächtereien, an Knochenstampfen.

Für einmal erlittene Unbill aber hat es ein ebenso scharfes Gedächtnis, wie für die Krippe, vor der es erstmals Einkehr gehalten. Dazu kommt das feine Gefühl für die Kunde oder Unkunde, die stramme oder schlaffe Achtsamkeit seines Lenkers, und der noch so flüchtige Blick auf das Fehlen oder die Gegenwart der Peitsche. Weh dem Wagenlenker, der einem „scheuen, tückischen, falschen“ Tier[54] nicht unausgesetzt uf d' Ohre luegt, wenn es dieselben hindere u füre leit (legt), mit den Ohre gäbelet (sie wechselweise vor- und rückwärts stellt), oder in zorniger Erregung d' Ohre litzt, litzt wi ne bissigi Achermähre! So litze auch Menschen, die einen Zorn, Ingrimm, Groll innerlich verarbeiten;[55] wer die Erregung in Poltern und Pochen auslöst, litzt uus; der pochende Großtuer aber verlitzt sein Geld.

So die quasi Choleriker unter den Rossen. Neben ihnen gibt es Sanguiniker: teils lüftigi, zu keiner nachhaltigen Arbeit gewöhnbare, teils füürschützigi, im ersten Anlauf die beste Kraft vergeudende Pferde. Sodann recht eigentlich faule Tiere: e Fühlimähre, wo der Gring laht lampe;[56] es Müllerroß, wo (im Gschirr) hindere hanget[57] oder hindere liit (liegt), wie bildlich auch faule Menschen tun.[58] — Im Gegensatze zu mutigen Rossen, die „wie Teufelskerle“ ins Feuer laufen.[59]

Die zwiefache Arbeitsart des Pferdes: Tragen und Ziehen ins Auge fassend, beachten wir zunächst die Bezeichnungen der Gangart. Doppelsinnig von Roß und Mensch gesagt, „bedeutet Karriere galoppieren, oder, wie wir sagen, in den Längen reiten.“ [60] Es geit i de Länge. Ebenso

[52] Ott 1, 159. [53] Vgl. die prächtige Erzählung Sintram 47 ff. 77 ff. 98 ff. [54] Ül. sol. 15, 1, 44. [55] Geldst. 269. [56] SchM. 2, 305. [57] UK. 199. [58] MW. Wf. 132. [59] Alte Gesch. 254. [60] SchM. 1, 158.

doppelsinnig geht das Pferd i d' Sätz und peitscht der Mensch sich oder andere zu einem schweren, mühevollen Werke auf: i d' Sätz![61]

Eine besonders beliebte und geübte, namentlich an Pferdeschauen eine erste Rolle spielende Gangart ist das Traabe. Auch Menschen, die sich zu neuer Arbeit anschicken, sagen: mir wei traabe. Das Roß ist es traabigs (es trabt gut). Statt „traben" braucht Gotthelf auch „trablen": Der Roßhändler ließ die Braunen trablen, trotten, Füße aufheben ꝛc.[62] Sonst aber ist träble so viel wie traben machen. „Die Pferde vor den Fenstern der Liebsten trablen."[63] Eini gä träble heißt: ein Mädchen zum Empfang einer Gruppe von Besuchern veranlassen. Jemand trable: ihn kujonieren.[64] Einem Kauflustigen wird ein Pferd vor-'träblet, und so kann man Einem eine neue Erfindung, einen Einfall, eine Idee vortrable: sie ihm in erläuternder und gewinnender Weise zur Anschauung bringen. — In einen schwerfälligen Trott dagegen, „daß der weite Kommet auf ihrem Halse grimmig hin- und herzottelt", verfällt die Ackermähre eines Hansli Jowäger.[65] In zierlichem Trott hinwieder geht des Knaben hölzernes Pferd „lustig d' Hostet ab".[66]

Überhaupt gebührt ja dem Roß und Rößli im Kinderspiel die bekannte Hauptrolle, auf die wir hier bloß mittelst einiger in Lützelflüh üblicher Varianten zu der schönen Doppelausgabe „Kinderlied und Kinderspiel" von Gertrud Züricher aufmerksam zu machen brauchen.

Das Schaukel- als Reitpferd gehört begreiflich mehr in städtische Kreise, woher sich z. B. das abgestutzte Kniereiterliedchen erklärt: „Rịti rịti Rößli, z' Basel ist es Schlößli; z' Buụrtlef ist es Summerhuus, luege schöni Meitschi druus." (Die „drei Jumpfraue" sind weniger bekannt).[67] Häufig in zwei Fragmente zersplittert hört man: „Gịigampf, Rößli stampf!" — „Guldige Ring, Rößli spring!"[68] Echt bäuerlich dagegen sind natürlich Liedchen wie:

Rößli bschlaa, Rößli bschlaa,
Wi mängs Negeli müeße mer ha?
Eis, zweu, drüü, eis, zweu, drüü,
Alli, alli, alli müeßen ii![69]

Im Gäu, im Gäu, im Gäu
Gää si de Rößline das Heu, das Heu, das Heu
U de Hüennere der Haber, der Haber, der Haber.
Drum si di Rößli so mager, so mager, so mager,
Di Hüenner so feiß, so feiß, so feiß![70]

Das gute Beschlagen und Ernähren gilt aber im bäuerlichen Kinderspiel wie im männlichen Schaffensernst in erster Linie dem Zugpferd. Und zwar dort natürlich dem jugendlich raschen Läufer vor leichtem Gefährt. Am Gụtscherößli übt sich das Spiel des Knaben von den

[61] Gf. St. 1903. [62] Käs. 320. [63] Käs. 326. [64] Geldst. 165. [65] AB. 1, 122. [66] Kuhn AR. 1819, 192. [67] KL. 02 Nr. 164 ff. 03, 134 ff. [68] 02, 217; 03, 161. [69] 02, 126; 03, 115. [70] 02, 215; 03, 160.

Tagen an, da er vor dem hölzernen Hotteli selber noch notdürftig her pfösel et, bis zu der Zeit, wo halbggroße Buben und Mädchen Hottelis mache, hottele. Da steckt sich einer (oder auch ein ganzer Trupp) den ersten besten Knebel als Gebiß in den Mund. Ein irgendwo aufgetriebenes Röli (baumnußgroße Blechkugel mit Schlitzöffnung und drinnen umherrollendem Eisenkügelchen) oder gar ein Postpferdglöckchen hängt er sich als G'schäll (Roßgschäll)[71] an den Hals. So läßt er sich von einem, der sich in angemaßter Selbstherrlichkeit zum Rosselenker aufgeworfen, in bisweilen ziemlich derber Weise jagen, zügeln und auf alle Weise, vornehmlich recht laut und husarenmäßig, meistern. Ruhiger und wortkarger wird der künftige Emmenthalerbauer die „starken und glänzenden Rosse“[72] lenken, die die Berner-Wägelchen ziehen, das vornehme Gutscheroß[73] aber sogut wie den ausgedienten „Postgaul“[74] andern überlassen.

Vom Spiel, dieser Arbeit der Kinderwelt, führen uns eine Reihe Metaphern ins prosaische Arbeitsgebiet des eigentlichen Püre-Roß, wie es sonderlich für die Chräche u Grebe des Emmenthals paßt. Genannt sei hier bloß: der Chöli, das im Doppelsinn kohlschwarze „Dampfroß“ mit seinem „chiiche, schnuppe, schnütze, dampfe, als wett's der Berg i Bode stampfe.“[75] Einen gewissen Gegensatz dazu bildet das in seine vier Wände eingepferchte Bürooroß,[76] wie der Bureau-Angestellte gelegentlich sich selber betitelt, während drastischer Bauernwitz ihn den i-Tüpfli-Zütteri u. dgl. schilt.

Wärche wi n es Roß: das deutet auf des Pferdes Los, und bedeutet den als Glück oder Unglück empfundenen Wert auch des Menschenlebens. Ein Bauernknecht,[77] dem das Schicksal seines Anneli als Zentnerlast auf dem Gewissen liegt; ein „Schuldenbauer“[78] und sein Weib, welche ihre Weltunkunde und Vertrauensseligkeit bitterlich büßen; ein im Kommunismus entgleister „Branntweinsäufer“[79] sogar machen im „Wärche wi n es Roß“ ehrenvoll ihre Verschuldung wett. Nur das der traurigen Versorgungsehe huldigende „Branntweinmädchen“[80] empfindet solches „Wärche“ als ungerechtes Schicksal.

Das Roß ist überhaupt bald der Maßstab, bald die Dezimalwage aktiver und passiver Menschenkraft. Starch wi n es Roß zu werden, ist eines echten Bauernsohnes Ziel, wie es die Mutter des achtjährigen Micheli[81] durch eine fortan alle Frühjahre zu absolvierende Rosmilchkur zu erreichen strebt. Was daher ein Roß nicht ab Fläck bringt,

---

[71] UK. 301. [72] Fröhlich VII. [73] AB. 1, 117. [74] Böhneler 20. [75] Ott 1, 154. [76] Richwander 149; 71, 78. [77] BSp. 217. [78] 16. [79] Dursli 214. [80] BwM. 114. [81] Michel 147.

muß auch der Mensch dort belassen; und wer absolut auf solchem Fleck verharren will, erklärt kategorisch: nit mit vierne Rosse brächt me mi da- oder dorthin. Im Ertragen von Übel und Fährlichkeiten aber ist und bleibt das Pferd dem Menschen über. Fieber wi n es Roß;[62] e Roßmedizin; Rösmüürder oder Roßtööder, d. h. mit Opium gesättigte schlechte Tabaksorten, vo dene drei Pfiiffe voll es Roß tööde, gehören daher ins Gebiet der plastischen Hyperbeln.

Aber auch in der Ausdauer bei harter Arbeit sucht das Pferd unter Menschen seinesgleichen. Wer hätte nicht an den sechsspännigen Landfuhren der Burgdorfer Müller, auf denen sie den Landbäckern ihre Z'Müli z'Huus u z'Hei bringen lassen, diese so gleichmütig den knarrenden Wagen ziehenden Rosse beobachtet! Diese „so echten Emmenthaler-Müllerrosse mit ellenbreiter Brust und einer Rinne über den Rücken, durch welche man füglich einen artigen Brunnen hätte leiten können!"[63] Und hinwieder die Mähre (so heißt die Stute, nachdem sie ihre Mutterdienste getan, als gewöhnliches Arbeitspferd, eben als „Roß", womit „Mähre" ursprünglich synonym war)! Die Mähre z. B. des Joggeli'schen Ehepaar's, wem bliebe sie nicht unvergeßlich? Universell wie ein Doktor dreier Fakultäten, ist sie in allen drei Arbeitsbereichen heimisch: sie zieht ebenso unverdrossen den Jauchekarren, wie sie, mit stoischem Gleichmut die Launen Annebäbis ertragend, das Märitwägeli nach Solothurn und wieder heim bringt, und dem um Rat ausreitenden Hansli als Trägerin dient. Abgesehen erst noch von ihrer Musterhaftigkeit als Pensions- und Anstandsdame: durch das von Jakobli heimlich gereichte Halbimmi Haber „mutwillig wie ein junges Böcklein" gemacht, hütet sie sich doch hintenaus zu schlagen, „weil sie nicht wußte wie machen, daß es eine Gattig hätte."[64]

Ihr eigentlicher Beruf und Stand, oder sozusagen ihre Spezialität, war immerhin der Dienst einer gewöhnlichen Achermähre, eines Acherroß, also für Pflug und Lastwagen. War sie doch des Besitzers einziges Pferd, drum es eispënigs (einspänniges) oder eileitigs Zugtier. Er ist gär en Eileitige', sagt man auch von einem Herrn, der mehrspännig zu fahren vermöchte, aber sich mit einem Pferde begnügt; eileitig ist daher auch soviel wie anspruchslos, bescheiden. Einspännig fährt aber ebenso der Ökonomische, wohl auch etwa der Geizhals, weil ein zweites Pferd erspart werden kann oder erspart werden will. Denn allerdings: es guets Roß zieht zwüüri (zweimal). Das heißt im eigentlichen Sinn: es zieht soviel wie zwei, und „edle Rosse leisten vernünftigen Herren in Augenblicken der Not das Unmög-

[62] Räs. 314. [63] Alte Gesch. 258. [64] AB. 1, 163.

liche, gehen in ihrer Rettung unter." [85] Witzig übertragen aber heißt das Wort: Wer einmal Glück gehabt (wer het Gfeel ghaa, gfělig gsi ist), dem lächelt das Glück auch ein zweites Mal. — Zu bloßem Vorspann vor dem durch Menschenhände gezogenen Gefährt dient das Handroß.[86]

Für zweuspěnige Fahrt („zweispännig" bedeutet auch: voll Eile und Eifer, höchst erregt und aufgebracht) [87] spannt man zwei womöglich gleiche Pferde als Gspaane nebeneinander an die Deichsel. Links oder zúe der Hand (nämlich des nebenher gehenden Lenkers) zieht das Zuederhandroß, das Zuederhändig oder der Zuederhänder; rechts oder vón der Hand: das Vónderhandroß, das Vonderhändig oder der Vónderhänder. Die schriftdeutschelnden technischen Ausdrücke „zue" (bei) und „von" (entfernt von „der Hand" des Lenkers) belassen auch das nd bei der schriftdeutschen Aussprache; die Ausgleichungstendenz jedoch verwandelt auch es allmählich in nd = ng. Daher das Inkonsequente in der Aussprache und in unserer Bezeichnung.

Für dreispännigen Zug spannt man vor diese zwei Tiechsleroß ein zur Führerrolle geeignetes, also ebenso energisches und selbständiges,[88] wie aber auch leicht lenkbares und aufmerksames [89] Vorroß. „Vorrosse" oder „Vorgumper" (nämlich der eigentlichen Käsherren als „Deichselrosse") werden in der „Käserei" [90] die Aufspürer käuflicher Mulchen genannt.

Sattelroß endlich heißt das linke vordere Roß des Viergespanns, welches gelegentlich der Führer reitet,[91] selten wohl doch auf Weiber Weise, behaglich sich in des Rosses Bewegung wiegend.[92] Solch ein Viererzug, zwei tüchtige Stuten hinten, zwei lustige junge Münche vornen,[93] ist allerdings das Ideal eines Bauerngespanns, und eine durch nichts Minderwertiges verunehrte [94] Reihe solcher macht den Stolz eines Dorfes aus. An ihnen sollen die Leute im Lande merken, daß in Gytiwil auch noch Bauren seien,[95] und daß man zu Liebiwil noch einen Roßzug vermöge. [96]

Dabei kommt es weniger auf die Ausstattung von Wagen und Schlitten,[97] als auf die Vornehmheit der Rosse an. Grad auch eine so gediegene Frau wie Änneli gedachte auf ihres Sohnes bedeutungsreicher Fahrt in erster Linie mit den Rossen bei den Schwiegerleuten in spe Ehre einzulegen. Wirklich standen die Leute still, wenn der Draguner daher kam wie in den Lüften.[98] Denn, wie gesagt, „beim echten Bauer gräfelt's".

---

[85] Mordiof. 198. [86] Bsbinder 356. [87] Heiri 9. [88] Käs. 246. [89] GG. 3, 94. [90] 176. [91] GG. 3, 95 ff. [92] Wege 303. [93] GG. 3, 68. [94] Käs. 240. [95] SchM. 1, 383 [96] GG. 3, 67. [97] Ball 38. [98] GG. 2, 45.

Die Kuh.

Die Milchkühe, deren im Jahr 1891 Lützelflüh 1813 zählte, bilden 64 % des Rindviehstandes (in der Schweiz 62 %, im Kanton Bern die Hälfte). Zudem leisten sie, da eine weise bemessene und nach der Witterung gerichtete Feldarbeit dem Milchertrag nur nützt, eine beträchtliche, auf sehr vielen kleinern Gütern sozusagen die einzige Zugkraft. Dies ist um so erklärlicher, da Lützelflüh in einem derjenigen Fleckviehgebiete liegt, wo Kunstwiese und Ackerfeld zusamt die alte Weide beerbt haben, womit auch das große und starke Simmenthalervieh bis ins wegsame Gebirge hinauf gedrungen ist. Distinguierte Viehzüchter hielten sogar darauf, es an dem cachet dieser Rasse: dem charakteristischen Räbme-Fläck im Gesicht, nicht fehlen zu lassen. Immerhin kann ein besonders schönes Tier noch das Motiv abgeben zum Auszeichnungs-Namen Sime.

Das Fleckvieh gilt etlichen Forschern als bloße — allerdings sehr alte — Abart des Braunviehs: das gleichmäßige Dunkelrot durchsetzte sich allmählich mit den aus kleinen weißen Zeiche an der Stirn entstandenen grauweißen oder fahlen Flecken.[1] Dies erklärt die hohe Schätzung der auch hierzulande noch etwa einheimischen, aber allerdings seltenen, drum im Preise fast unerschwinglichen rote Chue. „Hans hätte eine rote Kuh gegeben, wenn der (ihm ungelegene) Besuch unterblieben wäre."[2] E geit um ke roti Chue (laßt uns daher ein Spiel machen u. dgl.)! Das ins Braune Umschlagende dieses Rot aber kennzeichnet sich in der tadelnden Bezeichnung chüerot für unnatürlich, übertrieben rote Gesichtsfarbe,[3] entstanden aus Überernährung oder, vorübergehend, aus ungewohnter Erregung, bösem Gewissen oder dgl.

Mit dem Simmenthaler-Rindvieh konkurrieren in der Größe die Freiburger-Schwarzschecken,[4] und die mannigfaltigsten Kreuzungen ergaben Färbungs-Nüancen, die sich in Kuhnamen abspiegeln wie die Bruuni oder das Brüüni; der Falb (fahl; hier soviel wie hellbraun); Blaß oder Bläß, Stäär[5] oder Stäärn.[6] Möglicherweise gehört zu „Bläß" als Adjektivbildung auch Blöschsch, der Blösch, das Blöschli,[7] wie denn wenigstens der neben dem Rotblösch paradierende Schwarzblösch[8] durch das mit wenig Weiß durchsetzte Schwarz charakterisiert ist. Mit den vor Farbensattheit oft schwärzlichen und hell getupften Blättern des Klees (mhd. der klê, des klêwes) könnte hinwieder zusammenhängen der Name Schwarzchleeb,[9] kurz: der Chleeb,[10] und dann nach ähnlicher Farbenverteilung: der Rotchleeb (1790:

[1] Volksw. unter „Viehzucht". [2] Ztgst. 1, 55. [3] SchM. 1, 131. [4] Volksw. 2, 242. [5] UK. 205. [6] Glutz. [7] SchM. 2, 65. [8] AB. 2, 359. [9] UK. 25; Land 10. [10] AB. 1, 451 uö.

„eine Rotklebe").[11] Eine Kuh mit feiner verteilten, wie mit dem Pinsel aufgetragenen Farben heißt der Bluemm, das Blüemmeli, „Blüemli".[12] Sind die Farben in Querstreifen angeordnet, so veranlaßt dies den Namen Rämi, wie denn überhaupt g'rämet heißt: in zwei Farben quergestreift. Bildet die Färbung einen Gürtel (lat. cingulum), so ist die damit geschmückte Trägerin selbst ein Zingel. Sozusagen ein genereller Name ist Schägg, Tschägg, Rootschägg,[13] Schwarztschägg. Mi seit e ker (keiner) Chue Tschägg, oder si heig öppis Wißes: ein Körnchen Wahrheit liegt in jeglichem Gerede; „wo Rauch ist, ist ein Feuerlein."

Ganz weiß dagegen — wie schön auch die Namen Schwan, Blanca, Blondine klingen — liebt man bei uns eine Kuh nicht. Wiß bschiißt. Denn weiße Kühe sind immer schmutzig, fressen noch einmal so viel als die andern, und sehen doch immer mager und elend aus.[14] Es handelt sich dabei eben um großes und rassenfestes Gebirgsvieh, das sich unserer Stallwirtschaft nicht mehr akklimatisiert wie dagegen ein aus dem Berner Oberland geholtes Bäärgi, eine im Frutigtal heimische Kander, ein Oberhaslerli, ein Brienzerli oder sonst ein vom Viehmarkt in Unterseen geholtes Undersööjje-Chueli. Solche kleine, mitunter vortreffliche Milch- und Zugtiere[15] heben sich von der Ziegenschar des emporgearbeiteten Besitzers geradeso ab wie von einem Stall voll Kühe der zum Präsentieren an den ersten Platz gestellte Zeiger; vgl. das Chrooni.

Ein Rind oder Stier mit gekräuselten Haaren heißt Rụbi, Rụbeli. Das Bụmerli, der Bụmer hinwieder ist ein gefällig rundliches, kleineres Tier, das wie ein Pommerhündchen zum Schmeicheln einladet.

Auch das Gäbeli, der Gäbel mit seinem hübsch regelmäßig gegabelten Hörnerpaar ist in der Regel ein gutmütiges Tier, dem schon in der Jugend nicht eingefallen ist, sịni Hööındli fụ̈re z'laa oder füre z'strecke, wie man dies ebenso von streitbaren oder neckluſtigen Menschen sagt.[16] Gefürchteter ist der Gụfer, der mit seinen seitlich gestreckten spitzen Hörnern beständig an oder in etwas herumstochert (gụferet). Ebenso der Spieß mit seinen langen geraden Hörnern, dessen Anlockung in der Reihe: „Chleeb und Blösch und Spieß und Stern, chömet numen, i g'sehn ech gern!"[17] sicherlich oft mit sauersüßer Miene geschieht. Denn Ein aaluege, wi wen er Hörner hätt, ist nicht immer ein grundloses Verhalten. Wie jedoch häufig nach längerm

---

[11] Ger. Tw. [12] Widm. 106. [13] UK. 403. [14] Erbv. 32. [15] Bſbinder 358. [16] MW. 2 J. 161. [17] Glutz.

Hinsehen die Furcht in Neugier und diese in Klatschsucht übergeht, so kam man dazu, über ein lästig oder verdrießlich gewordenes Tagesgeschwätz sich mit dem Wort hinwegzutrösten: „Es chunnt grad (bald einmal) e Chue, wo (no) lengeri Hörner het."[18] — Bekannt ist der alte Gebrauch des Kuhhorns als Ruf zur Mahlzeit,[19] als Jegerhörnli, als Füürhörnli, gelegentlich auch zum Hülferuf für eine einsam wohnende Person. Der einförmig langgezogene Ton wird übertragen auf langweiliges kindliches Weinen: Du het es (gleichsam) 's Horn (ab der Wand) ahe gnoo u het aafaa horne. Eine drollige Anwendung dagegen (wobei keineswegs etwa an das Trinkhorn zu denken ist), ist horne, will sagen: das Fläschchen zum Trinken an den Mund setzen, als ob es gälte, ins Horn zu blasen.

Wie die Ringe im Baum, dienen die Ringe im Horn zur Altersbestimmung: in den ersten drei Jahren fehlen sie, dann aber bringt jedes Jahre eine sicht- und fühlbare ringförmige Vertiefung hervor. Sie ergänzen also in dieser Hinsicht die Zähne, beim Rindvieh Schüfle genannt.

Charakteristisch ist bei demselben auch die (oder seltener: der) Lämpe, d. h. die Wamme. Die häßlich fette Kühersfrau „hatte einen Lempen unter dem Kinn trotz ihren besten Hoopi."[20]

Der Schwanz heißt Stiil. Auf das Kompliment an einen Genesenden, er gedeihe wieder ganz zusehends, gewinne an Kraft und Jugendlichkeit, erwidert derselbe etwa: Ja ja, i wachse wi ne Chalberstiil (bodenwärts; es geht mit mir dem Ende zu). Über störende Unruhe eines Menschen aber beklagt man sich: das geit umen un anne wi ne Chüestiil (zur Zeit der Fliegennot)! Wer seine Zeit mit zwecklosem Hin und Her tot schlägt, schwanzet "ume so des ume. Aus diesem schwanze (älter: swank-ez-en) ist durch Stammrückbildung „Schwanz" entstanden. Dies Wort brauchen wir bildlich, um in einer Rangordnung das Hinterste, Letzte zu bezeichnen (als Gegenstück zu französisch tête). So kann ein wettsingender, -turnender, -schießender Verein a Schwanz choo.

In all den angeführten Einzel- und Gemeinnamen liegt nichts von dem, was den gewöhnlichen Redeweisen von der schwerfälligen, plumpen, dummen, tölpischen Kuh entspräche: „I verwungere mi uber nüt meh, mira chöm en alti Chue d's Tanzen a."[21] So lautet Annebäbis Nil admirari. — Du Chue(låbere)! „Dumm wi d' Länderchüeh!"[22] „Bricht mi, du Chue!"[23] „Chue, was i bi!"[24]

---

[18] Gf. SF. 1901, 38. [19] Michel 155. [20] SchM. 2, 131. [21] AB. 1, 171. [22] Geldst. 55. [23] Käs. 252. [24] UP. 335.

„Mach nit d' Chue"[25] (wil [= während] 's Heu so tüür ist)! Di letzti Chue tüej d' Türe zue! (oder: der Gatter, das Zauntor). Uf der Chue rite bedeutet: etwas verkehrt beginnen und sich damit dem Gespött aussetzen.

Die Kuh verdankt eben der modernen Stallwirtschaft die ihr hier als Schuld beigemessenen Eigenschaften, die ihrer Natur als Weidetier ferne liegen. Als solches entwickelt sie eine beachtenswerte Intelligenz; und übrigens, „was keine noch so dumme Kuh tut, tut der Mensch."[26] Drum jener Bauer zu seinem in den Dragonerdienst ausziehenden Sohn: So, iez gang, un am Aabe^nd mach di lustig u suuf wi ne Chue! Als der Sohn ob solcher Zurede ein verdutztes Gesicht machte, der Vater: Ja ja, 's ist mer Äärst! E Chue, we si gnue het, hört si uuf; mach's ó so!

Fahren.

„Fahren" heißt ursprünglich: irgendwie von Ort zu Ort gelangen. An den „fahrenden Schüler" früherer Tage erinnern unser des ume fahre (herumvagieren) und der Vorwurf: si ist e Fahre (une qui cherche des aventures). So kann denn, selbst wo von „Fahren" mit Roß und Wagen die Rede ist, der Lenker zu Fuß gedacht sein: „I bi no nie gfahre"[1] (habe noch kein Zugtier gelenkt). Fahre heißt auch: einen Umzug besorgen.[2] Mit Pflug und Zugvieh auf den Acker fahren und ihn pflügen ist z'Acher fahre. (s. „Acker".) Möge gfahre: mit seinem Gefährt eine Last fortzubringen vermögen.[3] Ökonomisch verstanden: er ma^g nid g'fahre[4] (oder g'choo) d. h. seine Ausgaben übersteigen seine Mittel. Auf eine Arbeitslast,[5] eine Geistesanstrengung[6] angewandt: Nimm die geschriebene Leichenrede „nit füre, wenn d'süst gfahre magsch".

Auch abfahre braucht sich bildlich: „Jez hulf er mit de Chäsen abfahre"[7], sie losschlagen. „Hör Junge, wenn das Meitschi dich will, so fahr ab"![8] mach, daß es dermit ab Fläck geit, „führ es heim." Zuefahre: in angefangener Weise fortfahren. — Usfahre ist 1. eine „Ausfahrt" machen (daher häufiges Wortspiel mit Auffahrt = Himmelfahrtsfest); 2. eine Fahrt zu Ende bringen. Bildlich sagt Annebäbi:[9] "Heit der's [in der Heiratsangelegenheit] so wit 'brunge, so fahrit iez us!" — Dä ist wüest aagfahre! z. B. an eine Mauer,

[25] Ott. [26] AB. 2, 157.

[1] SchM. 2, 93. [2] 1, 369. [3] Vgl. das höhnische „Magst gfahre?" SchM. 1, 191. [4] Barthli 11; UP. 87. [5] UK. 213. [6] MW. BK. 47. [7] Käs. 223. [8] Zigst. 2, 198; vgl. AB. 1, 169. [9] 1, 368.

eine Hecke; bildlich: er hat sich übel verrechnet; oder: hat eine derbe Abfuhr erlebt.

Zu ahd. fâra (Nachstellung, Hinterlist, Gefahr) stellt sich mhd. âne gevær-de „ohne Gefährde", „in guten Treuen" (bonâ fide). Daher unser au'gfährt: arglos, vertrauensselig, ohne Vorsicht und Überlegung. Er fahrt da so augfährt dri (geht ins Zeug), wi's grad 'breicht (sich trifft); dann: ohne genaue Berechnung = nhd. „ungefähr", wofür die ältere Mundart jedoch lieber „in der Acht" (Acht = Schätzung) sagt. Verloren ist dagegen „befahren" = befürchten.[10]

Das Fahri ist ein Fahrtvergnügen.[11] Ironisch: mit Eim es Fahri haa: „ein Hühnchen zu rupfen haben."

Füehre ist als Faktitiv zu „fahre" so viel wie: irgendwie von der Stelle bringen. Es bedeutet also 1) gehen machen, im Gehen anleiten (ein Kind), oder unterstützen (einen Blinden); 2) auf einem Gefährt weiter befördern: „Bänz chönnt ech doch e Bläß füehre!"[12] 3) ein Gefährt lenken, den Fuhrmann machen.[13]

Aus „fahren" leitet sich „die Fahrt" ab, und hieraus erklärt sich: fertig = zur Fahrt bereit. In eigener mundartlicher Färbung bedeutet fertig: eine ausgemachte Sache, unbestreitbare Tatsache. „Es sind wüste, hundshäärige Leute dort, das ist fertig!"[14]

„Fertig" führt weiter zu „fertigen", zusammengestoßen: fergge. „Gekarreter (auf der Landstraße gefahrner) Wein wird besser, als zu Wasser verfertigter." Ligerz 1764.[15] 1789 wird in Lützelflüh einer beschuldigt, er habe diebisch „Büntel ausgeferggget"[16] (nämlich Waren aus einem Laden). Der Arzt,[17] der Beamte fergget („spediert") seine Besucher; die gerichtliche Fertigungsbehörde fergget z. B. einen Acker,[18] indem sie dessen Handänderung behufs Eintragung ins Grundbuch legalisiert. Einen abfergge,[19] ihm eine Abferggete[20] (Abfuhr) erteilen, churze Prozäß mit ihm mache.

Si heigi früeher (zur Heimfahrt bei jedem Wetter) numen es offnigs Gfergg ghaa, aber iez heige si „es deckt's": es Schĕsli, rühmt die Wirtin im „Geldstag";[21] vgl. „Gefergge".[22]

Ebenfalls zu „fahren" gehört: „die Fuhr", z. B. die berüchtigte ehemalige Armefuehr oder Bättelfuehr (Abholung abgeschobener Armer in die Heimatgemeinde).

Der Fuhrmann heißt Fuehrme. „En alte (gewesener, ancien)

[10] Pfr. Ber. (1764) 315. [11] AB. 2, 415. [12] MW. 2 J. 179; vgl. Besuch 174. [13] Schuldb. 284. [14] Käs. 254. [15] Ök. Q. 4 H 1. [16] ABB, C 176. [17] Heiri 111. [18] Michel 29. [19] Michel 231. [20] Barthli 34 uö. [21] 261/2. [22] Eggiw. 58.

Fuehrme chlepft no gern."[23] Mühlehänsel, der verwegene Franzosen-Fuhrmann.[24] Der „Mordiofuhrmann". Es Fuehrmebier ist 5 dl Bier.

Fuehrwärche heißt einen mit Tieren bespannten Wagen leiten. Bildlich: ein Geschäft, ein Amt führen. Mit Lügen und Verleumden fuhrwerchen.[25] Einen Wohlstand verfuehrwärche.[26]

Sinnverwandt mit „fertig" ist grääch (mhd. gerech, grech),[27] wozu auch grächche (mhd. gerechenen, sowie „das" gerech und „das" ungerech). Bist nit glii^{ch} grääch (zur Abreise, zum Mitkommen usw. bereit)? Bisch mit dem Chösle (d. h. hier Windeln waschen) nit glii grääch?[28] Si ggrächche: sich auf etwas hin bereit machen. Bist bal^{d} ggrächchet?

Eine ähnliche Geschichte wie „fahren" hat reiten, rịte; nur liegen uns die Anfänge ferner. Altirisch rith ist Lauf, rethim: ich laufe; dazu: lat. rota = Rad, rot-undus = rund usw. Innerhalb unserer Mundart bedeutet rịte beharrlich: auf dem Wagen (oder Schlitten) fahren. „Meitschi, wottsch rite? hock uf e Chaare."[29] Änneli war selig; „es war ihm, als täte es Schlitten reiten im Himmel."[30] Jung rite, alt z'Fues laufe; jung Here, alt Bättler.[31] Das nhd. „reiten" ist als „rịte" absolut nur aus dem Militärleben oder sonst aus dem Zusammenhang verständlich: dä cha rächt guet rịte! Sonst muß man dafür sagen: uf em Roß rite (wie fz. aller bzw. monter à cheval, lat. equō vehi u. dgl.). Auch Gotthelf, dem die Reitkunst keineswegs fremd war,[32] muß erst erzählen[33], „wie Hansli auf die Mähre hocket", bevor wir ins klare kommen, wie er „um Rat ausreitet".

Der Wage chehre bedeutet: ihn umwenden. Umg'chehrt ist o gfahre: eine in mechanisierte Redensart gekleidete Mahnung zum Umkehren (auch moralisch verstanden). Auch eine Widerlegung liegt darin: gerade das Gegenteil ist richtig!

Ein gleichzeitiges Wenden vieler Wagen auf belebtem Platz erzeugt Gedräng, Unordnung: es G'chehr. Solches G'chehr herrscht als dauernder Zustand dort, wo beständig alles durcheinander geworfen erscheint. „Ums Haus war ein bedenklich Gekehr; es war fast, als wollte man auswandern."[34]

„Beim „Adler" hielten sie und stellten ein"[35] — hei iigstellt —: nämlich das Pferd in den Stall, den Wagen ins Bereich des schützenden Daches. Doppelt nötig, wo es entweder schwer ist, eine wilde Mähre

---

[23] Ott, 1, 174. [24] Alte Gesch. 263/4. [25] Ztgst. 2, 156. [26] UP. 262. [27] Mhd. WB. 2, 589 f. [28] MW. 2 J. 286. [29] Barthli 10. [30] Käs. 136. [31] Geldst. 289. [32] Manuel 25. [33] AB. 1, 333. [34] Ztgst. 1, 56. [35] AB. 1, 124.

„im Gleus z'ebha",[36] oder wo eine schwere Last auf weichem Boden tiefe Geleise (Gleus; Chargleus)[37] eindrückt. In letzterm Fall bleibt der Wagen stecken, er e̥bsticht (ist stecken geblieben = ist e̥bstoche). Der Fuhrmann muß Vorspann mieten, der angesprochene Pferdebesitzer ihn leisten. Beides heißt niete. Das Wort wird in diesem Doppelsinn auch auf Hülfe jeglicher Art, besonders finanzielle, angewandt.

Hṳ̈ṳ̈ i Gotts Name! Damit eröffnen Männer wie der edle Bauernsohn Resli[38] ihre Fahrten. Lassen doch solche auf einen guten Ausgang rechnen! Sind sie ja nicht derart, daß sie, wie in der schauerlichen Tragödie des Fuhrmanns am Mṳ̊nnebe̥rg,[39] sachgemäßer i 's Tṳ̈ṳ̈fe̥ls Name angetreten würden! — Mit „Hüü, Bläß!" treibt ein Küher auch seinen Hund an,[40] indes dem ziehenden Rind ein energisches Hai! gilt.

Grundverschieden wie diese Antriebe-Rufe können auch alle die Halt gebietenden Ṳhaa! Ṳṳhä! Ṳṳhä̊! Uhaa hṳṳ! Hṳṳ! Hṳ̈ṳ̈! sowie alle die Bitzianischen „Ohä!" erklingen. Dies namentlich, wenn sie Menschen gelten, die nach des Rufers Ansicht auf dem Holzwege sind: „Ohä, Bürschli!"[41] „Aber ohä, du bist an der Lätzen!"[42] „Aber uhä, iez chasch mer blase!"[43]

Pferdekundig aber bringt Uli der Knecht[44] unter beständig beruhigendem „ṳ̈! ṳ̈! ṳ̈!" in engem fremdem Stall sein Tier hinter aufwerfenden Schlagern durch.

Ein leises Anziehen des Zügels, ja auch nur momentanes Auflegen des Leitseils auf die Kreuzseite lenkt ein geschultes Pferd zur Rechten oder Linken. Für weniger feinfühlende Tiere dagegen ist ein Hü̊st und Hött erforderlich, welche Rufe in burschikos-derber Sprache auch sonst die Adverbien „links" und „rechts" ersetzen. „Das kommt daher, daß ihr hüst wollt, wo ihr hott sollt!"[45] „Dräj der Gring hüst, we si hott e wägg näbe der ist!"[46] das heißt: behandle sie offen als eine Feindin. Dieses „hottewägg" („hotteweg")[47] vergleicht sich mit unserm ewägg (und en weg) = fort, und bedeutet: rechts von jemand weg gerichtet. — Dṳ isch es dṳ hott ggange: da nahm die Sache eine andere Wendung. — „D'Seeländer schreien hüst, die Oberländer hott, und die Oberaargauer hüsthott, und am Ende geht es hüsthott, d. h. bald hüst und bald hott, bald in den Graben, bald in den Zaun, und die Hüsthottler behaupten dann, ohne sie wäre es „viel z'übel ergangen."[48]

[36] Geldst. 173. [37] UK. 66. [38] GG. 3, 72. [39] Gf. im SdB. 1903, 222 f. [40] N'schwander. [41] Michel 291. [42] UK. 374. [43] MW. 2 J. 287. [44] 161. [45] AB. 1, 68. [46] Käs. 366. [47] Käs. 215. [48] BSp. 413.

Solches das Pferd verwirrendes und schließlich stettig (störrisch) machendes unaufhörliches Hü! Hüst! Hott! bezeichnet der richtige Fuhrmann mit hü̆stere, „hustere".[49]

Ein solcher Fahrkundiger war Uli der Knecht. „Im Fahren war Uli ein Meister, und seine vier Rosse zogen so satt und gliichlig (sachte und gleichmäßig) an, wenn er die Geisel hob, daß sie wenigstens ein Drittel mehr als andere ab Platz zogen."[50]

Die Wucht dieser Geisle (Peitsche) kannte Uli wohl — hätte er doch selbst beim Haar zu erfahren bekommen,[51] was es heißt: Einen ergeisle.[52] Auch der Emmenthaler weiß es, der, wenn seine Geduld und Langmut erschöpft ist, den das Hausverbot Übertretenden mit der Geisle vom Huus ewägg chlepft. Mit Wagenschmiere gesättigt, zieht eine solche Peitsche „nach Noote", „us em ff", auch ohne daß noch — wie bloß raffinierte Tierquäler tun — ein Bleiknopf in das Ende eingeflochten wird. Dies Ende, der Zwick, von dessen empfindlichen Hieben das verallgemeinerte zwicke[53] sich herleitet, wird von Bauernknaben selber g'seilet. Von Hanfstängeln streifen sie Bast ab, halten ihn zu zwei Teilen (daher „Zwi-ck", wie in der Schneidersprache Zwü̆-spel = Zweispann, doppelter Knopffaden) zwischen den Zähnen fest und drehen ihn mit den Fingern. Kunstgerecht wird sodann das äußerste Ende mittelst Underzug oder Chnöpfli abgegrenzt und zu einem Bützi aufgepinselt. Der so gefertigte Zwick kommt an das Vorseili, den vordersten Teil der Peitschenschnur, der, wenn er uufg'chlepft, d. h. durch Knallen aufgefasert (uufgfiiseret) ist, von kundigen Jungen ebenfalls selber hergestellt wird. Die ganze Peitschenschnur endlich wird mittelst des Bindbaumlätsch, den der künftige Heu- und Garben-Lader eben hier lernt, am Peitschenstock befestigt — wo möglich hinter einem eigens hierzu belassenen Ästchen desselben, damit destoweniger bim Chlepfe d'Geislen abfahr. Denn das versteht sich, daß auch der Geiselstäcke selber aus Busch oder Wald geholt wird. Was bedeutet dabei das Zerstechen des Gesichts, das Verchrä̆ble der Finger? Wenn nur irgendwo ein Räckolter-(Wacholder-)strauch ein einigermaßen gerades, ob auch immer noch mit einem dummen Chrümpli behaftetes Stämmchen nach langem Gü̆ggele zwischen den eine Gasse machenden Händen hindurch verraten hat! Was ist dann aber auch, im Vergleich zu solch selbsterworbener Waffe, so ein aus den Pyrenäen-Gehölzen von Perpignan in die Krämerbude geratener Barbilium-Stäcke! Ob auch nicht so elegant wie dieser, gibt er allenfalls

[49] GG. 3, 79. [50] UK. 135. [51] UK. 401. [52] Käs. 268. [53] AKuhn AR. 1812, 116.

nicht weniger zu kosten, wie der umg'chehrt Geiselstäcke[54] auf dem Buckel schmeckt.

Doch unsere Jungen sind friedliebende Eroberer. Ihr häufigster Gebrauch der Peitsche dient dem Spiel. Zu Zweien stellen sie sich gegenüber, um, die Peitsche im Takt hin und her schwingend, z'viere z'chlepfe. Das teilweise um den Stock gewickelte (umglijret) Seil löst sich in schön geschwungenen Schlangenlinien ab, und in sauber geschnittenen Knallen tönt es in die Luft hinaus: eis zweu, eis zweu, rädä dädä dädä dädä dää, rädä dädä u. s. w.

Sein Spiel mit der Peitsche liebt auch der Fuhrmann. In bisweilen kunstreichen rhythmischen Folgen läßt er sie knallen, und leicht wie uf der Geisle g'chlepft,[55] gehen sonst recht schwere Geschäfte von statten. Was Wunder, wenn die Freude an solchem Spiel bis zu der eitlen Selbstbewunderung gedeihen kann, welche Seminardirektor Rickli unserem Gotthelf mit den Worten vorwarf: Mich dünkt, Ihr ghöret Euch selber z'gern chlöpfe (chlepfe).[56]

Allein wer sich auf das Knallen einer Peitsche versteht,[57] legt darein und liest daraus noch ganz andere Dinge. Merkwürdig war, wie Ulis trunksüchtiger Karrer allemal, wenn er einen Stich hatte, mit der Peitsche ganz eigen knallte, so daß Uli von weitem hörte, was Trumpf war.[58] Ebenfalls mit einem „Stich" kehrte der edle Resli von seines Annemareili Heim zurück. Aber es war der Herzstich bitterer Enttäuschung, mit dem er still und ohne Peitschenknall durchs Türli lenkte. „Es hat gefehlt," sagte die Mutter.[59]

Wie brutal erscheint solchem Gebrauch der Peitsche gegenüber das zwecklos eitle Knallen in der Nähe Krankliegender oder stark mit dem Kopf Arbeitender! Wie roh erst recht das Zwicke oder Chlepfe von Mensch oder Tier![60] Drum erklärte schon mehr als ein wirklich Fahrkundiger wie jener Emmenthaler Lehrer: I chlepfe kes Roß. Sein Knallen gilt bloß als Zeichen zur Abfahrt wie beim Postelioon,[61] als Warnung: us Wääg! oder als Meldung der Ankunft: Roßchnächt vor!

Aber die Peitsche wird auch er nie zurücklassen, ja im Fall des Vergessens sie holen gehn.[62] Denn 's Roß mues d'Geisle gseh, wenn auch nur im Moment, da sie ins Lederfutter auf dem Reitwagen gesteckt wird. Sonst läßt es seine Tücken walten, oder es liegt träg zurück.[63] In beiden Fällen ist der läng Haber, d. h. eben das Antreiben

---

[54] UK. 401. [55] BSp. 261; SchM. I, 209. [56] Beitr. 51. [57] UP. 40. [58] UP. 205. [59] GG. 3, 107. [60] Beitr. 64. [61] Böhneler 202. [62] AB. I, 135. [63] Käthi 324.

oder Züchtigen mit der Peitsche,[64] unentbehrlich. Das faule Tier mues men uuschlepfe, wie gelegentlich einen faulen[65] oder einen energielos hinbrütenden[66] Menschen; liegt es in mehrfachem Gespann zurück, so ist ein Nahechlepfe[67] erforderlich.

Hier noch ein dit-on über Bitzius. Unmittelbar nach einer Predigt über Dienstfertigkeit und Gefälligkeit, und unter Berufung auf sie, ersuchte ihn ein schlauer Bürger, den der Pfarrherr von Lützelflüh bestens kannte, um Überlassung seines nagelneuen Wagens für den Nachmittag. Er wurde aber mit dem Vermerk abgetrumpft: Jä loset, mi liebe Ma, wär chlepft, zieht niid!

Zum Schluß möge derselbe Mann uns in urchigem Emmenthaler-Deutsch die Bedeutung der Peitsche gleichsam als des Kommandostabs im Regiment des bäuerlichen Haus- und Feldherrn — des „Giselhêr“ in neuer Deutung — nahelegen.[68]

Es ist e Freud, eso mit vier ferme Rosse i Wald z'fahre un uf en Acher, we Fuehrmen u Roß eso an enandere gwennt sii. Die lauffen ihm da under der Geisle, wo n er wiil u wi n er wiil, er bruucht nume kes Wörteli z'säge. Drumm ist d'Geisle schier gar eso n es Szepter, wi d'Chünige hei. Es ist en Ehr fast ohni gliihe, wen[n] Eine d'Geisle i d'Hand uberchunnt. Wen e Vatter sim Junge d'Geislen ubergit, so seit er ihm dermit: du hilfst mir iez bisäle, u wen i nid da bii, so machst du's aleini. Mi chönnt fast gar o säge, d'Geisle sig e Marschallstab, oder e Fäldherestab, wüßt er, wi n en e Chünig sim beste und treuiste Soldat git.

Aber das ist erst de rächt öppis, wenn den[n] e Vater sim Suhn d'Geisle wider nimmt! „Eh täich o, er het ihm d'Geisle gnoo!“ so säge de all Lüt z'ringetum. Un e Vatter cha sim Suhn nid hurti öppis Ergers träue, weder wen[n] er ihm seit: „i nime der d'Geisle!“ Das het fast no meh z'säge, weder we ne der Vatter tät eteerbe. Wen e General wider under di gmeine Soldate mues: es chan ihm nid schlächter gaa, weder wen e Suhn vom Flueg ewägg mues ga Fuhre hacke, wi d'Chnächte u d'Jumpfraue u d'Tawner. U mi mues nid öppe meine, das gang bloß denn eso, wen Eine schlächt fahrt, mit dem Wagen i Dräck, oder mit de Rosse z'Bode. Nei, der Vatter ist öppis so imstand z'mache, we der Suhn zo mene Meitschi geit, wo den Alte nit aständig ist. Oder wen er in es Wirtshuus geit, wo dem Vater nüütguetsig vorchunnt, oder wo n er öppe der Wirt hasset. Churz, es ma sii was 's wiil, der Jung cha si in Acht näh.

---

[64] Vgl. Bitzius VII, 369. [65] UP. 166. [66] AB. I. 618. [67] AB. II, 421. [68] GG. III, 68 f.

Melken.

Begreiflich sind bei Kuh und Ziege Milchorgane und Milchzeiche Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Vor allem natürlich das Euter, Uter, welches bei der Kuh schön „viereckig", vierg'egget(ig)[1] sein und in vier zapfenförmige, bei der Ziege in zwei längere trichterförmige Zitzen — Büppi, Tille,[2] Striich, Strichch[3] — auslaufen soll. Bei der Kuh fällt weiter in Betracht: der Milchspiegel, d. h. die längere oder kürzere schmale Strecke feiner und (im Gegensatze zur übrigen) nach oben gerichteter Behaarung zwischen After und Euter. Sodann: die sogenannten Milchädere (Eutervenen), die Milchgruebe (Vertiefung zwischen den Dornfortsätzen des letzten Rücken- und ersten Lendenwirbels),[4] der wie ein Ysewegge abgespitzte Hinterleib. Ferner: das Jumpferegsichtli, mit welchem im Einklang stehen: tiefliegende Haarwirbel zwischen den Augen, feine Behaarung, dünni ritigi (dem Griff geschmeidig nachgebende) Hüt, feine dünne Hörner, langgestreckter — raaner — Bau.

E früsch-mälchi(gi)[5] oder neumälchi(gi) Chue oder Geis hat vor kurzem geworfen, en altmälchi(gi) seit langem nicht mehr. Mälchigs Gras[6] ist Grünfutter, das viel Milch erzeugt.

In Gotthelfs „Käserei" spielen eine mächtige Rolle die g'reisete Chüe, welche gerade zur gelegenen Zeit, namentlich zum Beginn des Sommermulchens, kalben und ihren höchsten Milchertrag liefern.[7] Gerade das Haschen aber nach solchem Vorteil brachte viele vom Händler Betrogene ins Ungreis[8] mit ung'reisete Chüene,[9] und am besten war doch schließlich dran, wer versorgeti Chüe besaß: „solche, die man erprobt hat als gesund im Fressen, zahm im Melken, gut bestellt im Euter, fett und reich in der Milch, bereit alle Jahre zu kalben, wenn die Zeit um war."[10] („Versorget" also in aktivem Sinn: den Besitzer versorgend.)

Überspringt (übergeht) das Milchtier eine solche Periode, so heißt es übergäänt („übergänt")[11] oder übergään. — Die paar Wochen vor dem Werfen, in welchen das Milchtier „trocken geht", d. h. nicht mehr gemolken wird oder von selbst vo der Milch absteiht („verseicht"[12] = versiegt), geit es güst (anderwärts, z. B. im Berner Oberland und in Zürich: „galt"). „Galt" oder geltig ist aber ein Milchtier auch dann, wenn es infolge Erkrankung der Milchorgane unbrauch-

[1] AB. 1, 451. [2] Schuldb. 307. [3] UK. 178. [4] SB. 1903, 26 f. [5] UK. 295. [6] UP. 223. [7] Käs. 40. [8] AB. 1, 428. [9] Käs. 102. [10] Käs. 60. [11] SchM. 1, 103. [12] RB. 88.

bare Milch gibt. Immer unverkäsbar und untrinkbar ist die Bieſtmilch (Brieſchmilch), welche während der drei bis fünf Tage nach dem Werfen abgesondert wird. Höchstens dient sie zur Bereitung des Brieſch. Die dicke Masse dieses auflaufartigen Gebäcks veranlaßte den Vergleich mit einer faul und klotzig dasitzenden Person: da hocket si wi ne Brieſch,[13] u mir müeßen is derwile fast tööde!

Mit der Genauigkeit der Uhr werden auf dem richtigen Bauernhofe die Melk- und gleichzeitigen Fütterungsstunden eingehalten. Mitten in der dringendsten Erntearbeit ruft, wenn nötig, der Bauer: Mälcher, du muest däich gaa! Und der Melker wäscht sauber die Hände, fettet nach rauher Erdarbeit sie wohl ein wenig ein, zieht — namentlich im Sommer — die zwilchenen Mälcherhöſe über die getragenen an, über das Oberkleid das blaue Uberhemmli, wechselt bei strammer Ordnung der Hausfrau auch die Schuhe gegen die Staalſchueh aus. Wer ihn sodann beim Melkgeschäft die Stirn an die Kuh lehnen sieht, begreift sofort, daß das so kleidsam wie eine Studentenfuchsmütze ihm auf dem Wirbel sitzende lederne Mälcherchäppi, der Mälchertschäppel, keine müßige Zierat ist. Dagegen bedeutet allerdings der blitzblanke zwilchene Mälchermutz mit aufgestülpten Hemdärmeln für ihn etwa, was dem Offizier die grande tenue, was — die Gegensätze berühren sich — der Stadtdame die rauschende Schleppe mit zugehörigem décolleté. Arbeiten und Erobern haben auch bei ihm ihre Zeit. (Abb. oben.)



Melker im Mutz und Lederkäppli, mit Melkstuhl.

Nun gürtet sich unser Mann den einbeinigen runden Mälchstuehl an: sein Berufs-Insigne, wie dem städtischen Metzger der weiße Schurz und der bammelnde Stahl, womit er in Wirtschaft und Gasse paradiert. Nur daß zuweilen auch die zarte Weiblichkeit sich kühne Eingriffe in

[13] vgl. LB. 1904, 134.

seine Hoheitsrechte gestattet, wenn es auf dem Felde Flachs zu jäten oder in der Tenne Rübenlaub abzuschneiden gibt. Er seinerseits revanchiert sich damit, daß er, im kühnen Bewußtsein seiner Würde, in Ermangelung eines eigentlichen Stallbuben einen noch jungen Meisterssohn zum Gehülfen heranzieht, ihn nach Erfordernis bildet oder träßiert (dressiert), ja bei allfälligem Widerstand oder bei Pflichtvergessenheit bürschiltet (züchtigt). Ein Hauptgeschäft eines solchen Stall-Pagen ist das Uter-Putze, sowie das Aarüste oder Aamälche: ein leises Streifen der Zitzen behufs Anreizung der Milchsekretion.[14] Einen aamälche heißt: mit ihm anbinden, sei's herausfordernd, sei's um ihn für ein Vorhaben zu gewinnen. Kitzlige Tiere sind dabei schwierig zu behandeln: sie lassen sich nicht undere recke (ans Euter langen), ohne auszuschlagen, oder doch durch unausgesetztes stämpfle ihre Unruhe zu bekunden. Bildlich heißt Eim undere recke[15]: ihm zu nahe treten.

Ein störriges Tier ist imstande, einem ungewohnten Melker die Milchabscheidung zu versagen, zu hinterhalten, die (vermeintlich oder wirklich im Euter nach und nach angesammelte) Milch aus dem Euter uufz'zieh,[16] so daß nur die Aufwendung aller möglichen Beschwichtigungsmittel oder noch einfacher: das Überspringen einer Melkzeit es veranlassen kann, d' Milch ahez'laa. Daher d' Milch ahelaa auch: nachgeben, willig werden.[17] Aber wohl, dä het du d' Milch aheg'laa! In solchem Sinn wurde z. B. 1789 ein nach hartnäckigem Leugnen seines Verbrechens Überführter „herablassend".[18]

Nun faßt der Melker zunächst die zwei rechtsseitigen Zitzen der Kuh (der Emmenthaler weiß nämlich genau, warum er nicht hinderüse milcht) zwischen den gekrümmten Daumen und die vier übrigen Finger. Ist der Daumen mit dem obligaten Mälcherchnöde (einer elastisch schwieligen Hautverhärtung auf dem Vordergelenk) ausgestattet, so geschieht das Melken z'Chnood. Z'voller Haud oder hampfelig (was eigentlich als Nachahmung des Saugens das rationellste wäre), milkt man nur, wo eine besonders stark und auf Kosten der verkümmerten vierten entwickelte Zitze dies nötig macht. In kurzem räässem Strahl, dick wie eine Packschnur, tribt der Melcher abwechselnd links und rechts die schäumende Flüssigkeit in den Milchchessel oder das Milchmälchterli. Zwischen den Knien hält er das längliche Milchgefäß gegen das Ausschlagen (Schlaa) der Kuh geborgen, und das ist die Hauptsache. Daraus, daß eine rauhe Zunge ihn beleckt, oder daß ein hartes Quastenknötchen des nicht mit einer Schnur lose an ein Bein gebundenen

[14] Gf. ST. 1903, 25. [15] AB. 1, 297; Gelbst. 173. [16] Käs. 151. [17] Ball 53 Michel 142 nö. [18] Ger. Tw.

Schwanzes ihn im Angesichte liebkost, macht er in seinem Berufseifer sich nichts. Hat er es doch mit einer der Milchpletsche zu tun, die im Tag ihre zwanzig Liter iisch äiche. — Mittlerweile füllen die linksseitigen Zitzen, durch das Streifen der rechtsseitigen zu noch reicherer Sekretion angereizt, das Milchgeschirr anständig. Der Melker trägt es behufs Entleerung hinaus zu der (höchstens im kalten Winter im Stall behaltenen) Bränte. Hier hat bereits eins der Büüßi des Hofes lauernd Posto gefaßt, um an seinem durch altersgraues Gewohnheitsrecht ihm zugesprochenen Anteil Schuum sich schnurrend gütlich zu tun, ihn sogar ritterlich mit einem emanzipierten Sperberhuhn zu teilen. Wichtiger ist, daß auch schon der Milchbueb oder ein sonstiger Hausgenosse sich eingestellt hat, um ungesäumt die Milch zur Käserei zu tragen, oder, im Sommer, mit Hülfe des Milchrosses, eines Esels oder Hundes auf dem Milchchaare zu ziehen.

Wer begriffe nicht, warum im Bauernhaus der Mälcher eine Haupt-, ja unter dem Gesinde die Respektsperson ist! Etwa wie im Gasthause der Küchenchef hier, der Stallknecht dort. Es kann nicht leicht eine rühmlichere Nachrede geben, als: er het gäng toll gmulche, brav gmulche. Dies in zweierlei Sinn: in kundiger und gewissenhafter Weise, daher auch mit Erzielung eines hohen Ertrags. E guete Mälcher z'uberchoo, ne z'haa (zu halten) und z'bhaa (zu behalten) ist ein Hauptgegenstand bäuerlicher Politik und Haussorge. Wie schwer, seine Leistungen richtig zu würdigen, ohne sich ihn doch im Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit über den Kopf wachsen zu lassen! Da indes ein so hoch angesehener auch ein gut bezahlter Posten ist, so müeßt eis e rächte Löhl sii, wenn nicht auch er seinerseits dazu Sorge trüge. Umsomehr, da manch ein hablicher Bauernhof auch hierin ohne fremde Hülfe auskommt. Ein ledig bleibender Bruder oder Sohn des Meisters besorgt den Posten gern und mit Stolz. Im übrigen gilt der Satz: E Puur ist doch e g'schlagne Maa, wenⁿ är nid jälber mälche chaa.

Die Ziege.

Bildet das Rind als Zug-, Milch- und Schlachttier die Hauptmacht der bäuerlichen Bsatzig, so das Pferd die (vielmals entbehrte) Vorhut, das Schmalvieh nach drei Seiten die Nachhut. Unter letzterm fehlt auf großem Gehöft die Ziege; es ist, als müßte ihre Kleinheit neben der Größe des Pferdes ganz verschwinden. Auf kleinerem Gut und Gütchen aber ist sie die schwer entbehrliche Milchlieferantin für den Hausbe-

darf, damit die Kuhmilch womöglich ganz in die Käserei wandern und des Landwirts Haupteinnahme auf das erreichbar größte Maß steigern könne. Manch ganz kleinem, aber nach einem grünen Zweig strebenden Mann hinwieder ist die Ziege die Vorstufe zu einer Kuh,[1] und ein Volksmann, der im reichbesetzten Bauernstall Bescheid wußte, verstand auch des Korbers einzige Ziege nach Gebühr hervorzustellen: „Achtung gebietend trug sie ihr Haupt, und in glänzendem zottigen Fell ging sie würdevoll einher, während hinter ihr, gleichsam der Hanswurst, ihr Töchterlein, graziöse lustige Sprünge machte.“[2] Von solcher Selbsteinschätzung als „Kuh des Armen“ in dessen Ökonomie weiß aber auch der Besitzer selbst zu sagen: We d' Geis merkt, das me Gält für n en anderi im Sack het, so gfblet (stirbt) si. Ja schon, we men e Geis nur aaluegt, so ggrebiert („krepiert“) si.

Sie ist überhaupt, wie physisch gegen Nässe und Kälte, die bisweilen geradezu ein Jinääjje (Einnähen in Tuch) erfordert, so auch psychisch ein sehr empfindliches Tier. Sieht sie einen Schicksalsgenossen sterben, so schaudert alles an ihr, die Augen treten gespenstisch aus den Höhlen. So erklärt sich u. a. die Rede von einem an Katzenjammer Leidenden: er luegt drii wi n e Geis uf em Toodbett.

Damit steht im Zusammenhang ihre Kundgebung erhöhten Wohlgefühls durch lebhaft merkiges Wesen. Achtung, d' Geis g'seht öppis, d. h. gib Acht! schau hin! Ferner durch munteres Gemecker, das in mannigfaltigster Abtönung eine ganze Skala seelischer Erregungen auslösen kann. Drum der Rat an einen, der nicht grüßt oder sonst nicht redet, wo er sollte: We si a men Ort e Geis metzge, so chauf de d' Zunge! oder 's Muul! In übermütigem Spiel ergehen sich auch die Beine. We's der Geis z'wohl ist, so schaaret si (und verletzt sich empfindlich am Fuß): angewandt auf voreilige Unternehmungen (z. B. Heiraten).[3] Lästig wird sie oft genug durch wählerisches — schmäderfrääsigs — und naschhaftes — schnausigs — Gebahren im Stall, obschon sie grade durch solches Ausscheiden unbekömmlichen Futters nur den Nutzen des Besitzers fördert. Denn d' Geis git d' Milch mit däm, was si g'schäud't, nid mit däm, was si frißt. (Oxymoron.) Welch Gehaben erst auf freier Weide, wo dem schläärmige (leckerhaften) Tier das am schwersten Erreichbare am besten schmeckt! Solches Schläärme oder Schlüürme geschieht natürlich am allerwenigsten zur Erbauung etwa der Boden- und sonderlich der Waldbesitzer. Der Tüüfel u d' Geiße hei z'sämen e Vertrag:

[1] Bsbinder 357. 362 f. [2] Barthli 3. [3] Jacob 2, 232; Schuldb. 104.



In einer kleinen Dorfschmiede (Schärhüsli).

är laat se n uber al̥l̥ Zü̦ü̦n uus lauffe, u si müeßen ihm d' Lüt mache z'flueche. — Das gemsenartige Klettern unseres Tiers veranlaßte den Namen Geisleitere für die Spierstaude (oder den ulmblättrigen Bocksbart[4], Spiræa ulmaria) und danach für eine hochaufgeschossene, überschlanke Weibsperson: e g'schleejjeti, wie man mit seltenem altem Wort auch sagt.

Das Beknuppern — Aachäfle, Aaraffle — jungen Holzes wegen des bei der Ziege außerordentlich beliebten bittern Pflanzensaftes ist übrigens auch kein Vorteil des Ziegenhalters: die dadurch erzielte Milch råhelet — schmeckt ranzig, ist råhelig, und sie gi̥belet: schmeckt und riecht nach der schlecht gepflegten, allezeit unsaubern Ziege. Einen üblen Ruf hat in dieser Beziehung namentlich die langhääi̥rigi oder gfotzleti Geis, die Fotzel-Geis. Zur Gewinnung der für Kinder und Lungenkranke so zuträglichen tuberkelfreien Geismil̥ch bedarf es eines Tieres, bei dem die erforderliche peinliche Reinhaltung nicht schwer zu handhaben ist. Man zieht daher churzhäärigi und womöglich ungehörnte — ung'hü̦ü̦rnti oder mutzi — Exemplare gleichviel welcher Rasse allen andern vor.

Fehlt solchen zuträgliches Futter und zu jeder Jahreszeit öppis Grüens nicht, so geben sie selbst für den Winter ordentliche Milchtiere ab, die den spöttischen Spruch zu Schanden machen: Drü̦ mal̥ siben ist einezwänz'g u vieri (nämlich vier Batzen) druuf e Chroone, u wär im Summer Geiße het, dä het im Winter Bohne (statt Milch). So wußte denn auch beispielsweise ein Mann wie „Müller"[5] seine Tiere bi'r Mil̥ch z'bhal̥te und bewies in seiner unverfrornen Art dem scheinbar belehrungsbedürftigen Nachbarn drüben im Pfarrhaus, daß nicht bloß „zu hinterst im Tschaggeneigraben eine Geiß wohl leben könne".[6]

Damit wird freilich bei dummstolzen Großviehbesitzern das Eis der Vorurteile nicht gebrochen; noch weniger die Protzigkeit, die eso mene Geißepü̦ü̦rli Zurufe bereit hält wie: du hest ja nume Geisbohnen am Chneu (vom Melken her)! Ist doch so manches an dem Tier, das zur Vergleichung mit einer stattlichen Simmenthalerkuh auffordert. Vor allem ist so ne Geis bb'ring (schmächtig) und ladet den Muskelkräftigen zu einem Oxymoron ein wie: mit G'wal̥t stel̥l̥t (oder bringt oder bü̦hrt oder lü̦pft) men e Geis hinder ume; oder zum Sarkasmus: stil̥l̥ mü̦dere, d' Geiß ist chrank! oder zum spassig warnenden Zuruf an einen Tugendbold: der Best het e Geis gstöhle (selbst der Beste stiehlt doch noch eine Ziege). Er heig müeße

[4] LZ. 1904, 136. [5] MW. BK. 40. [6] EbM. 251.

der Geis miste: faule Ausrede eines sich ernster Arbeit Entziehenden. Vom breiten Rücken des Großviehs hebt sich insbesondere der gratförmige Geisrügge ab. Mitleidig nennt man ein schlecht genährtes Lebwesen mäger wi ne Geisrügge. Schmal wi ne Geisrügge ist ein nicht stattlich breit geladenes Heufuder. Und den verschiedenen Geisgrat, Geishöger im Gebirg des Emmenthals entspricht ein Acker zu Lauterbach: der Geisrügge; ebenso ein Wald zu Obergoldbach.

Das Schwein.

In einer landwirtschaftlichen Gegend, welche nicht bloß die Anforderungen zweier bis dreier wöchentlicher Fleischtage und den Bedarf an Schmalz größtenteils aus eigener Einschlachtung (i̦i̦metzge, i's Huus metzge) bestreitet, sondern mittels des Handelsschlächters auch es Schöns us em Staa̦l löst, ist selbstverständlich auch die Mastung des Schlachtviehes (das Me̦ste) von Belang. Dennoch läßt sich dieser bäuerlichen „Kunst“ in unserm Buche kein eigenes Kapitel einräumen, weil auch hier die Sprache mit dem Leben nicht Schritt hält. Es heißt etwa: Vom bloße Versprächе wirt e ke Chue feiß.[1] Es gibt witzige Metzger-Ausdrücke, welche einigermaßen auch in die gemeine Sprache übergegangen sind, wie: e gri̦ffigi Chue: eine Kuh, die beim Betasten der Brust-, Rücken- und Schenkel-Partien guet i d' Hand git, oder e guettuehigi. Bloß e ha̦lblinigi ist eine halbgemästete, en indiänigi eine magere Kuh. (Dagegen bedeutet „indiänig“ = bunt wie Indienne, im Braunviehgebiet — z. B. in Zollikon — eine gescheckte Kuh.)

Ist das Fettwerden beim Milchtier und Wollträger immerhin bloß letzter Lebenszweck, so doch beim Schwein der ausschließliche. Das Leben als Fase̦lsau ist eine bloße Vorstufe, ein Vorbereitungsstadium auf die Vollendungszeit, wo die Mastsau den Tisch mit den höchsten Merkmalen bäuerlicher Fürstlichkeit ausstatten darf, als da sind: Hamme u Laffli, Säurü̦ppeli u Chinnbäckli, Säuschnüüre u Säuohre, ordinäri Schwi̦nigs, Würst u Späcksi̦te, nicht zu vergessen den Säuschmutz, der Küche unentbehrlich jahraus jahrein.

Wie verachtet gegenüber solch leckern Genüssen das abg'wärchet Roßfleisch mit seiner widerlichen Süßlichkeit! Das Pferd lebt seinem Frondienst, das Schwein stirbt in seinem Krondienst; und beständig schwebt des rechnenden Bauern Wagezünglein zwischen dem Lebenswert des einen und dem Todeswert des andern.

[1] MW. Anna 205. Vgl. Kyburtz (Theologia naturalis) a. 6.

So ist denn auch das Trüejje (Gedeihen) der Faselsau und das Feiß wärde (Fett werden) der Mastsau lebenslang beider einziges „Tun“. Wohl wohl, si tüe! si tüe guet — das ist der Inbegriff alles Lobes, den Menschenmund über ihre Leistungen aussprechen kann. Und damit, daß sie tüe, erwahren sie sich als g'schlacht, d. h. ihrem „Geschlecht“, will sagen: ihrer Art entsprechend. Sie benehmen sich, wie man es von einer braven Sau erwarten darf.

In allererster Linie also, womit aber im Grund alle Grade der Wertschätzung mit umfaßt werden, bewährt ein Schwein, das nicht „aus der Art schlägt“ — ungschlacht ist — seine vielgerühmte Gefräßigkeit. E gueti Sau ma gäng. Und zwar frißt sie allezeit mit Heißhunger, der sich bei jeder Hörbarkeit menschlicher Tritte durch Schreien kundgibt. Grad use brüele wie hungerig Säu[2] und zo'm Tisch gaa wi d' Säu zo'm Trog (d. h. ohne Tischgebet)[3] sind geläufige Übertragungen.

Wie bescheiden dafür die Wohnungsansprüche des Dickhäuters! Was anderwärts als Vorwurf gilt: chalt wi i mene Säustel inne,[4] kann hier unter Umständen sogar zum Vorteil gereichen.

Wie wenig kostspielig also die Haltung! Und wie einfach! Alle denkbaren Abfälle des Haushalts und der Landwirtschaft, wo süst z'nüüte giengi, lassen sich für die Sau verwenden: d' Säuhärdöpfel, welche vom Acker nicht in den Keller wandern dürfen; das Säumähl aus den Körnern des Roggens, der um des Strohs willen gepflanzt wird; das Abzüüg[5] der für den Tisch zugerüsteten Gemüse. Alles Siedbare wandert samt dem Wäschwasser (Spülicht) in den Säuzüber, i 's Säubocki, oder direkt in den Säuhafe, errichtet auf eigenem Herd — in größern Betrieben auch in eigener Säuchuchi, bedient von der Säuchöchi. 's ist für d' Säu! Durch gelegentliche Fußwaschungen noch um einige Würze bereichert, wandert täglich drei Mal solche Säuträihi mittelst der Säumälchtere in den Säutrog.

Das waren die Fundamente des „Glücks“ (studentisch und sonst burschikos: „Schweins“), womit im ältern Betrieb selbst ein armes Weib sich zu Wohlstand und zur Würde einer Bäuerin emporschwingen konnte. Freilich nicht, wenn der Mann mit seiner „Tränke“ immer wieder alles verdarb und die kummerbeladene Frau bei heimlicher Revision der Börse die Bilanz zu ziehen bekam: Es hätt es stijfs Säuli ggää, was er versoffe het.[6] Vollends, wenn der Mann in der Sau oder dem As der Karte sich zu gut auskannte, ging da-

---

[2] AB. 2, 90. [3] LZ. 1404, 134. [4] MW. 2 J. 116. [5] MW. 2 J. 169. [6] BSp. 2.

heim trotz allem Aas das „Schwein" dahin — im Wirtshaus blieb es liegen.

Die Fundamente freilich fordern den Auf- und Ausbau, und die geheimnisvolle Kunst desselben bildet erst das Kriterium einer richtigen Bäuerin[7] — heute mehr wie ehemals. „Trȋben Säu[8] z'uberchoo" („'triben" heißt auch ein übernährter Mensch) war schließlich keine so große Kunst im vorkäsereilichen Zeitalter, wo der Vorrat an guter Milch oder sogar an Rahm oft nur eine „Verlegenheit des Reichtums" bereitete. Heute, wo bloß die immerhin äußerst wertvollen Abfallprodukte der Käserei unserm Stalltier jenen Genuß bereiten, der sich in so behaglichem Süṳ̈rfle kund gibt, sieht sich die einsichtsvolle und geschulte Bäuerin vor etwas schwierigere Fragen gestellt.

Vor allem die: Ist es wahr, daß e gueti Sau al̥ls frißt? Darf wirklich „was ke Sau wurd suuffe"[9] und „was ke Sau gfrässe hätt"[10] den höchsten Grad der Ungenießbarkeit bezeichnen? Epidemien wie Schweinerotlauf, Diphtherie (Hal̥sbrṳ̈ṳ̈ni), Magenverschluß geben hierauf eine deutliche, bisweilen fürchterliche Antwort.

In Wahrheit ist das Schwein ein ebenso wählerisches, wie reinliches und intelligentes Tier.[11]

Letzteres mußten uns die Künste beruflicher Tierbändiger beweisen, nachdem die unheimlich kleinen, tiefliegenden Sääugli es lange genug verhüllt hatten. Man vergleiche aber auch mit dem lieben offenen Auge eines Ardenner-Pferdes das Sääugli eines gesichtsschwachen Gauls,[12] der um deswillen das Unglück hat, als scheu und tückisch verkniffen zu gelten. Man denke an das geist- und gemütverlassene Sääugli eines Lebemanns,[13] der in halbverstecktem Winkel eines Stadtkellers oder eines ländlichen Hinderstübli sich gueti Bitzli u zugehöriges „Geistigs" zu Gemüte führt.

Auf Augenschwäche deutet beim Pferd auch dessen kurzer und dicker Säuhal̥s, während das Säumṳṳ[1] an ihm eine häßliche Beigabe zur Überbissigkeit ist. Der Rüsselstumpf am Schweine selbst, Schnööre oder Schnṳ̈ṳ̈re geheißen, wird auch dem vorlaut und unverschämt alle Gespräche Beherrschenden beigelegt; der Schnöörewagner vollends ist ein unausstehlicher Kannegießer am Biertisch. Der gleichbedeutende Ausdruck Schnṳ̈fle (womit das Tier alles „beschnauft", beschnuppert) gilt beim Menschen eher der „Nase", die er „in alles steckt". Wie die aufgeworfene Schnauze des Tamworth-Schweines, so ist auch das Säuohr ein Rassenmerkmal; besonders das kurze, steile Räbmṳṳsen-

[7] Spinne 22. [8] Michel 247. [9] AB. 1, 15. [10] BSp. 255. [11] SB. 1904, 27. [12] Ök. fol. 15, 1, 45. [13] Bitzius I, 302.

Öhrli (Rabmuus = Rattmaus, Ratte) ist heute das Kennzeichen einer gesuchten englischen Spielart. „Eine" bim Säuohr nää" aber knüpft an die langen hangenden Lampiohre der ehemals so beliebten Ländersäu oder auch der aus Ungarn eingeführten rötlichen Ungersäu.[14]

Letztere zwei Arten zeichneten sich auch aus durch längere und gekräuselte Borsten, welche bei uns kollektiv das Buurst, gelegentlich[15] auch der Buurst heißen. In den Spaß, „er heig Säuhaar (statt der Pferdehaare) am Boge" (Fidelbogen), kleidet sich das Übelleben der Hausgenossen an einem Anfänger im Geigen, der noch kratzt.

In musikalisches Gebiet hinüber reicht aber sogar das Säuschwänzli. Ein Gesangleiter, der sich in der Führung des Dirigentenstabes eine eigene Taktstock-Symbolik sauber herausgearbeitet hatte, reklamierte wegen der Ungenauigkeit eines Einsatzes, erhielt aber zur Antwort: Jä, du hest drum dis Säuschwänzli nid g'macht!

Ein derberes, obwohl alltäglich gewordenes Bild ist die Übertragung des stoßweisen Harnens auf eine häßlich ungerade Naht, einen unschön krummen Weg, eine nachlässig krumme Ackerfurche, überhaupt eine unordentliche, liederliche Feldarbeit: das ist e rächti Säu-Seikete!

E rächti Sauerei! ruft oder denkt der Emmenthaler ebenfalls, wenn er an einem unexakt, uneigelig bearbeiteten Ackerstück vorübergeht. Dies führt uns auf das Kapitel der Unsauberkeit des Schweins — deswegen so peinlich, weil diese Untugend durch die moderne Stallwirtschaft dem von Natur so reinlichen Tier förmlich aufgezwungen worden ist und ihm nun als Schuld zugerechnet wird. Säu si Säu! Dräckig wi ne Sau! u. dgl. fliegt uns nur so vom Munde. Doppelsinnig sagen wir: es si i menen iedere Spiil Säu. „Wir haben eine Saunatur", erklärt selbst ein Doktor[16] in pessimistischer Stimmung. „Die Sau auslassen"[17] heißt: sich viehisch geberden. „Sich hinter ein Weinfaß setzen und die Sau pflegen."[18] — Aus dem hoffärtigen Mädchen wird „nicht eine Hausfrau, sondern eine Haussau,"[19] die überall, wo sie hantiert, es Gsau[20] oder es Gsäu aastellt.

Meyeli „lasse Mädi sauen und karen, wie es wolle."[21] Etwas versaue: äußerlich oder seelisch[22] beschmutzen.

Es ist einem sauübel,[23] oder im Gegenteil so „sauwohl",[24] säuwohl, säuliwohl, daß er aus Übermut sowohl „sackgrob", wie auch saugrob[25] werden kann.

---

[14] Ztgst. 2, 91. [15] MW. Mg. 269. [16] AB. 2, 324. [17] Ztgst. 2, 217. [18] Jesuiten 313. [19] Käthi 65. [20] UK. 166 uö. [21] AB. 2, 364. [22] Käs. [23] UP. 273 uö. [24] Ztgst. 1, 67. [25] Barthli 6.

Ästhetisch wie grammatisch unanfechtbar reihen sich an: alle die in der Welt, diesem „Saunäst“ [26] umhergehenden oder -fliegenden Sau- oder Säuniggel, die „Saukerl“ [27] oder Säukärli mit ihrem „Saugesicht“ [28], die e Sauläärme verfüehre [29]. Aber selbst im Salon und überhaupt im Bereich des zarten Geschlechts fliegen die Sau- und Säumeitli und Säumeitschi, [30] die Säubuebe und die „Säu-Theodöri“ [31] nur so herum. Und zwar im Eifer der Rede noch gar mit frevler Verletzung eines Schulgrammatik-Paragraphen. Der lautet: Säu- ist im Wesen eine genitivische, Sau- eine adjektivische Zusammensetzung. Säu- ist, was naturgemäß, Sau-, was ethisch mit dem Schwein zu tun hat. Eine Säumueter ist 1. eine Muttersau, [32] 2. die menschliche Pflegerin einer solchen; eine Saumueter ist (im Affekt gescholten) z. B. eine Katze, die ihre Jungen schlecht pflegt, oder sogar eine ihr gleiche menschliche Rabenmutter. Das Schwein wohnt im Säustall, Säustel; eine Kuh z. B. oder sogar der Mensch im Palast kann einen Saustall bewohnen. So bietet auch der Metzger im Laden wohlweislich Säu-, nicht etwa Sau-(„säuisches“ [33])Fleisch an. (So auch ist der Sürchabis am beste, wenn er säuisch g'chochet u süfer ag'richtet wird.) Die Schweinemagd läuft mit der allzeit peinlich sauber gescheuerten Säumälchtere, gefüllt mit dem Inhalt des Säuzüber, fegt vor Eingießen mit dem Stumpbäse den Säutrog rein und hält so das der Sau Gemäße und das Saumäßige reinlich auseinander.

Das Schaf.

Mi het glii (bald) viil u glii weeni. Das gilt von kleinen Menschenkindern und den von der Bibelsprache her am häufigsten mit ihnen verglichenen Tieren: den Schafen, und Lämmern. Von kleinen Wesen also, deren Kommen und Gehen eine Familie und eine Einzelseele aus dem Gleichgewicht bringen kann, und von Tieren, deren Geburt und Tod dem Eigner höchstens ein He nu! abnötigt. Darum hat der oben zitierte Spruch in seiner Anwendung auf das Schaf diese andere Form angenommen: Ring derzue u ring dervo. Fast ohne Kontrolle bleibt sein Erscheinen in der Welt; beinahe ohne solche geht die Schar, wo auch bei uns eine solche besteht, am Morgen aus dem geöffneten Stall auf die uneingezäunte und dennoch den Tieren bekannte Weide und von ihr wieder in den Stall, wenn die ältern von ihnen die Zeit dazu für gekommen erachten. Die ältern hüten die jüngern

---

[26] GG. 3, 99. [27] Käs. 30. [28] Ztgst. Hs. [29] MW. Mg. 265. [30] AB, 2, 271; MW. Anna 161. [31] MW. Anna 153. [32] Käs. 247. [33] SchM. 2, 366.

selbst: eine kleine reichsunmittelbare Presbyterial-Republik. Über solchen Sachverhalt kann uns freilich das „Kinderlied und Kinderspiel“ hinwegtäuschen, das sich mit dem wertvollsten und dem wertlosesten Tier, dem Rößli und dem Schööffli, gleich viel zu schaffen macht: „Schlaf, Chindli, schlaf! der Vater hüetet d'Schaf“ usw.[1] Allein schon das Voranstehen dieser „Wiegenlieder“ vor den lebensvollen, muntern und poesiereichen „Kniereiterliedchen“ zeigt, wie das „Schööffli“ oder allenfalls das Lämmli, Lämeli, als bloßer unverstandener Name am erst sich entwickelnden Ohre der Wickelkinder vorüberfliegt. Von diesen heißt es: „Wenn si größer wärde, rite si uf Pfärde;“ oder sie identifizieren gar sich selbst mit diesen zu wahren Personen erhobenen Tieren. Kaum dagegen versucht das Kinderlied vom Schaf den doch so naheliegenden individuellen Stimmenwechsel (vgl. die Wildtaube) zu personifizieren: 's Lämeli seit [fröstelnd]: Mir wei heeei! mir wei heeei! D'Aue seit: mir wei no n e Mal en e Muu voll nää! oder: no ne Schmäle nää! no ne Schmäle nää!

Wenn der heranwachsende Bauernsohn, um zu seinem Taschengeld zu kommen, sich sein Schaf[2] oder gar eine kleinere Anzahl Schafe hält, so beruht auch dies ganz einfach auf der Genügsamkeit und Friedlichkeit des Tieres (vgl. frein wi n es Schööffli). Under der Chrüpfe düür sich drückend, liest es die von den Kühen verworfenen Halme zusammen; oder es nimmt, im Verschlag mit andern zusammengepfercht, mit dem Ertrag des „wältsche Heuet“ vorlieb. Die Zutunlichkeit seines Wesens aber[3] macht der Besitzer sich damit zu nutze, daß er zu gegebener Zeit „d'Schaafschääri fürenimmt“ (wie bildlich der Advokat)[4]. Bei dieser Gelegenheit erweist er ihm jedoch auch eine Wohltat, indem er es von seinen schlimmen Blutsaugern, den Zecken, befreit: ihm d'Zächchen ahelist. In die bildliche Rede ist sowohl dieser Parasit übergegangen: e rächte Zäch = ein unabtreiblicher Mensch, als die Befreiung von ihm. Eim d'Zächen aheläse: ihn abkapiteln; vgl ihm „d'Lüüs tööde“.

[1] KL. 02, 1—10; 03, 1—7. [2] SchM. 1, 379; Käs. 308. [3] Servaz 7. [4] UP. 308

Schiff und Geschirr.

Einrichtung.

„Einen Trossel wohl, selb muß es haben, und einen braven!"[1] So erklärt selbst ein geldarmer Vater, wenn von der Heirat seiner Tochter die Rede ist. Und mit dreifuederigem Trossel (trousseau, zu trousse und „Troß"), vor hundert musternden Augen zur Schau ausgestellt (im Gegensatze zum geheim gehaltenen Muetech[2]), zieht am Frauentag (25. März) ein schlichtes bäuerliches Ehepaar uuf oder züglet ii. Zu solcher Züglete hat die gesamte künftige Nachbarschaft Roß und Wagen und Mann zur Verfügung gestellt — ohne andern Entgelt als die Husräuki, die den anstrengungsreichen Tag beschließt.

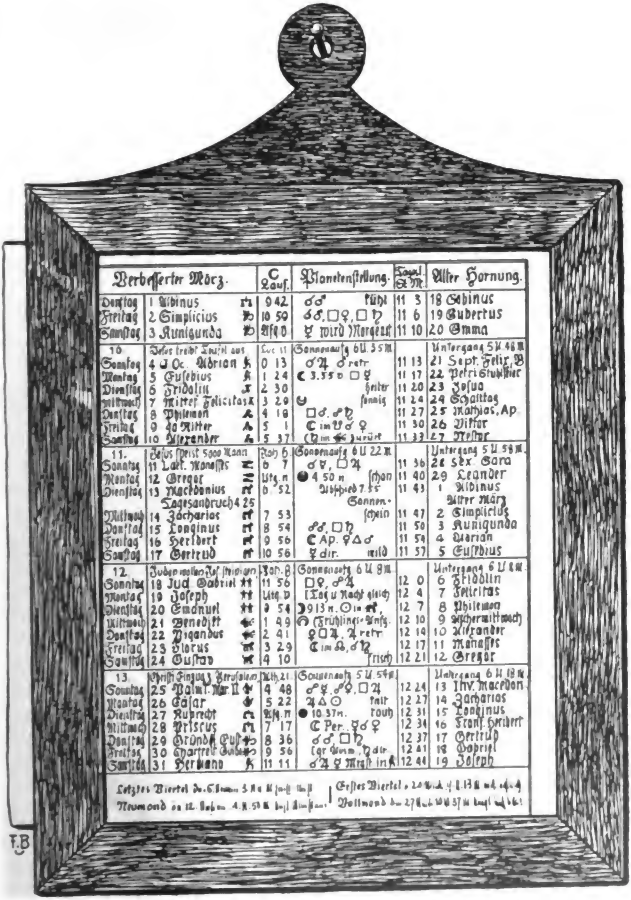
Bescheidener nimmt sich das allmählich selber beschaffte Trösseli eines Junggesellen[3] aus — wie erst das Pünteli eines armen Mädchens, das man vielleicht aus seinem Platze weggeschickt, dem man Püntelistag gemacht hat!

Verhüllter nennt man die Art, wie man einen ungern gelittenen Menschen los zu werden sucht: Einen zügle (si wette mi gärn zügle, we si's derzu brächti). Dies geschieht begreiflich, wo es öfters gelingt, zu mannigfacher Schädigung, auch ökonomischer, eines „unstät und flüchtig zu sein" Verurteilten. Denn drüü Mal 'züglet ist einist ab'brönnt.

Und nun, wie nehmen unsere noch jungen Leute ihre Einrichtung vor? Notieren wir vorderhand nur rasch (etwa als Mobiliarschätzer uns geberdend) die Hauptgegenstände einer solchen Iirichtig, um hernach auf einzelne der bedeutsamsten Geräte-Gruppen etwas eingehender zurückzukommen.

---

[1] Michel 299. [2] BSp. 106. 392. [3] Z. B. SchM. 1, 384.



Verbesserter März.		☾ Lauf.	Planetenstellung.	Tagsl. St. M.	Alter Hornung.
Donstag	1 Albinus ♈	9 42	☌♂ kühl	11 3	18 Sabinus
Freitag	2 Simplicius ♉	10 50	☌♂, □♀, □♄	11 6	19 Gubertus
Samstag	3 Kunigunda ♉	Aufg. 0	☿ wird Morgenst.	11 10	20 Emma
10	Jesus treibt Teufel aus	Luc. 11	Sonnenaufg. 6 U. 35 M.		Untergang 5 U. 48 M.
Sonntag	4 ☋ Oc. Adrian ♊	0 13	☌♃ ♂ retr.	11 13	21 Sept. Felix, B.
Montag	5 Eusebius ♊	1 24	☾ 3.55 v. □☿	11 17	22 Petri Stuhlfeier
Dienstag	6 Fridolin ♋	2 30	heiter	11 20	23 Josua
Mittwoch	7 Ritter Felicitas ♋	3 20	☋ sonnig	11 24	24 Schalttag
Donstag	8 Philemon ♌	4 18	□♂. ☍♄	11 27	25 Mathias, Ap.
Freitag	9 40 Ritter ♌	5 1	☾ im ☋ ☌ ♀	11 30	26 Viktor
Samstag	10 Alexander ♌	5 37	♄ im ♐ zurück	11 33	27 Nestor
11.	Jesus speist 5000 Mann	Joh. 6.	Sonnenaufg. 6 U. 22 M.		Untergang 5 U. 58 M.
Sonntag	11 Laet. Manasses ♍	6 7	☌☿, □♃	11 36	28 Sex. Sara
Montag	12 Gregor ♍	Utg. n	● 4 50 n schön	11 40	29 Leander
Dienstag	13 Macedonius ♎	6 52	Abschied 7.55	11 43	1 Albinus
	Tagesanbruch 4 25		Sonnen-		Alter März
Mittwoch	14 Zacharias ♎	7 53	schein	11 47	2 Simplicius
Donstag	15 Longinus ♎	8 54	☍♂, □♄	11 50	3 Kunigunda
Freitag	16 Heribert ♏	9 56	☾ Ap. ♀△♂	11 54	4 Adrian
Samstag	17 Gertrud ♏	10 56	☿ dir. mild	11 57	5 Eusebius
12.	Juden wollen Jes. steinigen.	Joh. 8	Sonnenaufg. 6 U. 8 M.		Untergang 6 U. 8 M.
Sonntag	18 Jud. Gabriel ♐	11 56	□♀, ☍♃	12 0	6 Fridolin
Montag	19 Joseph ♐	Utg. v	Tag u. Nacht gleich	12 4	7 Felicitas
Dienstag	20 Emanuel ♐	0 54	☽ 9 13 n. ☉ in ♈,	12 7	8 Philemon
Mittwoch	21 Benedikt ♑	1 49	☊ Frühlings-Anfg.	12 10	9 Aschermittwoch
Donstag	22 Vigandus ♑	2 41	♀□♃, ♃ retr.	12 14	10 Alexander
Freitag	23 Florus ♒	3 29	☾ im ☊, ☌♄	12 17	11 Manasses
Samstag	24 Gustav ♒	4 10	frisch	12 21	12 Gregor
13	Christi Einzug z. Jerusalem	Mth. 21	Sonnenaufg. 5 U. 54 M.		Untergang 6 U. 18 M.
Sonntag	25 Palmt. Mar. V. ♓	4 48	☍☿, ☍♀, □♃	12 24	13 Inv. Macedon.
Montag	26 Cäsar ♓	5 22	♃△☉ kalt	12 27	14 Zacharias
Dienstag	27 Rupprecht ♈	Aufg. n	● 10 37 n. rauh	12 31	15 Longinus
Mittwoch	28 Priscus ♈	7 17	☾ Per. ☿☌♀	12 34	16 Fronf. Heribert
Donstag	29 Gründ. Eust. ♉	8 36	☌♂, □♄	12 37	17 Gertrud
Freitag	30 Charfreit. Guido ♉	9 56	[illegible] ♄ dir.	12 41	18 Gabriel
Samstag	31 Hermann ♊	11 11	☌♃ ☿ Morgst. in ♊	12 44	19 Joseph

Letztes Viertel den 6. [illegible] | Erstes Viertel [illegible]
Neumond den 12. [illegible] | Vollmond den 27. [illegible]

F. B.

Brattighüsli (Kalenderrahmen).

Durch die Küche treten wir ein. Zur Linken begegnet uns der Holzchaste, der das Brennmaterial für einen Tag birgt. An ihn stößt der Wasserbank oder -bawch, belastet mit zwei schweren Wasserkesseln. Über ihm hängt die Chellerigle: ein hübsch gearbeitetes Brett mit Einfassung, das die ganze nötige Anzahl Kochlöffel und Kellen birgt. Zwei Tische, mit allen denkbaren Utensilien für die ersten Nöte der Köchin besetzt, flankieren den Äschenofe: den steinernen Kasten zum Bergen der Asche. Ein „flotter" Chuchischaft samt Puffert und Gänterli stößt an den einen Fensterwinkel; an den andern der Schüttstei" mit Gschiirchrääze (im Oberaargau: Gschiirbähre) zum Trockenstellen des aufgewaschenen Geschirrs, bisweilen praktischer ersetzt durch den G'schiirbawch. Der darüber sich dreifach hinbreitende Chachelbank enthält das trockene Chachelgschiir in gefälliger, wiewohl für den täglichen Gebrauch berechneter Aufstellung. An der Feuerwand zwischen dem mächtigen Säuhafe und dem Kochherd hängt die kleine Lampe mit Reflektor.

Es öffnet sich uns die große Wohnstube, deren Ausstattung aber auch im reichsten Bauernhause[4] bald überblickt ist. Der Fensterreihe entlang reicht von Wand zu Wand der Speisetisch, kurzerhand der Tisch geheißen. An die gegenüberstehende Wand lehnt das Puffert; durch die Küchentüre von ihm getrennt, birgt das Zithüsli seine schwer entbehrlichen Kleingeräte. Mit einigen Gemälden größern oder zweifelhaftern Wertes, über die Wände hin verteilt, konkurriert die Brattig (der Kalender), hier und da noch in einer hölzernen Fassung, dem Brattighüsli geborgen, das für den laufenden Monat gültige Kalendarium zu jedermanns erstem Blick aufgeschlagen. (Abb. S. 297.)

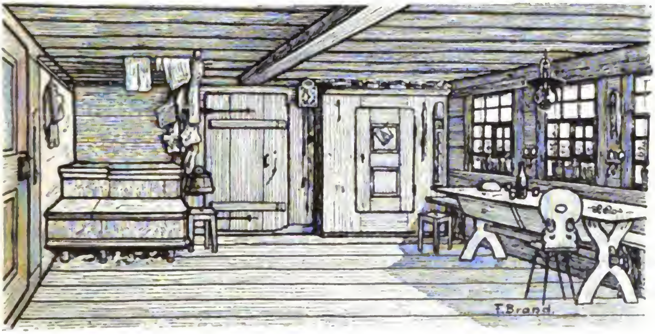
Auch ein Blick ins Nebenzimmer ist uns, dem einigermaßen vertraut gewordenen, vergönnt. Nehmen wir also Notiz von den zwei Betten, jedes in dem hiefür vorgesehenen fensterlosen Bettegge versorgt. Daneben in tunlicher Verteilung die für die Kinder benötigten Betten und, wo es nicht in der großen Wohnstube Platz finden soll, das allen Schmuckes entbehrende Ruhbett, Fuu'bett gescholten. Dazu Sessel, Tisch, Sekretär für den Tagesbedarf, Spiegel usw.[5]

Denn alles, was an Luxus grenzt oder erinnert, oder auch ihn wirklich vorstellt, gehört in die Hinterstube. Wo noch altbäurische Sitte herrscht, überziehen hier selbstgehäkelte Decken aus feinstem Baumwollzwirn das kostbare Wiſittebett, das geschweiftlehnige Ruewbett, das harthölzerne Nachttischli und den runden Tisch in der Stubenmitte. Zwei mächtige Photographie-Album eröffnen dem Aufschlagenden

[4] Amtsr. 73. [5] AB. 1, 467.

einen ausgedehnten Verwandtenkreis, wohl gar eine Reihe vornehmer Besucher aus städtischen Kreisen. Auf kunstvoll gearbeitetem Sekretär schlägt die Stockuhr unter sauberer Glasglocke an die Metallfeder und mahnt uns, die paar Minuten noch unscheinbareren Räumen zuzuwenden.

Ein solcher ist das Wärchzǚǚg-Chämmerli: ein enges Gelaß etwa unter dem Brüggstock. Hier hängen oder stehen, in sauberer Ordnung jedes an seinem Ort, all die Hacken, Schaufeln und Pickel, die allezeit rasch zur Hand sein müssen. Axt und Beil, Wald- und Handsäge dagegen stecken in ihren Gelassen an der Wand des Ganges,



Bauernstube.

welcher Wohn- und Ökonomieteil trennt. „Hauigi“ und zugleich sperrige Gegenstände, wie Sensen, hängen hoch an der obern Speicherlaube. Drunten aber, durch einen Schopf am Speicher (wenn nicht an Ofenhaus oder Scheune) geborgen, stehen Wagen und Pflüge, Karren und Bännen usw.

Mi ist nie riicher weder bi'm Zügle. Da kommen einem tausend Gegenstände under d'Finger, welche man nicht missen mag, weil sie einem unerwartet kumod chöme, und wo doch niene sötti sii. Man sucht sie also da und dorthin außer Sehweite zu bringen, se n öppe chlii z'verstoße, um sie doch im Bedarfsfall rasch zur Hand zu haben. Man muß sie alsdann wohl auch unter einem Haufen Krimskrams hervorziehen, füreschriiße, was begreiflicherweise nicht immer in aller Stille geschieht. Vielmehr räblet das, wie wenn eine

Gebirgskuh, wo cha räble, über zerbröckeltes Gemäuer oder verwitterte Feldsteine setzt. Es rumplet, wie man von länger anhaltendem, verworrnem, tieftonigem Geräusche sagt. Drum heißt ein solcher ordnungslos umherliegender Haufe verschiedenartigster Gegenstände das Gräbel oder der Grümpel; auch etwa: das Ggrägéel, wo es sich um einen aufgetürmten Haufen handelt, der bei leisester unkundiger Berührung schwerfällig und polternd einstürzt. (Vgl. „krakehlen".) Geringschätzig braucht man das „Ggräbel", „das Ggräbeli" auch von einer ärmlichen Ausstattung.[6] Dagegen hat der doch auch bloß im Grümpelchämmerli verwahrte Grümpel, wie schon der Grümpelschießen im Stand oder die Grümpelwurst im Metzgerladen lehren, einen etwas hoffähigeren Anstrich. Immerhin gehört „herrschelige Narregrümpel" doch „gar nit zu üser Tracht",[7] und gleich abschätzig redet das Volk und schrieb Gotthelf vom wältlige, vom irdische Grümpel. Z. B.[8]: „Da kam endlich auch ihm der Schlaf über alles, deckte den weltlichen Grümpel ihm zu. Doch, ein unzuverlässiger Mantel ist der Schlaf für den irdischen Grümpel."

Feuer und Licht.

Es dunkelt und fröstelt im neuen Heim. Nun, im Bereich der elektrischen Kraftanlage, welche seit Neujahr 1904 die Dorfschaft Lützelflüh mit Hasli und Rüegsauschachen gemein hat, wie zuvor schon auf dem Gumpersmülihof und auf der Säge Grünenmatt, dreht man einfach ein Hähnchen auf, und blendendes Licht durchflutet die Räume. Länger wird es anstehen, bis das Drehen eines Gashahnes im Nu zum dampfenden Kaffee das Wasser brodeln macht. Auf keins von beiden können unsere Leutchen auf dem entlegenen Hofe warten. Das Neuste für sie ist immer noch das Streichholz, Zünthölzli, und nicht einmal das schwedische, sondern das einheimische, dessen Schwefelbelag und dessen mit farbiger Gummihülle bedeckte Zündmasse insgesamt mit Schwäfel, früher regelrecht Schwäbel, bezeichnet wird. Es sticht eben immer noch die Erinnerung durch an das ehemalige Schwäbelholz, Kollektivform für die einzelnen Schwäbelhölzli, für Hausiererinnen einst eine der ersten Erwerbsquellen. So ernährte sich auch 1790 ein verarmter Trunkenbold „mit Besen- und Schwefelhölzlimachen".[1] Vgl. den Spottvers auf das französische Monopol:

---

[6] Müll. LK. 11. [7] Widm. 85. [8] AB. 1,185.

[1] Ger. Tw.

Napolion ist nümme stolz, er handlet iez um Schwäbelholz.[2] Noch die Jowägerin[3] mußte für ihre Küchengeschäfte zu dem Notbehelf greifen, das ein oder andere Ende des Schwefelholzes an der heißen Asche zu entzünden, welche, von Mahlzeit zu Mahlzeit unter kalter Asche geborgen, zu einem Häufchen in einer Ecke der Feuerplatte zusammengekehrt war. Denn ihr Mann will von den gefährlichen neumodischen Hölzern nichts wissen. Lieber trägt er das „konservativ Füürzüüg“ überall in der geräumigen Westentasche mit sich: das mächtige Füürschlähemässer mit dem stählernen Rücken, oder auch nur die halbringförmig um vier Finger sich legende Schlähe; dazu den Splint: Füürstei, und den Zunder: Schwumm (dem hier noch wenig bekannten Badeschwamm in Weichheit und Farbe ähnlich). Ein Stückchen Zunder reißt er, wenn er die gestopfte Pfeife in Brand setzen will, gemächlich ab, schiebt es unter das abgegriffene Splintstück, das er kaum noch zwischen den Fingern halten kann und doch nicht wegwirft, obschon er zu jedem Päckchen Tabak ein halb Dutzend dieser Steine obendrein kriegt.[4] Und nun schlaat er Füür mit der Geduld, die eines bewährten zünftigen Rauchers würdig ist. Alle Zehntels-Minuten fliegt ein Funke, und endlich fängt der feuchte Zunder doch Feuer. Das hätte er in der Küche rascher und noch billiger haben können; allein zum Auflegen eines Stückes (Kohlen-)Gluet trieb ihn just keine innere Glut, wie einen Felix.[5]

Ein spartanisch zu nennendes Kinderspiel ist das Füürschlaa: zwei der kleinen Gegner ballen die Faust und schlagen die spitzen hintern Fingerknöchel gegeneinander, bis einer, vom Schmerz übermannt, das Feld räumt.

Von der Unermüdlichkeit solchen Klopfens schreibt sich auch her, daß man bei einem erlustigend schlagfertigen Wechsel witziger Rede und Gegenrede sagt: Das geit ja gäng an eim wi's Füürschlaa!

Füüre („feuern“)[6] bedeutet sowohl Feueranmachen[7] als das Feuer unterhalten.[8] Es füüret mer i den Ohre (bei Fieberhitze). Eim undere füüre, Füür undere mache[9] oder tue: ihn zu energischem Entschluß und Handeln antreiben. Füür under ᵈᵉⁿ Hafe tue:[10] eine Angelegenheit in Gang bringen. Es sei ein braver Abputzer für ihn ob em Füür.[11] „Da git's Füür“[12], d. i. Streit. Wi Füür u Büchsepulver: zornmütig, rasch aufbrausend. Füürtaub[13]: äußerst aufgebracht.

Flädere ist „lodern“ (Seeland und Stadt[14]: lädere). Sprätzle:

---

[2] K. L. 03, 241. [3] AB. 2, 9. [4] E. v. E. [5] Käs. 322. [6] SchM. 1, 247. Hs. [7] z. B. UK. 357. [8] Z. B. Käthi 405. [9] MW. BK. 49. [10] Schuldb. 177. [11] Amtsr. 135. [12] Geldst. 268. [13] Ball 90 und o. [14] BME. 56.

prasseln, knistern. Z'glanzem (Füür) brönne: in hellem, leuchtendem Feuer brennen. (Vgl.: der Himmel ist glantz vnd liechter Sternen vol. 1558.) Unter mächtiger Rauchentwicklung: rauchne. Der Übermut verrauchnet.[15] — Das Feuer schüren: (Holz) aalege oder schalte. Gegenteil: 's Füür vernüdere (vernödere): es im Brennen stören; auch vergüfere, vergüsle. Brennen lautet brönne (also mit Rundung, im Gegensatze zu zürcherischem bräne; dagegen entspricht das alte zürcherische brüne,[16] gerundet wie das inneremmenthalische brünne, dem alten „brinnen"). Vgl. die Gartenpflanze brönnigi oder füürigi Liebi (auch Jerusalämli, eine Spielart von Lychnis). Der Tag verbrönne: bis in den hellen Tag hinein Licht brennen und damit es Loch i Tag brönne.

Einen hastig Davoneilenden frägt man: wo brönnt's? Vgl.: „Es brönnt mer gar nit hei z'gaa."[17] Dabei ist an Schadenfeuer gedacht; vgl. öppis im Füür haa[18] = in Verlustgefahr; „us em Füür zieh"[19] = „retten" in dem anrüchigen Sinn von unterschlagen. Eine solche Feuersbrunst — Brunst, alt: Broust — hat Gotthelf zweimal[20] meisterlich geschildert. Zu ihrer Verhütung ging früher auch hier der Nachtwächter umher („uufbigähre wi ne Nachtwächter").[21] Die zwei Füürg'schauer (amtliche Untersucher der Feuerstätten) ersetzen ihn heute.

Allarm heißt Füürlärme: Füürio! Es brönnt! Man stürmt: es lüttet z'säme,[22] wenn's im Gemeindebezirk brennt, sonst nur mit einer Glocke. Ihre Füürhörndli ergreifen zum Hörndle[23] die Füürläuffer, deren in Lützelflühs zwei Feuerwehrbezirken je zwei bis vier bestellt sind. (Die Enklaven sind in ihre Nachbargemeinden eingegliedert.) An der Spitze der sieben Feuerlöschmannschaften, welche alljährlich an der Sprütze-Musterig inspiziert werden, stehen[24]: der Gemeindebrandmeister mit Hauptmannsrang, dann die sieben Orts-Brandmeister und Under-Brandmeister, die sieben Sprützemeister und deren Stellvertreter, zwei mal sieben Wändrohrführer und 7 Rundälletrëger,[25] deren jeder seine halbrunde Laterne (Rundälle[26]) auf ihrer Stange voranträgt. Aus möglichst zentral[27] gelegenem Füürsprützehüsli (anderwärts etwa behufs leichter Erkennbarkeit grell rot[28] bemalt) schaut die Deichsel der (Füür-)Sprütze[29] hervor. Unter allgemeiner Beteiligung („da bin i o bi'r Sprütze!"[30] = bin auch dabei, mache mit) wird sie hervorgezogen und rasselt auf

---

[15] AB. 2, 346 [16] Tappolet 126. [17] MW. Bs. 131. [18] Geldst. 213. [19] Geldst. 202. [20] BSp. 182 ff.; Erbv. 121/2. [21] AB. 2, 110. [22] MW. BK. 58. [23] Ebd. 57. [24] Vgl. Eggiw. 79. [25] GG. 2, 4. [26] BSp. 184. [27] GG. 2, 4. [28] AB. 1, 169. 261. [29] Burnands Zeichnung in der „Schweiz" 1901 zu 28. [30] Ott 1, 88.

ihren niedrigen Rädern („Auge wie Füürsprützeredli“ [31]) der Brandstätte zu. Hier kann sie bei der heute fast allgemein eingeführten Saugspritzen-Einrichtung (es besteht bloß noch eine Schöpfsprütze) sofort Wasser gää. Wie mühselig vormals die Aufgabe, in der allgemeinen Verwirrung aus den müßigen Gaffern einen Wasserzug [32] (Eimerzug) zu organisieren, zu welchem Behuf jede Haushaltung ihren ledernen Eimer zu halten verpflichtet war!

Von Gotthelfs eifriger und praktischer Mitbetätigung an drei Brandfällen [33] weiß man sich noch heute lebhaft zu erzählen.

Ein Gegenbild zur „grausig schönen“ Feuersbrunst bietet das Fy̨y̨rwärk (ja nicht „Fy̨y̨rwäärch“, welches vielmehr = Kochherd). Von solchem füürwärkere z. B. am 1. August kennt man bei uns wenigstens das Entzünden von Ragéete (Raketen) und besonders des blitzartig züngelnd über eine Fläche dahinfahrenden Fy̨y̨rty̨y̨fel [34] aus nassem Pulverstaub. Auch unser Rezeptbuch [35] kennt Mittel, wie man z. B. ein „brennendt Wasser“, „ein Kerzen, die im Wasser brennt“, unlöschbares Feuer u. dgl. herstellt.

Zwischen Feuer und Licht stehen vermittelnd die Verba aazy̨nte: in Brand setzen oder stecken und das einfache zünte: leuchten. Die im Zorn flammenden Augen haben „fry zündet“; [36] vgl. züntrót. Spezieller heißt „zünte“: Beleuchtung bieten. „So züntet ihres Ampeli z'Nacht“ [37] (zur Nachtarbeit). Dann: Beleuchtung verschaffen: zünt mer da chli̦i̦! Man „zündet“ durch die Küche hin, [38] „zündet“ nach den schlafenden Kindern, [39] und kein Bauer wird je unterlassen, vor Schlafengehen auf seiner nächtlichen Runde no i Staa̦l z'zünte. Einem „heimleuchten“ (sarkastisch): ihm hei, furt, vom Huus ewägg, wi̦ters zünte. — „Ich schob mich fort, (freundlich) bezündet von dem Pfarrer bis vor die Haustüre.“ [40]

Z'Liecht sagt man anderwärts für „z'Chi̦lt“. Liechte: 's Liecht aazünte; dann auch: das Licht lange Zeit unterhalten, z. B. bei Krankenwacht. [41] 's Liecht abblaase: ausblasen, löschen. Mir wei no eini (nämlich eine Flasche Wein) abblaase (ihr „das Lebenslicht ausblasen“) oder tööde.

Die älteste Form eines andauernden und zugleich tragbaren Lichts war neben dem Kienspan wohl die Fackel, Fackle (im obern Mittelland: Fachchele, zu l. facula und fax = gr. phos, Licht). Solche faces (vermutlich Kienfackeln) figurieren 1261 unter den Einkünften der Kybur-

[31] GG. 2, 11. [32] GG. 2, 5. [33] Vgl. Manuel 162. [34] Schuldb. 377 und o. [35] RB. 49. 50. [36] GG. 3, 166. [37] Kuhn 24. [38] BwM. 170. [39] SchM. 2, 317. [40] SchM. 2, 346. [41] Müll. LR. 29.

ger.[42] Eine handlichere Form von Licht und Träger zugleich bietet die aus Unschlitt, U̥u̥schlig[43], hergestellte Kerze, Cheerze, auf deren beste Fabrikation 1770 die ökonomische Gesellschaft von Bern Preise setzte.[44]

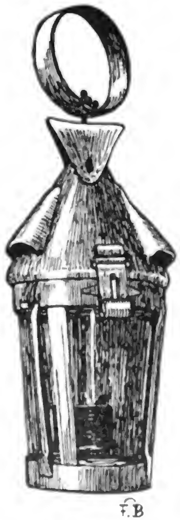
Ein zu ernster Arbeit taugliches Licht gewährt doch erst das Ö̥l. — Jez ist 's Ö̥l·verschüttet (also unbrauchbar geworden, und zugleich der Fußboden ärgerlich beschmutzt): jetzt hat's gefehlt, die Sachlage ist verdorben; vgl. „es" bei jemand „verschütten"[45] (oder ist hier an die Rispi des Webers zu denken?). Deshalb die bittere Verlegenheit, die Ratlosigkeit, das kleinlaute Benehmen, welches zu der Frage herausfordert: Was steist de da, wi we d's Ö̥l verschüttet hättist?[46]

Eigenes Brennöl im Vorrat zu haben, es nicht beim Krämer oder Hausierer kaufen zu müssen, gehörte ehedem zu der Ökonomie selbst ganz kleiner Leute wie einer Käthi.[47] Ärmern diente hiezu ein Teil des selbstgezogenen Flachssamens.[48] Ein weit besseres, weil weniger rauchendes Öl bereitete sich der Leineweber aus gesammelten Buchedern (Buechnüßli), der Landwirt aber aus dem Lĕwăt, auch Răps („Reps" oder „Raps") genannt. Der Lewat wurde früher als Handelspflanze (für Farben) gebaut[49] und beanspruchte neben dem Getreide die Hauptsorge des Landwirts.[50] Auch in Lützelflüh baute man noch 1890 etwa 190, 1895: 250 Aren Raps und erntete im Durchschnitt per Ar 15 Kilo Samen.[51] Noch heute kann man auf den Waldhausäckern im Mai jene goldgelb blühenden Rapsfelder in ihrer Farbensattheit mit dem Grün der Wiesen wetteifern sehen. Fürs Ohr nicht so poetisch nimmt sich die Zusammenstellung aus, durch welche wir an die tierärztliche Verwendung des Rapsöls erinnert werden: ja, Tüüfe̥ls-dräck u Lewatöö̥l![52] (warum nicht gar ...! geh mir mit solcher Rede!) — Man säet den Raps bereits im Spätsommer,[53] um ihn besser durch die gefährlichen Spätfröste[54] und den Wildfraß[55] zu bringen, und schneidet die roggenhohen, zähen Stengel[56] im Juli, zur Verhütung des Samenausfalls am liebsten mit scharfem Messer.

Die Samen wandern zum Ööle" in die Ölmühle, Ööli, oder Ö̥lstampfi.[57] („Einen ärgern Lärm machen als die größte Ölstampfe".)[58] Eine solche, zugleich als Gut, hatte 1783 auch Lützelflüh im Bezirk Rahnflüh, und 1828 bestanden im Amt Trachselwald sieben Ölmühlen.[59]

[42] Kib. Urb. 152. [43] Kongreß 162. [44] Ök. fol. 6, E 41. [45] SchM. 1, 235. [46] Vgl. AB. 1, 388. [47] 139 Hs. [48] Ök. fol. 29, F 13. [49] UP. 159. 428. 498. [50] UK. 401. [51] Erntebericht. [52] LZ. 1904, 136. [53] UK. 232. [54] Schuldb. 211. [55] Amtsr. 125. [56] Vgl. Ztgst. 1, 214. [57] Käs. 135. [58] Heiri 129. [59] Ök. fol. 29, F 13.

Um das Öl zum Brennen nutzbar zu machen, ist der Docht — Tähe — unentbehrlich, obschon auch er beim gewöhnlichen unglütterete (nicht raffinierten) Pflanzenöl immer viel zu schaffen macht. Bald tolgget der Docht: seine Spitze verkohlt und verlangt neues Nachschieben, Schalte. Bald wieder sprätzlet („sprenzelt“[60]) er: das Öl geht schon wieder auf die Neige. Immer ist an etwas herumzukorrigieren, gibt's zu schalten und zu schelten — wie an einem tölpischen Weibsbild, einem „Feusi“, das deshalb ebenfalls Tahe oder Ölbützi[61] genannt wird. Drum meinte ein endlich zum Beerben seines Schwiegervaters Gelangter: I ha iez der Tahe lang ghaa; es ist guet, chunnt 's Öl äntligen (endlich) ó afe.[62] Ein Vreneli[63] allerdings verachtet einen Mann, „der jeden Dachen nimmt, wenn nur ein Tröpfli Öl dran hanget.“ Wäre er ein Zürcher, würde solcher bald inne, daß selbst, wo es an Gescheitheit nicht fehlt, nun auch das Öl sich rasch aufzehren kann.


Melel-Latärndli.

Der Behälter von Pflanzenöl und Docht hieß (oder heißt) das Lampeli oder Ampeli,[64] gewöhnlicher indes: der Tägel. Hölzig, glĕsig, häärdig (aus Holz, Glas oder Ton bestehend), konnte er bei dem Ausschluß jeglicher Explosionsgefahr als Wäb-, Chuchi-, Latärne- usw. Tägel sich in seinem Bau allen denkbaren Bedürfnissen anschmiegen und damit unserm im Klassizismus verbohrten Kunstgewerbe vielfach vorbildlich werden. Haupterfordernis war nur fleißiges Nachgießen von Öl. Das gab Anlaß, von einem Betrunkenen zu sagen: er het aber e Tägel voll (in der Stadt[65] heißt der Rausch selbst Tägel); ja noch über den „Tägel“ bezw. den Kopf hinaus ist übervoll gegossen: er het Öl am Huet.

Wie nämlich das Haupt zum übrigen Leib, verhält sich der Tägel zum Liecht- oder Ampelistock, auf welchen gestellt er den in der Stube um den Tisch Versammelten ungefähr die Dienste der heutigen Petrol-Hängelampe leistete. In der Regel ohne große Kunst aus Holz

[60] Käthi 235. [61] Amtsr. 116. [62] Vgl. SchM. 2, 391. [63] UK. 374. [64] UK. 104. [65] BMS. 56.

gedrechselt,[66] machte er gern etwa den Eindruck des geistlos Starren, Schwerfälligen[67] (vgl. den hölzernen Brunnenstock). „Und hatte Hans nicht geredet, daß Salomo neben ihm nur noch ein Ampelistock war!"[68]

Dieselbe passive Rolle ist im „Böhneler"[69] der Latärne zugedacht, in welche man das Ampeli stellt. Gleichwohl schreibt man gewöhnlich kurzweg das Leuchten des letztern jener zu (wie denn auch die griechische Grundform unseres Lehnworts „Leuchter" bedeutet) und sagt zu einem, der uns im Lichte steht: sääg du (hör einmal), di Vatter ist de ke Latärnemacher gsii!

„Tisch und Bett".

Wenn das Gesetz eine temporäre „Scheidung von Tisch und Bett" vorsieht oder das Gericht zwei Eheleute „des Tisches halb" scheidet,[1] so ist damit der Inbegriff der zur Lebensgemeinschaft unentbehrlichen Ausstattung ausgedrückt, und das darin Befaßte soll nächster Gegenstand gleichsam unserer Inventur sein.

Nach dem Preis von „Pänsion u Bett"[2] (statt „Logis") fragt eine halbwelsch gebildete Frau und rückt damit richtig das Bett in den Mittelpunkt der Möblierung. Wie ja auch ein Gasthof, ein Krankenhaus rc. seine Kapazität nach der Zahl der Betten bemißt. In der Tat, was ist so ein weiches, warmes, „molliges" Bett für eine Wohltat, ein „Freund" sozusagen, wenn man an Wind und Wetter gewesen einen lieben, langen Tag![3] Drum, „wenn eine Magd von den bessern ist, so sinnet sie an ein Bett"; dann hat sie „ein Hei",[4] und es darf einst „dem alten schitteren Muetterli sein Bett sein Trost"[5] sein. Den alten Bauersleuten[6] aber, denen man das große Bett aus dem „Hinterstübchen" in den Wohnstock hinüberschleppte, „war es fast, als trüge man ihnen einen großen doppelten Sarg voran." Zweuschläfig heißt ein solches Bett und demgemäß in spaßiger Mechanisierung auch ein recht großer Regenschirm u. dgl. — Schmeichelworte dagegen wie es warms Hüli,[7] es Hüschi heben das wohlige Geborgensein im Bette hervor, während das G'liger,[8] das G'ligi[9] die erste beste Schlafgelegenheit bezeichnet: Früschi Lische ist üses Gliger.[10]

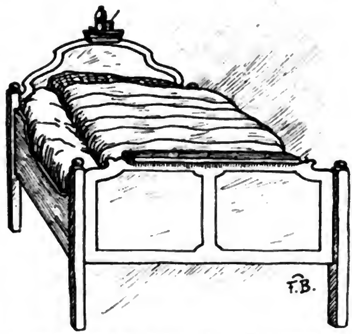
Bestandteile des Bettes: Zunächst die Bettstatt, Bettstatt, dissimiliert: Bettschget. Dieselbe ist alt einheimisch so eingerichtet, daß das

[66] Käj. 375. [67] Heiri 9. [68] Ztgst. 1, 181. [69] 179.

[1] Ger. Tw. (1789). [2] Lischeb. 7. [3] AB. 2, 28. [4] Ebd 29. [5] Wass. 60. [6] UP. 5. 17. [7] BwM. 104. [8] MW. Ws. 81. [9] E. v. E. [10] Kuhn.

Kopfende, d' Hau(p)tẹte,[11] höher ist als das Fußende, d' Fueßẹte[12], und mittelst eines kleinen, tafelförmigen Aufsatzbrettchens einigermaßen die Dienste des Nachttischli leistet (Abb. hier unten). Im Gegensatze zu der „französischen Bettstatt",[13] die auch an Platz der schmucklos gradkantigen Bettstollen, Bettstụḷḷe, breite Eckbretter mit kunstvoll ausgehauenen Füßen (Kạ́rnịß [Carnies] und Doppeḷ-Kạrniß), sowie geschnitzte Seitenbretter hat — seinerzeit ein Gegenstand der Sehnsucht solcher, die es zu Kirchmeierinnen und womöglich noch höher bringen wollten.[14]

Einem Miasli[15] dagegen mußte als Bettstatt der Ofen dienen, als Bett ein Laubsack mit Hudeln darüber: „So, schlaf wohl!"[16] Eine wahre Herrlichkeit ist gegen den Laubder Strouwsack, wenn mit schön trockenem und regelmäßig erneuertem Roggenstroh gefüllt und jeden Morgen tüchtig ụụfgschüttlet. Zu diesem Behuf greifen die Hände durch den Hauptschlitz in der Mitte oder durch je einen der vier Siteschlitz, welche auch die einzigen Angriffspunkte zum Transportieren bilden. Deshalb auf ein neugieriges „was ist das?" die Abfertigung: en Anthäbi (Handhabe) an e Strouwsack! Das Möbel dient auch als bequemes Versteck für allerlei Dinge,[17] sogar Geld.



Bett mit Bänkchen auf Fuß- und Kopfende.

Fast luxuriös wurde zuweilen über den Stroh- noch der Spreuersack[18] gebreitet, für sich allein die richtige Unterlage des Kinderbettes, hier sogar zweckmäßig das Kissen überflüssig machend. Aber auch im Bett der Großen ist er hundertmal besser am Ort als das mit Federn gestopfte Ụṇderbett, das manche sogar über der Lischen-Matratze nicht missen wollen, obschon bereits der alte Ernst Mahner rief und schrieb: „Auf, schaffe fort das Krankheitsnest! Im Federsack steckt manche Pest."

Die Matratze — Mädeṛ́ätze — begegnet uns bereits 1787 in einer

[11] Wass. 47. [12] GG. 2, 47. [13] BSp. 155 und ö. [14] Ebd. [15] BSp. 99. [16] Vgl. Bartli 15; Arm. 186. [17] UK. 18. [18] BSp. 229.

Vogtsrechnung.[19] „12 Batzen für gegebene Wollen in eine Madrazen." In bessern Bauernhäusern schlafen heute auch die Dienstboten auf Roßhaarmatratzen erster Güte. Die Kosten der Anschaffung bringen sich ein durch lange Dauer und leichte Handhabung der Reinlichkeit.

Als einzelne Bettstücki[20] folgen nun: wenigstens ein (Unter-) Leintuch, das Lịlachche,[21] und das mit Federn gestopfte Hauptchüssi, Hauptechüssi, welches so einem Annebäbi[22] gelegentlich auch als Sitzpolster auf dem Ritwägeli dient. — Wie schön aber ist die Mahnung der von der Erde Abschied nehmenden Gattin[23]: (Behalte unsere Kinder) ałs Gschwisterti under enandere, das[s] eis dem andere sị Trost ist, sịs Hauptchüssi, we's Härz schwär ist u der Chummer z'vorderist!

Dem ursprünglichen Zweck des Chụ̈ssi[24] entspricht heute einigermaßen das aus Pferdehaaren gepolsterte Ohrkissen, Ohrẹli (französisch oreiller).

Behaglich nun streckt sich der Leib, und vergnüglich lachen über eine Tagesgeschichte „der Joggi und das Bäbi"[25] unter der Techchi. Darunter ist im Bauernhause selten eine Woll- oder Steppdecke, in der Regel vielmehr die bloße Federdecke verstanden, diese aber für den langen Winter berechnet und so umfänglich, daß mit ihr die Hände einer Kühersfrau verglichen werden.[26] Eher in den Oberaargau weist heute der Name Tachchbett („Dackbett").[27] Der Techchi entspricht im Kinderbett das Techcheli.[28]

Der Federsack für Unterbett, Kissen und Decke heißt Fässi.[29] Damit die Federkiele nicht durchstechen, muß das Fassi-Tuech extra dicht gewoben sein (vgl. 1776: „3 neue große Schörlitzfassen").[30] Da es früher nicht leicht zu beschaffen war, wurden die Fassine alljährlich gschlịchtet oder bstrịchche: mit der kleisterartig aus Leinsamen (besser: „Mehl, Claret, Wachs und drei Handschäfflein voll Wasser")[31] hergestellten B'strịịchig überzogen. Dies geschah ehedem sogar berufsmäßig durch eine Weibsperson: die Bstrịịchere. Ein Procedere allerdings, das dem Stoff alle Geschmeidigkeit (Glịmpfigi) benimmt und ihn steif (prättig) macht, so daß er bricht (sich haut). Auch verbreitet ein derart neubereitetes Bett nicht gerade an Iris erinnernde Düfte.

Der Deckbett-Überzug heißt die (großi) Ziehe, der Kissen-Überzug: die Chüßziehe, der Kinderbett-Anzug (auch vielfach als Tragsack dienlich): das Ziechli.

[19] Bifang. [20] SchM. 1, 197. [21] BSp. 227. [22] 1, 163. [23] GG. 3, 51. [24] Kissen, alt: Küssen, franz. coussin, mlat. cussinum, gut lat. culcita, altind. kûrtschâm, ist zunächst ein schlummerrollenartiges Bündel. [25] SchM. 1, 298. [26] SchM. 2, 131. [27] Arm. 54 und o; Ger. Tw. (1791). [28] UP. 266. [29] SchM. 1, 264. [30] Bifang. [31] RB. 90.

Über einem nur irgendwie „bessern“ Bett fehlt natürlich niemals das selbstgehäkelte, zuweilen kostbare Táppi̥ (frz. tapis). Dazu die schöne Bettvorlage: das Bödetechcheli, sowie zur Schonung des heute nicht mehr so seltenen Parkett-Bodens der Läuffer. Aber mehr. Zum großen Bett der Nebenstube gehört selbstverständlich auch der Umhang, hinter welchem die bekannten Gardinenpredigten gehalten,[32] die Tagesereignisse verhandelt[33] und die Schachzüge weiblicher Politik getan werden.[34] — Si ist hin̥der ᵈem Umhang, d. h. im Wochenbett.

Der poetische Nimbus aber, der sich von Alters her um die Wiege, Wägle oder Wiegle gewoben hat, ist so ziemlich im Schwinden begriffen angesichts der Elternplage und Kinderqual, die sich an das hirnzerrüttende Bu̥ttele, Bü̥ttele, Wägle mittelst des fatalen Krummholzes, die Schnääre genannt, heftet.[35] Und so müßte wohl auch der seinerzeit vielbesprochene Erfindergeist eines Fri̥dli-Üelleli, der behufs Zeitersparnis die Wiege seines einzigen Kindes durch ein vom Hausbrunnen getriebenes Wasserrad in Bewegung setzte, sich heute auf andere Bahnen werfen.

Der bei Nichtgebrauch unter das große Bett schiebbare Kasten mit Spreuersack für Kinder heißt das Gü̥tschi. Dasselbe Wort bedeutet eine Art Ruhbett ohne Rück- und Fußlehne. „Es het mi düecht (sagt der bäurische Besucher in der Stadt nach dem Mittagessen), wenn i iez numen öppe es Halbstüngeli chönnt der Chopf uf mi̥s Gutschi ablege, es Pfysli dürezieh un es Nü̥ckli näh“[36] (ein leichtes Schläfchen halten). Ein anderer Name, den der fleißige Landmann dem äußerst anspruchslosen Möbel gibt, ist das Fu̥u̥ˡbett oder der Fu̥länz. Wie dieses, besteht aus einfachem Seegras-Polster auch das eigentliche Ruewbett; sogar oft das der Hinterstube, auf welchem häufiger „der Maudi“ spinnt oder schläft, als daß auf ihm der müde Eigner den Ruewbettli-Wḁlzer tanzt, d. h. humoristisch: der Ruhe pflegt. Vgl. D's Ruewbett haa (halten), wie: der Ofe haa.

Ungefähr so selten wie noch zu des „Amtsrichters“[37] Zeiten ein solches Ruhbett, sind heute im Bauernhause das Sopha, der Diwan, das Tête-à-tête; ganz so, wie an Platz eines Fauteuil höchstens der einfache Krankenstuhl zu erblicken ist. Auch der harthölzerne Sessel mit oder ohne Rohrgeflecht gehört bloß in die Hinterstube. Als höchst charakteristische Sitzgelegenheiten finden sich dagegen in der Wohnstube: der Bank, der Stueh̥l, die Staballe.

---

[32] BSp. 8; UR. 154. [33] AB. 1, 168. [34] BSp. 410. [35] Vgl. Pfr. Müller im Alp. 1903, 20. Juni. [36] So natürlich statt des entstellenden Schlückli: Gf. SF. 1899, 82. [37] 73.

Der Bank (schon ahd. „der" und „die" bancch) heißt zunächst die — eben wegen ihrer Allgemeinheit nicht näher bezeichnete — unbeweglich befestigte Wandbank, die, den Winkel der Hausecke mitmachend, von Tür zu Türe reicht. Er bietet die Sitzplätze am großen Wohnstubentisch für das „Mannevolch": oben am Tisch für den Hausherrn, der Fensterreihe nach für Söhne und Knechte. Zunächst der Küchentüre aber behauptet bisweilen noch der „weitbauchige Salzkübel"[38] sein niemals bestrittenes Recht; auch der im Winter ebenfalls „vor Nässe zu schützende" Futtermehlsack bittet keineswegs um Entschuldigung, daß er da ist. Um so weniger, da für höhere Bedürfnisse noch Raum genug sich findet. Denn über dem Tisch unter der Zimmerdecke ist ein Eckbänkchen oder eine längere Bank — Bänkli, Bäwchli, Bäichli — aufgeschlagen, worauf Erbauungsbücher und bisweilen die Brattig (Kalender), ältere Zeitungen und Zeitschriften zunächst zur Hand liegen oder stehen, während in der Ecke der Wandbank die alte Piscator-Bibel zugleich allerlei Andenken (Buechzeiche, gedruckte Sprüche u. dgl.) zu bergen pflegt.

Mit der winterlichen Ofebank (oder aber Ofenecke) konkurrieren an Beliebtheit[39] die sommerlichen Bänke um das Haus herum,[40] die „schöne grüne Bank vor dem Hause",[41] das Bänklein vor dem Futtergang[42] oder dem Stall[43] (verschieden vom Staalbänkli drinnen im Stall). Da wartet am Sonntag das Mannevolch auf sein Mittagessen,[44] sitzt und sinnt sorgenbeladen der Hausvater[45] oder verarbeitet eine still verhaltene Trauer;[46] Sohn und Knecht „werweisen" über landwirtschaftliche Fragen,[47] indes „der Götti" sein Pfeifchen raucht,[48] die Frau aber nach Feierabend den Mann erwartet und mit ihm „mängi schöni Stund erläbt".[49]

Speziellen Zwecken dienen „die Leubank oben am Stutz", wo der vagabundierende Kleine auf guten Schick wartet;[50] das primitive Leubänkli da und dort am Wege zur Käserei; besonders aber, auf einsamen Gehöften, die sehr einfache Ruhebank auf geschickt ausgewähltem Schattenplatze zu sonntagnachmittäglicher Ruhe oder Geselligkeit im Freien. In der Küche ersetzt öfters der Wäschbank den Schüttstein, der Chachelbawch aber birgt das Tischgeschirr. Der Milchbawch im Keller verdrängt nunmehr überall die alte Schweibe, Milchschweibe, welche, fix oder hängend unter der Kellerdecke angebracht, die ehedem viel reicheren Milchvorräte vor ungebetenen Gästen schützte.

Eine leichtbewegliche kleine Bank heißt Stuehl. So die vom alten

---

[38] Gf. SF. 1902, 213. [39] An AB. 52, 110. [40] Ztgst. 1, 6. [41] Joggeli 23. [42] BSp. 47. [43] AB. 1, 180. [44] Ztgst. 1, 6. [45] BSp. 47. [46] AB. 2, 189. [47] AB. 1, 180; 2, 359. [48] Geltst. 347. [49] Müll. LK. 29. [50] BSp.

Schultisch getrennte Bank, manchem dadurch unvergeßlich, das[a] er het müeßen uf e Stuehl uehe staa.[51] Angenehmere Erinnerungen birgt jederzeit der Vorstuehl am Eßtisch, der Fensterreihe gegenüber, auf welchem sitzend Hausfrau, Töchter und Mägde zugleich die Bedürfnisse des Tisches und die Vorgänge draußen überblicken.[52]

Die Form einer Bank haben ebenso der dem Holzarbeiter dienende Zügstuehl,[53] und — unseligen Angedenkens — der beim Schlagen mit der Rute (Schwinge nämlich der Rute) gebrauchte Schwingstuehl. — Ein Stuhl in der Bedeutung „Einzelsitz" ist der leicht hin und her schiebbare Straustuehl[54]: ein Gestell ohne Lehne, mit Strohgeflecht als Sitz.

Dagegen heißt der unten an den Eßtisch gestellte und auch sonst die Wohnstube ausstattende Einzelsitz, der ganz in Hartholz gearbeitet ist, die Staballe. Das vorn etwas ausgeschweifte Sitzbrett, in welches die vier dünnen, vielkantigen Beine unter etwas stumpfem Winkel eingezäpft sind, bieten samt der etwas zurückliegenden Lehne einen Sitz, wie keiner der modern gebauten Sessel der Hinterstube. Zudem befriedigen die oben und zur Seite oft recht zierlich ausgeschnittenen Ränder der Rücklehne und der meist herzförmige, hie und da doppelte Einschnitt zum Anfassen das Schönheitsgefühl ganz anders als die fabrizierte Dutzendware. Da solche Möbelstücke nicht mehr verfertigt werden, mag in manch einem Bauernhause ein „wurmstichiges"[55] Exemplar der Art anzutreffen sein. (Abb. S. 151.)

Zu den sehenswertesten Altertümern von noch heute unübertroffener praktischer Brauchbarkeit gehört der eichene[56] oder birn- oder nußbaumene,[57] meist einfach oder doppelt ausziehbare Familientisch, kurzweg der Tischsch oder altväterisch: Tiisch genannt. Z'Tisch gaa: zur Kost gehen, Pensionär sein; Tischgält: Kostgeld, Pflegegeld. — Die Mitte des nicht selten mit kostbaren und zierlichen Beschlägen geschmückten Tisches bildete früher vielfach (heute z. B. noch in Oberfürten) eine eingelassene Schiefertafel, „welche das Hausbuch oder den Kalender vorstellte".[58] Hieraus erklärt sich die vornehme Bezeichnung „Tafel" (tabula). — Mit dem politischen „grünen Tisch" beziehw. „grünen Tischlaken"[59] setzt Bitzius in launige Parallele die weißen Tischtücher, welche man über Privattische breiten dürfe, „weil man auf denselben weniger verzattert." Letzterem baut man allerdings bei Kindern zweckmäßig vor mittelst des Äßmänteli, während das Mundtuch (die

[51] Burri V. [52] Elsi 48 und ö; Gladbach 1, 23. [53] SchM. 1, 53; SB. Kal. 1903, 36. [54] Käthi 377. [55] Berner 2 1. [56] Amtsr. 73; MW. 2 J. 185. [57] Spinne 6. [58] SchM. 1, 371. [59] BSp. 314.

Serviette) der Erwachsenen am Bauerntisch weder Verwendung noch Namen hat. Daß es aber im Linnenschrank der Bäuerin auch an derartigem Zeug nicht fehle, beweist sie bei Bewirtung eines geschätzten Gastes durch Hinbreiten (Darlège, als technischer Ausdruck der Ergänzung meist entbehrend) eines blendend weißen Zwåheli. Die Grundbedeutung von Zwähele[60] und Zwäheli (Waschtuch, zu mhd. twahen twuog getwagen = waschen wusch gewaschen) ist vergessen. Um so appetitlicher ist der mannigfache heutige Gebrauch[61] dieses feinen flächsernen Linnen mit eingewobenen Bildern. — Den Alltagstisch deckt heute in mehr städtischer Weise das einförmige, aber für Reinhaltung sehr bequeme Wachstuch. Für das sonntägliche Mittagsmahl jedoch schimmert noch nach altem Brauch über den riesigen Tisch hin das etwas gröbere Tischlachche.[62] Bei der frühern Gemächlichkeit des weniger intensiven und alle Kräfte aufs Feld rufenden Landbaus fehlte dieses Tuch auch auf dem Alltagstische nicht, und selbst eine Großmutter Käthi[63] hätte sich ohne solches auch das ärmlichste Mittagsmahl nicht denken können.

Kisten und Kasten.

Was wäre aber der währschafteste und sauberste Bauerntisch ohne die beiden Tischtrucke (Tischkasten), von denen eine jeweils den angeschnittenen Brotlaib, die andere das Tischzeug birgt! So bekannt ist erstere als Versorgerin des bedürftigen Leibes, daß ja auch dem Staat eine „Tischdrucke“[1] für wohlverdientes und anderes Brot zugeschrieben wird.

Das einfache Wort „Trucke“ aber (hölzerner Kasten oder papierne Schachtel) wendet Gotthelf launig auf die verschiedenen „Fächer“ der „Seelenvermögen“ der alten Psychologie an[2]; eins derselben ist die „Gespensterdrucke“.[3] Bei Wiedmer[4] heißt „Drucke“ ein invalides Uhrwerk, und das Geringschätzige oder Bemitleidende dieser Benennung klingt wieder in „alti Trucke“ (alte Schachtel); „o du gueti alti Drucke!“[5] (albernes Ding).

Dagegen gilt das Truckli als hermetische Absperrung gegen alle den Leib oder die Seele verunreinigende Berührung. Eine solche ist praktisch undenkbar und wäre für Kinder nicht wünschenswert: „mi cha se nid gäng i mene Truckli inne ha.“[6] Wohl aber kann ein

[60] AB. 2, 311. [61] Z. B. UK. 140. [62] UK. 117. [63] 79 Hs.

[1] SchM. 2, 262. [2] UP. 178. [3] BSp. 376. [4] 126. [5] MW. Anna 195. [6] Burri XIII.

Mädchen bei und trotz jeglicher Hantierung Herz und Hände sauber behalten und „choo wi us ẹme Truckli ụse.“[7]

Schụbläde und Schụblädli[8] sind Bestandteile von Möbeln wie des einfach gehaltenen ältern Schubladestock oder der modernen Gụmode[9] (Kommode), des kunstreich ausgefertigten Bụroo (Bureau), „welches das Herz des Hauses, d. h. die Schatzkammer“ ist,[10] oder des Sekretär. Ähnlich gebaut und für die Hinterstube bestimmt sind die modernen Sekretär- und Büroo-Schäftli.

Von der Trucke führt das vermutlich zugrund liegende ahd. truccha hinüber zum Troog, und durch die Mittelform „Truge“[11] zu „Truhe“. Dem unhandlichen, schwerfälligen, daher mehr und mehr in den Speicher verwiesenen Möbel wurde im alten Bauernhaus oft eine geradezu liebevolle ornamentale Ausschmückung zu teil (S. 121). Kein Wunder auch: Hier bargen sich die geheimen Schätze wie an Tuch und Weißzeug, so auch an Geld und Wertschriften, an Andenken und Schmucksachen. Zu diesem Zwecke klappt sich dicht unter dem Deckel ein besonderes kleines Fach auf: das Ụnderschlacht[12] („Undergschlacht“[13]). Innen- und Außen-Abteilung aber wird gemeinsam verschlossen durch das solide Beschläge mit dem alten, klirrend einspringenden Chlĕpfschloos, Chlĕpferschloos oder Schnäpper.[14] Die verschiedenen Dienste dieses Möbels zeigen sich durch Spezialisierungen an wie Schnitztrog,[15] „3 Kleidertröge, 1 Mähltrog, 2 Kastentrög, 4 kleine dito.“ 1776.[16]

Zierlicher, obwohl immer noch umfänglich genug schmückt die Dienstboten- und oft noch die Nebenstube das Trögli, von alten Schreinern an der Vorderseite hübsch in Felder abgeteilt, daneben mit Blumen, sowie dem Namen des Eigners oder der Eignerin übermalt. Hier ist das Ụnderschlacht sozusagen als Allerheiligstes, als Berger teurer Andenken und Kostbarkeiten, von ganz besonderer Bedeutung.

An Stelle des Trögli tritt nun mehr und mehr die moderne Gụfẹre (der Koffer), die übrigens noch häufig den ältern Namen Chiste (Kiste) trägt und sich vom Handkoffer, dem Gụferli,[17] sehr unterscheidet.

Auch Chaste (Kasten) ist ein altmodisches Wort geworden, und im Satze: „Wir brauchten zum Laufen allen Atem, den wir im Kasten hatten“,[18] müßten wir schon verdeutlichend „Bruftchaste“ (thorax) einsetzen.

[7] Käs. 324. [8] GG. 1, 9. [9] MW. Bs. 128. [10] Geldst. 156. [11] RB. 97. [12] AB. 2, 433. [13] Ger. Tw. (1793). [14] Vgl. UK. 158. [15] Waß. 83 und ö. [16] Bifang. [17] Spinne 8, 13. [18] Strafe 172.

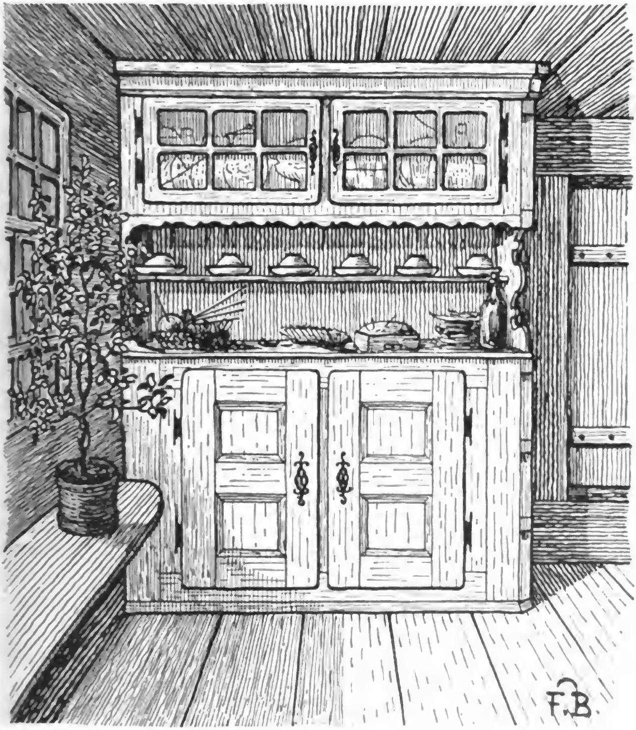
Vielmehr vereinigen sich „Kasten“, „Schrank“ und „Spind“ in unserm „Schaft“. Soweit hierunter jenes fast untransportable zweitörige Möbel verstanden ist, das unterhalb des Kranzes regelmäßig den Namen des eigentümerischen Ehepaars, die Jahrzahl der Verfertigung und einen Bibel- oder andern erbaulichen Spruch aufgemalt trägt, ist es in neuerer Bauart durchwegs durch den eingebauten Wandschrank ersetzt. Aber auch das handlichere eintörige Schäftli gehört mehr und mehr unter den ausgemusterten Bestand. Wie also das Möbel selbst, eḷtelet („ältelt“) auch das darin lange Zeit aufbewahrte Zeug; es greewwelet oder grääjjelet (schimmelt), es müechtelet oder nüechtelet (riecht modrig); oder es schå̊ftelet, wie jene Pfarrfrau von einer Predigt sagte, die sie schon früher einmal vortragen gehört. Etwa wie dies ihr selbst bei leiblicher Speise begegnen konnte, die sie bis zum Vergessen lange im Chụchischaft oder -schäftli aufbewahrte. Chụchischaft heißt im Volkswitz auch ein hohler Raum unter einem Felsvorsprung in Trachselwald.

Den Ausdruck „einschränken“ im Sinne teilweisen Freiheitsentzuges gibt noch schärfer unser ịịggänterle wieder. Das Ggänterli nämlich, welches den an die Decke reichenden dritten Teil der Zimmerhöhe einnimmt,[19] birgt hinter einem bis drei Glastürchen alle einer permanenten Ausstellung fähigen Kostbarkeiten des Hauses: das bei besondern Anlässen hervorgeholte Tischgeschirr, in der Mitte etwa die Stockuhr, in einfachern Verhältnissen aber auch das sonst im Sekretär Geborgene. Denn „dieses Gänterli ist ein gar bedeutsamer Behälter, an manchem Orte fast was das Herz im Leibe; er ist die Schatzkammer des Hauses, birgt Kleinodien, Schriften und Barschaft.“[20] Es enthält aber auch die Hausapotheke für Mensch und Vieh. Das Ggänterli kann seinen Platz in jedem Zimmer des Hauses haben, als Chụchiggänterli auch das im Tagesgebrauch stehende Geschirr enthalten. — „Wenn Bitzius zwei oder drei Male in einem Hause gewesen, so hatte er die ganze Hausordnung los bis ins Kuchigenterli.“[21]

Die schweizerische Grundform „Gänter“[22] bedeutet (wie mlat. cantherius und wie frz. chantier) Sparrwerke verschiedenster Art, sonderlich zur Absperrung von Aufbewahrungsräumen (vgl. „Schrank“ neben „Schranke“). Ist nun chantier u. a. auch „Faßlager“ und hat sich für „Gänterli“ die Bedeutung „Spirituosenbehälter“ durchs Mittelalter bis in unsere Tage[23] hinein erhalten, so macht letzterem das Pụffe̥rt[24] (französisch buffet eigentlich = „Kredenztisch“) auf allen Punkten Rang

[19] Käthi 119 Hs. [20] Käthi 119. [21] Manuel 30. [22] Schwz. Jd. 2, 381. [23] BSp. 174; Ztgst. 1, 132; Gf. SF. 1902, 276. [24] OB. 1904, 20 ff.; Ger. Tw. (1789).

und Würde, ja eigene Existenz und Namen streitig. „Aus dem glänzenden Schrank von Kirschbaumholz, Buffert genannt, wo hinter Glasfenstern des Hauses Zierden prangten, nahm die Frau zur Bewirtung



Puffert.

der Taufgäste einen schönen Teller hervor“;[25] bei ähnlicher Gelegenheit „die geblümten Kacheli“[26] u. dgl. (Abb. hier).

Entweder also verliert das Gänterli als oberster Teil — Uufsatz — des Puffert seinen eigenen Namen; oder es existiert für sich allein gleich

[25] Spinne 6. [26] BSp. 20; vgl. auch Segen 90; Sonnt. 93.

dem bis zu Manneshöhe reichenden eigentlichen Puffert, dessen offen liegende Hauptbank nebst dem an die Rückwand sich zurückziehenden schmalen Bänklein zum bequemen Verbringen und Entnehmen beliebiger Gebrauchsgegenstände[27] dient. So in der Regel das Chuchi-Puffert. Den Unterbau bildet ein niedriger Schrank.

Sehr gefällig sind in neuern Gebäuden Wandschrank, Gänterli und Buffert zu éinem Einbaustück ineinandergearbeitet. Ein eigener Name dafür fehlt.

Faß und Gefäß.

Faß und Fęßli spielen im bäuerlichen Haushalt keine große Rolle. Nebst den Behältern für Obstwein und Produkte der Obstabfälle (Bätzi), Kirsch u. dgl. ist nichts Bemerkenswertes zu erwähnen. Denn von aufgestapelten Weinflaschen sagt der richtige Bauer: Das sį die rächte Cherze, wo de Puren ab de Höfe zünte! Nur für ganz besondere Anlässe wandern aus dem Gänterli das geblümte Glas und die wįįßi Fläsche[1] mit aufgemalten oder eingeätzten Namenszügen und Sprüchen. Der Soldat im Feld und der Arbeiter im Wald kennen aus früherer Zeit etwa noch das flachgedrückte Busenfläschchen: das Plụtzgerli oder die Wäntele („Wanze"), letztere auch Schieberli genannt, weil sie sich leicht in die Tasche schieben läßt. (Abb. S. 156.)

Der verschließende Korkpfropfen (Bandoffęlzapfe; Bandofęlhọlz = Kork) dient vielfach als Bild für Charakterlosigkeit und flatterhafte Leichtlebigkeit. „Niggi Ju[2] war ein herrlicher Pantoffelzapfen, ein lustiger Bruder, immer hellauf." Wohl von den Mienen oder Grimassen her, womit ein Weinkenner mißtrauisch am Zapfen „zringsetum schmöckt",[3] mag zäpfle, Eim uuszäpfle oder „uusgränne", höhnen und spotten,[4] sich herschreiben.

Die offene weiße Flasche heißt auch der Ggụtter, die Medizinflasche: die Ggutteré.[5] (Vgl. die Aufschrift „Gutter-Trucken" in dem sehr einfachen Verschlußkasten des einstigen Rüederswiler-Arztes.) Das Ggụtterli (Fläschchen) dagegen dient zu allem denkbaren Gebrauch, so u. a. auch zum Luftdruckspiel mit dem Cartesianischen Taucher. „Eim der Tüüfel im Gütterli (im Ọlgụtterli) zeige"[6] heißt: durch Drohung ihn einschüchtern; in anderer Wendung zeigt man einem „der Großrat im Gütterli".[7] Wer aber in beständigen kleinlichen Gesundheits-

[27] UK. 84; AB. 1, 180; Käs. 322; Gladbach 1, 23; Ger. Tw. (1789).

[1] Käthi 119; Beitr. 646; Spinne 20. [2] 199. [3] MW. Bs. 129. [4] Käs. 325. [5] SchM. 2, 322. Hs. [6] Ztgst. 2, 213; LB. 1904, 136. [7] Ztgst. 1, 118.

sorgen mit seinem Gütterli zum Wassergschauer läuft und es voll Medizin wieder heimbringt, ist ein Gütterler. (Desgleichen[8] in spöttischer Erweiterung der „Gütterlidokter“,[9] „Gütterlifürst“,[10] „Gütterlimaa“[11]). Solch ein Sgütterler vergütterlet fast, d. h. zittert vor Furcht entsetzlich bei der geringsten — auch nur eingebildeten — Gefahr. Wie er, vergütterlet der Frierende „i sim dünne Gwändli“[12]: eine reiche Ideenassoziationskette.

Ein hohes weites Glas ohne Füßchen, mit oder ohne Handhabe, heißt in der Schweiz ein „Meyel“.[13] Jener „Meiel uf em Bänkli obe ... het d' Rundi g'macht zur Hochzit, Taufi, Grebt“.[14] Heute ist der Meiel fast nur noch bekannt als Handelsmaß für Saatzwiebeln.

Der aus dem Glas oder aus der Tasse getrunkene Kaffee leitet über zum Kapitel Chachelgschiir. Wir eröffnen es mit dem Bedauern über das Eingehen der Langnauer Töpferei im achtzehnten Jahrhundert aus Mangel an Ton. Ihre eigentümliche Malerei unter der durchsichtigen Glasur und über der gelbweißen, bei tiefhohlen Gefäßen oft kaffeebraunen oder marmorierten Grundfarbe[15] hätte ihr neben der (ebenfalls eingegangenen) Simmenthaler und der Heimberger Töpferei jederzeit ihre Bedeutung gesichert. Um so rarer und antiquarisch wertvoller sind die erhaltenen vereinzelten Stücke, von denen hier zwei Niidlenäpf erwähnt seien, wie sie anläßlich der sommerlichen Milchmessungen auf der Alp den Eignern mit Rahm gefüllt aufgetischt wurden. Ein in der untern Flüh aufbewahrter trägt den auf S. 77 hievor wiedergegebenen Spruch auf der Innenfläche. Herr Derendinger in Rüederswil besitzt einen andern Napf mit der Jahrzahl 1804 und der Umschrift: „Der Segen Gottes machat Reich und Bringt doch keine Müh mit Seich.“ „Anna Hapheger“ (Habegger). Vgl. S. 156 f.

Das Inventar von 1776[16] verzeichnet: „1 Korb voll weißherdiges Kachel- und Blattengeschirr.“ Glasur heißt Glesüüri. „Der Längnauer Wein vergläsürt die Magen.“[17]

Die Konkurrenz von Namen wie „Hafen“ und „Topf“ reiht dem Ton- unmittelbar das Metallgeschirr an: aus Zinn, Eisen, Kupfer, Erz. — Eine eigene Bezeichnung dieser Kategorie ist stuurzig d. h. aus Zinnblech. Mhd. der sturz und die stürze[18] bedeuten einen aus Zinnblech gefertigten Deckel, der rasch über ein Kochgeschirr „gestürzt“ wird. „E stuurzige Techchel“ ist also Tautologie, aber durch den Gegensatz zu „hölzig“ usw. verdunkelt, und e stuurzigi Bränte erscheint nun

[8] AB. 2, 95 und ö. [9] AB. 2, 188. [10] AB. 2, 270. [11] AB. 1, 217. [12] E. v. E. [13] AR. 1814, 315. [14] Ott, 1, 186. [15] Volksw. 1, 213. [16] Bisang. [17] Dorbach 5. [18] Auch RB. 119.

ohne weiteres als Stoffbezeichnung wie „isig" (eisern), „möschig" (messingen) usw. — Vom runden Pfannendeckel, den etwa Knaben (in Nachahmung des Wagenrades am Sonnenwendfest) bergab kollern lassen, schreibt sich das Bild her: er ist 'techchlet, dervo 'techlet d. h. er hat sich eilig auf und davon gemacht. Vom langgestreckten Brentendeckel aber stammt der Spott: er bränntetechlet, will sagen: beleckt sich gewohnheitsmäßig die Lippen, züngelt beständig.

Zum vornehmsten Metall am Hausgeräte zählt immer noch das Eer (Erz), und wie heute en eeriger Hafe, stehen im Inventar von 1776 voran: „2 ehrene Häfen." Daneben 1807: „1 eherner Beinhafen". Vom fußlosen Kochtopf nämlich, der, um den Küchenboden nicht zu berußen, auf einen Strauring oder in einen Hafestuehl gestellt werden muß, unterscheidet sich der Beihafe, das „Beihäffeli"[19] mit drei ganz kurzen, früher jedoch[20] bis 5 Zoll langen Füßen.

1776 wird auch „1 Mußhafen" aufgeführt. Nicht sowohl ein solcher Mueshäfe, als z. B. etwa der Härdöpfelhafe wird nach seiner besondern Verwendungsart benannt. Bildlich aber hieß es früher im Bauernhause: Der Fleischhafen ist e tüüre Hafe.

Durch Ton als Stoff, durch einen Henkel (Anthäbi) statt der zwei Griffe, und durch Ausflußschnabel (der Zuegge, das Züeggli) unterscheidet sich vom Chooch- der Milchhäfe, das Milchhäfeli. Für Gebrechliche aber steht, zu allen Zeiten dienstbereit, im Offeneggeli der mit allerlei Kräutertee gefüllte T'heehafe.

Mit einer Stimme wi ne verheiti Treichle — wi nes verheit's Nachtgschiir — renommiert eine, si hätti den und den auch haben können. Die verspottet man: We's e Hun'ghafe wär, si hätt ne langist uusg'schläcket.

Das nächstliegende Gemeinsame an diesen gleichgeheißenen Dingen (Kochtopf und Flüssigkeitsbehälter) ist die Tiefe des Bodens, der sich dem oberflächlichen Blick entzieht. „Der Fues im Hafe haa",[21] „z'underist i Hafe ggugge"[22] und die Erfahrung machen, daß „en iedere Hafe e Bode hett" sind von daher wohlbekannte Übertragungen.

Jedermann kennt Hebels „Habermues", das die Kinder gleich vom Feuer weg aus dem „rueßige Tüpfi" sich schmecken lassen. Früher eine beliebte neckische Hochzeitsgabe,[23] gereichte das Tüpfi — ähnlich der ebenso gern geschenkten Wiege — nur zu oft Kindern wie Eltern zur Qual. Denn Eltern, die die Kleinen durch Aufpäppeln erst leiblich, dann seelisch verderben, werden später inne, „daß sie nichts anderes sind

[19] Ger. Tw. (1790). [20] Ebd. [21] AB. 1, 118. [22] Ztgst. 2, 74. [23] Bsbinder 300.

als die Tüpfi, aus denen das Kind den Brei ißt."[24] Diese Stelle kann uns das Tüpfi auch als Bild willenloser Einfalt, gutmütiger Borniertheit,[25] und von hier aus das „Glückstüpfi"[26] erklären helfen: Mensch, dem ohne Einsatz von Intelligenz und Mühe alles gelingt.

Bei der Schüsselgemeinschaft, an der noch heute auch im fortschrittlichsten Bauernhaus als uralter Sitte festgehalten wird, spielte bis vor kurzem das Täḷḷer bloß die Rolle des Fleischtellers.[27] Es entspricht dies ja auch der Herkunft des Worts[27a] aus französisch tailler = (das Fleisch) „schneiden". Und zwar kannte man ursprünglich bloß den hölzernen Teller[28]: eine flache Holzscheibe ohne Rand, daher auch als Bild für flaches Gelände[29] dienlich. Daneben kamen im Gebrauch allmählich auf und machen auf dem Puffert der Bauernstube Parade: die aus Zinn gestanzten zịnige und die aus Zinnblech ausgewalzten styyrzige Täḷḷer mit ganz wenig erhöhtem Rand, zum individuellen Gebrauch.

Ganz ähnlich kennt das alte Bauernhaus die Suppeschüßle oder einfach Schüßle mit zudienendem Deckel, und zwar hie und da noch als besonders kunstfertiges Langnauer-Geschirr. Ebenso das kleinere Schüsseli zum Warmstellen von Speisen. (Ganz verschieden vom Schüssel oder Schüsseḷ zum Einschießen von Brot und Kuchen; siehe „Brot".) Dann, besonders für Breispeisen, die große irdene, runde, oft kunstreich bemalte und am Rand ausgezackte Blatte. „8 Stück Blatten." 1776. Das dem einzelnen Tischgenossen zugeteilte Blättli dagegen ersetzt mit seinem Namen einerseits den irdenen (Suppen-)Teller, andererseits die Untertasse; und zwar die letztere so, daß das im allzeit geschäftigen Bauernhaus gewohnte rasche Speise-Tempo es nicht im Dienste müßiger Dekoration beläßt. Entweder wird es gar nicht aufgetischt, oder dann wirklich gebraucht. Behufs rascher Abkühlung, nötigenfalls durch Kaltblasen gefördert, reichen auch Krankenpflegerinnen wie nicht nur ein Annebäbi,[30] sondern gleicherweise eine geborne Geistesaristokratin Annemareili[31] die „süße Labung" in der Untertasse dar, was „das Trauliche dieses Hausfrauenamts noch erhöht."[32]

Die irdene Obertasse — gleichviel ob mit, ob ohne Henkel (Anthäbi, im Aargau: das „Hebi") — heißt Chächeli. Bei der heutigen Allgemeinheit des weißen Geschirrs heißen Chacheli ohne weiteres auch die Isolatoren elektrischer Leitungsdrähte. Vgl. „Chacheler" = Porzellankugel.[33] Bei uns ist Chacheler 1. der wandernde Ge-

---

[24] SchM. 2, 424. [25] Käs. 303. [26] MW. Anna 178, 199; Michel 301 und ö. [27] Gf. SF. 1902, 276. [27a] Vgl. altfz. tailloir, Vorlegeteller. [28] Michel 269. [29] UK. 118. [30] 1, 36. [31] GG. 2, 35. [32] Ebd. [33] BME. 52.

schirrhändler, 2. sein oft minderwertiges, aus erstklassigem Bestand ausgemustertes Pferd. Bilderreden: 's Plääreli (oder 's Brieggeli[34]) u 's Lächeli si in eim Chächeli, d. h. Weinen und Lachen können einander erstaunlich schnell ablösen; ja sie finden nebeneinander Platz auf dem so unsagbar anmutenden Gesicht eines Kindes oder Weibes, das „unter Tränen lächelt". — Die Weisheit[35] „mit Löffeln essen": mit Ggaffechacheline treiche.[36]

Für Kinder bei Tisch und etwa zur Mahlzeit auf dem Felde dient das gehenkelte zinnblecherne Beckeli. Größer, so daß der Deminutivsinn des Worts verloren gegangen, ist das Becki, z. B. das Pfäfferbecki: Blechgefäß mit durchlöchertem Boden zum Waschen von Pfefferkraut oder von Gemüsen, die man ehemals stark zu würzen beliebte.

Der hölzerne oder irdene Napf, von welchem bereits die Rede war,[37] ist heute ersetzt einerseits durch die große irdene Milch-, Suppe-, Brot-Chachle[38] (worein das Suppenbrot geschnitten wird), anderseits durch das etwa ein Liter fassende Chüchcheli und das im Umfang sich der Tasse nähernde Chuchchelchachcheli. (Treffliche Velarübung!)

Wo's Chacheli git, git's Schirbi. (Das Schirbi = die Scherbe.) Ein unscheinbares, gebrechliches Mädchen ist nume so n es Schirbi. Vielleicht war es einst hübsch und stattlich; allein mi g'sääch dem Schirbi nümmen aa, was d's Chacheli gsi ist.[39]

Die Vergänglichkeit alles Irdenen hat auch den Ausdruck verchachele für ungeschicktes, tölpisches Verderben einer Angelegenheit, eines Unternehmens herbeigeführt. Das Heimwesen ist durch deine Heirat „verchachelet, verspielt, verliederliget."[40]

Kostbareres Kachelgeschirr findet übrigens über das Gebirge hin noch heute seinen „Tokter" im wandernden Beckihefter[41] oder Beckiböhri. Die zwei Kreuzer, welche ehemals für einen Haft aus Eisendraht gefordert wurden,[42] langen indes heute zu einem ordinären kleinen Tongerät.

E hohli Mueter, e chrummen Att, drüü Chind un e Spritzgrind — was ist das? Antwort: die altbäuerliche, bloß noch für festliche Anlässe[43] aus dem Gänterli hervorgeholte dreibeinige Ggaffechanne (S. 321). Gleichsam den Rumpf derselben (oder den Mantel eines nach oben abgestumpften Kegels) bildet blitzblankes Zinnblech. Der als Kaffeesack dienende Buuch und der zum Öffnen mit einer Spitze versehene Deckel sind von

---

[34] KL. 03, 23. [35] BMC. 52. [36] GG. 1, 73. [37] Vgl. noch Michel 268. [38] AB. 2, 233. [39] LZ. 1904, 134. [40] Müll. LK. 72. [41] Joggeli 37. [42] Dursli 249. [43] Spinne 7.

Messing (was den Gebrauch mehr poetisch als gesundheitsförderlich erscheinen läßt). Das Ausgießen der braunen Flüssigkeit geschieht mittelst des von unten sich allmälig heraushebenden Schnabels — ebenfalls Zuegge geheißen. (Von der Form der Flurname Channeböde.) Das heute noch zürcherische Channte findet sich auch im Inventar von 1776: „3 mäßige zinnerne Kannten, 2 halbmäßige dito." Vornehmelnd sagt man etwa für Ggaffechanne: die Gáffetiere, wogegen andere mittelst Verdrehungen zu Ggaffeetier und Ggaffestier in patriotisch-puristischem Eifer Einspruch erheben.

Ein aus braun glasiertem Ton bestehendes bauchiges Kaffee- oder Teegeschirr mit separatem Deckel heißt Chrüegli[44]; dazu mit eigenem Ausflußröhrchen: das Chruusi oder auch Chrüüsi. Aus Steingut gefertigt erscheint 1776 „ein Steinkrauslein".[45] Bezeichnend für unser Kaffee- und Tea totaler-Zeitalter ist der Gegensatz zum Gebrauch bei den „alten Deutschen": „Den allerbesten wyn, den trinkend wir vß Krusen."[46]



Messingene Kaffeekanne (ältere Form).

In noch ältere Zeit, wo der um den Herd versammelte Familienkreis gemeinsam aus dem Kochgeschirr das Essen herauslangte, versetzt uns der Hauptbestand unserer hier einschlägigen einheimischen und entlehnten Wörter: „Hafen" zu heben, in sich fassen, also wesentlich so viel wie Gefäß. „Pfanne" erinnert an lateinisch patina, und auch „Blatte" ist das platte, weit offene, „Topf" dagegen das „tiefe" Geschirr. „Kachel" kam uns (mit Endungstausch) aus mittellateinisch cacabus (Kochtopf),[47] während „Becken", ahd. becchi neben französisch bassin (das Päßäng = die Waschschüssel) zu mittellateinisch baccinum und lateinisch bacca (Wassergefäß) gehört.

Das Lastgeschirr.

Zunächst das wasserdichte hölzerne. Der Chübel, ein einhändiges tiefes Gefäß, deutet seine relative Größe an durch Vergleiche wie

[44] Vgl. UP. 264. [45] Bisang. [46] N. Man. [47] Vgl. Du Cange 2, 11[b].

Chübel für 1. Tabakspfeife mit mächtigem Kopf[1]; 2. Trommel (vgl. „Eine^n verchüble", gleichsam auf die Trommel bringen, „ausführen", „auslachen"[2]); der Chübelitrummer = Trommler; Chübeli rumpumpum (Nachahmung eines Trommelmarsches); 3. alte mächtige Kopfbedeckung des Soldaten. — Von einer bekannten Verwendung[3] schreiben sich Drohungen her wie: Er wolle der Chübel uusläära, „daß es stinke im ganzen Lande"[4], nämlich durch vernichtende Enthüllungen[5]; durch Verderben einer im Gang befindlichen Angelegenheit;[6] oder durch schroffen Abbruch eines Verhältnisses[7] (vgl. „dem Faß den Boden ausschlagen"). Vom nämlichen Gebrauch wird stammen: Ein^em ubers Chübeli lüpfe oder büüre: boshaftes Spiel mit ihm treiben, ihn beluchsen.

„Eintragig", alt „ein-bar" ist auch der Eimer, „zweitragig" dagegen, „zwi-bar", der Zuber, Züber.[8] Das Tassenzüberli[9] zum Aufwaschen in der Küche.

Sehr umfangreich ist die Bütti, worunter meist speziell die „Wöschbütti" oder Buuchbütti[10] verstanden ist. Die kleinere Säubütti, worin die abgestochenen Schweine gebrüht werden,[11] dient — wie auch das Bütteli — noch sonst zu allerlei Gebrauch.

Diese „Bütte" ist lateinisch butina, und dies ist wohl verwandt mit „Bottich". Letzteres aber wird zusammengestoßen und zugleich verkleinert zu Bocki. Die verdunkelte Verkleinerung wird aufgefrischt durch Bockli und die daraus konstruierte Vergrößerung: die Bocke. Anlehnung an „Bütti" erzeugt daneben: das Bücki. Auf die mannigfachste Anwendung[12] deuten auch Bildungen wie: das Sürbocki oder die Sürbocke, die „Sauerkabisstande"[13] oder das -standli,[14] mit Stämpfel zum Wasserablaß.[15] Das Stoosbocki zum Stoßen von Jauche in den Garten 2c.[16] Das Trag- oder Mist- oder Bschütti-Bocki mit Ösen zum Durch- oder Unterschieben zweier Tragstangen.[17]

Meist noch hölzern sind auch die Wäschgepse, die (Milch-) Gepse. „We scho die Nidle suuri ist: he nu, was ist dra gläge? Mir säge, d' Gepse sigi d' Schuld; ihr liebe Lüt, heit doch Giduld, mir möge nit gäng säge!"[18]

Auch die Mächtere ist eigentlich ein Milchgefäß in des Melkers Hand, so daß z. B. in „1 Milchmelchtern" (1776) und in dem be-

---

[1] Michel 130, 136. [2] BME. 54. [3] Vgl. SchM. 2, 200. [4] Segen 84. [5] Ebd. [6] Michel 207 und ö. [7] UK. 225. [8] SchM. 1, 244. [9] MW. 2 J., 152. [10] AB. 1, 206; Dursli 304. [11] Gf. SF. 1902, 230. [12] SchM. 1, 264. [13] SchM. 2, 102 Hs. [14] MW. 27, 260. [15] BwM. 101. [16] AB. 2, 96. [17] Vgl. die drollige Szene Wass. 76. [18] Das bekannte Küherlied: Un uf der Wält si kener Lüt.

kannten Milchmälchterli ein Pleonasmus steckt. Auf weit allgemeinern Gebrauch deuten aber schon 1776: „2 Wassermelchteren"; ebenso die Säumälchtere. Auf die Größe dieser eintragigen Gefäße deuten Hyperbeln wie: Es rägnet (oder schüttet) wi mit Mälchtere;[19] er treicht Th'ee ganzi Mälchtere voll.[20]

Bloß in des Kühers bezw. Milchträgers Hand oder „Faust" sind dagegen verblieben: das Tüteli[21] und der Handfuuster[22] oder das Fuusterli.[23] In letzterm verträgt er die Milch ins Kundenhaus, in jenem ganz kleinen bewahrt er den Rahm auf, womit er das freundliche Lächeln einer Kundin lohnt oder zu gewinnen sich befleißt. Auch die Gelte, eine kleinere Melchter mit Ausfluß-Erweiterung am Rand, figuriert zunächst speziell als Niidle-Gelte z. B. zum Eingießen des Rahms ins Butterfaß. Mit einer Gelte voll Wein jedoch nebst zwanzig Batzen konnte z. B. während des Bestehens der Schmiedezunft Emmenthal ein Meister einen Sohn einkaufen.[24]

„2 Milchbrenten". 1776. Nach diesem umfangreichen und vom Gebrauch angebräunten hölzernen Rückentraggefäß älterer Anfertigung heißen Bränte auch handfeste und zugleich von strammer Feldarbeit sonnengebräunte Töchter.[25] Eh wi ist doch das e Bränte! Eh, heit der di schwarzi Bränte gseh! — Heute sind, wenigstens für den Milchtransport, bloß noch die (weit leichter rein zu haltenden) zinnernen Brenten im Gebrauch.

Nur aus Zinnblech besteht: das Pintli (Bläächpintli) mit Henkel und Schnabel. Der kleine Ölbehälter: das Ölpintli. Das eigens geformte Milchpintli (le toulon). Die größere Pinte für Spirituosen. Aus solcher, statt aus dem mächtigen „Landfaß" des großen Gasthauses, wurden ehemals Gäste bewirtet in dem kleinen „Pintenschenk" [26] (vgl. das „Pintenschenkhaus zu Oberwald").[27] Aus dem einen Worte spalteten sich ab „die Schenke" („das Schenkhaus") und die Pinte. Vgl. „der Krug".

Den Chessel, das Chesseli (Verkleinerung), das Chessi (die verdunkelte Verkleinerungsform rückbildend als Vergrößerung gebraucht) charakterisiert vornehmlich der eiserne Halbring zum Anfassen: der Reiff oder die Jele (gespr.: ïële). An seinem Liegen oder Stehen veranschaulicht man sich gerne (obwohl nicht ganz zutreffend) die Gleichheit der Anstrengung, die das Übersteigen oder das Umgehen einer Anhöhe erfordert. — Seinen Gebrauch verschmähend, zieht namentlich die Oberaargauerin es vor, selbst ein sehr großes und zum Überfließen volles Gefäß graziös

[19] Michel 192. [20] AB. 1, 272. [21] Aschwander Alp. 71, 75. [22] Ebd. [23] Käs. 111. [24] Rahnfl. 27. [25] Michel 252 f. [26] Ger. Tw. (1793). [27] Ebd. (1789).

auf dem Kopfe zu tragen. Eine andere, bloß der Zierde dienende Auszeichnung des Kessels ist der Reiß: ein um Daumenlänge vom obern Rand abstehender Ring, in fortlaufender Rinne oder in erbsengroßen Tupfen von innen ausgetrieben. Er zeigt allenfalls auch die Grenzlinie der Füllung ohne Ausgußgefahr an.

Da dieses Lastgefäß vor allen andern sich durch Solidität auszeichnen muß, sind namentlich die kupfernen Wasserkessel in Übung. Von 1791 datiert „ein kupferner Melchkessel",[28] von 1792 „ein kupfernes Kessen".[29] Kupfern ist auch das Chäs-Chessi, aus Schmiedeisen dagegen das Buuchchessi der Waschküche. Daher begreift sich, daß das Hantieren mit solchen Geräten nicht ohne Lärm abgeht. Drum heißt ein Mark und Bein durchdringendes Geklirr: cheßle. So cheßlet der Lärm der Marktbuden, cheßlet gleichsam der heftige Streit mit jemand. „Mit (dem Buchhändler) Rätzer habe ich gekesselt."[30]

Die Kategorie der (zumeist aus Weiden und Haseln) geflochtenen Geschirre eröffnet der Chrätte. Zunächst als kleiner rechteckiger Korb mit einem Henkel an der Langseite und Bretterboden. „Jetzt ging dem Kratten der Boden aus"[31]: jetzt war's gefehlt. Die aus zollbreiten dünnen Holzschienen bestehenden Rippen des Wandgeflechts rufen der spottenden Vergleichung mit einem magern Pferd. — Ein prosaischeres und zugleich unentbehrlicheres Lastgerät läßt sich nimmer denken. Wie könnte der Bauer es machen ohne den Stei^{n}chratte,[32] in welchem er nicht bloß Steine von der Wiese und Unkraut vom Acker schafft, sondern auch sonst alles Mögliche hin- und herschleppt! Wie die Hausfrau ohne den Ghüderchratte (Kehrichtkorb)![33] Und doch hat gerade dieser zu allererst den Ausdruck „der Chratte trääge" zum Bild der verschätztesten Arbeit, des Aschenbrödel-Dienstes gemacht. Zum Chratte-trääge ist der Einfältigste im Hause gut genug; er chaa's, wen^n er scho chlii e Tüfel ist. Drum auch die Rede zu einem zweitmals Verheirateten: „Du wärest auch besser zwääg, wenn du nicht einen neuen Kratten zu tragen hättest."[34] — Der aus einem gebogenen Ast bestehende Henkel, welcher sich über der einen Langseite (selten wie z. B. im Entlebuch über die Mitte hin) wölbt, gibt auch schon von selbst dem Gang des Tragenden etwas Hinkendes oder Schleppendes. Dazu kommt, daß das so unentbehrliche Gerät vielfach bis zur Invalidität ausgenutzt wird. Daher das Bild vom alte Chratte: „I bi es schöns Meitschi gsi, un iez bin i en alte Chratte."[35] „Ich tat, was mir möglich war; aber jetzt bin ich (neben dir, dem reichgewordenen Ehemann) nichts mehr,

[28] Ger. Tw. [29] Ebd. [30] An JR. 92. [31] Ztgst. 2, 185. [32] MW. Anna 253. [33] MW. BK. 57. [34] Ztgst. 2, 63. [35] Geldst. 227.

ein alter Kratten."[36] — Der Ziberlichratte heißt die zynische Lise auf dem Ziberlihoger.

Unerschöpflich üben sich drum auch Phantasie, Witz und Spaß im Anfüllen eben dieses so prosaischen Geräts. „Meitscheni würden sich ihm anhängen ganze Steinkrätten voll."[37] Si lügt ganzi Steichrätte voll. „Ganze Krätten voll Klagen."[38] „Nach der Tat hat jedes Babi Steinkrätten voll guter Räte."[39] In jedem Maulecken Sami's saß ein ganzer Kratten voll Spott,[40] und Sophie trumpfte den Vikar ab „mit einem Gesicht, in welchem ein ganzer Kratten voll Lachen sprühte."[41] „Empfangen Sie Grüße, Empfehlungen, Versicherungen für Sie und die werten Ihrigen ganze Steinkrätten voll!"[42] — Das „Gedächtniskrättlein".[43] — Personifiziert: Plauderchratte[44], „Plaudertasche".

Umgekehrt: der Chratte lääre[45] = seinen Zorn auslassen.

Ein Kratten zweiter Art ist kleiner, der Boden mit ins Geflecht einbezogen, die Wand rund und bauchig,[46] der Rand mit ein oder zwei Schlaufen versehen und so zum Festbinden um den Leib mittels Gurt oder Schnur eingerichtet. So der Chirsichratte („11 Kirschekrätten", 1776), in kleinerem Umfang zum Beerenpflücken gebraucht.[47] Die sorgfältige Behandlung der darin geborgenen Früchte erzeugte die von den vorigen scharf abstechenden Bilder: Einem oder bei einem im Chrättli sii[48], sich seiner schonenden, sorgfältigen Behandlung, seiner Gunst erfreuen. Aktiv: eim chrättele d. h. schmeicheln, „zutätig sein".[49] Daher der politische Streber und Liebediener ein Chrätteler.[50]

Ebenfalls eintragig ist das Chörbli, in welchem Kinder die Geschenke des Osterhasen,[51] Eltern die der Hebamme in Empfang nehmen; das „Ärgüsi-Chörbeli" (oder -Chrättli), womit Mädchen oder Frauen einem Ausflug, dem Gang zum Bad oder dergleichen das Ansehen eines geschäftlichen Ausgangs verleihen. Für ernstere Gänge nehmen sie aber den Chrattechorb[53] oder den Bögechorb[52] mit.

Den Henkel ersetzen am zweitragigen, großen Korb zwei Handgriffe. Der aus geschälten Weiden geflochtene heißt wiiße, der aus rohen hergestellte: raue (roher) oder schlechthin Widli-Chorb. Doch ist nach Ott[54] auch der geschälte „Widli-Chorb" „üsi Welt", so lange wir Säuglinge sind.

Die Fertigkeit sowohl, mit der ein Chorber Barthli „den Bauern

[36] Bsbinder 370. [37] BwM. 182. [38] Besuch 152. [39] GG. 3, 108. [40] AB. 1, 112. [41] AB. 2, 446. [42] An JR. 93. [43] Ztgst. 2, 126. [44] Burri I. [45] Ztgst. 2, 188. [46] Vgl. AB. 1, 74. [47] EbM. 260, 261. [48] SchM. 2, 227. [49] Dorbach 22. [50] Ott 2, 67. [51] Wyß j. AR. 1826, 103. [52] Alp. 1871, 150. [53] UK. 140. [54] Im „Dorfglüt".

ihre Wịdli verkorbete"[55] (*verchorbet* het), als die wirkliche Kunst, die es für Ausfertigung schöner Produkte braucht, hat den Sinn von *chorbe* zu dem von *öppis zwäg chorbe*[56] erweitert: ein Heiratsprojekt „korben";[57] „an einer Antwort korben".[58]

Der tiefe und schmale Rückenkorb mit Bretterboden: die *Hụtte*; bauchig und nach oben verjüngt: *Spitzhutte*. Von Hausierern und Hausiererinnen gebraucht[59] und gelegentlich auf die damit geplagte Trägerin selbst angewendet: *armi Hutte!* Bildlich wie „Chratte": unanstellige Knechte, „ganze Hutten voll";[60] „eine Hutte voll Gutes",[61] „voll Verbesserungen",[62] „voll Respekt"[63] — „voll Kläpfe".[64] *Er seit Lugine ganz Spitzhutte voll.*

Der Käfig, die *Chrääze*. Zunächst ebenfalls als Rückenkorb getragen, daher *Chrääzibụụrdi* mache: ein Kind Huckepack tragen; allgemeiner *chrääze* = (kleine Kinder) tragen, besorgen, sich mit Kindern zu schaffen machen. „Aber wie geht es, mein lieber Großpapa, mit Wiegeln, Gaumen und Kräzen?"[65] — *Zuehechrääze*: „Ich krägte Mädeli zu, was ich konnte."[66] Geschwätze *umenaṇdere chrääze*.[67] Öppis *verchrääze*[68]: verlegen, „*verniste*".

Die *Chrääze* als angenehm gestalteter Aufenthalt, als Heim für Stubenvögel: *Vogẹlchrääze*.[69] „Söttig Vögel, wie ich, seien rar, und die fänden immer ein Krääzli"[70] (*Chrääzli*, hier soviel wie Anstellung, Lebensstellung).

Hauptsächlich aber als qualvolles Gefängnis. „Ja dieser Taubenmarkt! In schmutzigen Kräzen (*Hüehner-*, *Tuubechrääze*) stehen zusammengepferchtdie armen Tauben und Hühner."[71] Baufälliges Häuschen: *Das Hüsli ist o asen en ạlti Chrääze! e bööfi Chrääze!* Daher als Gefängnis, *die Chĕfi*, (zürcherisch „das Chefi" = der Käfig, beides aus lat. cāvea) für Menschen. „I bi dert i der Chrääze gsi." Dann die Erziehungsanstalt mit ihrem Konviktzwang.[72] Als strenge Berufs-Lehrzeit: „Juheh, us em Chräzli!"[73] Im Volkswitz der vergitterte Eheverkündigungskasten auf dem Standesamt (auch „das *Truckli*" genannt). *Die, wo drinn sịị, hạssen use, u die, wo dusse sịị, hạssen ihe.*

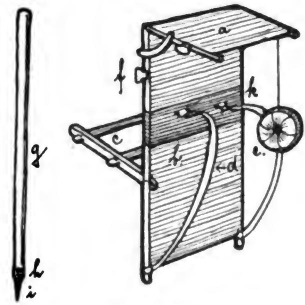
Zum Tragen von Geschirren: „Ein Krätzen mit Gläser 1 Creutzer." 1673.[74] — Die *Tällerchrääze* zum Trocknen des aufgewaschenen Geschirrs[75] über den kleinen Querstangen (*Stangeli*).[76]

[55] Barthli 62. [56] GG. 3, 23. [57] Besuch 147. [58] Amtsr. 117. [59] Gf. SF 1901, 86; Christen 153. [60] UK. 52 f. [61] JG. bei Manuel 31. [62] SchM. 1, 388. [63] AB. 1, 280. [64] AB. 1, 19. [65] An AB. 67. [66] SchM. 2, 128. [67] MW. 2 J. 284. [68] AB. 2, 123. [69] Kurt 119. [70] SchM. 1, 141. [71] R'schwander 154. [72] MW. Ws. 72. [73] MW. Anna 149 (Überschrift). [74] Zolltafel. [75] MW. 2 J. 201. [76] Geldst. 304.

Böge, Graasboge heißt ein Rückentraggerät besonders für Viehfutter im kleinen Betrieb. Es ist dies ein Geflecht aus zusammengeknoteten (filoschierte) dünnen Hanfseilen, gehalten durch zwei zum Beladen ausbreitbare, zum Verschließen zusammenklappbare halbrunde Eichenstämmchen. Chrumm wi n es Bögeschịt sind z. B. Kinderbeine.

Im unfahrbaren Gebirg werden Bogen und Wagen ersetzt durch das Retz, Äschetuech oder Heutuech, letzteres in den Alpentälern zugleich als Heumaß (50—60 kg) dienend. Diese Gewebe tragen Verschlußhölzer, Trüegle, an den Ecken, woran die Bindseile befestigt sind.

Es bietet dies ein sprechendes Charakterbild mühevollen Älplerlebens (noch jetzt in Trachselwald und Sumiswald, wie ehedem auch in Teilen von Lützelflüh). Ebenso das damit in Verbindung stehende Rääf. Das Heu wird in sehr gebirgigen Gegenden selbst auf beträchtlichen Gütern mittelst dieses Geräts eingetragen. Drum redet man dem Truber nach, bei seiner Frauenwahl laute die entscheidende Frage: Cha si rääfe? — Ein Rääfer ist aber auch der Senn, der auf schwerem Rääf die köstlichen Erzeugnisse seiner Wirtschaft herunter auf den Markt trägt;[77] der Wirt, der auf dem Reff[78] das Weinfäßlein in das abgelegene Gasthäuschen spediert.[79]



Rääf (Reff).

a) Deckel. b) Rücken. c) Gabel. d) Tragband. e) Tragringli. f) Leistenende. g) Rääffstäcke. h) Zwinge. i) Stiffzge oder Stäffzge. k) Tragringlischnuer.

Der letztere hatte aber noch in anderem Sinne „das Reff zu tragen". Es konnte auch auf ihn die Nachrede gemünzt sein: „Er isch ume so n e Gali u mueß mache, was sis Rääf (das Eheweib) will."[80] Vgl.: „Du hast ein böses Rääf von Mutter."[81] Diese Bedeutung „Hausdrache", „Megäre", „Xanthippe" beruht auf dem Vergleich der hagern, gleichsam nur aus Haut und Knochen bestehenden Leibesgestalt (die man ja auch der Hexe beilegt) mit den das Rääf zusammensetzenden langen und dünngesägten Hölzern (aus denen auch die Rafen bestehen).[82] Von daher: Einen abrääfe: ihn hart anfahren, schroff abfertigen. Soviel

[77] Tell 77. [78] Grimm WB. 8, 489 ff. [79] Michel 266. [80] SchM. 2, 234. [81] Ebd. 271. [82] Reff und Rafen: s. Grimm WB. aaO.

wie 's Rääf abstelle oder „miteim z'Bode stelle", einem unwirsch „den Standpunkt klar machen". Hier liegt eine leicht begreifliche buchstäbliche Bedeutung zugrunde: Das Abstellen einer so schweren Last kann unmöglich ohne starkes Geräusch vor sich gehen.

Das vorgenannte Aschentuch zum Bergen einer Last führt auch über zum Sack: dem Maltersack, dem Mähl-, Spreuer- u. dgl. Sack. Er ist wi mit dem Sack g'schlage (getroffen):[83] ratlos, unbeholfen, wie ein mit vollem und plumpem Sack Beladener, der durch einen Stoß zu Fall gekommen. Ein kleiner Sack, wie auch die Kleidertasche, heißt besonders seeländisch „der Pieter",[84] dagegen emmenthalisch: das Aaserseckli, abgekürzt: der Aaser, Oser, das Ööserli,[85] zunächst um Lebensmittel (ääsigi Rustig[86]) zu bergen. Gewöhnlicher jedoch sagt man einfach: das Seckli,[87] besonders wenn es sich mittelst einer Schleifenschnur oben zusammenziehen läßt. – Seine Umdeutung aus Watsack[88] und -säcklein (mhd. wât = Gewand) verrät der Wartsack[89] oder das Wartseckli[90] noch als Verwahrer mitgebrachter Kleidungsstücke, wie des Trauungsanzuges für Mädeli,[91] der armen Habseligkeiten für Meyeli.[92] Eine andere Umformung des mhd. wâtsac (wenn nicht eine Herleitung aus ital. viaggiaro[93]) lautet Wätschger.

Das Schöpfgeschirr

ist gleichzeitig eine technische Vervollständigung der hohlen Hand (wie diese für sich das Gefäß darstellt), und eine Verlängerung des ausgestreckten Arms. Sehr gut kann uns dies die Hausfrau z. B. am langstieligen Strüüblitrichter vordemonstrieren, womit sie für dieses spiralige Gebäck den dünnen Teig in die siedende Butter kunstverständig eingießt. Für sonstiges Umgießen, z. B. in ein engeres Gefäß, kann freilich der Trachter (Trichter) den Stiel durch eine einfache Handhabe ersetzen. Ebenso beim Milchtrichter, die Volle genannt. (1776: „1 sturzene Milchfolke"). Dem Zweck eines gründlichen Durchseihens genügt immer noch am besten die alte Einlage eines Volleschübel aus Equisetum (Schaftele), Clematis vitalba (Waldrebe, Jele), oder Lycopodium (Hasesprüng). Bekannt ist die Witzfrage: Was ist's Dümmsten i der Wält? Antwort: E Volle; si laat 's Guete gaa u b'haltet der Dräck.

[83] R'schwander 18. [84] MB. 2 J. 158. [85] Gf. SF. 1899, 81, 82. [86] Schon im 16. Jahrhundert auch Schulsachen. [87] SchM. 1, 111. [88] Kuhn 1; Ger. Tw. (1788). [89] Ger. Tw. (1793); Gf. SF. 1902, 213. [90] Müll. Hf. 6. 30; SchM. 1, 22; Spinne 8. [91] SchM. 2, 96. [92] AB. 1, 475. [93] Wackernagel.



Aufgemalte Füllungen
an
einem Schrank.



Sprüche
auf Trinkgläsern und
Flaschen.



Glaskrug mit Ornamenten
in Emailfarbe.



Langnauer Majolika-Krug.

Ein alle Augenblicke zum Wasserschöpfen gebrauchtes, daher gleich dem Plaudertäschchen, Plappermäulchen (Schnådergätzi) sich jederzeit bemerkbar machendes Gerät ist das Gåtzi. Aus starkem Zinnblech gefertigt, widersteht es gleichwohl der raschen Abnutzung. Daher der höhnisch abfertigende Bescheid: chast mer am Gätzi rätsche! ungefähr soviel wie: blaas mer! Häufig aus Kupfer besteht die etwas größere Gatze (ital. cazza).

An der Chelle-Rįigle, wesentlich aus einem eisernen Aufhängestab bestehend, präsentieren sich in blanker Eisen- oder messingener Rüstung vor dem musternden Blick der Feldherrin: die durchlöcherte Schuumchelle, welche zum Schaumabhub ab der Fleischbrühe, der Siedebutter usw., also zum Abschuumme, Verschuumme dient; die Mues- oder Suppe-Chelle, und in stolzem Bewußtsein der Ebenbürtigkeit die mächtige Säuchelle zum Anrichten der Schweinetränke. Ein ungeschlachtes, rohes Mädchen heißt schlankweg eine Chelle,[1] und mit irgend einer große Chelle „richtet an“, wer nur an Umgehen mit großen Summen, an vertuerisches Haushalten gewohnt ist. Fast wie der kleine Finger an der Hand hält sich beiseite das kleine hölzerne Chelleli: der Kochlöffel, um dennoch als das kühn geschwungene Szepter der Hauskönigin zu gegebener Zeit aus dem letzten der erste zu werden. Ein ähnliches Hinausrücken war dank äußerer Ausstattung dem Eß-Löffel vorbehalten. Der ursprünglich hölzerne[2] wich dem eisernen, der nun seinerseits vor dem zinnernen oder sonstwie nach der neuen Legierkunst gefertigten das Feld räumt. Ebenso wich dem modisch eiförmigen allmählich der runde Löffel, dessen beträchtliche Kapazität ihm etwa den Zunamen Goon eintrug. Doch kann da und dort im Bauernhause des Gebirges so ein eiserner Löffel, der um wenige Rappen sich neu ersetzen ließe, derart zum eisernen Bestande des Haushaltes und zum eigensten Eigentum gerade des Hausvaters gehören, daß sein brandschwarzes Aussehen vom Bestand eines langen Menschenalters zeugt. Es hat diese scheinbare Nichtigkeit ihre große Bedeutsamkeit. Das damit symbolisierte „Behalte was du hast“ bezieht sich neben Anderm und Höherm auch auf die Klugheit, der Löffel nid us der Hand z'gää, gäb me sälber gnueᵃ het, d. h. ohne Gewähr ausreichender Altersversorgung nicht Gut und Habe abzutreten. Wer das tut, ist selber e Löffel, d. h. nach Wortwurzel und Grundbedeutung soviel wie e Lappi.

Er wird sachte beiseite geschoben: abg'schüfelet oder geradezu in unverhüllt brutaler Weise abgschüflet (vgl. abschüssele). So „schiebt“

[1] Weber bei Kuhn 17. [2] Vgl. engl. spoon und Span.

das Rööstischüfeli in der Küche, schafft die Ghüder-, die Grien-, auch die alte krummstielige Stächschüfle beiseite, was nicht auf sie geladen werden soll.

Im (westschweizerischen) Kartenspiel ist Schufle = pique (die Pickelhaube). Die Schweinsschulter oder das Laffli heißt auch das Schüfeli. — Nach solchem als Ackerzinsabgabe (an das Kloster Trub) könnte die jetzt so ansehnliche Häusergruppe Schufelbüel benannt sein.[3] 1257 verkaufte Konrad von Brandis der Abtei Trub die Vogtschaft über den Hof Oberschaufelbühl, ebenso Niederschaufelbühl („Scuvelbuol superior“ und „Schuvilbuol inferior“).[4] Nicht undeutlich jedoch breitet sich von der östlichen Egghöhe (dem Büel) aus die Hauptgruppe Oberschaufelbühl mit der Käserei und der alten Hufschmiede wie eine riesige (Kies-) Schaufel hin, deren gekrümmter „Stiel“ bei einiger Phantasie in der westlichen Fortsetzung der Egghöhe gesucht werden mag.

Wie schon der moderne Ersatz von Stechschaufel und Spaten durch die Grabgabel lehrt, ist auch die Gäble ein Schöpfgerät: zum Aus- und Wegheben kompakter Massen. Die nun vielfach zweckmäßiger und vielseitiger ersetzte zweizinkige Garbegable oder Schoßgable diente immerhin in alter Zeit auch als irreguläre Landsturmwaffe; so Elsi, der „seltsamen Magd“.[5] Nicht weniger entschlossen griff jene 70jährige Fraubrunnerin[6] zum ersten besten Mistgäbeli, dessen ehemalige Qualität doch zur Verspottung eines schlechten Messers Veranlassung gab: es ist Mistgable-Stahel (oder Pfannestiil-Stahel) dranne (vgl. „Trumpeete-Guld“). Zum „Worbe“ (Verzetteln) des Heugrases, sowie zu schonendem Umgehen mit dem Stallvieh leistet dagegen immer noch die hölzigi Gable vorzügliche Dienste, während die mächtige Heugable zum Uehegable des Dürrfutters auf Wagen (und Bühne) gebraucht wird.

Mit dem Ausdruck öppis a d'Gable bestellt man im Wirtshaus bescheidentlich andeutend ein (gerade verfügbares) Fleischgericht (vgl. „Öppis uf eme Täller“). Nichts Gutes bedeutet dagegen: Einen uf oder a der Gable haa, d. h. ihn (mit Wort oder Tat) „hernehmen“, ihn als Wehrlosen unsere Übermacht fühlen lassen.[7] Einem Kind 's Gäbeli mache:[8] ihm zur Verspottung Klein- und Zeigefinger entgegenstrecken (vgl. fi! les cornes! und Rüebli schäbe). Mit de Beine gäble:[9] weit ausschreiten; mit den Armeⁿ: unschön gestikulieren.[10] Beides tut der Gäbli. Gäbleⁿ heißt aber auch: fleißig mit der Gabel, besonders der Heugabel hantieren. Gäbele: mit der Eßgabel in etwas herumstochern.[11]

[3] Vgl. Bäbler: Ortsn. des aarg. Amts Schenkenberg. [4] Fontes 2, 459. [5] Elsi 75. [6] Trost 332. [7] Käs. 425 und ö. [8] MW. Ws. 44. [9] Christen 165. [10] Kongreß 154. [11] GG. 3, 21; UK. 1, 69.

Schlagwerkzeuge.

„Mir fehlt der Arm, wenn mir die Waffe fehlt." Und sicherlich ist das Schlagwerkzeug die nächstliegende Vervollständigung des ausgestreckten Arms mit der zur Faust geballten Hand. Das konnten uns z. B. 1903 die 36 Entlibucher an der Schybi-Feier in Escholzmatt an ihren aus Tanngrotzen zugeschnittenen und am dickern Ende mit Eisenspitzen beschlagenen Entlibucher-Chnüttel oder -Trüssel lebhaft veranschaulichen. Der benachbarte Emmenthaler kennt den Trüssel wenigstens in bildlicher Anwendung: schwerfälliger Mensch, Gstäbi mit hinterhältiger, versteckter Geistesart, dem nicht beizukommen und aus dem nichts herauszubringen ist (vgl. der Chnütti).

Der Stei in der werfenden Hand, der Namensbedeutung nach bereits soviel wie „Hammer", wird zu solchem als Schlagwerkzeug umgewandelt durch den Stiel. Ihn ersetzen die Fäuste, wie die Biißzange die kneifenden Finger in dem etwas rohen Spiel: Tippis tappis Haberlappis, wie mänge Finger streckt der Bock auf seinem Kopf? Der mit dem Kopf zwischen die Knie des also Fragenden Gepreßte hat im Fall des Erratens die Wahl, entweder mit „Hammer" oder mit „Biißzange" sich den Rücken bearbeiten zu lassen. Hat man ihn in gutscheinendem Maße g'fuustet oder g'chlemmt, so wird er freigegeben.

Mit Schlegel u Wegge uf ihn: mit der Gewalt, die es zum ersten Zerspalten eines Baumstammes oder -Strunks braucht. Der eindringende Keil (Wegge) kann in der obern Hälfte hölzern, oder aber ganz aus Eisen sein: en Isewegge. Die Redensart: eim mit dem Holzschlegel winke deutet auf den Kraftaufwand, den es für die Handhabung schon dieses Geräts — wie dann erst des Iseschlegel! — braucht. Vollends mit der Schlĕgelachs lassen sich wuchtige Schläge führen. Ebenso wirksame Hiebe ins stehende Holz führt die „Fellaxt",[1] ins Bauholz die hellebardenähnliche Breitachs des Zimmermanns, in die Erde die ähnlich gebaute Wuerachs. (Abb. S. 77.) Jede Achs (Ax-t, „Ags"[2]) charakterisiert sich nämlich durch den verstärkten Eisenbelag hinter dem Öhr, welcher dagegen dem Beil — Biel, ahd. bîhal[3], basl. aber: der Beiel — fehlt. Dagegen führen Axt und Beil den gemeinsamen Namen Halm für den Stiel. Länge oder Kürze des Bielshalm gestalten das Instrument zu dem zweihändigen länge Biel oder aber zum einhändigen Bieli; Länge und Kürze der Schneide zum gewöhnlichen oder aber zum Breitbiel.

[1] Ger. Tw. (1790. [2] Ebd. (1789); vgl. Acker und Acher. [3] Vgl. die Feile = Fiele = fihala.

Gleich dem Beil handhabt sich der einhändige Gertel,[4] mit klingenartig gebautem Eisenteil.

Wie anderwärts Hammer und Hämmerli, ist in Lützelflüh „Bichsel" ein Geschlechtsname geworden, und Bichselhuus heißt ein hübsch gelegenes Gut zu Schaufelbühl. Nun bedeutet im Oberhasli „bäcke" soviel wie hacken, mit der Hacke arbeiten,[5] und Bächsel ist in unserer Zimmermannssprache ein Hohlbeil zum Aushauen von Wasserrinnen; im Schwarzbubenland heißt dasselbe Wort „Bichsel";[6] eine niederdeutsche Form lautet: „Picksel".

Verwandt ist in Wort und Sache: der Pickel. So heißt die Spitzhaue zum Loshacken steiniger Massen, zu diesem Zwecke stark beschlagen. E rächte Pickel! d. i. ein derber, robuster Junge, aber auch ein ungeschlachter Mensch. Ein ander Mal von diesen Biklen![7]

Ähnlich beschlagen, aber mit schmaler scharfer Schneide versehen ist d'Stöckhaue (Abb. S. 77), zunächst zum Ausheben von Wurzelstöcken gebraucht. Wie sie auch zum Öffnen von Gräbern dient, illustriert der Kirchenrechnungsposten von 1658: „Den Schmid von einer Stöck Houwen zu belegen (stählen) sächs Krüzer."

Zum Bearbeiten besonders zähen Lehmbodens und zum Bewältigen großer Erdmassen ist die ungewöhnlich lange und etwas breite Wallishaue mit scharfer gerader Schneide geeignet. Sie ist daher über unser Gebirge hin teils aus alter Zeit vereinzelt erhalten geblieben, teils neulich wieder eingeführt worden. — Ein Eigner ungewöhnlich, vielleicht auch unförmlich großer Füße het Wallishaue, Füeß wie Wallishaue.[8]

D'Haue teuff under nää (tief unten am Stiel anfassen) heißt: es mit einer Aufgabe ernst nehmen, sie gründlich und mit Aufbietung aller Kraft durchführen. — Sich nüt la a der Haue chlåbe[9] (nämlich keinen Kot, keine Erde) bedeutet bildlich: „nichts auf sich sitzen lassen" (vgl. „den Schild blank erhalten"), keine Antwort schuldig bleiben.

Wiegegeräte.

Was nicht mit Schlag und Stoß in gewünschter Weise zu bewältigen ist, fügt sich unsern Absichten durch eine Gruppe nachhaltiger Bearbeitungen, die wir trotz ihrer Vielgestaltigkeit unter das alte Zeitwort

[4] Ger. Tw. (1789). [5] Vgl. la bêche. [6] Schweiz. Jd. 4, 998. [7] SchM. 1, 290, Hs. [8] Vgl. LZ. 1904, 136. [9] Schuldb. 284.

wigen, wag, wâgen, gewëgen[1] befassen können. Wir kennen und brauchen aus dieser einst so belangreichen Wortgruppe mit so vielen isoliert fortlebenden Formen (wie Wiege, Wage, Wagen, Woge) noch das Intensiv-Verb weigge nebst weiggele = 1. in „Bewegung" geraten (bouger, remuer), 2. in Bewegung setzen (mouvoir).

Hieran knüpft sich in Wort und Sache zunächst die „Wiege", das „Wiegenmesser" oder die Gnịppe, womit wir in bekannter Weise Wurst- und Hackfleisch, Spinat, Mangold u. dgl. gnịppe. Das gleichförmig abwechselnde Auf und Ab und Her und Hin, das auch in letzterm Worte liegt, malt sich noch anschaulicher in der Ablautreihe gnịppe, gnöppe (hinken), in der Lautverstärkung gnëpfe (schwanken) und ịignepfe (einnicken), und besonders im Rätsel vom Uhrenpendel: „Es gnịppet, es gnäppet en isige Batze, es gnippet, es gnappet en isige Traat, es gnippet, es gnappet, daß 's niemmer errat."

Mit leisem Hin- und Herwiegen handhabt sich auch die Schuester-Gnịppe: die von der Rechten erfaßte Eisenklinge mit kurz abgeschrägter scharfer Schneide. Meist allerdings gebraucht sie sich nach Art der Messerklinge, die Lämẹle genannt (lat. lamélla, Metallblättchen). Hier wird das Hin- und Herwiegen bereits zum Fehler. Ein Messer mit schwacher Verstellfeder oder schlechtem Rücken lämelet, und wer in sorgloser, liederlicher Weise etwas versäumt hat, muß gestehen: das han ig iez verlämelet. Ist obendrein die Schneide ('s hauig Ort) stumpf geworden (verhöhnt) oder schartig, so cha me mit eme söttige Hëgẹl, Häli, Häligụx, Häliggwäxer nume gwäxere. Das tut freilich der Stümper auch mit einem guten Instrument, mit welchem er am gegebenen Stoff ume morxet, dẹs-ume gnorxet. Er verschnäflet daher auch alles Schneidbare, während der gewandte Bauer in seiner Schnäfẹlstube alle Notarbeiten in Holz selber brauchbar ausführt: regelrecht schnäflet. Hierzu bedient er sich besonders des eigens eingerichteten Ziehmessers, Zụ̈gmässer (ursprünglich: „Züügmässer", vom Zeugschmied verfertigt) und setzt sich dabei auf den Zụ̈gstuehl (Abb. S. 335), ganz wie auf dem nämlichen Bild unser Rechenmacher es tut.

Zugleich läßt der Gesichtsausdruck erraten, daß der Mann (der obendrein Gerichts-Unterweibel ist) auch in bildlicher Weise das Hefti des Messers zu handhaben versteht und weiß, was es heißt: 's Meisterhefti füehre. Das ist nämlich: in seinem Verwaltungsbereich wirklich Meister sein und sich von Unberufenen nicht hineinregieren lassen.[2] — „Das Hefti des gut beglaubigten Rechts"[3] wird darum am besten auch in derartige Hände gelegt.

---

[1] Mhd. WB. 3, 626 ff. [2] Gf. SB. [3] Schuldb. 177.

Mit dem drückenden Stoßen verbinden wir ein drehendes bei Anwendung des Bohrers, Böhrer,[4] gewöhnlicher aber der Nääjjer geheißen; in der Verkleinerung: 's Nääjjerli oder Bohrerli. Eine Zusammensetzung aus naba-gêr („spitzes Eisen zum Ausbohren von Naben"),[5] umgestellt nagabêr, ist der Näpper[6] („Näber",[7] das „Näpperlein")[8] oder gewöhnlich Gnäpper.[9] An diesem bildet aber das scharfe Ende grad eben keine Spitze, sondern eine Schneide, die sich eng an den nächsten Umlauf der überall gleich breiten Bohr-Spirale schließt. Das Werkzeug arbeitet daher im Hartholz langsam, aber ausgreifend; ähnlich wie der „Gyzgnäpper"[10] — Gịtgnäpper — selbst mit schuldigem Gelde nur zögernd „herausrückt".

Das langsame Vorrücken malt sich auch in dem tadelnden gnäppere, d. h. mühsam und schlecht schneiden. Brot u. dgl. abgnäppere: unter Hinterlassung einer häßlichen Schnittfläche.

Der dem Baumzüchter bekannte Erdbohrer läßt sich ersetzen durch das Stemmeisen, Städịse, welches überhaupt (in trefflicher Veranschaulichung der Gesetze des ungleicharmigen Hebels) leichte Bewältigung großer und schwerer Lasten ermöglicht. Die hierzu nötige Stärke und Starrheit dieses einfachsten aller Geräte spiegelt sich in der unwilligen Witzrede über einen ungelenken Menschen: Er tuet, wi wen er drụ̈ụ̈ Gleich minder hätt weder es Städise.[11]

Ein schartiges Messer saagt (sägt), statt zu schneiden; es wirkt eher als (allerdings ebenfalls schlechte) Saage (Säge, wogegen Saagi = Sägemühle). Arten von Sägen: die Gnịppesaage (mit einer Kronseite, die einen schwachen Bogen bildet und damit an die Schneide eines Wiegenmessers erinnert) und die ebenfalls zum Um- und Zersägen von Stämmen gebrauchte amerikanischi Wạldsaage; die Franzose-Saage mit grober, und die Absetzsaage oder das Absetzsaagli: Handsäge mit feiner Krönung zum Sägen dem Strich naa, z. B. bei Laden. — Leueblattsaage: mit Löwen als Fabrikzeichen, usw. — Das Böge- oder Zwei-Saagli in der Hand des Baumzüchters; der Fuchsschwanz usw.

Zum bloßen Ziehen: der Räche. Arten: der schmale Garte-Räche, der wenig breitere, weitzinkige, starke Schärhụụffe- oder Họlz-Räche, der breitere und engzinkige Gras- oder Heu-Räche, der mächtige eisenzinkige, mit Handhabe versehene Hạlm-Räche. — Der Räche

---

[4] NB. 126. [5] Kluge [5]265. [6] NB. 48. [7] Ger. Tw. (1790). [8] Ebd. (1793). [9] Wie gnage = nagen und dgl. Vgl. das schweizerische „Näpperrecht": Verfügungsrecht über Holz, das man mit einem 3 Fuß langen Näpper über die Marche hinüber erreichen kann. SB. 1903. [10] AB. 1, 70; 1, 403; BwM. 164. [11] LZ. 1904, 134.



Rechenmacher.

zieh: ein dem Ährenlesen paralleles Gewohnheitsrecht unbemittelter Nachbarn, besonders Mietsleute und Taglöhner, nach der Futterernte der Bauern die liegen gebliebenen Halme zu sammeln. — Zu ausgiebiger Handhabung des Rechens gehört ein langer Stiel; daher das komische Bild von einem, der bis zum Ermüden anderer unermüdlich pfeift: er pfiift Rächestile.

Im Hause: die Ofeziehe und d's Füürziechli: gestielte Brettchen zum Herausziehen von Feuer und Asche.

Zum Seitwärtsdrücken: die Sichle (Sichel), etwa noch zum Futterschneiden in Wald und Hecke (Chööle) für Ziegen. Namentlich aber die Sense — Sägesse (ahd. sëg-ansa = Schneide-Werkzeug). — 1673: „Das Dotzet Sägissen 1 Batzen.“ [12] — Auch zur alten Landsturm-Bewaffnung [13] diente die Sense.

Kein Werkzeug aber muß wie dieses sich dem Mähder „in die Hand schicken“,[14] wenn derselbe unverdrossen von drei bis zehn Uhr früh zähes und gelagertes Heugras mähen soll und dabei den verschiedensten Umständen sich anzubequemen hat. Dahin gehört als elementarstes: uf em Stotzige (steilem Gehänge) d'Sägesse hindeser lüpse; beim Grasmähen mehr das Hinterblatt — d'Hamme —, zum Getreideschneiden mehr das Vorderblatt — den Spitz — brauchen. Viel kommt dabei darauf an, daß das Blatt am Worb nid z'häägg (spitzwinklig) u nid z'graad aag'macht (befestigt) sei; daß dabei nicht das richtige Maß straffer, strammer Spannung überschritten — das Blatt etstremmt werde, Blasen werfe: Blaatere uberchööm, und bei jeder Hebung dumpf klinge wie beim Schlucker: 's Glüxi heig. Ferner wählt sich jeder gerne die ihm passende Länge des Blattes aus: iibehändig, achthändig (sogar Nüünhänder kommen vor). Man achtet auch etwa auf die Fabrikzeichen, welche das Werkzeug zu Trüübelsägesse, „Blitz“, „Herkules“, „Schneideteufel“ u. dgl. stempeln. Ein anderer läßt sich vielleicht durch Namen und bläuliches Aussehen der Stahelsägesse anlocken, bis er erfährt, wie bald sie an sonniger Halde in der Hitze schwärzlich anläuft: e Ruumme uberchunnt.

Der am liebsten aus Ahorn gefertigte Worb (Sensenstiel), dessen Haupteigenschaft eine gut in der Hand liegende Krümmung ist (vgl. Bei wi ne Sägessewvorb: krumme Kinderbeine), trägt in der Mitte als rechtwinklig hakenförmigen Griff für die rechte Hand das Häuchli, hinten den einfachen, leicht gebogenen, fußlangen Griff für die Linke: das Güürbi.

[12] Zolltafel. [13] Trebla im E. v. E. [14] Ust. 211.

Ihre äußerst scharfe Schneide erhält die Sense durch das Aushämmern: Tängele. Zu dieser Arbeit setzt sich wo möglich der Meister selbst[15] oder der Meisterknecht auf den Brettersitz — Tängeḷstuehḷ — vor dem Tangeḷstock:[16] dem „kleinen Block“,[17] auf welchem das 1 dm. hohe Tangel-Ise oder kurzweg das Tangeḷ aufgepflanzt ist. (Das Tangeḷ oder die Tängeli heißt aber auch die der Sense erteilte Schärfe). Die stählerne Oberfläche des „Tangelise“ bildet in den allermeisten Fällen eine 3 cm. breite, glatt abgerundete Kante (lätzes oder linkes Tangeḷ), selten eine in der Mitte leicht gewölbte quadratische Fläche von nämlicher Seitenlänge (rächts Tangeḷ). Eine mit Gewicht beschwerte (bschwaareti) Schnur umschlingt das Gụ̈rbi, und über das „lätz Tangeḷ“ legt sich die beim Mähen dem Boden zugekehrte (lätzi) Seite des Sensenblattes, um mittels der quadratischen Fläche des Tangeḷhammer geschärft zu werden. Oder über das quadratische Tangel schiebt sich die rechte (dem Mähder zugekehrte) Seite des Blattes, und der Dängelnde greift zum rächte Tangeḷhammer, gestaltet wie das „lätz Tangeḷ“. Die ältern Tangelhämmer waren für beide Arten eingerichtet, die neuern tragen beidseitig quadratische Flächen. Beide Arten, die durch die Dängelmaschinen heute noch bei weitem nicht ersetzt scheinen, erfordern große Übung. Ein einziger Fehlschlag, und das Blatt hat einen Riß; d'Sägessen ist lahm, vertängelet, und zum Mähen für immer unbrauchbar. Daher braucht es für dieses gern auf Nachmittag und Morgen[18] versparte Geschäft gute Augen und helles Licht. Es ist darum eine interessante Zeitbestimmung in dem der zuverlässigen Uhren noch entbehrenden Mittelalter, wenn laut einer Verordnung von 1371, erneuert 1417, der Abt von Trub zu Frondiensten spätestens am Vorabend so zeitig aufbieten lassen sollte, daß „man noch sihet eine Sägessen dänggelen.“[19]

Selbstverständlich fand auch ein solch wichtiges Geschäft seine bildliche Anwendung: Tängele ist überhaupt[20] klopfen, schlagen. Wart, i wiḷḷ der de der Griṇd tängele! (vgl. „d'Lụ̈ụ̈s tööde“). Auch mit Worten: Dä het du uf ihm tängelet! Beharrlich Feuer schlagen: „Wenn du Freude am Dängeln hast, so dängele!“[21]

Für einige Zeit kann das abgenutzte Tangeḷ durch wiederholtes Wetze nachgeschärft werden. (Vgl. auch die Übertragungen: „verwetzte Kleider“,[22] „dẹs-ume wetze“.[23]) Der Norddeutsche bedient sich hierzu eines flachen, mit Pech und scharfem Sande überzogenen Streichbrettes,[24] der Schweizer braucht „das Steinfaß mit dem lärmenden Wetzstein“.[25]

---

[15] UK. 220. [16] AB. 1, 337. [17] MW. BK. 29. [18] Käs. 156. [19] JoSt. 142. [20] Wie mhd. [21] AB. 2, 9. [22] Segen 83. [23] Geldst. 233. [24] B'schweig 244. [25] Konrad Meier.

Die Schwere des Wetzstei, dieses fußlangen Doppelkeils aus schwerem kieselhaltigem Tonschiefer, gab Anlaß zur Frage und Antwort: Chaast du schwümme? „Ja, wi ne Wetzstei!" Die Schärfe desselben wird erhöht durch Wasser und allfällig noch zugegossenen Essig. Beides im hölzernen oder blechernen Steifaß (vergl. S. 158), das an einem schmalen Ledergurt — Määjriemme — der Mähder am Rücken trägt. Daneben ist das Gefäß, aus dessen sauber gehaltenem Innern in der Not auch der Mähder zu trinken nicht verschmäht, ein geeigneter Trichter, um dem Vieh Medizin einzugießen. Daher der Protest „so u^n^merkig bin i nid" auch in die Worte sich kleiden kann: Das bruucht me mer nüt mit em Steifaß iiz'schütte!

So kann es auch beim jungen Mähder in der Dinkelernte heißen, wenn ein rückwärts geworfener Blick ihm sagt, die seine Schwaden hinbreitende Náhelegere fühle sich müde. Ist er einer der Merkigere, so wartet er ihren Zuruf nicht ab: Köbi, wetz no chlii, so chan i leue! Von selber stellt auch er sich erschöpft und meint gelassen: Mir wei däich wider e chlii wetze (u der Rügge strecke). Er stellt die Sense auf das Gy̆rbi; eine Handvoll Gras säubert das Blatt, zwei Finger bessern an der Schneide nach, und der Mähder kehrt, je nachdem er rächts oder linggs z'wetze gewohnt ist, die entsprechende Blattseite gegen sich. Nach dem Wetzstein holt die Rechte aus, sichern Griffes setzt sie an, und metallen klingt es in die Nähe, leise verhallend haucht es in die Ferne:

Miner Mueter Chuchimesser haut uf beede Site;
Schätzeli, we d' mi nümme witt, so säg mer's de bi Zite![26]

Das Gefährt.

Wie dem Bauer die landwirtschaftliche Maschine die beschwerlichste Handarbeit abnimmt, so das Gefährt das Schleppen der schwersten Lasten, unter welche gegebenen Falls er selber mitgehört. Das dem vorigen Abschnitt zugrunde gelegte „wegen" hat also auch hier seine Geltung, mit der Erweiterung, daß das Gefährt Arm und Bein und Rückgrat zugleich ist.

Der elementarste Ausdruck für G'fe̜hrt, G'fĕrt, und ursprünglich gleichbedeutend mit ihm, ist Chaare. Die keltischen „carros" und „carron" bedeuteten einen zwei- oder auch vierräderigen offenen Packwagen zu militärischem Gebrauche.[1] Solch umfassenden Sinn hat „Chaare"

[26] KL. 02, 815; E. v. E. 1903, 24. Juni.
[1] Holder 1, 810 ff.

noch heute beim Seeländer, der damit (nicht bloß burschikos wie wir) ebensogut das moderne Zweirad wie den altmodischen Kinderwagen bezeichnet. Bildlich sagen wir: am Angstchaare zieh,[2] und: der Chaareⁿ uber d's Port uus spränge.[3] Auch uns ist der Pferdeknecht der Chaarer,[4] und der Fuhrmann mit den vierspännigen Mehlwagen: der Müli-Chaarer. Erst mit dem Aufkommen der verschiedenen Gefährt-Arten spezialisierte sich der Chaare auf das leichteste und handlichste, für Gebirgsgegenden bequemste derselben: das zweirädrige mit leiterartigen Wänden und ebensolchem Boden.

Eine eigene Geschichte hat das Zeitwort chaare. Zunächst ist es soviel wie fahren. „Was das für ein interessantes Karren ist an einem Wagen, an dessen Deichsel das eine Roß zieht, das andere hinteren hanget!“[5] Dann heißt es: mühselig am schwerbeladenen Karren oder Lastwagen ziehen. „Manche karren und trappen mühsam daher, möchten auch eilen, aber es geht nicht.“[6] In die neumodischen Grundsätze eingekarrt (iig'chaaret): eingefahren, eingewöhnt. Es abeg'chaarets (vgl. „zu Schanden gerittenes“) Roß.[7] So werden auch „Zeit und Welt“ gleichsam als Zugpferde „abgekarret“.[8] — Verchaare: „Man verkarre (bei diesem schlechten Weg und Wetter) alle Wagen“:[9] verderbe sie. Dann: unter den Rädern zermalmen, oder doch übel zurichten. „Kinder, die sozusagen auf der Straße leben, werden am seltensten verkarret.“[10] Felix zu Eglihannes: „Verkarret“ hast du mein Mädchen mit deinem Wagen; mit deinem Tanz-Antrag „versauen“ sollst es nicht noch![11] Die Prägnanz, welche damit dem „Verchaare“ durch das „Versauen“ erteilt wird, führt über auf die Bedeutung: Jemand oder etwas um seine Wohlgestalt, um das Gewinnende seiner Erscheinung bringen, verunstalten (wie das zermalmende und beschmutzende Wagenrad es tut[11a]). Dem Erdbeeri-Mareili[12] „blutete das Herz, wenn die Leute die schönsten Beeren hervorgrübelten, alles verchaarten“. „Speisen vercharen“[13]; Milch.[14] „Verchaaret“ wurde der pockenkranke Jakobli durch aufgeschmierte Salben,[15] so daß der Arzt fragen mußte: „Wer hat da gekaaret?“[16] Der Charakter dieses „chaare“ (schmierig an etwas herumhantieren), als Simplex-Rückbildung wird noch deutlicher in Stellen wie: „die Töchter chaare i der Pfanne ume“,[17] und in dem neutral gewendeten: „Gehst du nicht in den Wald, so charen die Erdbeeren“[18] (werden unansehnlich). — „So n es Tüfels G'chaar vo Brii!“[19] „Es seligs

[2] Käs. 35 und ö. [3] Müll. Hk. 64. [4] MW. 2 J. 214. [5] Heiri 125. [6] Barthli 16. [7] Spinne 32. [8] Mutte 234. [9] UK. 171. [10] Schuldb. 43. [11] Käs. 336. [11a] Vgl. schwz. Id. 3, 421. [12] EbM. 273. [13] So natürlich statt „verwahren“ BwM. 149; Beitr. 371. [14] UK. 132. [15] AB. 2, 94. [16] AB. 1, 47. [17] UK. 131. [18] EbM. 277. [19] MW. 2 J. 291.

Schaar (nämlich Malerei) sig ke Kunst." [20] „Meyeli sei (in Mädis Augen) ein ag'charetet (salopp angemalter) Hauenstiel." [21] Eh wi bist du ne Chaari, e Chaare! (Einer und Eine, der oder die schmiert.)

Auch mit dem Karst, der in der Kartoffelernte zuweilen Knollen verunstaltet, tritt chaare in sinnverwandte Beziehung, indem chaarste sich wie eine effektvolle Verstärkung dazu ausnimmt: Alls verchaaret und verchaarstet!

Treffliche Dienste, namentlich zum Eingrasen, leistet im Berggelände der „Schneckenkarren", [22] abgekürzt: der Schnägge, auch: der Schnägg. Er ist von der Länge eines kleinen Wagens; die Stangen sind zum Ziehen von Hand oder durch Tiere eingerichtet. Die Stelle der zwei vordern Räder versehen zwei meist hölzerne, hie und da auch eiserne Schlittenkufen (Schlittechuehe), die beim Abwärtsfahren zur Hemmung dienen. Unsere Abbildung veranschaulicht speziell einen länger gestreckten Heuschnägge. Dieser „Halbschlitten" oder „Schlittenkarren" erinnere uns gleich an den Schlitten, die Redensart: 's la schlittle (es gehen lassen wie 's mag), an die Vergnügungs-Schlittlete [23] zur Zeit wo Schleif ist. Nach den ziegenhörnerähnlich sich spreizenden Stangen heißt der kleine Lastschlitten, den eine Person zieht, Gibe. [24] (Vgl. den „Hoori", d. h. Hornschlitten im Oberhasli.)

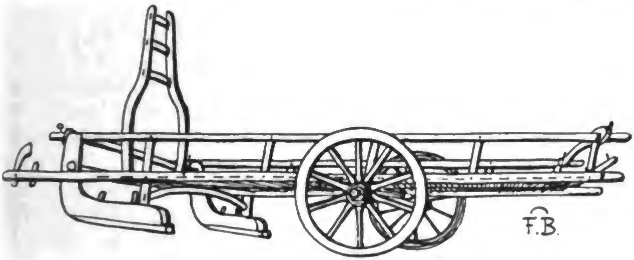
Bretter, welche die Leitern des Karrens überdecken oder ersetzen, gestalten diesen zur Bänne. Die alt-gallische (und römische) benna war, wie noch oberitalienisch und rhätisch, ein Korbschlitten, wie der „man" in der Bretagne ein Tragkorb für Lasttiere. [25] Die Gestaltung zum zweiräderigen Gefährt mit Flechtkorb (ähnlich den Handwagen unserer Wochenmarkt-Besucherinnen) führte über zu unserer emmenthalischen Bänne. Dieselbe dient auf steilen Äckern, wo Wagen und Pferd nicht hingelangen, zum Führen von Erde und Dünger. Als drollige Pendants vereinigen sich zu einem Straßenbild: das Mistbänndli der Gassenjungen [26] und das Automobil („Töff Töff"): so ne neumodischi Stinkbänne ohni Roß. [27] Dem allgemeinern Sinn von Wagen nähern sich: die vierräderige Säubänne und die ebensolche Schnellbänne [28] zum Transport von Kies und Sand. An letzterer bringt das Lösen einer Kette ab der Vorderachse den Kasten zum schnellenden Umkippen behufs leichter Entleerung. — Bänndli heißen mit Vorliebe auch die Spielwagen der Kleinen.

Zu mannigfaltigem Gebrauche dient die Bähre: die einräderige Stoßbähre mit niedrigem Kasten; die ebensolche Grasbähre [29] mit

[20] Schuldb. 434. [21] AB. 2, 37. [22] Trub 29, 88. [23] AB. 2, 415. [24] MW. 2 J. 136. [25] Holder 1, 399. [26] BSp. 101. [27] Bern. 2 l. 7. [28] Ger. Tw. (1790). [29] UK. 42

leiterartigem Rand und Boden. Das leichte, handliche Trucke-, Stei- oder Härd-Bährli. Die Tragbähre; eine solche mit Füßen: 's Wöschbährli.

Nun der Wäge. Allgemein als Gefährt hingestellt wird derselbe z. B. durch die „Zolltaffel" von 1673, wonach „ein Wagen mit zweyen Räderen im Durch- und Zurückfahren 1 Creutzer" zu bezahlen hat. Dem umfänglichen Sinn von Wäge und Wägeli folgt auch wägele: 1. ein Fahrtvergnügen anstellen,[30] 2. ein kleines Kind im Wagen fahren. Will der Bauer sich genauer ausdrücken, so spricht er von Gras- und



Heu-Schnägge.

Chlee-Wägeli, von Heu-, Holz-, Stei-, Mist-, Bschütti-Wage.

Zu beliebigem Mitfahren auf all diesen Wagen hat er gut einladen (wie er gerne auch spaßweise tut), da er nicht alle nebeneinander fix und fertig zur Verfügung zu haben braucht, sondern jeweils zum augenblicklichen Bedarf rasch den einen aus den Einzelteilen der andern herstellen kann.

So lieferte der alte Breitschịner, breitschịnig Wage[31] das breite G'fälg oder G'filg, sowie den breiten Schienenbelag der Räder, welche z. B. am Jauchewagen ein Einschneiden tiefer Geleise in aufgeweichtem Boden verhüten. Zum Einfahren von Dürrfutter und Garben wird rasch der Leiterwage uufg'leiteret: Eine eigens gebaute Art Leitere mit schräg gestellten Sprossen (Seigel) bildet je links und rechts die Seitenwand. Vier Leuse („Leuchsen", „Rungen") verbinden sie mit dem Spatt. Vorn und hinten verbindet die Leitern ein Sperrschịt („Sperrscheit"). Spaßweise heißt auch ein rasches sich Umkleiden: si anders aaleitere.

[30] Ott 1, 260. [31] GG. 3, 53.

Der wahre Chumm-mer-z'Hülf auch auf dem Bauernhofe, für alle möglichen Lasten brauchbar, ist aber der „Brückwagen": der Brụgiwage, das Brügiwägeli.[32]

Als Übertragung erwähnen wir: der Wage, Hẽrewage oder Cheerwage, d. h. das Sternbild des großen Bären, dessen sieben sichtbare Sterne (oder Stern-Systeme) an vier Räder und eine das Wenden andeutende Deichsel gemahnen.

Vom Last- zum Lust-Wagen bildet den Übergang das altmodische, nunmehr in die Rumpelkammer verwiesene Gstellwägeli,[33] verjüngt und eleganter gefertigt als Rịtwägeli. (Städter und Nichtberner nennen es Bärnerwägeli; vgl. „Landauer" u. s. w.) Auch auf ihm läßt sich allerlei, sogar zur Not Hausgeräte[34] verladen. Die Hauptbelastung bilden indes Marktbesucher (heute noch in Sumiswald wie ehedem auch in Langnau[35] und Burgdorf[36]). Auch Ausflüge gestalten sich bei günstigem Wetter auf dem gefällig hellblau oder gelb bemalten Gefährte so angenehm, daß da und dort einer gärn e chlịị z'viil wägelet, wohl gar si Sach verwägelet. Schließe jedoch einer seine Laufbahn so oder anders: auf eigenem oder nachbarlich geliehenem Rịtwägeli tritt auch er die letzte Fahrt an zur Stätte, die alle gleich macht.

Seine vielseitige Brauchbarkeit erhöht das „Bärnerwägeli" dadurch, daß der mit allerlei kleinen Verschlägen ausgestattete Polstersitz entfernt, oder daß gegenteils die Sitzgelegenheiten mittelst aufgebundener Bretter bis auf sechs vermehrt werden können. — Selbstverständlich werden vor jeder Fahrt die abhebbaren Wägelichụssi „ausgeklopft und sauber gebürstet".[37] Der Fußsack[38] aber, „das Leder, welches über die Füße geht",[39] schützt gegen Kälte und Schmutz.

Dem Ungewohnten freilich, sowie dem Verwöhnten kommt „öppis Teckts" (bedachtes Gefährt) „kommoder vor".[40] Da bildete denn ehemals die erste Etappe zu „Höherem" der Char-à-banc = der Schärebank, oder noch glücklicher verdolmetscht, weil man ja seitwärts oder unter Umständen halbseitlich („z'schärbis") darin sitzt: die Schärbisbank. (Drolliger suchten Fühlung mit dem nie recht eingebürgerten Fremdling die Schreibeformen „Charabanc",[41] „Chärbank",[42] „Charabänkli",[43] die „Charabanken",[44] die „Schärbank"[45] und die „Schärbänk").[46] „Der

[32] Berner 2 l. 7; MW. 2 J. 193; AB. 1, 121; Ball 38. [33] AB. 1, 121; Ball 38. [34] N'schwand. 17. [35] Käs. 195. [36] SchM. 1, 43. [37] GG. 2, 45. [38] UK. 142. [39] Ebd. (1850). [40] Geldst. 43, 258. [41] Dursli 207. [42] Schuldb. 261. [43] BwM. 172. [44] SchM. 1, 44. [45] SchM. 1, 48 und ö. [46] Geldst. 224.

Char-à-banc, dienlich für einen Landpfarrer,[47] Arzt oder Beamten, schwebte dabei namentlich dem politischen Streber als Muster vor." [48]

Dagegen ist auf dem Lande noch heute die Schĕse, „Chaise", das Schĕsli („Chaisli",[49] „Schäsli",[50]) ein rarer Vogel.[51] Selbst der reiche Hofbesitzer legt sie sich bloß nach einem besonders glücklichen Jahrgang zu (läßt sie z. B. durch ein fleißiges und gut gehaltenes Bienenvölklein sich verdienen). Wer aber zu etwas kommen will, darf nicht „in einem Chaisli herumfahren",[52] nicht „i's Oberland uehe schesle ga der groß Heer mache",[53] noch nach Lust und Willkür sich ergehend, wie gleichsam die ausgebrochene Emme tut, „ga Schese rite".[54] Höchstens eine leichte Haut läßt sich auch, wie Gotthelf[55] ebenso ergötzlich wie mit bitterer Satire ausführt, von Ausbeutern ein liederlich gebautes Gefährt aufschwatzen; eine Kutsche, so mit Schüüchlädere (d. h. hier Verhäng-Fensterchen), „wo me si guet ịịmache chönn",[56] „u wo me drin sịịg wi i re Stube, so warm u troche".[57]

Sehen wir im Lastgefährt die alten Gallier, in „Schärebank" und „Schese" ihre Nachfahren, die Franzosen, so in Droschke und Kutsche deren slawische Bundesgenossen als Vorbilder nachgeahmt. In einem „Droski",[58] in „Trotschlene",[59] Trotschge fahren nur Städter; i der papiirige Gụtsche[60] (des Amtsblattes) aber „reitet" ein Fallit.

Nun die Hauptbestandteile des Gefährts. Vor allem die oder auch der[61] Rĕdig, Vor- und Hinder-Rĕdig, getragen von der Achs (Achse). Der Achsestock läuft entweder dünner abgesetzt aus in die (hölzerne) Spịḷe oder trägt diese, wenn eisern, mittelst eiserner Bänder (Brịde). Der haken-, scheiben- oder früher auch nur nagelförmige[62] Lụng steckt in der durchlöcherten Spiḷe oder wird, wie bei Karren und Bänne, von dem unter der Achse durch laufenden Lĕg-Ịse[63] getragen. Dadurch beschränkt er den Spielraum des Rades auf das zum sichern Gang nötige Maß. Wer seine oder anderer Sachen mutwillig oder liederlich zu verderben gewohnt ist, kann dies an der Behandlungsweise eines so unscheinbaren Dinges sich erwahren lassen. Drum die Rede: Er het sịs Gäḷtli müesse gää für Wagelüng: hat es verzettelt im Ersatz für verlorne oder verdorbene Dinge. Da ferner der Lung kaum je anders als schmierig anzugreifen ist, heißt auch eine nicht in Ehren gehaltene Tabakpfeife: der Lung.

---

[47] Ammann JG. 11. [48] Dursli 207. [49] BwM. 146, [50] UK. 262 und ö. [51] Erbv. 23. [52] BwM. 146. [53] MW. Wſ. 37. [54] Widm. 101. [55] Geldst. 258—261. [56] 255. [57] 262. [58] Schuldb. 382. [59] AB. 1, 293. [60] Ott 1, 18. [61] Öf. fol. 29, F. 20 (1827, Belp). [62] So daß er einem Dieb zum „Erbrechen" eines Vorlegeschlosses dienen konnte: Ger. Tw. (1792). [63] Ger. Tw. (1788).

Halt là, der Lung ist uus! „Da geht ein Rad ab.“[64] Da ist Gefahr im Verzug; es gilt, einzuschreiten. Es ist mer fei e chlii es Rad abg'gange heißt aber auch: ich habe einen Förderer meiner Sache, einen Nothelfer, einen Gönner verloren.

Um die eiserne Spi̦lle dreht sich zunächst der eiserne Buchs als Auskleidung des Hohlraumes der Näbe. „6 Nabring von Rederen“ figurieren 1790 in den Gerichtsakten von Trachselwald.

In der Nabe stecken die Speichen, in welche es wacker einzugreifen gilt, wenn der Wagen stecken geblieben ist. Solches speiche[65] bedeutet auch übertragen: in schwerer Not mit empfindlichen Opfern nachhelfen. — Über je zwei Speichen-Enden wölbt sich eine harthölzerne Fä̦lge, deren 5—7 den Radumfang oder das Gfä̦lg, noch häufiger: das Gfi̦lg ausmachen. Als man von der schwerfälligen und rasselnden Radscheibe zu der Speichenform überging, war dieses bloß hölzerne durchbrochene Rad natürlich raschem Verderb ausgesetzt. Gleichwohl waren noch 1510, im Jahre des Sumiswalder Kirchbaues, im ganzen Kirchspiel an keinem einzigen der schweren Lastwagen die Räder mit Eisen eingefaßt.[66] Man verfiel in der Folge zunächst darauf, die Felgen mit heißen eisernen Schienen, deren Fugen zwischen denen der Felgen zu liegen kamen, zu überziehen und diese mittelst großköpfiger Nägel aufzunieten. So entstand u. a. der „vierzöllige“ Breitschi̦ner. Heute nun wird das Rad mit einem frisch geschmiedeten ganzen Eisenreif überzogen. („Der Reiff u̦ufzieh“). In dem Maße, wie sich der abgekühlte Reif zusammenzieht, zü̦pft sich das Rad, d. h. der vom Wagner absichtlich belassene Spielraum zwischen den Felgen zieht sich zusammen. Ohne solche Vorsicht würde der Reif 's Rad erwöörge. Dieses si̦ zü̦pfe wird auch ethisch angewendet. Ein in heftiges Weinen und Schluchzen verfallenes Kind, ein Schimpfender, ein Tobender wird aufgefordert, an sich zu halten, sich zusammenzunehmen: zü̦pf di̦ ieze, süst ...!

Anhaltendes Fahren vermehrt die Reibung namentlich zwischen der hölzernen Spi̦lle und dem Buchs oder der Nabenhöhlung bis zur Unerträglichkeit. Wie das ru̦gget und gigarschet, gi̦xet und gaxet![67] Solch „wandernden Seufzerbüchsen“[68] muß geholfen werden und kann es mittelst einer andern, wirklichen Büchse: an der Wand hängt die Wagesa̦lbbüchse oder -Pinte stattlich schlank wie ein langgestreckter Menschenhals. Drum sagt man ja auch von einem etwas überlangen solchen: mi chönnt zwüsch'use nää für ne Wagesa̦lbpinte.[69]

[64] Ztgst. 2, 217. [65] Wege 364. [66] EvE. [67] Amtsr. 123. [68] Dursli 244. [69] LZ. 1904, 136.

Mit dem hierin geborgenen Wagesalb läßt sich das Gefährt wieder gängig machen; und die Not kehrt nicht so bald wieder, wenn man regelmäßig nachspeist, das Gefährt im Salb b'haltet.[70] Das gilt auch bildlich von einer behaglichen und flotten Lebenshaltung,[71] namentlich wenn dabei noch die Untüchtigkeit und Trägheit eines Weibsbildes — eines Ölbützi[72] — im Spiele ist.

Wie nun das Salbe[73] des Leibes und dasjenige des Wagens, also auch mit der Selbe (Salbe) das Wäge- oder Chaaresalb zusammenhängt, lehrt in preiswürdiger Art die Wissenschaft und Kunst unseres Hansli Jowäger. „Wenn Hansli sich wirsete, so strich er Wagensalbe darauf";[74] und dies an dem „kerngesunden"[75] Mann trefflich bewährte Universalmittel mußte unfehlbar auch für die Pocken seines armen Kindes gut sein: „Wagensalb sei sonst bsunderbar heilsam."[76]

Schmiere u salbe hilft ja allethalbe, und so „salbet" denn auch mit Wein der eine „sein Gedankenrad",[77] der andere den Mund,[78] der dritte den Hals,[79] „um holdselig und glatt zu reden wie ein Engel vom Himmel",[80] ein vierter „die Zeit", damit sie „rutsche";[81] und schließlich „salbet" seine Arbeitskraft einer, dem des jüngern Bitzius[82] Predigt gilt: „Ihr glaubet vielleicht, daß der Wein euch gescheiter mache, daß er, des Abends in vollen Zügen genossen, wie ihr das nennt: als Wagensalb diene, so daß ihr zur Arbeit des folgenden Tages munterer und stärker werdet. Hütet euch ja vor diesem Glauben!"

Das Schmiere im Kartenspiel berühren wir bloß; ebenso das Salbe, d. h. das Bestechen, dessen „der edle Gönner"[83] und der Schmieradvokat bedarf.[84]

Den Gegensatz bildet die Hemmung beim Abwärtsfahren. Unter Umständen genügt hierzu ein bloßes Hindere haa, wie Menschenarme es hinten am Wagen, die Zugtiere selbst an Deichsel oder Gabel üben können. Die Regel bildet aber doch eine mechanische Hemmung: das Spanne.[85] Alt ist die Spannung mittelst Schleipftroog:[86] früher aus Holz, und wegen seiner Breite und Dicke mit den Füßen der ungeschlachten Zyberlihoger-Tochter[87] vergleichbar. Dieser unter das Rad gelegte Radschuh gestattet keine Abstufung der Hemmung und wird daher vom Zugtier stellenweise als lästiges Hindernis empfunden. Dies übertragen auf den vorwärts strebenden Menschen: „So ist's Läbe süeß, wo eis dem andere hilft u keis dem andere si Schleipftrog ist."[88] „Ich weiß,

[70] Schuldb. 30. [71] Barthli 43; Jakob 2, 133. [72] Amtsr. 116. [73] Ursp. spez. = ölen. [74] AB. 1, 11. [75] Ebd. [76] 40, 44. [77] Geldst. 176. [78] Käs. 176. [79] Jakob 2, 90. [80] Michel 184. [81] Ebd. 210. [82] VII, 368. [83] Vgl. Land 16. [84] UP. 308. [85] BSp. 377. [86] Ger. Tw. (1790). [87] AB. 1, 157. [88] Geldst. 310.

das Lob gebühret Gott. Darum vermag ich kein Schleipstrog zu sein für alles, was ich nicht selbst gedacht, selbst gesagt, selbst gemacht."[89]

Die Kette, an welcher der Radschuh hängt, kann ohne diesen zur Spannung dienen, wenn sie als Spannchötti um eine Rad-Felge geschlungen, als Chritzchötti oder Underlegchötteli[90] unter dem Rad — besonders aber auf winterlichem Holzweg unter der Sohle des Schlittens — befestigt wird. — „Sein Herz war frei, hatte weder Schleiftrog noch Kette."[91] — Ähnlich wirkt der Spannstrick mit Schlüssel.

Ein abgestuftes Spannen[92] gestattet aber erst die Schrauben-Mechanik, kurzweg: der oder die Mechänik,[93] die Mechanig,[94] der Mechaan, der Mekaan, der Vor- oder der Hinder-Mekaan, je nachdem die Vorrichtung die zwei hohlkehligen Eisen- oder Holzstücke gegen die Vor- oder Hinterräder preßt.

Um den Zugtieren auf steiler Bergfahrt wirkliche, wenn auch noch so kurze Ruhepausen zu ermöglichen, ist das Rückwärtsrollen der Räder zu verhüten. Zu diesem Zweck underleit me, d. h. man schiebt einen Stein, Holzkeil oder dergleichen unter ein Rad. Da dies den Tieren Behagen gewährt, nennt man Underlége auch eine Sättigung, die ein ähnliches Lustgefühl erzeugt. Auf steilem Gehänge aber, wo in strenger Erntezeit keine Hände für solches Unterlegen frei sind und der Fuhrmann den Zügel fest in Händen behalten muß, besorgt den doppelt nötigen Dienst aufs beste in automatischer Weise der Hund, Wagehund. Ähnlich wie ein tierischer Träger dieses Namens Schritt vor Schritt mit dem Hals unter der Hinterachse dem Wagen folgt, schwebt eben dort an zwei Kettchen ein meterlanges Holzstück, um im Augenblick des Anhaltens bergan mit den beiden Eisenspitzen seines hufeisenähnlichen Ausläufers in den Boden einzustechen.

Ein Fahren ohne plötzliche Stöße, oder doch mit Verminderung solchen Holperns (hoppere; vgl. höpperle, tänzelnd laufen) ermöglicht die elastische Feder. Daher auch vom angenehmen, leichten Fortgang einer Sache: das geit wi uf Fädere!

Ein Heu- oder Garbenfuder aber würde auch bei sanftester Fahrt auseinanderfallen, wenn es nicht durch Aufbinden Zusammenhalt und Festigkeit empfinge. Erst solches Binde macht also das Fuder fertig, und drum heißt „aufbinden" auch: „fertig machen", gepflogene Unterhandlungen schroff abbrechen. Zu solchem Binden braucht es dreierlei. Einmal den „Bindbaum" (Bimpaum): ein glatt entrindetes Tannen-

---

[89] SchM. 2, 345. [90] Ger. Tw. (1790). [91] Geldst. 21. [92] So lies statt „paunen" auch Wege 338. [93] Berner 2 I. 4. [93] Widm. 119.

stück. Dann das leiterartige, nach oben sich verjüngende Füürgstütz vorn, bisweilen zugleich auch hinten am Wagen, das je nach der Höhe des Fuders eine bestimmte Öffnung zum Durchstecken des Bindbaums bietet. In „spuckiger" Sprechweise heißt die oberste Öffnung, welche zum Aufbinden des höchstmöglichen Fuders dient, nach der vornehmsten aller Bauernspeisen das Hammeloch. Den Schinken folgen in der allgemeinen Wertschätzung die „Chüechli", und sie dürfen der zweitobersten Öffnung den Namen Chüechliloch erteilen. Als armer Rest nur präsentiert sich dagegen das Fueder oder Füederli, das im underiste Loch gebunden sein will: im Chrütloch, dessen Namen an den ehemals durch seine Häufigkeit verekelten Mangold erinnert. — Nun läßt sich der Lader das ebenso starke wie geschmeidige Wellenseil (Wälleseel) zuwerfen, faßt es gewandt auf, schlingt seine Mitte zu einer eigenartigen Schlaufe, dem Bimpaumlätsch (s. Abb. S. 387), legt sie über den Baum an und läßt die beiden Enden frei herunterhängen. Schon aber sind vier Hände bereit, dieselben um die beiden Negel des vielkantigen Wellbaums (die Wälle genannt) am Hinterende des Wagens zu schlingen. In beide Öffnungen des Wellbaums stecken sich die etwa 60 cm langen Scheitle aus Hartholz oder Eisen, und nun wird durch wechselseitiges allmähliches Aazieh das Seil zu äußerster Straffheit gespannt. — „Der Hals war mir zugeschnürt wie mit einem Wellenseil."[95]

Ein entsprechendes Zusammenpressen von Holzladungen heißt Reiggle. Die Bindekette, 's Bindchötteli schlingt sich um die Stämme, Reiswellen usw. und wird mittelst eines verstellten Holzstückes — Reiggel — in straffer Spannung erhalten.

Über Ladungen, die notwendig vor Nässe zu schützen sind, breitet sich das große, mit Wachs und Teer durchtränkte Segeltuch: die Plähe. Wie dieser Fachausdruck sich in die Wortgruppe „flach", „Blachfeld" usw. einreiht, weist z. B. „des Regenbogen plahen thon", nach welchem „ein Lied von dem todt, wie er alle Stendt der Welt wegk nimpt,"[96] gesungen werden soll. — Bei Nichtgebrauch verbringt der weit reisende Fuhrmann die Plahe in der Fuehrbähre,[97] der Fuehrbänne[98] oder dem Fuehrchratte,[99] der auch zwecks Bergung von Reiseproviant an Ketten unter dem Wagen hängt — spielenden Kindern gelegentlich ein bedenklicher Versteckplatz.[100]

Einigermaßen mit unserm Rückgrat zu vergleichen ist der die Vorder- und Hinterachse verbindende Spätt[1]: das starke Tannenstück, das auch für sich allein, dem Stemmeisen ähnlich auf die Schulter gestützt,

[95] SchM. 2, 108. [96] RMan. [97] MW. Anna 226. [98] Ebd. 225. [99] Rabeneltern 221. [100] MW. Anna 225. [1] Ger. Tw. (1790).

zum Fortbringen eines stecken gebliebenen Wagens dienen kann. Daher spätte bildlich: mit Opfern und nachhaltiger Anstrengung einem aus schwieriger Lage helfen.[2] Mit dem Spatt verbinden sich am Hinterwagen mittelst des Gretti-Nagels die beiden von der Hinterachse her zusammenlaufenden Flügel der Gretti (zu grìtte, spreizen). Ihnen entsprechen am Vorderwagen die Tiechsẹlbäcklig, welche sich nach hinten mittelst des unter dem Spatt durch sich frei bewegenden Chaar- oder Rank-Schìt zu einem Dreieck abschließen. Nach vornen laufen sie zusammen in den verklammerten Ansatz der Deichsel oder Gabel, welche an neuern Wagen nach Belieben anzubringen sind. Über die Vorderachse legt sich, in gleicher Länge mit ihr, das Riesbrätt (-ïe-) als Träger des ebenso langen Hěbli, welches seinerseits den Vorderteil der Wagenleitern (am Leiterwagen) stützt. Der bewegliche eiserne Hěblisnagẹl verbindet von oben herunter diese drei Querhölzer.

Für zwei- oder mehrspännigen Zug nun balanciert hinten an der Deichsel — Tiechsle — die an den Waagnagẹl gehängte Waag, an deren beide Chlő̈bli oder Wöögli die Tiere zue und von der Hand gespannt werden. Ein ebensolches Wöögli oder Chlöbli zwischen den beiden Stange der Gabel — Lande — bietet die Angriffspunkte für einspännigen Zug.

A d'Tiechsle choo[3] heißt an einen Platz gestellt werden, wo es Bewährung der ganzen Leistungsfähigkeit gilt („hic Rhodus, hic salta"). Dagegen us der Stange oder uber d'Stange schlaa[4] = pflichtvergessen seinem Posten untreu werden; „nid guet tue". Einen Pflichterfüllung, Gehorsam und Ordnung lehren: i d'Stange stẹlle.

Und nun kann das Aaspanne (nämlich der Zugkräfte an das Gefährt) vor sich gehen; bezw. das Zsämespanne (zweier oder mehrerer Zugkräfte), wie denn auch Kameraden oder Freundinnen (gleichsam sich selber) zsämespanne.[5]

Zugochsenpaare wurden ehedem auch hier, wie noch heute im Jura, tierquälerischerweise gejocht, doch in etwas milderer Weise: g'wåttet. Ein solches G'wätt (Joch ohne Seitenstücke, bloß mit Einbuchtung für den Nacken, Abb. S. 349) wird noch da und dort als Zeuge alter Zeit aufbewahrt. Heute werden bloß Pferde und Kühe eingespannt, alle mittelst des (Roß- bezw. Chüe-) Chömet. Statt der Chomet (das Kummet) wird gleichbedeutend auch Gschịịr oder Chometgschiir gesagt.

---

[2] Sonnt. 109; Käs. 76. [3] Ztgst. 2, 11; AB. 1, 280. [4] Widm. 24. [5] MW. Ws. 72.

Bilder: „Laß dem Mannli (als Pächter und Schuldner) den Kommet zwei Jahre, nachher wirf ihn übers Nest“[6] (treibe ihn ab dem Hof). „Aus dem Kommet“ kommen und „ab dem Angstkarren“.[7]

Ab der Chomet-Rịịgle also, einem Holz mit Aufhängenägeln, nimmt der Fuhrmann das für Pferde geschlossen ovale, für Kühe unten mit Haken und Ring schließbare Geschirr und legt es dem Tier über den Hals. Vgl. (sich selber) der Chomet aalege = „sich ins Ehejoch spannen“. Dä het ihm (sich) der Chomet aagleit, iez mues er zieh. Für sich allein gebraucht, bedeutet dagegen aalege oder aahäiche: die Zugstricke an die Haken der Wage hängen. — „Düecht es Michel, das Meitschi gefalle ihm, so kann man anhängen und luegen.“[8]

's Roß, d'Chue gschịịre oder aagschịịre wird spaßhaft übertragen: si aṇders aagschịịre, d. h. sich umkleiden. Eine Sache „aṇders aagschịịre“[9]: „es anders anstellen“. Zsäme gschịịre, mit öppere gschịịre: wie zwei Deichselpferde sich aneinander gewöhnen, sich vertragen. „Doch mi mues si halt o lịịde, daß men öppe gschire cha.“[10] „Herrje, wie wurd das zsäme gschịịre, hätt Chlaus das Lisi i sim Hus!“[11] — Uusgschiire (ausschirren) heißt auch: sich gleichsam selber des Geschirrs entledigen, aus unerträglichem Joche sich losmachen[12] und mit Auslösung bisher verhaltenen Grimms andere in Furcht setzen. Letzteres Moment für sich allein auffassend, sagt man: mit Eim ụụsgschịịre, d. i. seinem Zorn Luft machen. — Doppeldeutig: wen i (spät abends mit Roß und Wagen) hei chume, so bruuchen i numen uha z'säge, de chunnt d'Frau schö chö uusgschịịre.



Altes Stiere-G'wätt (Joch).

Geschirrteile: Von den Hörnere der beiden Chometschịter,[13] die über den gepolsterten Chometring hinausragen, löst der Fuhrmann Reih um Reih: über den Rücken hin den Schwanzriemme, über beide Seiten die breiten Sịteblettter, woran die Zugstricke hängen, und die vom Rücken abwärts gehenden Verbindungsstücke: die Rụggriemme. Dazu am Kummet des Vonderhand-Tieres: der Laufriemme (1791: „Leitriemen“)[14] für das Rind, bezw. den Zügel für das Pferd. Dagegen heißt der Lederriemen, der beim Einspännigfahren die Stange hält: die Strụ̈ppe. Am Kummetscheit hängt ferner die Bruſtchötti, an welcher je ein Teil der vorn an der Deichsel hängen-

[6] Schuldb. 102. [7] Ztgst. 1. 36. [8] Michel 183. [9] Widm. 131. [10] CRitter. [11] Ott 1, 26. [12] UK. 214. [13] AB. 1, 165. [14] Ger. Tw.

den doppelten Ufhaltchötti oder Ufhalte befestigt wird. Ein ähnlich dienendes Lederstück heißt die Hulf.[15]

Am Hindergschiir des schweren Pferdekummets (1788: „Zwilchkommets")[16] früherer Zeiten waren noch bemerkbar: die großen messingenen Blatte,[17] kurzerhand: 's Mösch, welches beständiges Scheuern erforderte.[18] Hierauf mag sich die bedrohliche Rede beziehen: Dir will i de 's Mösch putze, dir!

Zur Ausstattung des leichten englischen Geschirrs gehören: der Zaum mit den von tierfreundlicher Seite scharf angefochtenen Scheuklappen — dem Schüüchläder vor den Auge, das man bildlich auch einem befangenen Menschen beilegt.

Zum schweren Kummet für Lastpferde dagegen gehörte ehedem regelmäßig und ist noch heute an den Landfahrten der Burgdorfer Müller (wie an den Lastzügen der Stadt Bern) zu erblicken: ein von der rechten Seite des Deichselrosses „von der Hand" herunterhängendes Dachsfell. Heute bloß noch eine unverstandene Zier, galt dies ehedem als Abwehr böser Geister auf der nicht vom Fuhrmann schützend gedeckten Seite.

Das durch des Pferdes Maul gezogene Gebiß (Biis, bei der Kuh allenfalls durch die Chlemmhalftere ersetzt), steht in Verbindung mit Zaum und Zügel. „Ich habe eine des Zaums entwöhnte Gemeinde."[19] Der Zaum a d'Wand häiche: nicht mehr Kinder haben wollen.

Aufzäumen heißt zäume. Der Esel (oder „das Roß"[20]) bim Schwanz zäume, vgl. „uf der Chue rite". „Wenn der Urgroßätti die Kuh beim Stiel gezäumt, so werde so fortgezäumt in der Familie."[21]

Was das „Zithüsli" birgt.

So großen Raum in Leben und Sprache das Fahren beansprucht: das Wandern wird der Emmenthaler, der arme wie der reiche, nicht verlernen. Einen Unterschied macht bloß die Art des dritten Beins, das wir als Zier oder Hilfe zur Hand nehmen. Mit graziös geschwungenem Spazierstock stäcklet[1] der eine durchs Talgelände dahin, indes der Träger wichtiger Angelegenheiten, mit Stock und Beinen ergiebig ausgreifend, wacker staabet. Seinen „Backel", dem Studenten abgesehen und abgelauscht, kann jener heute im ersten besten Schirmladen um ein

[15] Ebd. (1791). [16] Ebd. [17] UP. 226. [18] GG. 2, 45. [19] An AW. 42. [20] Käs. 452. [21] Ebd. 333.

[1] Herdenr. 2, 4.

Weniges erstehen. Seinen Stäcke dagegen schnitzte sonst auch der habliche Bauer aus einem Dornstrauch oder Eichenstämmchen sich selber zurecht,[2] und was dabei irgend ein rechtschaffenes Möbel heißen wollte, mußte einen bequem in die Hand passenden Bug, wohl gar mit Fistelpfeife zum Heranrufen des Hundes, aufweisen. Weit anspruchsloser als solch ein Haaggestäcke nahm sich der aus der nächsten Hecke geholte Haselzweig aus. Was der an Glätte missen ließ, holte er durch Hinausragen selbst über eine hohe Mannesschulter reichlich ein. „Einen halben Schuh" unter dem obern Ende angefaßt, gab er, Stütze und Wegweiser (Hand) in Einem, weit vorausgreifend Ziel und Richtung des Weges an. So marschierte der alte „Schulmeister"[3] dem es werden sollenden voran, „stattlich und stolz"; so des Bauernhauses langjähriger Knecht dem jungen Meistersohn, schlau und treu zugleich.[4]

Allein noch andern Zwecken dient der Spazierstock — als verlängerter Arm zur Auslösung hoher seelischer Erregungen. Zum Zìthǖsli schreitet der Ammann, wie aus einer Donnerbüchse hergeschossen aus der Kirche, wo sein Felix jenes „Mündschi" gefordert hatte, und den dicksten Dornstock reißt er zur Hand.[5] In stille Trauer dagegen sieht man versunken, nach der Beerdigung des edlen jungen Arztes, „manchen alten Ätti auf einem Steine sitzen, den langen Dornstock zwischen den Knien, und leise bewegen sich seine Lippen."[6] In Unmut hinwieder wirft dieser den Stecken,[7] köpft jener Disteln. Herausfordernd aber steckt, wer die Verächtlichmachung einer Sache öffentlich kundgeben will, e Stäcke, es Stäckli, e Chnĕbel derzue.[8]

Im Zìthǖsli also (wenn er nicht etwa an die Ofenecke anlehnt) hängt halb geborgen, halb frei der Stäcke, falls man solchen überhaupt des Aufbewahrens wert erachtet. Zu diesem Zweck ist die Vorderwand des besagten Häuschens nur auf halbe Höhe geführt, während sie sonst, gleich den Seitenbrettern, zu voller Höhe der Wanduhr hinaufreicht.

Neben den Spazierstöcken haben auch immer die Regenschirme Platz — vom modernsten halbseidenen Parademacher bis zum ausstellungswürdigen Museumsstück. Ihrem zur Brautschau abreisenden Jakobli und seinem Begleiter Sami trägt Annebäbi[9] „einen alten Parisol" nach, „vo wege, es könnte heute cho regne." Die Eleganz eines solchen „Regendach" (wie man um Biel) oder einfach „Dach" (wie man im Entlebuch sagt) sticht seltsam genug ab von der dem franz. „Sonnenschirm" (para-sol) entlehnten Bezeichnung Parisól oder Párisol. Da mit derselben

---

[2] OB. 1903, 24, 27. [3] 1, 143. [4] AB. 1, 198. 278. [5] Käs. 428; vgl. Michel 164. [6] AB. 2, 497. [7] GG. 3, 53. [8] Land 13 und ö. [9] 1, 198.

sowohl dem modernen eleganten Regenschirm als auch dem wirklichen Sonnenablenker der gebührende Name vorweg genommen ist, greift unsere auf dem Französeln beharrende Sprache zu drei Auskunftsmitteln. Wo uns der einfache (Regen-) Schirm zu wenig vornehm erscheint, muß er „para-pluie" oder vielmehr und richtiger Báraplüü, Bárablüü heißen. Gilt es dann, das Sonnenschirmchen in städtischer Damenhand zu benennen, so wird aus ihm der Sunnebaraplüü, oder das noch wunderbarere Sunneparisööli, Sunneparisööll̥eli. Letzteres auf Grund des Parisööli[10] oder sidige Sunneschirmli,[11] mit welchem „z'Bärn i de Laube umez'laufe"[12] zu den Zukunftsträumen gewisser Landtöchter mitgehört. — Ein burschikoses Hybridum ist Pári-schirm.

Und nun der Hauptinhalt des Zithüsli selber, von diesem sowohl gegen Verstaubung als gegen Störung der Schlag- und Zuggewichte durch Kinder geschützt: das Zit.

So heißt, im Gegensatze zum kostbaren Regulator oder der altberühmten Sumiswalder-Uhr (vgl. S. 154), die in der Wohnstube hängende gewöhnliche Wanduhr: das Stubezit („Stubenzeit")[13]. Meist ist es die bekannte Schwarzwälder-Uhr; selten nur noch erblickt man das vorzügliche hölzige Zit, dessen aus „erstícktem" Buchenholz gefertigte Räder ohne jegliche Kompensations-Einrichtung einen zuverlässig gleichmäßigen Gang bewirken. So figuriert im Inventar von 1776 „1 altes hölzernes Zeit".[14]

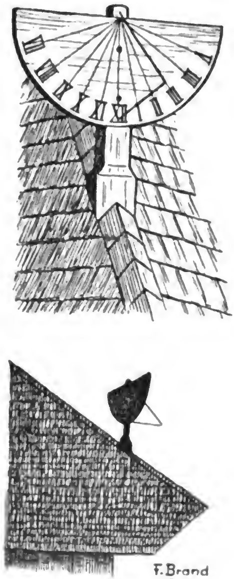
Zit heißt ebenso die Turmuhr, bezüglich deren in der Kirchenrechnung von 1657[15] ein Posten lautet: „Den Zit man von Langnouw daß Ein gemein Erkant hat daß Zit zu färben vnd vß zu butzen das cost VI ♁ (Kronen) [und] Dinkell 1 müt."

Dä g'seht no i's groß Zit ihe! Der hat einen weiten und unbefangenen Blick gleichsam in „die große Weltenuhr", ins Weltgetriebe; er durchschaut Sachen und Personen. Umgekehrt fehlt solch ein heller und ungewollt leitender Kopf in einer hinter den Anforderungen der Gegenwart zurückbleibenden Ortschaft: si hei dert Keine", wo 's Zit uufzieht. Ein politisches Gedicht von Schlosser Wiedmer überschreibt sich: „Die schweizerische Uhr, oder d's groß Zyt. 1847."[16] Dieses bedurfte, meint der Verfasser, beständiger Nachhilfe, während ein gut geregelter Haushalt und Geschäftsgang jeglicher Art ohne merkbares Meistern[17] lauft wi n es Zit. „So eine Hausfrau ist in einem Bauernwesen das Hauszeit, die Hausuhr; sie ordnet die Zeit durch die verschiedenen

---

[10] MW. Anna 194; Kongreß 156. [11] Lischeb. 17. [12] Ebd. [13] Ger. Tw. (1789). [14] Bifang. [15] Ebd. [16] Widm. 125—8. [17] UK. 295.

Mahlzeiten.“ [18] Ein so geartetes Mueterli hört, leisen Schlafs und feinen Ohres, selbst von zehn bis fünf die Uhr viertle („vierteln“,[19] die Viertelstunden schlagen). Gleichwohl kündet die Ruhe des Tagesgeschäfts keine Unruhe der Nacht. Denn „das Redewerk schnurren zu lassen“ [20] hat das Sorgenmütterchen nicht Zeit, noch wohnt ihm gar etwa die Gemütsart inne, daß es als Schlachwärch einem launenhaft ausschlagenden Pferde gliche. In etwas derber Sprache zwar, aber in allezeit liebevoller Weise wird bereits in der Morgenfrühe eins der Kleinen nach dem andern in Behandlung genommen: „Chum, so chan i der ’s Zifferblatt (das Gesicht) wäsche! So geht es den ganzen Tag in ruhiger und sicherer Überschau und Beherrschung des Pflichtenkreises fort, nie den Kopf verlierend oder gar überschnappend wie einer oder eine, wo n es Redli z’viil im Chopf het.[21]



Sonnenuhr.

Erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch das Sunnezit: die Sonnenuhr, wie z. B. der originelle Haueter Ueli in Waldhaus deren eine (die hieneben abgebildete) auf seinem Holzhaus am Dorfwege anbrachte.

Wir sagen also konform dem Schriftdeutschen die Zit = die Zeit, während die Pendeluhr das Zit benannt wird. In dieser Weise hat sich die Doppelgeschlechtigkeit des ahd. zît, wie sie noch im ältern Nhd. üblich war (vgl. aus der Berner Tauf-Liturgie von 1528: „alle bschwärde vnnd arbeit dieses Zyts“[22]) schroff differenziert — nicht ohne sichtbare Übergänge. Noch gemahnt einerseits „das Hochzit“ (als Trauungsfeier und als zu trauendes Paar) an mhd. „das“ oder „die“ hôchzît (Fest jeder Art), wie man auch „eines zîtes“ (soviel wie „einst“) sagen und das Wetter „das zît“ [23] nennen konnte. Anderseits erinnert die Wendung du hest Zit g’haa! iez hest Zit! (d. i. hohe Zeit, höchste Zeit, „die zwölfste Stunde“) an den Unterschied von Zeitdauer und Zeitpunkt, welchen andere Sprachen mit verschiedenen Wörtern bezeichnen.[24]

[18] Land 30. [19] Gelbst. 311. [20] Käthi 52 Hs. [21] MW. Ws. 99. [22] Taufb. 21. [23] Wie le temps. [24] Vgl. frz. c’est le moment! oder griechisch chronos = Zeit, kairos = der angezeigte, der günstige Zeitpunkt.

Praktisch ausgiebig wandte man dies im Mittelalter auf die kirchlichen Gebetsstunden: die „Horen“ an, welches griechische Wort durch „Zeit“ zu ersetzen versucht wurde: „Von zwölffen biß vff die sechßten zyt.“[25] Das Wort erlosch allmählich in diesem Sinn, erhielt sich aber um so fester in der Übertragung auf das Instrument, den Zeitmesser, der diese „Horen“ anschaulich darstellt. Deutlich ersehen wir dies aus der mundartlich geformten Frage nach der Tagesstunde: was isch's für Zit? oder: wi mäṇ'gs isch's? wi mäṇ'gs hei mer ächt? und aus der Antwort darauf: Es ist eis; es ist halbi zweu (1½ Uhr); e Viertel ab drüü (3¼ Uhr), zähe Minute ab vieri (4.10); es ist drei Viertel uf feufi oder e Viertel vor de feufe (4¾ Uhr); zähe Minute vor de sächse oder zähe Minute minder weder sächsi (5.50). Es het englefi[26] (11 Uhr) gschläge. Grad iez het's eis gschläge! antwortete mit gutem Erfolg ein sonst sehr sanftmütiger Lehrer unter Applizierung einer Maulschelle einem „Schminggel“, der den ersehnten Schulschluß durch klirrendes Hervorziehen der Uhr und protziges „Schu'meister, wi mäng's isch's?“ herbeizuführen versucht hatte.

Wie sticht von der Genauigkeit und Promptheit solcher Antworten eine andere ab, die etwa auf die Frage „wenn chunnst hei?“ erfolgt: Bi de zääche; öppen eso bi de zäächenen ume! oder der gelassene Sarkasmus bei notdürftigem Gutmachen eines Schadens, Herstellen einer Ordnung u. dgl.: So, iez het es 's de wider vo den Englefe bis z'Mittag.[27]

Es konkurrieren also in unserer Zeitabmessung die von eins bis zwölf gezählten, meist oberflächlich und flüchtig in der Rechnung (im Kopf) behaltenen, im Notfall der Glocke[28] abgehörten Stunden mit den auf das Zifferblatt hingemalten Zahlen: diesem Zweu (II), diesem Feufi (V). Daher dort die Mehrzahl,[29] hier die sächliche Einzahl.

Solchem Zuge folgend, ging sogar das aus „hora“ verdeutschte „Uhr“ aus der plastischen Mehrzahl in die formelhaft versteinerte Einzahl über. Ganz wie franz. „après les neuf heures“[29a] heißt es 1792 in den Trachselwalder Gerichtsakten „nach 9. Uhren“, im Jahr darauf dagegen: „nach 9 Uhr“.[30] Auch diese letztere Redeweise hat aber die Mundart vergessen oder vielleicht gar nie geübt. Sie ging bald oder gleich zu derjenigen Bedeutung des Wortes über, für welche die Erfinder

[25] RMan. [26] Aus eindlifi, alt: einlif. [27] Man muß hierbei wissen, daß nach altem Brauch auf eilf Uhr das Mittagessen fällt. [28] Vgl. die engl. Stundenangaben: twelve o' clock und dgl. [29] Vgl. ital. sono le due, le cinque. [29a] Vgl. Vers les une heure und dgl. [30] Wie sechs „Pfund“ Fleisch, drei „Mann“ hoch und dgl.

des Taschen-Zeitmessers den eigenen Ausdruck „montre“ geprägt haben. Zu solch anschaulichem „Weisen“ der Stunde behufs gedeihlichen Zeitauskaufs genügte dem gemeinen Mann „eine messingene Sackuhr“,[31] wie etwa dem Statthalter eine silberne[32] — beide von einer Gestalt und Größe, die ihnen heute Übernamen wie Bräter,[33] Zịbele (Zwiebel), Rüebe, möschigi Rüebe u. dgl. eintragen würde. Keiner trug eben eine Uhr auf sich, er hatte sie denn nötig, und — er hatte sie selber verdient; der Güterbube z. B. damit, daß er nach treuem Aushalten bei ein und demselben Meister noch ein Jahr nach Schulaustritt bei ihm sich völlig in die Landwirtschaft einlebte.[34] Da war aber auch das Verderben einer Uhr ein so sehr zu Herzen gehender Verlust, wie etwa in einem Kampfspiel (z. B. Schwingen) oder Glücksspiel das Besiegtwerden durch den Gegner. Nicht umsonst heißt es noch zur Stunde, man habe einen derart Überwundenen versackuhret.

Sackuhr („Taschenuhr“) nannte also noch unsere ältere Generation den im Gewande nachtragbaren Stundenmesser im Gegensatze zur daheim hängenden oder stehenden Wand- oder Stockuhr. Die Massenfabrikation aber, die wohl das Äußere der Uhr kleiner und zierlicher gestaltete, den innern Wert dagegen bis zu dem eines Stummli (Uhr ohne Räderwerk, als Kinderspielzeug) hinuntersinken ließ, vulgarisierte die Sache und den Namen derart, daß heute auch jedes Hinausgehen über das zweilautige „Uhr“ als albern altväterische Umständlichkeit erschiene. Auch das kindliche „Dummtun“ mit einer geschenkten Uhr[35] ist selten mehr die naive Freude an einem wirklich wertvollen Eigentum. Vielmehr kann noch die Zeit kommen, wo an den Besitzer einer gu̧ldige Repidier-Uhr der halbwüchsige Träger einer Scheinuhr oder auch nur eines Schueltruckeschlüsseli a mene sächschrüzerige Chötteli sich burschikos kollegialisch heranmacht: Zeig, was het dis Münster? Wi viil uhret's? Wi viil zịbelet's?

---

[31] Ger. Tw. (1793). [32] Ebd. [33] Käs. 6 und ö. [34] BSp. 180. [35] Bitzius 1, 245 („die neue Turmuhr“).

Gewand.

Gespinnst.

Am schönen Sonntag nachmittag vor Heuet-Anfang fährt auf gefällig schlichtem Bärnerwägeli Christe^{n}, der geweckte und behäbige Bänzebẹrg-Puur mit Rosetti, seiner jugendlich muntern Frau da us de Dörferen uehe (aus dem Oberaargau). Hinter ihnen sitzen, zum Mitfahren unterwegs eingeladen, auf aufgeschnalltem Lädli die allzeit redebereite Kleinbäuerin Annebäbi und das bescheiden wackere, blutarme Großmütterchen Käthi. Auf die baldige schwere Arbeit hin geschont, trottet das schon ältere Pferd nach freiem Belieben gegen die Talmühle. Die acht Augen haben daher Zeit, sich die im alten Emmen-Schwemmland[1] so prächtig gedeihenden Gespinnst- (G'spünst-[2]) Pflanzungen mit gewohnt kritischer Tendenz anzusehen.

„Ist dä Flachs da nid dịne^{r}?“ fragt Käthi. „Er tüecht mi gar bsunderbar schöne^{r}; no ke Bluest u scho anderhalb Ẹḷḷ höch!“[3]

„Ho“, entgegnet Annebäbi, „'s ist sị nüüt z'rüemme, für wi der Hansli im Herbst dem Blätz bim Umefahre mit Mist het müeßen undere fụ̈ụ̈re, un i ne säḷber no gräd vor em Sääjje „'beimählet“ haa.“

„He lue^{g}“, wendet sich Rosetti mit schelmischem Anflug um, „da die Bụ̈ụ̈nne g'seht emẹl leider (geringer) uus, weder dị Flachsblätz!“

AB.: He jja, säḷb schoo! mịne^{r} n ist gottlob no chlii schöner.

Christen: Un emẹl große^{r} gnue^{g}.

AB.: Nid für dás! (zugegeben). Aber das het e Chääreten (langwierige Zänkelei) abg'setzt, gäb (bevor) i ne gha haa. Der Hänsẹl, dä Stopfi, het mer gäng nume so n es Zöpfeli weḷḷe gää, u d'Bschütti vor em Hacke han ig ihm fast müeße abståhle.[4] Das ist daheimen anders

---

[1] Käthi 392. [2] Bei Krähenbühl (Widm. 114) einmal G'spunst: Kunst. [3] Christen 103. [4] UK. 199.

gsii, wo n ig als Meitli (Tochter) mi eigeni Flachsere gha haa, un albe d' Lüt z'Dotze^nd wiis dervor si still gstande! I ha's vo witem wohl g'seh, wi dem Buuchihüsli- u dem Spinner-Püürli ihrer Buebe d' Chöpf zsämeg'streckt hei und de gägen üsem Huus ubere 'dütet und zo n andere gseit: Jä gäll, die dert versteit 's Flachsen us ^dem Fundamänt! Aber i ha bii mmer sälber 'täicht: dir zwee cheut mir chü-derle!

Ch.: Aber worum hest de so n e Stopfi gnoo, wi d' vor^bi^n g'seit hest?

R. (mit Seitenblick): Emel mir g'fallt di Maa, u das de no schröckeli guet, wen^n er albe so g'stracte^r da steit wi n e Hawßet-(Hanfsaat-) Stängel im Augste, we d' Spatzge drüff abstelle.

AB.: Säg du lieber: wi im Herbstmönat, we ne der Luft schüttlet wi n e Bueb, wo me bim Tschüpp nimmt.

Ch.: Du wirst di wohl da druuf verstaa! I glauben, er gunder-bieri (gehorche) der no stiiff (ordentlich).

AB.: He jaa, wen er mues, wohl. Wen ig ihm alben e chlii d' Sach g'seit haa, de chan er de da staa, wi wen es is (uns) i 's Wärch (den Hanf) g'häglet hätt.

Ch.: Säg du n ihm numen albe, gäb er nid wüs (wisse), wi schön 's Chorn (der Dinkel) na'm Flachs chööm.[5]

K.: U bsunders na de Härdöpfle, wo der Bode so schön süfer putze.[6]

R.: I sieg ihm, 's Gspünnst gääb i mene gute Flachsjahr meh uus, weder d' Säu.[7]

AB.: A bá, das versteit är drum niid!

Ch.: So frag ne doch, wi der (ihr) der Zeis wettit mache (her-ausschlagen und entrichten), wo der (als Last auf euch) haa müeßit.[8]

K. (für sich): Oder wo n i dem Grotzepuur mues gää.

R.: Oder säg ihm, was är vertübacki, gääb scho drü Mal d' Chö-sten ume.

AB.: Settigs b'richt du n e! Ii für mii wett lieber i n e chalten Ofen ihe blaase.

Ch.: Ha ha ha! oder Flachssaamme us ere Harzpfannen use läse.[9] Aber wenn dir mer chönntit säge, wäm das chliinne versteckte Blätzeli dert g'hört? Wi n e Säublueme-Pöschsch, wo us eme Schübel Tschümi-Gras use luegt!

R.: U scho g'stäcklet![10] (Der Flachs wird mittelst 80 cm hoher Flachsstäckli und dazwischen in Reihen und uber's Chrüz ge-

[5] Öl. O4. J3. [6] Trub 29, 37. [7] UK. 47. [8] Schuldb. 9; AB. 2, 409. [9] Alte Gesch. 271. [10] Käthi 15 Hs.; Beitr. 657 f.

spannter Fäden, dem aus minderwertigem Hanf gesponnenen Flachsstäckligarn, vor Lagerung und Fäulnis geschützt.) Nei, lueg men oo! — Und üse^r no nid emal gjätte! Es macht mer scho ieze Himmelangst dervor, wi das ume gaa wirt.

Ch.: He wie öppe! 's Trini, das Taascheli, wird ume brav druff ume bääre un ne n alle z'liibermänts vertaasche, das er vor vierzähe Täge nid umen uufsteit.

AB.: He, der ganz Tag gäng nume der Chrump mache (sich bücken) cha men ó niid; das ist doch vil zo n e gnietigi Aarbit.

R.: Das méinen i o niid. Es cha de miraa (meinethalb) dä 'züpfet Strauring o wider haa für druffe z'chneule oder z'hocke oder z'gruppe (kauern). Wen^n ig ihm ^nume (nur) nid ume (wieder) drüber ii choo mues, das es ob em Jätte schlaaft![11] — U we me de nume no d' Flachsere-Rüebli zitlig cha sääjje (gelbe Rüben als Nachfrucht der Flachspflanzung bei Zeiten säen)!

Ch.: Aber iez heit der mer 's Troom verloore! I ha welle wüsse, wäm das Flachsblätzeli dert ghööri!

R.: Isch's öppe diis, Käthi? Du hest neue da so g'schämig vorähe g'luegt, wo me's g'rüehmt het, fast gar, wi n es jungs Meitschi . . .

Ch.: Säg's Käthi, isch es dine^r?

K.: He jia, es sött mine sii. Weder öppe grad viil z'rüemmen isch es o nid, ha de scho . . .

R.: Ja ja, du Häxemeistere, i ha's wohl 'täicht! Zo dir chumen i no cho lehre, wenn i scho Püüri heiße! I wel^ch em Zeiche hest eigetlig gsääjt, u was für n es Gsätzli hest de derzue g'mümelet?

K.: Ach, i weis wääger, wääger nüüt anders. I ha . . .

R.: Säg mer: hest der Flachs o scho i d' Winterfüechti gsääjt?

K.: He frili!

AB.: U d' Hawßet?

Ch.: He däich wi d' Oberländer: i der Höwüche[12] (Karwoche), wil's denn (alors) gärn rägni.

K.: Vo däm han i neue nie nüüt ghört. Mi het süst gäng gseit, mi sääj 's Wärch (Werg = Hanf), we 's buechig Laub tüej uustriibe.[13]

Ch.: Also im Aafang Meije. Aber ieze, Frau, la mer das Fraueli brichte u red ihm nid gäng drii! Säg, Käthi, wi nimmsch es füür (wie stellst du 's an)?

K.: He ganz wi ander Lüt. I . . .

R.: Für's Wärch u für e Flachs gliich?

---

[11] Schuld. 170. [12] Öf. Q2, G9. [13] Trub 29, 38.

K.: He jja. We mer der Huspuur g'fahre het, so hacken i schön teuff z'Bode. Dernaa tuen i chärstle u derbii, was mi alte Rüggen erliide maa, würzle u steine (alle Unkrautwürzelchen und Steine weglesen). De chärstlen i 's no einist u lise gäng u gäng uuf, was obefüür chunnt, bis das[3] der Blätz ganz süfer ist un es de nume no weeneli Hüennertarm[14] u Chneuele[15] u Mälbele[16] u Gluure[17] u Säubluemme[18] git z'jätte.

AB.: I säge däm: ablåse.

K.: De nimen i de der Schärhuufferäche...

AB.: Der Riedräche, wost säge . . .

Ch.: Jez, Annebäbi, la mer das Fraueli o einist echlii rede!

K.: . . . der Riedräche, u tue dermit bschlaa (die Schollen — Chnolle — zerschlagen), bis der Härd schön rein (fein zerkrümmelt) ist...

AB. (für sich): Das wird albe suuse!

Ch.: Annebäbi!

K.: . . . u lise halt derbii gäng, gäng umen uuf, was si öppe no füre laat.

R.: Aber iez, wie chunnt o das: mir errünnt es gäng so ungliichlig!

AB.: „Ungliichlig" — ungliichsam het albe mis Müeti gseit. Gäll: hie n e Dickete u dert e Dünnete!

Ch.: Ja ja, Frau! a teelnen (einzelnen) Orte g'seht's alben uus, wie we d' Müüs am Saamme g'chåflet hätti, oder wi wenn d' Chrääjjen oder d' Tuube derhinder gsi wäri. We's Salat wär, mi sieg, er well furt (wie die zum Herbstfluge sich zusammenscharenden Zugvögel).[19]

R. (flüstert lachend): Wi färn di Roggen im Fuchsacher oben uusg'seh hett, gäll! (Laut): Die Büünneposterli . . .

AB.: Aha, di Büünneg'schüücher,[20] hä hä!

R.: . . . si halt nüüt wärt gsii, wo der Såmel het uufg'macht, we scho d' Bäsestile fast an-anderen aa g'reckt hei.

Ch.: Derfür isch es de a mängem Ort grägelbick cho z'schieße, wi d' Wiiber z'Bärn am Zibelemäärit.

R. (halblaut): Oder wi d' Zystig-Pure (die an keinem Dienstags-Wochenmarkt in Bern fehlenden Bauern) albe bim Säubänz. (Nach einer Weile auflachend): Das ist iezen e Stilli gsii! Da hätt men o chönne säge: Jez wär es guet Flachs z'sääjje!

---

[14] Anagallis arvensis oder aber Stellaria media. [15] Ranunculus arvensis. [16] Chenopodium rubrum. [17] Galeopsis tetrahit. [18] Leontodon Taraxum. [19] LB. 1904, 137. [20] Ztgst. 1, 3.

K.: Hest öppen o d' Härdflöh drinne ghaa?

Ch.: Worinne meinst?

AB.: He däich im Flachs, du Stuu — du bist doch o Einer! I ha se färn o dinne ghaa, di Sfackermänte, die Sslbesieche, die tuusigs Dssen un Äine, u si hei mer der Flachs Rübis u Stübis alle gfrässe.

Ch.: Da treit's Fluehe nüüt ab. Säg du, Käthi, was machst du für (gegen) söttigi Viiher?

K.: Ach, was wett i mache! Öppe der Flachs rächt früech sääjje u brav triibe, das[s] er dene Tierlinen us de Zäude wachst. Oder de erst sääjje, we si füür sii (wenn ihre Zeit vorüber ist). I äim (jenem) Faal wirt der Flachs de lenger, aber gröber; sääjt me ne spaat, so wirt er chürzer, aber derfüür de fiiner.[21]

Ch.: Weist, was di Alte[n] no für n es Mitteli ersinnet hei?

K.: Neei.

Ch.: Si hei Waldchlammere (große Waldameisen) mit sante (samt den) Hüüffen i Flachs ihe gsääjt.[22]

K.: Eh aber, was du nid seist! Nneei, llueg men oo!

AB.: Ahaa, die hei de mit Schiin sölle d' Härdflöh fresse.

Ch.: Wirt si von ihm sälber verstaa.

R.: I ha bis ieze nüüt Bessers gwüßt weder Äsche un Jebs (Gyps). Aber mir verlüüre gäng albe einist (je und je wieder) 's Troom. Wettist mer nid säge, wi me 's mache mues, das der Saamme schön gliichlig chunnt?

K.: He, mis Müeti het albe gseit, der Saamme sött esó dick am Bode lige, das[s], we men es nasses Fingerbeeri dri stecki, sibe Chörndli dranne hangi. Aber iez mues i da rächts aab; i wott da grad äbe no das Pünteli Flachssaamme dem Walti-Vreeni bringe. Es het glaub sine[n] scho alle 'bruucht (aufgebraucht) für Flachssaammeschliimm, wo der Zingel eso die stilli Fülli gha het.

AB.: U däich öppen o no für Flachssaammebrii (zu Kataplasmen), wo si Bueb dä böös Finger gha hett.

K.: Jetze sött es no chlii gää z'trücke (pressen lassen) für i d' Stallatärne, un öppe für i d's Nachtliechtli, u vo mim Saamme sig's Ööl albe fast gar so guet wie albe von ihrem Lewat. I weis 's neue niid. Aber ieze bhüet ech der lieb Gott, u zürnit nüüt!

R.: I wüßt nit für was, im Gägeteel.

Ch.: Ja ja, un am Lehrlöhndli söll's ó nid fähle! We de na'm Ahetrösche (nach Beendigung des Dreschens) üse Sämi stocket (Tannen-

[21] Öf. O4, 33. [22] Ebd.

wurzelstöcke ausgräbt) für Brächhütteholz, so chan^n er de grad es bär schöni speltigi Bitze verschite u Riggel drus mache, wi si da hinder Sumiswald äne säge, u der se vor 's Hüsli füehre.

K.: Eh aber neei, neei doch oo! Aber es isch gwünd, gwünd (verschleiertes „gewiß") rächt uverschant's vo mmer ...

Ch.: Huu, Chrügi, huu, wart no chlii! (Ist beim Absteigen behülflich.) Lue^a da, vergis dis Pünteli nid! Adie!

K.: He nu, so vergält ech's der lieb Gott sei z'tüsi^s hundert Mäle für Zit un Ewigkeit, un i wünsche, das^s der nüüt dißt minder heigit.

Ch.: Hüü, Chrügi!

R.: Er chönnt 's iez sawst (wohl) no chlii la zieh (ausgiebiger traben). Säg's de, we d' ab witt, Annebäbi!

Ch. (bei einer sanften Steigung): Ja ja, es schiint, di Alte heigi si uf's Gspünnst verstande! Der Neuhus-Hans, wo z'Frauefäld[23] i dene Sache (als Kommissär) het müeße derbii sii, het si z'Bärn i dene Handschrifte vo der ökonomische G'sellschaft e chlii umg'seh u da ganz nätti Sache füre 'bracht. Zom Biispiil ist er druf choo, wi scho die alte Kyburger Here ...

R.: Aha, wo z'Burtlef nide gsi sii, u wo d' mer der letzt Winter im Tändliker von ne vorgläje hest? ...

Ch. (nickt): ... vo ihrne Lähelüte heigi Flachssaamme u linigs Tuech iizöge.[24] Wi du speeter Eriswil der Aafang i der große Liinwandwäberei g'macht heig,[25] u wi vo da uus e große Wohlstand i 's ganz Ämmethal choo siig, bis die änglischi Máschine-Bauele (Baumwolle) 's ganz Züüg verchrottet u verplitzget heig.[26]

R. (leise): 'E 'e! Was hest vori dem Annebäbi g'seit?

Ch.: He nu, mi seit emel oo! Di Ökonomischi het si gäng umen anders Müej ggää, der Sach uufz'hälffe, u het vo 1764 aa e Huuffe Briisen usgsetzt u 'zahlt. U da het me gfunde, das^s di allerimeiste Briisen i üsers Amt (den Bezirk Trachselwald) cho sii. Im Jahr 1828 nid weniger weder 75 vo im Ganze 105. Denn (damals) het es si gfragt, wär am meiste Flachs baui, u da sii under de Bremierten emel o n e Wittwe Geißbühler i der Farb gsii, un e Brunner i der Müligaß, un en Oberli z'Rawsli, un en Iseli im Pfaffebode. Sogar der Pfaarer Wagner z'Trachsel(wald) heig scho 1779 e Briis 'zoge, u d' Frau Pfaarer Lupichi z'Sumiswald Anno 1766 — im gliihe Jahr, wo n e Verena Tälebach z'Rawsli u der Hans Meister im Eige.[27] Sider-

---

[23] An der landw. Ausstellung 1903. [24] Kib. Urb. (1261). [25] AR. 1822, 68. [26] Vgl. Volksw. 2, 294; Käthi 225; Dursli 265. [27] Ök. fol. 6E. 26, 29, 45; 29 E1 Ja.

har het der „Schwizer-Puur“ [28] gäng o süüferli dranne g'stüpft u gseit, üsers Gspünst halti's drüü bis vier Mal lenger weder das frönde Züüg.

R.: Ach, was wott me! D' Lüt hei's gäng wie gäng! Si löö di hiesige Hantwerchslüt mit ihrer solide Waar un ihrer ehrligen Arbeit im Stiich u lauffen anne vorbii „de billige Läde“ naa, wo sie Hudelwaar . . .

AB. (im Halbschlaf): Ja, aber we men e chlii viil zsäme nimmt, so git's emel do de gäng es Chacheli Ggaffee un es batzigs Mütschli. Öppis so het üser ein o nid all Tag . . .

R.: Ja ja, mit Schiggeree (Cichorien) u Chnopfmähl huuse mir halt e chlii anders. Nid eso wi gwüssi Wiiber, wo Chuder i d' Riiste tüe, we si mit z'Määrit göö.[29] (AB. schaut seitwärts.)

Ch.: Sig das iez wi 's well, emel d' Lützeflüejer hei gäng no öppis uf em Sälberg'spunnige". Lut dem Käri hei si Anno Nüünzgi (1890) o no 340 Are Wärch u 250 Are Flachs 'pflanzet, un Anno Feufenüünzgi (1895) sogar 500 vo äir Gattig u 490 diser Gattig.

R.: Gäll, Annebäbi, das tuet di schröckeli interässiere, oder wie du albe seist: trässiere.

Ch.: Ja ja, es het ja vor Erstuune 's Muul offen u d' Auge zue.

* * *

Weit der ga Wärch zieh? fragt spöttisch der Bauer Arbeitsleute, die das nötige Ackergerät —, fragt der Lehrer Vergeßliche, die ihre Schulsachen nicht mitgebracht haben. Denn zum Ausziehen des Hanfes bedarf es keiner weitern Ausstattung als etwa es alts Überhemmli zur Abwehr des die Wäsche arg befleckenden Blütenstaubs. Es sind nämlich meistenteils die männlichen Pflanzen, welche im August behufs Ausbeutung des Bastes ausgezogen werden, damit man den so reich gedüngten Boden für eine Nachfrucht — z. B. Hanfrüben — bestellen könne. Und zwar wird der Hanf derart gezogen, daß zuerst, in Armshöhe büschelweise ergriffen, 's lengeren obenab gerafft wird. Der Rest sodann — 's churze oder d' Stümplete — gibt, nach beliebtem Scherz, „Chindshemmeli“ oder „Spreuersed“. Als ringsum gehende Einfassung dagegen werden die schönsten Hawßetstängel — eben als „Hanfsaat“ — bis zur Samenreife stehen gelassen. Mit merkwürdiger Namensvertauschung heißen diese weiblichen Samenstengel (wegen des Eindrucks ihrer übermannshohen Größe und strotzenden Saftfülle?) auch Mäschel (lat. masculus = männlich), die sämtlichen für Bastgewinnung im August gezogenen Stengel dagegen Fimele (lat. femella = weiblich). Bast läßt sich natürlich auch ab dem

[28] z. B. SB. 1902, 32. [29] SchM. 1, 34.

Mäschel nachträglich (nach der Brächete) mit der Hand ablösen: reite.[30] Er dient aber bloß für bessere Seilerware (vgl. den rohen Ausdruck über einen Erdrosselten: „er ist im Hanf erstickt“ [31]), oder für Peitschen u. dgl. — Mit dem Flachse macht man kürzeren Prozeß. Es würde auch bei ihm ein Ausscheiden für Bast- und für Samen-Gewinnung sich lohnen: die gleich nach der stärksten Blüte gezogenen schönsten Baststengel zeichnen sich durch seidenartige Feinheit und zugleich größte Solidität des Gewebes aus.[32] Gleichwohl gibt's nur ein einmaliges Flachszieh gegen Ende Juli. Handvoll (Hampfele) um Handvoll von beiderlei Gespinnst wird nach dem Ausraufen von der anhaftenden Scholle befreit — uusgschläge — und bildet, kreuzweis gelegt, eine Burdi. Bürde um Bürde wird auf die Spreiti[33]: eine frisch gemähte Wiese, getragen und dort ausgebreitet: g'spreitet.

Beim Flachs geschieht dies jedoch vorläufig bloß zwecks Ausreisen der Samenkapseln — Chölbli —, welches aber früher auch durch Aufhängen unter schützendem Dachvorsprung erreicht wurde. Der von den Luftwellen weithin getragene ölige Duft gehörte mit zur Charakteristik der Flachsbau-Gegenden.[34]

Bei schlechter Witterung werden die reifen Kapseln geerntet: In einem Schopf oder Tenn steht auf einem Balken die holzkammähnliche Flachsräffle aufgepflanzt. Ihre lang und schmal ins Freie starrenden Zähne erinnern an diejenigen eines ebenfalls (Flachs-)Räffle oder aber der Rifel, das Rifeli benannten großen oder kleinen Weibsbildes, das allezeit zum Keifen aufgelegt ist. Auf diesem „sinnigen“ Instrument geht also das Flachs räffle,[35] Flachs abzieh, Chölbli streipfe vor sich. Die oft noch zähe haftenden Kapseln sind nur durch energisches Schlagen und Streifen durch die Riffel ab z'bringe; daher auch etwa für Prügeln der Ausdruck: Eine" (so recht vaterländisch[36]) abflachse.[37]

Nun teilt der geriffelte Flachs vollkommen das Schicksal seines Bruders: des Hanfes. Behufs allmählicher Loslösung des Bastes — das Linti[38] genannt — vom holzigen Teil des Stengels und Aufsplitterung in die einzelnen Fasern werden beide dem Prozeß der nassen Fäulnis unterworfen. Mi mues se roosze[39] oder röösze, sie ligen uf der Rooszi[40] („Roosze“,[41] „Rösze“,[42] „Röste“.[43] Ursprünglich ward

---

[30] AB. 1, 174. [31] Gf. SF. 1901, 87. [32] Öt. O4 J3. [33] Waff. 62; BSp. 163; UK. 233. [34] Ähnlich, jedoch unangenehmer, charakterisiert der Nachtschattengeruch die Häuser des tabakbauenden Broyegebiets. [35] UK. 233. [36] GG. 3, 99. [37] Käs. 300; BME. 54. [38] Käthi 385. [39] Gr. DWB. VIII. 1248 und Schade s. v. [40] BSp. 40. [41] MW. Ws. 74; Käthi 385; SdB. 1887, 74; UK. 232. [42] Käs. 34. [43] AB. 2, 402; BSp. (1837) 40; GG. 2, 133.

die umlautlose Form neutral, die umgelautete transitiv gebraucht: „der Flachs roozet", „mi mues ne röößе".[44]) Statt aber die vorzügliche belgische „Wasserröste" anzuwenden,[45] werden bei uns stetsfort beiderlei Gespinnste zur „Tauröste" der herbstlichen Witterung ausgesetzt. Bisweilen treiben drum auch Winde und Stürme mit der Spreiti ihr neckisches Spiel, wirbeln sie hoch in die Luft empor und machen das zeitweilige Wenden — Chehre — mit Stangli oder Rechenstiel zu einem verdrießlichen Geschäft.

Ist der Bast völlig gelöst, so handelt es sich um Entfernung der spröde gewordenen Holzteile des Stengels. Diese geschieht, trotz Verurteilung durch Kenner belgischer Gespinnstkultur,[46] noch immer durch das zu Stadt und Land gleicherweise bekannte Brächche. Unter der noch im Oberland hiefür gültigen Bezeichnung rätsche hat der jüngere Wyß in seinen „Hanfbrecherinnen" einen großen Weiberkonvent gefeiert: „Rätsch da, rätsch da! laßt es rätschen, daß es in den Ohren gällt! So zu hämmern, so zu knetschen, frommt der ganzen lieben Welt."[47] Auch uns ist die Rätsche noch 1. die Hanfbreche, 2. aber das Plappermaul, und rätsche, öppere verrätsche kennen wir bloß noch in dieser bildlichen Bedeutung: durch Zu- und Zwischenträgerei jemand kleinlich heruntermachen.

Lassen wir im Geist einen solchen großen Tag an uns vorübergehen.

Hin und wieder spricht noch, an stark begangenem Fuß- oder Fahrweg, eine ständige gemauerte Brächhütte[48] (-chh-) mit abhebbarem Dach für die einstige Wichtigkeit der Sache. Anderwärts deutet wenigstens eine ausgehobene Füürgruebe, oder auch nur ein Brächhütteplatzg (Wiese bei Ramsei[49]) auf die einstige Verpflichtung der Gemeinden, „an passenden Stellen der Gemarkung Brechhütten zu erstellen".[50] Zumeist aber wird jetzt — am Vorabend „jenes Ereignisses" — eine eigene Brächhütte rasch ad hoc aus dicken Brettern über ausgehobener Grube erstellt.

In letzterer nun waltet an diesem seinem Ehrentag der Hellmeister (ja nicht etwa „Heizer") seines Amts. Die riesigen Wurzelstöcke in der Grube sind in Brand gesetzt. Der ebenso riesige Brächhüttegatter liegt auf und empfängt das zum Deere (Dörren) ausgebreitete Brächwärch.[51] Da gilt's nun Vorsicht. Wie bald flamatzet 's Füür uehe und setzt die Halme in Brand! Rasch ergreift unser

[44] Vgl. die Vermischung von „hangen" und „hängen". [45] Vgl. Zür. Amtsbl. 1901, 1455? [46] Volksw. 1, 646. [47] AR. 1820, 318—23, mit Bild. [48] Besuch 160. [49] 73 m². [50] Volksw. 1, 646. [51] Bifang (1776).

Mann den langstieligen nassen Chriisbäse, um, was Feuer gefangen hat, ahez'wüsche. Die in Entzündungsgefahr geratenen Bretterwände aber b'schüttet er mit Goon um Goon voll des in mächtiger Kufe bereit stehenden Wassers. Weh, wenn „die Hütte flackt"! Bald einmal trifft ihn der Verdacht, er habe beim z'Zweu oder z'Vieri e chlii z'mäu'gist 's Glësli g'hëltet.

Diese Zeit (2 und 4 Uhr) für Erfrischungen an Ort und Stelle mit Brot, Käse und dem obligaten Brächere-Schnaps (selbstgebrannte Obstabfälle mit sehr viel Zucker nebst Zimt, Kümmelgeist u. dgl. versetzt) erklärt sich sehr einfach. Die möglichst zahlreich und meist auf Gegendienste hin geladenen Brecherinnen erledigen erst daheim ihre Hausgeschäfte samt dem Mittagsmahl, rücken daher meistens erst zwischen 10 und 11 Uhr ein. Brächere um Brächere trägt auf der Schulter ihr Klapperinstrument heran: die ehedem nebst Rad und Haspel niemals in der Aussteuer fehlende[52] Bräche.[53] Über spreizendem Gestell trägt dieselbe vier gleichsam als Unterlage dienende und drei von obenher wie Messerklingen zwischen jene eingreifende, 130 cm lange und etwa 15 cm breite buchene Brächeschitter. Hölzerne Querleisten (Bräche-Regel) verbinden bei freier Beweglichkeit hinten alle sieben, vornen je für sich die drei obern und die vier untern. Das mittlere der drei obern läuft in eine Handhabe (Anthäbi) aus.

Und nun denke man sich — zur Ausmalung fehlen die Worte — den Ohrenschmaus, welchen, gesellschaftlich auf weiter Flur arbeitend, ein Dutzend oder zwei solcher Rasseln an schönem Oktobertag bereiten. An schönem: denn auch der Himmel spricht zu dieser Arbeit ein gewichtig Wort. Eine Brächete bei Regenwetter ist eine verlorne Schlacht.

Dafür bleibt einstweilen das Mundwerk unterdrückt. Anlangen, die Breche abstellen, zum Deerer (oder einem von zwei derselben) hinlaufen, eine Handvoll bereits ausgedörrten Gespinnsts vom Gatter hinder ab nää, es allenfalls auf der Brechmaschine zwischen deren stumpf gezähnten Walzen durchgleiten lassen, dann unter wiederholtem gewandtem Ausschwingen mit der eigenen Breche bearbeiten, bis bloß noch ein langer flatternder Faserbüschel in der Linken bleibt, diesen auf den mit einem Äschetuech bedeckten Schräge hinlegen und e neui Hampfele ga reiche: diese unermüdet rasche Folge gewandter Funktionen ist ein rechtes kleines Kennzeichen emmenthalischen Arbeitsgeistes.

Es ist aber auch schon mehr als einmal ein veni vidi vici geworden — je unbewußter, desto siegreicher. Der Deerer, der auch nicht

---

[52] Volksw. 1, 646. [53] Thorb. 69.

gerade aus Methusalahs Zeit zu stammen pflegt, hat trotz eifriger Geschäftigkeit da und dort einen Augenblick frei für eine Gestalt, der die emsige Hantierung besonders wohl ansteht, und kann boshaft genug sein, in deren korrekte Abfolge ein bischen störend einzugreifen. Er hat es in der Hand, die völlige Brechbereitschaft der bereits zur Bearbeitung ergriffenen Hampfele um fünf Sekunden hinauszuschieben. Trotz dem die Hitze abwehrenden dicken Zwilchhändsche ziehen seine Finger mit Eleganz den kostbaren Stoff als noch zu wenig gedörrt wieder zurück und schieben ihn gegen den Anfang der Spreiti hin. Derweil reden die Augen ein Wort, das weder recht als Entschuldigung, noch als Rechtfertigung zutreffend ausgelegt werden mag. Sie hüten sich auch, inmitten des Kreuzfeuers von zwanzig oder mehr bedrohlichen Argusaugen eine zu leicht übersetzbare Sprache zu führen. Es werden höchstens, nach den Prinzipien nicht-euklidischer Geometrie, ein Paar im Unendlichen sich treffender Parallelen gezogen. — Denn durch eine Dornhecke schlüpfen feinere Gestalten, als durch die offene Tür.

Trotz aller Vorsicht kommt, was noch so fein gesponnen werden will, vielleicht schon am selben Abend dür d' Hächle. Denn nun wird, zum Schluß des strengen Tagwerks, das obligate Brächere-z'Nacht[54] aufgetischt. Da aber bei solchen Anlässen mehr und mehr der Fleischhafe d'Chüechelpfanne z'tood schlaat und der vom Fleisch geforderte Wein die vorsichtige Schweigsamkeit: so ist leicht denkbar, wie manches nachmals gern im Busen bewahrte Wort dem Munde entfliegt. Dies noch um so eher, da an dem zum gemütlichen Höck oder Aabend-sitz verlängerten Mahl die Geschäftigkeit der Hände die des Mundes veranständigt. Fast im Umsehen nämlich ist eine Stande voll zum Einsäuern bestimmter weißer Rüben (Sürrüebe) oder eine Deerete (ein zum Dörren bestimmtes Quantum) Obst g'rüstet. Dann ertönt die im Emmenthal so heimische Hand- oder auch bloß Mü'harpfe, und die jugendlichen Füße liefern die von der Musik geforderte Interpretation.

Derweil schaffen sich halbwüchsige Jungen ebenfalls ihr Vergnügen. Die unter die Brechen gefallenen Stengel-Fragmente, die Dingel[55] oder „Agle“, werden von ihnen an einen Haufen gezogen und in Brand gesteckt.[56] Die darin gebratenen Äpfel[57] entsprechen allerdings einem „gebildetern“ Geschmacke nicht sonderlich, und die Dingel werden daher mehr und mehr der Verwendung zu Heizmaterial, Stall- oder Wegestreu überlassen. Um so eifriger werden die unter sie geratenen wirren Ge-

[54] MW. 2 J. 85. [55] Nach Schild, „Consonantismus“ 340, vielleicht zu einem mhd. „stingel“ neben „Stengel“. [56] SchM. 2, 327. [57] AR. 1820, 322.

spinnstfasern, das G'chätsch, für Peitschenschnüre herausgelesen. Sonst geben sie geringere Seilerware, füllen Bienenkissen usw.

Was die Brechmaschine, die Gesamtheit der Brecherinnen in ihrer Funktion als Vorbrächere, und die mit dem schließlichen Usbräche betraute Matrone noch nicht zustande brachten, nämlich ein vollständiges Entfernen aller Holzteile und ein Geschmeidigmachen des Bastes, das muß nun am Hanf die Ri̦i̦bi[58] nachholen. Ein kleines Wasserwerk setzt den breiten und schweren, für Ungeübte und Unvorsichtige gefährlichen[59] Ri̦i̦bistei in kontinuierliche Drehung um die eigene Achse (womit drollig Annebäbis[60] Sichwälzen im Bette verglichen wird) und um den Wendelbaum. Auf solche (anderwärts[61] mit einer Getreide-, und z. B. im „Riibiloch" zu Affoltern (1783) mit einer Ölmühle verbundene) Anstalten zum Ri̦i̦be,[62] wie deren auch bei uns mehrere eingegangen sind, deutet z. B. noch das Ri̦i̦bi-Mätteli. D'Ri̦i̦bi abstel̦le: s. v. w. aufhören (mit irgend etwas). — Der Besitzer der Reibe wurde früher etwa mit einem Wü̦ü̦sch (Bündel) Wärch entschädigt.

Auch der Flachs würde, namentlich bei Überstreuen mit etwas Kleie (Chrü̦ü̦sch), durch das Reiben gewinnen.[63] Indes begnügt man sich hier mit einem Herauslesen der besonders groben und ungeschmeidigen (unpĕnige) Fasern und einem Klopfen desselben mittelst des Hammers. Ein solcher, ähnlich dem belgischen „Botthammer"[64] zu ausgiebiger Arbeit eigens keulen- oder schlegelartig hergerichtet, dient anderwärts auch noch zum Weichklopfen des Webgarns u. dgl. und heißt dort „Blüwel". (So z. B. 1489 auch ein Bernergeschlecht.[65]) Bei uns ist Blouwe̦l, Blüwe̦l noch Spaßwort für einen dicken und derben Knabenkopf: La gseh, häb iez di̦ B. zuehe, so chan (i) di wäsche! Das Mittelwort „eingebläuelt" aber braucht Gotthelf[66] einmal von Maximen, die gleichsam in den Kopf hineingeschlagen und nimmer aus ihm herauszubringen sind. Auf das einst übliche Klopfen des Gespinnstes auf freiem Felde deuten noch Flurnamen wie die „Bläuetschwändi", Alp in Eggiwil; die Blaumátt zu Heimiswil; die Blauägerten zu Aarwangen u. a.; auf Wasserwerke zu rascherer Erreichung dieses Zwecks die zusammen mit Walkereien, Schleifereien, Säge- und Getreidemühlen genannten „blöwen" (1325, 1335, 1375), „blouwen" (1376).[67] Sie wurden später, oft noch unter Beibehaltung ihres Namens, in Ri̦i̦bine verwandelt. („Vermeinend, daß ein Blöuwe" und ein Ryby eben eins sein." 1711.[68])

---

[58] Käs. 310. [59] Schuldb. 347; AB. 1, 361. [60] AB. 1, 181. 191. [61] Zollikon 314. [62] Segen 97. [63] Ök. Q4. J3. [64] Volksw. 1, 646. [65] Anshelm[2] 1, 344; vgl. Zollikon 315. [66] UP. 154. [67] Justinger 122; Fontes V, 475 und. ö; Berner Stadtrechnung (ed. Welti) 4; schwz. Id. 5, 249. [68] Teutsch Spruchbuch, Berner Staatsarchiv.

Anfangs Winter kommt in der für ihn kurzen, aber äußerst arbeitsreichen[69] „Saison“ der Hächler ins Haus: etwa ein Dachdecker, oder ein Weber, dessen eigentliche Berufsarbeit sich auf den Sommer beschränkt. Ungefähr da, wo vor kurzem die Flachsräffle, werden nun zwei Hächle (Hecheln) mit ihrem kleinen Walde fußlanger, nadelspitziger Stahlstäbe aufgepflanzt. Die bernische Obrigkeit selber besaß in den Dörfern ihre Hecheln,[70] unter denen die belgischen[71] als besonders vorzüglich galten. Schauen wir nun einen Augenblick dem Hechler zu, wie er eine Hampfele Flachs oder Hanf erst in hüpfend leichtem Durchziehen der Enden, dann der Mitte, schließlich allmählich der ganzen Länge zunächst auf der grobe, hernach der fiine Hächle von deren Spitzen weg immer mehr nach der Tiefe hinunter zieht.[72] Die bildliche Anwendung dieses Dürehächle, sowie der Hächle selbst, bedarf keiner Belege. — So gehen, jeweils mit einem am Ende zu einer Handhabe ausgedrehten Büţzi, aus der Hand des Hechlers hervor: zunächst Chlőbli um Chlőbli von lauter lang und schön gebliebenen Bastfasern des schneeigen Leins, im engern Sinne Flachs, doch z. B. 1776 auch Flachs-Riiste[73] geheißen. Ein wahrhaft königliches Gespinnst, mit seinem eigenartigen Schimmer und seiner Feinheit die Seide des Bauernhauses zu nennen. Im Linnenschranke der Bäuerin spielt es dieselbe Rolle, wie in ihrem Milchkeller die Sahne. Fláchsig („fláchsern“[74]) sind die feinsten Zwäheli als Tischbelag, sind die sonntäglichen Nastücher, die Hemdenbrusteinsätze und Vorhemdchen; ebenso vornehm wie — ungesund ist es ganz flächsigs Hemmli.[75] Wie die in Schibe (Scheiben) verpackten und mit einer (rasch aus Flachs gedrehten) Schnur umwundenen Chlőbli des Flachses, gehen auch die Chlöbe Riiste[76] (1776: „Wärch-Riiste“[77]) als Bündel langer und schöner Bastfasern des Hanfs aus der Hechel hervor. Die Riiste liefert hauptsächlich das Bett- und das gewöhnliche Tischzeug. Wie hoch aber auch ihre Feinheit noch geschätzt wird, lehrt die figürliche Ablehnung einer Ungebührlichkeit: das ist wóhl grobs für Riistigs!

Halbfláchsig und halbriistig waren ehedem (z. B. 1776) aus Flachs- und Wärch-Riiste, oder aus letzterer und Chuder gemischte Stoffe. Heute liefert zu ihnen Flachs bezw. Riiste den Zettel, Baumwolle den Einschlag.[78] Unbeliebt ist nur die halbriistige Gótone (cotonne), weil von der scharf einschneidenden Riiste (als Zettel) 's Bauelige verhäue wird.

[69] AB. 2, 79. [70] Volksw. 1, 646. [71] Geldst. 85. [72] Öf. O4 J3. [73] Bifang. [74] Erbv. 85. [75] UK. 117; BSp. 24; SchM. 2, 228. [76] BSp. 112; SchM. 1, 71. [77] Bifang. [78] Vgl. AB. 1, 85; GG. 2, 101.

„Halb knöpfig, halb riistig“ war ein „wie für die Ewigkeit gemachtes“ Hemd,[79] und „gutknöpfiges“ Garn spielt auch 1776[80] seine Rolle. Chnöpfigs oder Chnöpf[81] heißen die in der Hechel zurückbleibenden und zu einem Bälli (bei Gotthelf auch „Bützi“[82]) vereinigten verworrnen Fasern des Hanfs, Flachs-Chuder die ebensolchen des Leins. Geläufiger ist uns indes die für beide gemeinsame Bezeichnung Chüder. Chuderigi, wohl gar speziell chnöpfigi Hemmli[83] oder wenigstens Hemmlistöck[84] tragen Arme oder Knauser; ebensolche Chittel,[85] Strümpf,[86] Strumpfbändel,[87] Haarschnüre[88] gelten hyperbolisch als Wahrzeichen äußersten Elendes. Chuder dient zu Trug[89] und Truggebilden.[90] Dem Chuderbälli oder -bützi gleichen unordentlich angezogene[91] oder sonst unvorteilhaft sich darstellende[92] Menschen. Der Chudergrau,[93] der chuderig Hauptme,[94] das chuderig Manndli[95] oder Chudermanndli[96] und das Chuderfraueli[97] reizen zu Spaß und Spott; zu ersterm sonderlich der struppig Vollbärtige, von dem man sagt: Er luegt wi ne Muus us eme Chuderbälli use. Verchüderet u verhüürschet geht alles hervor aus den Händen eines unordentlichen, eines sorglosen, eines kindisch sich gehabenden Menschen: eines Chüderi. Aber auch als kosende Schelte gilt das Wort. Ebenso: der Chuderchnopf, das Chuderluuri, der Chudergägel. Wir benennen damit liebliche Kinder mit wohl unterhaltenem Haarwuchs (sonderlich Flachshääreline), die uns etwa anreizen mögen, sie mit dem prickelnden Kitzeln eines sorgfältig gepflegten Bartes zu erlustigen. Das vielleicht hiemit zusammenhängende Ei'm chüderle ist zu Stadt und Land heimisch.

Garn.

Chuder spinne:[1] ein undankbares Geschäft, zu dem nur augenschwach gewordene Mütterchen sich selber verurteilen![2] Daher auch der Knabenspott über ein Stubenkind: er mues deheime Chuder spinne![3] Und gleichwohl ist es obendrein eine mühselige, viel Geduld

---

[79] SchM. 1, 162. [80] Bifang. [81] AB. 2, 229. [82] SchM. 1, 40; GG. 2, 47. 102 und ö. [83] Ball 57; AB. 2, 229. [84] Michel 228; Niggi Ju. 208. [85] Dursli 225. [86] Ztgst. 1, 158. [87] Joggeli 28. [88] Ebd. [89] SchM. 1, 34. [90] Arm. 15; BwM. 150; Barthli 26. [91] Ztgst. 2, 50. [92] Geldst. 21; Ztgst. 2, 163; Käs. 456. [93] Schuldb. 138; Käs. 413. [94] Ztgst. 2, 106. [95] Geldst. 321. [96] Ebd. 198, 275; Ztgst. 2, 54; Barthli 21; BSp. 374. [97] Ztgst. 2, 62.

[1] Dursli 282 Hs.; Käthi 176 Hs.; UP. 432; SchM. 1, 292; 2, 76. 209. [2] Geldst. 307; BSp. 290; Ztgst. 2, 126. [3] AB. 1, 22.

und zähe Ausdauer erfordernde Arbeit. Das besagt die figürliche Anwendung: Wärch a der Chouchle haa. Dieselbe deutet auch auf eine obschwebende Angelegenheit.[4]

Nicht viel besser steht's aber mit dem Rein's Spinne:[5] Mi verdienet nid chalt's (geschweige denn: warm's) Wasser derbii, oder: nid 's Liecht. Einen Begriff vom Verdienst einer Lohnspinnerin schon vor fünfzig Jahren gibt der Bericht der treuherzig bescheidenen, 72jährigen Weggefrau von Grünenmatt, welche noch bis 1903 trotz ihrer Gebrechen das Vertragen von Gebäck über Berg und Tal bei jedem Wetter vorteilhafter fand: I ha im Tag drüü Tuusigi gspunne u (wie noch heute) für's Tuusigi zwe Batzen uberchoo; aber de han i mer fast d'Finger vorab gspunne. Dazu stimmen Käthis[6] sechs Kreuzer für das Tuusigi gegenüber den 8—10 vor Eindringen des englischen Maschinengarns.[7] Daher denn auch die ergreifenden Gotthelf'schen Bilder von den mit Spinnen halb oder ganz durchwachten Nächten um ein Löhnchen, das Mutter und Kinder knapp vor Verhungern schützte.[8] Ein anderes ist's mit der noch heute betriebenen Lohnspinnerei alter und bedürfnisloser alleinstehender Frauen.

Günstiger lauten Berichte z. B. aus dem Jahre 1764. Damals betrug allerdings im Mittelland der Tagesverdienst ebenfalls höchstens 2½ Batzen.[9] Allein wenn eine wie Mädeli[10] „brav spann und brav pflanzte", so mochte das bei dem höhern Geldwert auch „viel bringen". Sonderlich wenn sowohl „Mägdlein von 10 Jahren", (!)[11] wie in Trub und Rüegsau, als „alte Männer mit großen Bärten"[12] wie in Schangnau und ebenfalls in Rüegsau[13] „bei der Kunckel saßen"; oder wenn letztere, wie in Biglen,[14] das Verspinnen von „Schaf- oder Baumwolle" übernahmen. Noch 1827 berichtet Haldimann aus Eggiwyl:[15] „Viele Arme, männliche und weibliche, verspinnen den ganzen Winter hindurch, zum Teil auch im Sommer, fremden Flachs für die Tuchfabrikanten." (Solches z'spinne aanäa zweideutig z. B. bei Wiedmer.[16])

Auch in Lützelflüh waren bis vor wenig Jahren spinnende Männer nichts Unerhörtes. Bis zu seiner späten Verheiratung spann der noch lebende Spinner-Christeli oder -Chrigel (Christian Bütigkofer) auf dem Spinner[17] — welches Gütchen schon 1783 als Spinnerhüsli figuriert — in eifriger Berufsarbeit. So erklärte auch der Vater unseres Post-Mareili seinen Kindern: (Als Bauernknecht spinnend) han

[4] GG. 1, 147 [5] AK. 1820, 320. [6] 226. [7] 225. [8] Dursli 262; Käthi 50; SchM. 1, 90 Hs[a]; Geldst. 123. [9] Geiser Aw. 217. [10] SchM. 2, 107. [11] Pfarrer Schweizer. [12] Pfr.-Ber. 77. [13] Ebd. 216. [14] Ebd. 29. [15] 82. [16] 177. [17] Wh. Sp. Ack. Wd. 107, 57.

i d'Wịịber no alḷi möge, u das de im Reine o noo, nid numen im Chuderige!

Das ging also an ein Spinnen, schier gar 's Strau vom Tach ahe![18] Und erst wenn es sich nicht um kargen Erwerb handelte, sondern um winterliches Verarbeiten eigenen Produktes in warmer Stube sitzend nach dem Dreschen in kalter Tenne;[19] und wenn dabei kein Hagelhans im Blitzloch[20] zu fürchten war, dann hatten wohl „Spinnen und Singen"[21], Schnụụrle u Singe beieinander Platz. Das war aber auch die Zeit, wo Frauen aus gutem Hause mit Stolz Säḷber G'spunnigs[22] vorwiesen; wo eine Oberherrin von Liebegg, Charlotte von Diesbach († 1862) am Spinnrad saß;[23] wo „Königsweiber spannen"[24] und damit der altgermanischen Unterscheidung von „Schwert- und Spill- (Spindel-) Magen" (männliche und weibliche Verwandtschaft) zur lebhaften Illustration dienten.

Wie wohl verdient war denn auch damals der Spinnet als festlicher Abschluß der winterlichen Spinnperiode! Was es damit heute (eben vor Karneval) auf sich hat, zeigt wie nichts anderes „der Spinnet im Lischebedli". Da wird auch gesponnen, und wie! Vor allem (nach entlehntem Studenten-Jargon) essend[25] (vgl. „Hanf" = Brot[26]), während die Wirtin „ihr Garn spinnt in allen Ecken des Hauses".[27] Nicht minder eifrig „spinnen" Mütter von daheim überflüssigen Töchtern ihr „Garn"[28] oder ihr „Wärch",[29] wenn auch einer der „Zuehe'bund'ne" halb überschnappend „spinnt" und mit seinen Versen in eine Lage gerät, als müßte er Töörn spinne.[30]

Obschon nun bereits 1887 drei Viertel alles bernischen Gespinnsts in Fabriken wanderte[31] (bei uns in die Flachsspinnerei Burgdorf oder die Flachs- und Hanfspinnerei Rüederswyl), heute aber in Tal und Dorf die Spinngeräte samt und sonders im Kinderspiel verhụ̈tzt u vertrömet sịị, weiß man doch im entlegenern Berggelände noch zur Stunde recht gut, was vo Hand G'spunnigs für einen Wert besitzt. Noch nimmt hier bei Schnee und Eis es Mueterli, nimmt eine flotte Bauerntochter us em Grümpelchämmerli d'Chouchle (Kunkel) fụre. In das dreibeinige Gestell (Chouchelstüehli) stecken sie den langen und dünnen[32] Chouchelstäcke fest ịị und befestigen daran mittelst der Chouchleschnuer es Chlöbli Flachs oder e haḷben Chlobe (e Chouchlete) Rịịste. Nach dem teilweise freien Herunter-

[18] BSp. 438 und ö. [19] Ztgst. 2, 126. [20] UP. 110. [21] Ztgst. 2, 171. [22] MW. 2 J. 108, vgl. 109. [23] Vgl. die liebliche Silhouette in von Rodts „Bern im 19. Jahrhundert". [24] Servaz 8. [25] BME. 54. [26] Ebd. 56. [27] Schuldb. 139. [28] Thorb. 45. [29] Ebd. 91. [30] Christen 159. [31] Volksw. 1, 646. [32] Geldst. 146; SchM. 1, 295.

hängen des Gespinnstes bezeichnet man die liebliche fliegende Haartracht junger Mädchen mit: 's Haar la chouchle. E Chouchli dagegen ist ein Gassentreter, der nichtsnutzig nụme so des ume chouchlet oder fleugastet.

Und nun beginnt die Spinnerin wenn nicht Geld,[33] so doch den eigenen Linnenbedarf us der Chouchle z'zieh. — Name: „der Kunkelwendi soll 1 L." (1776).[34]

Es setzt sich also die Spinnerin her und zieht zur Linken die Kunkel, zur Rechten das (Spinn-) Raad[35] an sich heran. Der rechte Fuß setzt die Trätte und damit die Radscheibe (Schịbe) in Bewegung. Der in ewigem Umgang doppelt um diese laufende Seitc (die Saite) aus Schafdarm wird mittelst eines Schraubenwerks (Strụụbe) schlaffer oder straffer gespannt. Er übersetzt die Drehung vervielfältigt erst auf die Randkehle (Chrịnne) des den Dienst eines Schwungrads versehenden Wirtens (Wirtẹl), dann auf die Randkehle des den Spinnfaden aufnehmenden Spuele. (Der Spuele[36] = die Spule.) Die Spinnräder des 18. Jahrhunderts zeigen nur éinen Seitenlauf, ohne Wirten.[37]

Der Wirten ist fix, die Garnspule locker über der eisernen Spindel (die Spịḷe, ahd. spin-ila od. spin-ala) aagsteckt. Der schlauchförmige Vorderteil der Spindel, das Röhrli, läßt den Spinnfaden durchschlüpfen und zu einer Öffnung (Löchli) austreten. Von der Spille gehen flügelartig zwei fingerdicke harthölzerne Ärmli aus, an deren je 1 cm auseinanderstehenden Haften — Häääggli — aus Eisendraht der Spinnfaden jeweils fụ̈ụ̈rersg'häicht wird, damit die Häufchen sich gleichmäßig über die Spule hin verteilen. Für eine daherige Vergeßlichkeit wird die Spinnerin durch ungebührliches Sichauftürmen und schließliches Sichverwirren der gefürchteten Chlapperhụ̈ụ̈ffli bestraft. Das ganze dieses von zwei Querleisten getragenen Fadenleitungs- und Aufnahmeapparats heißt das Anträgli, seltener auch (nach seiner Gestalt) der Chräbs.

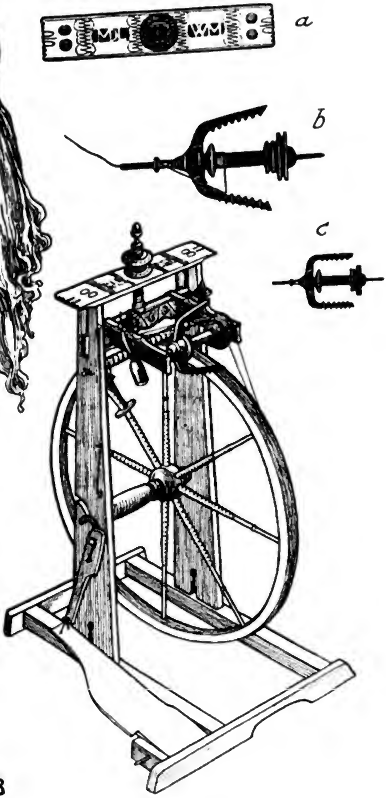
Die Spinnerin windet — lịịret — um die noch leere Spule ein vorrätiges Stück Garn, leitet es den richtigen Weg und hält sein Ende in der Linken, indes Daumen und Zeigefinger der Rechten, fleißig im Mund oder in einem Wassergefäßchen[38] g'netzt, die zur Garndicke nötige Anzahl Fasern aasetze. Sie hütet sich dabei sorglich vor zwei Hauptfehlern junger Anfängerinnen. Das erste Gebot lautet: nid hinḍer de Fingere (der das Ansatzende darhaltenden Linken) aasetze (um

---

[33] SchM. 2, 419; Wass. 60. [34] Bifang (Inventar). [35] Wass. 60; Dursli 245; SchM. 1, 249 und ö. [36] SchM. 2, 317; Dursli 295. [37] Vgl. Nr. 695 und 4348 im Berner hist. Museum. [38] Vgl. SchM. 2, 419.



Runkel mit Stüehli und Stäcke.



Spinnrad.

a) Obere Spannleiste mit Schmuck. b) Anträgli (Krebs) mit krummen Ärmli. c) Mit geraden Ärmli.

an der Dicke des Fadens nachzubessern)! Sonst entstehen halb- oder ungedrehte Stellen, und solche Streipfine sind böse Stücke im Garn. Drum sagt man auch von einem verunglückten Teil einer Laufbahn, eines Lebensgangs: das ist e wüesti Streipfi i mi'm (oder si'm) Läbe. Das Gegenteil ist der Träll,[39] eine zu stark gedrehte, daher sich kräuselnde, zuweilen auch knotige Strecke. Er entsteht, wenn der tretende Fuß nicht mit seinem Mitbewegungsgefühl sich dem Tempo des Ansetzens anpaßt, oder wenn man den Faden nicht fest in den Händen hält. Es heißt dann: der Träll ist ihm dri choo oder: uehegfläderet, was bildlich auch bedeutet: ein arges Mißgeschick, ein ärgerlicher „Zufall" hat sein Unternehmen gestört. Wer aber beim Spinnen der Träll dri laat, wird selber e Träll oder e Träli gescholten. Du bist e rächte Träll heißt auch: du bist ein unachtsamer, unanstelliger, dummer, läppischer[40] Mensch. Beide Fehler sind indessen schwer zu vermeiden, wo die Gespinnstfasern rauh, spröde oder aus sonst welchem Grunde kaum zu verspinnen — ūspunnig — sind. Sie geben auch uspunnigs Garn, „uspunnigs G'wand"[41] und tragen ihren Begriff des schwierig zu Behandelnden („Untraitablen") selbst auf Tiere, wie z. B. Hengste, über.

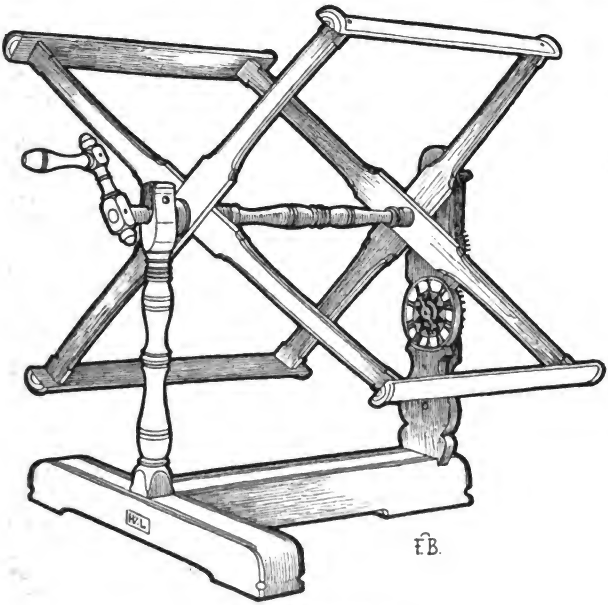
Der Urbedeutung von Spinnen (zu Geflecht drehen) entspricht die von Garn = Netz, Jägergarn[42] (vgl. „i d'Hääre choo" = ins Netz geraten, Einen oder etwas i d'Hääre nää = hernehmen, in Behandlung, in Zucht nehmen[43]). Eigene Arten sind heute noch das vom Schuster zu Pechdrähten verwendete Tråggarn („Drähtgarn"), das Flachsstäckli u. s. w. -Garn.

Für die vom einschneidenden Faden wunden, schier vorab-g'spunnige Finger ist eine willkommene Abwechslung das Haspe[44] (Haspeln), wenn nicht dies ein Hausgenosse, Dienstbote,[45] Angestellter,[46] ein Kind,[47] der Hausvater[48] besorgt. (Zum „Spinnet" darf drum auch der Haspler nicht fehlen.) In gleichförmigen Drehungen, an die das mechanische Abehasple eines Liedes, Gebetes, „der täglichen Gewohnheiten"[49] und das G'haspel wirr sich jagender Gedanken[50] erinnert, geht der Haspel um, bis an dem das Zählen der Umgänge ersparenden Uhrwerk 's Hämmerli ijchlepft (an eine Metallfeder schlägt) und das erste Hunderti (Hundert von Umgängen) anzeigt. Dasselbe wird mit dem Anfangs-Troom einmal unterbunden. Das Umdrehen geht

---

[39] Widm. 183. [40] Ebd. 157. [41] Ebd. 7. [42] Vgl. Kluge[5] 127. 354. [43] Das mhd. WB. verzeichnet wenigstens ein Verb haeren = ein Haarseil ziehen. [44] Käs. 384. [45] Ztgst. 2, 200; UK. 194. [46] SchM. 1, 133. [47] Dursli 293. [48] Schuldb. 158; Rabeneltern 218. [49] GG. 2, 106. [50] AB. 1, 53.

weiter, bis für grobes Garn es halbs Tuusigi oder es Feufhunderti, für feines ein ganzes Tyysigi (tausend Umgänge, „das Tausend",[51] „das Tusig"[52]) auf dem Haspel liegt. Die so entstandene Strange[53] (wie sie u. a. als Handhabe zum Sichaufrichten über dem Bette hängt und unter dem nämlichen Namen Bettstrange auch ein gehäkeltes, brodiertes ꝛc. Band sein kann), wird mittelst des End-



Haspel mit Umgangzähler.

Trooms mehrfach unterbunden und verheftet. Dem die Strange Abwindenden wird damit ermöglicht, daß er sofort 's rächte, nicht etwa 's lätze Troom ergriift, 's Troom verlüürt, vom Troom abchunnt, d'Stränge verhüürschschet.[54]

Zur Erzielung eines auch nur halbwegs weißen Linnens muß das Garn einer längern Behandlung durch Natronlauge unterworfen werden.

---

[51] SchM. 1, 62. [52] Ebd. 2, 82. [53] UP. 439 und ö. [54] GG. 2, 158; 3, 17.

Diese Behandlung heißt buụhe (bäuchen). „Weißbauchetes Garn" 1793.[55] Der Stoff wandert zu diesem Zweck zum Buụher, i d'Buụhi. Eine solche besteht seit langem in Waldhaus, von wo aus der Bäucher im Frühling wiederholt in der Umgebung der Garn-Chehr macht (zur Entgegennahme von Garn in die Runde fährt). In Waldhaus steht auch noch ein Buụchihüsli.[56]

Eine Industrie untergeordneten Ranges, von welcher noch z. B. der Name der Familie Wuḷḷe-Wịịmmẹ's zu Grünenmatt redet, bildete von jeher die Verarbeitung einheimischer Schafwolle. Das Wuḷḷe-Rüste[57] besteht zunächst im Auseinanderzupfen (Rupfe[58]) der abgeschornen, gewaschenen und getrockneten Wolle. Das eigentliche Kunstwort für solches Zupfen lautet jedoch zeise; vgl. auch: söḷḷ (i^ch) der d'Ohre zeise? (Neben dieser gut alemannischen Form hat das Mhd. (und Hessische) nur dinsen (ziehen), vgl. „gedunsen"). Das Werk der Hände vervollständigt die distelartige stachlige Doppel-Karde (Charte). Das Wuḷḷe charte[59] bewirkt zugleich saubere Anordnung der Wollfäden zu wurstähnlichen Formen: den zum Verspinnen geeigneten Tråbeli. Eine eigene „Kunstwollen"-Industrie[60] versetzt den so bearbeiteten Stoff mit den in der Lumperịịßi aus alten Fetzen herausgezogenen Wollfäden: dem Hụdẹlrụpf, Hudi-Hudi-Hudirupf! Der hiesige Bauer umgeht solche Kunst, indem er seine selbst produzierte Wolle in einer der Spinnereien, Halbleinfabriken und Walkereien zu Ramsei, Grünen oder Worb zu Tuch verarbeiten läßt. Eine alte Waḷki oder vielmehr es Waḷkeli besteht neben der Färberei zu Lützelflüh.

Das Verspinnen von Baumwolle, Bauele[61], hat bei uns niemals Platz gegriffen. Auch der (heute nun allerdings bei uns wie allerwärts vorherrschende) Verbrauch baumwollenen Garns und Tuchs hat sich erst allmählich bei uns eingebürgert. Daher in bauelig noch heute leise die Vorstellung des Minderwertigen, Verächtlichen[62] mitklingt. E Bauelegrind ist ein hohler Kopf, „Strohkopf". Er het ụus-'bauelet: aufgeschnitten (blagué, 'plagiert), wie z. B. jener Handelsreisende: „Üses bauelige Garn wird gäng z'erst mit zweune Rosse probiert."[63]

Wie um die Wollindustrie,[64] hat seinerzeit die Ökonomische Gesellschaft sich auch um die Heranziehung der Brennnessel (Neßle, deren Name ja auch mit „Netz" in Beziehung steht) zu dem bekanntlich sehr

[55] Ger. Tw. [56] Bemerke die Hauchdissimilation. [57] BwM. 119, 170. [58] Michel 168. [59] Vgl. Widm. 7. [60] Volksw. 1, 198; 2, 223. [61] Volksw. 1, 203; Pfr.-Ber. 29. [62] UK. 123. 310. 397; BSp. 361; AB. 2, 29; vgl. Geldst. 312. [63] Lischeb. 10. [64] Ök. fol. 6E6.

feinen und haltbaren Gespinnste gemüht.[65] So 1786. Sie tat es ebenso vergeblich für ihre und unsere, wie für alle Zeit in bezug auf die Seidenindustrie[66] (1770/71). Side u Samet sind begreiflich dem an rauhe Feldarbeit gewöhnten Bauer meist nur ein Wahrzeichen ständischer und städtischer Vornehmheit[67] — er weiß aber auch von sidiger Armuet zu sprechen.[68] Schon Sidespinne ist ihm ein bloßes Bild für mühelosen, leichten Erwerb,[69] vgl. Grüen's mache. Demgemäß bedeutet auch sidig tue mit de Lüte nicht bloß urbane Umgangsweise, sondern auch ein berechnet zartes, einschmeichelndes Benehmen.[70] Er ist sidig düregschloffe: 1) schnell, unbemerkt und unverletzt durch die Dornhecke geschlüpft; 2) einem Konflikt mit Polizei oder Justiz gewandt ausgewichen. Dä Sjidian! („Schwerenöter", „verfluchter Kerl"). Dä Cheibe Sidian! Dä weiß d'Sach aaz'stelle!

Tuch.

In Konkurrenz mit dem Schwaben-,[1] Holländer-[2] und Irländer-[3] Tuch wahrte sich das schon 1307 bekannte wollene Bärntuech, im Emmenthal und Seeland gewoben, jederzeit seinen Ruf außerordentlicher Solidität.[4] Aber schon ins dreizehnte Jahrhundert zurück reicht die Leinen-Industrie der Ostschweiz wie des Oberaargaus und von hier aus des Emmenthals. Sie behauptete sich in letzterm noch als kompliziertere häusliche Handweberei, als (seit dem achtzehnten Jahrh.) die Maschinenindustrie das leinene Glatttuech längst verdrängt hatte, besonders mittelst Einfuhr flandrischen Flachses.[5] Zu diesem von der Ökonomischen Gesellschaft nach Kräften unterstützten „Leinwath"[6]-Gewerbe („der Thuch-Gwerb"[7]) trat die von jeher im Bauernhaus übliche Verwebung des eigenen Gespinnsts. Diese geschah noch vor fünfzig Jahren bei uns — wie bis zur Stunde im Oberland — durch Frauen, Töchter und sogar Söhne des Hauses. Nunmehr übernimmt der Lohnweber — meist uf der Stöör — die Arbeit. Zu diesem Zwecke verfügt beinahe jedes Gehöft noch über einen Wäbchäller, oft sogar über eine — weit zweckmäßigere — Wäbstube.

Denn was wäre eine Bäuerin, zu deren Berufs- und Hausehre nicht auch ausgiebiges Tueche mitgehörte![8] Man denke an die hunder-

[65] Ök. Fol. 6 E 51: D 4 J 3; Volksw. 1, 706. [66] Ök. Fol. 6 E 41; 15 F. [67] BSp. 195 f. [68] N'schwander Alp. 71, 78. [69] Arm. 172; Heiri 122; Käs. 128. [70] AB. 1, 72; Heiri 8; Ztgst. 2, 143.

[1] Geldst. 148. [2] Amtsr. 75. [3] Ök. Fol. 6 E 2. [4] Volksw. 1, 220 [5] Ebd. 1, 201—3. 200. 214; 2, 335 ff. [6] Ök. a. a. O. [7] Pfr.-Ber. 94. [8] Amtsr. 75; GG. 3, 86.

terlei „Tuech“ im Haushalt: all die Bett- und Tischtücher, früher als Lịlache („Leinlaken“) und Tischlache (-ǯ-chch-) bezeichnet; die Handtücher: Zwähele und Zwäheli, und die Nastücher: Näselümpe; die Tröchnitüechli; dann erst das Hemden- und Gewandtuch; das Äsche-Tuech, dienlich beim Waschen und zum Verpacken großer oder sperriger Massen: einer Tuechete Heu, Chrụ̈t u. dgl.

Im Jahr 1793 erscheint bei uns[9] der oder das rịịstige Schürlez. Der ahd. mhd. schurlitz, scurliz,[10] schürliz[11] war eine Art Unterrock,[12] bei Bauernfrauen eine mit Schafpelz gefütterte Jacke. Als „Überwurf der Frauen und der Geistlichen“ erscheint mittellat. scorlitium.[13] Als der Baumwollenstoff herrschend wurde, ging der Name von dem aus ihm gefertigten Gewand auf ihn selbst über, indem „Schürlitztuch“ sich zu „Schürliz“ kürzte. In diesem Sinn war Schürliz besonders in Basel im fünfzehnten Jahrhundert Gegenstand ausgedehnter Industrie.[14] Der Barchent — Baarchẹt — hieß dort „gehorer“ (gehaarter) Schürlitz. — Für das Emmenthal aber mit seiner Leinenindustrie ist obiger „rịịstige Schürliz“ bezeichnend. Als Kleidstoff war der Schürlitz vielfach ersetzt durch den wifling[15] oder das wifelin tuoch[16] (zu mhd. wifelen = sticken, stopfen, vgl. unser verwäbe von Blößen in Kleid und Strumpf.) Es ist dies unser Halblịịn, dessen Einschlag aus Wolle, dessen Zettel (mhd. der wëpfe) aus Leingarn oder allenfalls auch Baumwolle besteht.

Wo n i (erzählt der Veterane Zaugg) zo'm Herʳeⁿ g'gange bịị (als ich Konfirmand war), het bloß der Wäḷti Hans Ueli z'Flüele (ein hervorragend reicher Bauernsohn) e haḷblinigi Bchleidig ghaa. Das ist dennzumaḷ es tụ̈ụ̈r'ǯ Wäse gsịị; worum, mi het se nid chönne chehre (vom Schneider wenden lassen), weil nämlich der noch nicht blau gefärbte leinene Zettel fadenscheinig oben ụụf choo wär. So stark fiel der bloße baare Arbeitslohn in Betracht, da ja der wollene Einschlag aus eigner Schafzucht bestritten wurde.

Allmälich jedoch drang dieser Haḷblịịn als bäuerliche Sonntagstracht durch. „In die Kirche und auf den Markt geht in ehrbarem Halblein der Mann.“[17] Und zwar zunächst in jener Naturfarbe des einheimischen Landschafs, welche so häufig als äḷb[18] (dunkelgelb, fahl), auch brụụnäḷb[19] oder wịịßlocht[20] („weißlich“) angeführt wird. In dem Maße aber, wie er zum Gemeingut auch der kleingewerblichen und der

[9] Ger. Tw. [10] Graff. 6, 545. [11] Mhd. WB. 2, 2, 229. [12] „Camisia quae sub alba induitur.“ [13] Vgl. Du Cange 6, 445 f. s. v. superpellicium. [14] Geering, Handel und Industrie der Stadt Basel (1886), 259 ff; vgl. Z. f. d. Ph. 24, 530. [15] Mhd. WB. 3, 626. [16] Stalder 2, 450. [17] GG. 1, 4; vgl. BSp. 111; UP. 452. [18] Widm. 85. 95 und häufig. [19] Ger. Tw. (1789). [20] AB. 1, 130.

dienenden Klasse wurde, sank sein Ansehen in hablichern Bauernkreisen[21] — zu nämlicher Zeit, wo Verkehr und Handel sonst schon das ganzwollene Guettuech (1793 „äschfarben“[22]) in allgemeinen Gebrauch brachten. Immerhin zunächst mit dem Bewußtsein der Kostbarkeit dieses Stoffes. Es hieß zum unökonomischen Schneider: Jä, das geit i's Guettuech! oder auch nur i's Tuech! (Da ist mit einem einzigen unbedachten Schnitt ein großer Schaden angerichtet.) Ebenso kann es nach einer unüberlegten Rede, einem verletzenden Worte heißen: iez isch' s i's Guettuech g'gange (vgl. „i Ast g'saagt“, oder: „'s Ööl verschüttet“). — Im Handel geläufige Wollstoffe: Schipper, es schipperigs Gloschli; es Merino-Tschööppli als Patinnen-Anzug;[23] Mületung[24] („Moleton“[25] = molleton) für Unterkleider u. dgl.[24a]

Der rein wollene Stoff verdrängte also den halb wollenen gerade so, wie dieser vormals den Leinenstoff, zumal den Zwillich. Dieser gab vor dem Halblein sogar den ordinären Sonntags-Anzug ab. Dies allerdings zuweilen in der feineren Sorte der Steiⁿzwilche (aus besonders starkem Hanfgarn, dessen Rauheit durch starke Appretur behoben werden kann). So si (erzählt unser Gewährsmann) albe di riihe Walthuspure z'Bredig (zur Kirche) g'gange mit zwilchige Aügleese, wo fast bis a Boden ahe g'reckt hei. In einem Steckbrief von 1793[26] ist von „geseldetem“ Zwillich, in der Beschreibung des Anzugs einer 23jährigen Weibsperson[27] von Rübeli-Zwilchenzeug die Rede. (Vgl. g'rübelet.)

Noch macht die Zwilche den Hauptbestand des ordinär bäuerlichen Werktagsgewandes aus. Dazu tritt als Baumwollenstoff der leichte Bauele-Grïß, für scharf zusetzende Hantierung dagegen die ungewöhnlich zähe „Eberhaut“ (Äberhüt).

Die Vorherrschaft der Leinwand aber zeigt sich darin, daß sie (ähnlich wie beim „Schürlitz“) sogar bei der Gótone in der Namengebung um sich greift. „Cotonne“, franz. coton, engl. cotton ist arab. kotn, s. v. w. Baumwolle, wie Kattun = baumwollenes Wäschkleid; allein der Emmenthaler kennt auch rein flächsige Gotone als die feinste, sowie halbflächsigi = halbbaueligi Gotone (mit Baumwolle als Einschlag) als weibliche Kleidstoffe. Farbige Leinenstoffe sind: Chöltsch (kölnisches Tuch, vgl. „ländsch“ = Londoner-Tuch) für Bettanzüge, mit zweifarbigem Zettel und ebensolchem Einschlag, wodurch quadratisch sich abhebende Felder (Hüsli) entstehen. So wurde 1793

---

[21] BSp. 154. 417; Ztgst. 1, 3. 213; Widm. 134. [22] Ger. Tw. [23] Ztgst. 2, 179. [24] SchM. 1, 8. [24a] Der Schewio (Cheviot) -Puur. [25] Ger. Tw. (1793). [26] Ger. Tw. [27] Ebd.

im Büacher „1 Költschziehen mit kleinen Häusli“ [28] gestohlen. Auf die hiefür üblichen Farben deuten Vergleiche wie chöltschblaau [29] und chöltschbruun [30] für die Gesichtsfarbe bei Erstickungsnot. Wechseln dagegen weißes und gefärbtes Garn nur im Einschlag, so entsteht das Strichli-Fürtech [31], aus dessen Abgang noch Geldsäckchen gefertigt werden. [32] Der Stoff selber heißt Strichlizüüg, und nach seinen Trägerinnen braucht man die Redensart: es ist Strichlizüüg derhinder (cherchez la femme). Noch anzüglicher heißt es von einem „Schürzenjäger“: er macht i Strichlizüüg.

Aus all diesem geht die Bedeutung eines Berufsmannes wie des Webers, speziell des „Leinewebers“, genügend hervor. Trotzdem — oder vielleicht deswegen — erscheint der Wäber, das Wäberli als ein zu lebenslänglicher sozialer Kleinheit prädestinierter Mann; als ebensolche Frau oder Tochter die mit ihm konkurrierende Wäbere. Ihre Wohnung ist das gemietete, selten eigene Wäberhüsli = der Wäber. (I mues gschwind i Wäber use, ga der Wäber bstelle.)

Zu dieser Lage trägt Verschiedenes bei. Zunächst einmal die geringen Wäberlöhndli. Berüfe, die sich erst so spät aus familiärer Hausarbeit allmählich herausentwickelt haben, drum ehemals ohne spürbare Geldausgaben in sonst verlorner Zeit ausgeübt wurden, unterliegen doppelt und dreifach dem kärglich zumessenden Überschlagen und Nachrechnen. Der ständige Aufenthalt sodann im Wäbchäller mit seiner dumpfen, oft moderig-feuchten, mit Kohlenoxyd, Staub und Flocken u. dgl. gesättigten Luft hält alle auf soziale Besserstellung gerichteten Gedanken unter den sich so wie so vereinzelt fühlenden Berufsgenossen darnieder. Endlich gehört der Weber vorzugsweise und naturgemäß unter die Zunft der gebornen Denker oder doch Grübler, deren noch nicht in hundert Branchen zersplitterte Arbeit stetsfort ihren gesamten Intelligenz-Apparat in Bewegung erhält. Sein Beruf erfordert vom Weber stetsfort kleine Erfindungen, Einfälle, Aus- und Umwege, deren glücklicher Erfolg ihm mehr Freude bereitet als ein mehr errungener Rappen. So ist das rechte Wäberli im Kleinen ein Held in den großen Tugenden der Geduld und Ausdauer, des Ertragens und Entbehrens, des Ansichhaltens und Sichzusammennehmens.

Dem entsprechen wenigstens teilweise die Gotthelf'schen Weber, die mageren blassen Männer, die in jedem Jahre acht Monate lang husten, [33] mit denen aber gleichwohl nicht zu spassen ist, [34] wenn man an ihre Berufsehre rührt. [35]

---

[28] Ger. Tw. [29] AB. 2, 137. [30] Geldst. 245. [31] Überraschung 341; Ger. Tw. (1791). [32] Überraschung 341; AB. 2, 46. [33] SchM. 1, 25; Übergang 315. [34] Ebd. [35] Amtsr. 76.

Vom Weber zum Gewebe: zum Wụụb, wie man im Emmenthal, zum „Wụ̈bb", wie man im Seeland sagt. Letztere Form schreibt übrigens auch Gotthelf[36] (vgl. „Wub" über durchstrichenem „Wupp" in den Trachselwalder-Gerichtsakten[37]). So heißt auch das Spinnengewebe z. B. in Obergoldbach die Spinnwụbbele (in Lützelflüh: Spinnhụbbele). In e Spinnwubbele füehre = in eine scheinbar glückliche, in Wahrheit elende Ehe hineinlocken.

Zum Weber begibt sich also eine junge Bäuerin: I sött öppe de umen es Stücki Tuech haa. — „He nu, was ächt für eis?" — He, däich emel afen es Stücki Zwilche. Miner Buebe verschriße d' Hosen, es ist e Schand; u der Maa ist ihm o so böös drụ̈ffe giịi, wo n er het g'hulfe zimänte für die neui Bsetzi. — „Was heit der ächt für Garn z'wääg?" — He, i ha's gester zellt: es si hundertfüfz'g Feufhunderti u neuis Ungrads. — „Jä so, Chụ̈dergarn all's zsäme." — He ja, für Chụderzwilche, wi söttig Verheijine müeße haa. — „Nu ja, hundertfüfz'g Strange: das gi^bt ech gräd hunderte für Zetti u füfzge für ^den Iịitrag." — So, rächnist du ieze däwääg? Wo mer bist di Bettstücki cho ga mache, het's doch für beedes gliịich viil bruucht. — „Jä hää, das si drum äbe Bettstücki! Das isch halt nid gäng gliịich! Wüßt der no, wo n i n ech ha di gstrichlete Scheube g'macht? Da het's ja grad no einist so viil Iịtrag 'bruucht wie Zetti." — Grad eso wie für e Halbliịin, i b'sinne mi ieze. Wi chunnt o das, Christe? — „Jä luegit, das chunnt druf aa, was es für ne Zetti bruucht. Für Scheuben und für Halbliin, wo der Iịtrag eso söll füreſtaa, mues d' Zetti gar e dünnbödigi sii. Für d' Zwilche bruucht's e mittelbödigi. Dir weit se doch nid eso brättig (steif wie ein Brett) das me se mues dickbödig mache?" — Nei, das nid. — „Nu, so nimen i däich es 24traagig's Gschiịir." — Aber bim Bettzụ̈ụ̈g hest doch für di sälber eso g'mụ̈melet u nahe g'stụụnet u dụ̈ g'seit, es bruụch 30 Traage. Wie chunnt de das? — „Jä, das chunnt uf d' Breiti vom Tuech aa. Das isch drum sächsviertligs ($^6/_4$ Ellen = 90 cm breit) gsiịi, u d's Garn ist dernaa gsii. Eui Zwilche machen ig ieze nume feuf e halb-viertligi, de gi^bt's ech öppe grad es hunderteelnigs Stücki." — Hundert Eell (oder wi 's Müeti gäng g'seit het: Eeln[38])! Das laat sie aanää! Aber wi cheut dir das grad so g'naau wüße? — „Jä, so ganz uf d' Eeln use chan i's o nid b'reiche. Es chunnt de gäng druf ab, wi 's Garn lauft (ausgibt): gäb viịl zerhei, das^s me gäng mues chnüpfe. Nu, euers ist jüst öppe gäng no guet glụ̈ffe, es het wohl uusg'gää." — Aber säg mer doch o einist, Christe, was si das eigetlich: Traage? — „He,

[36] SchM. 1, 29. [37] Ger. Tw. (1791. 93). [38] Ahd. elina, lat. ulna, frz. aune.

chömit de cho luege, wenⁿ i 's Wuub aaträäjje. Dir g'seht de da di Trådeli, wo schier gar eso sii wie Bauele-Tåhe (Dochte aus Baumwollgarn). Da het es nieders gäng 40 Fäde." — Aber wo nimmt me de die her, wi chunnst de zue nne? — „He die git's von ihm sälber bi'm Zette (S. 383). We men am Zetti-Haspel einist aha gfahren ist u me de di zwänzg Fäde, wo men i der lingge Hand het, um e Nagel ume (herum) schlaat, u de umen (wieder) uehe fahrt, so git das es Tschüppeli vo 40 Fäde, u däm seit men e Traage." — Ahaa, iez verstaan i! Drum chömen am Zetti-Haspel die Strange (oder wi me seit) mängist nume halb ahe u si derfür eso dick... — „Ha ha, fast wie für Breittuech, wo bis 16 viertlig cha wärde. Da rächnet men äbe vorher uus, wi viil Traage me mües aasetze für so und so breits u dick's Tuech, un erst da druus ergibt si de d' Lengi." [39]

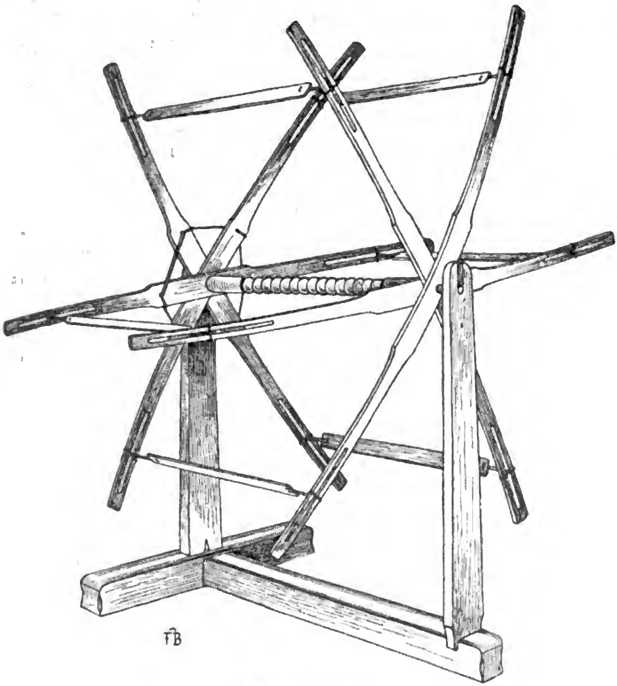
Zunächst nun muß d' Zetti g'spuelet sii. Das wagt nur eine in Sachen sehr erfahrne Bäuerin selber zu besorgen. Denn wie leicht ist infolge falscher Berechnung d' Zetti verspuelet: unrichtig auf Spulen verteilt! Daher auch bildlich beim Verfehlen eines Unternehmens: o wetsch, iez isch es verspuelet!

Linkerseits zu sich heran zieht also die Frau oder der Gehülfe des Webers die Garnwinde[40] und richtet deren an den Schwinge auf- und abschiebbare dünne Querleistchen (Schipfeli) derart, daß die darüber aag'leiti („angelegte") Strange ebenrecht straff gespannt wird. Die Rechte setzt die Kurbel und damit die umfangreiche Scheibe des Spuelrad (S. 385) in Bewegung. Die Drehung überträgt sich mittelst des Seite aus Wollgarn auf die etwa 4 dm lange Spille, deren spitze Enden in zwei Trägern umlaufen. Über die Spille ist bereits der bis etwa 3 dm lange hölzerne Spuele fix aagsteckt. Die Linke führt den Faden in gleichmäßiger Verteilung über die in der Regel 20 (ausnahmsweise bis 24) Spuele hin. Das gemütliche Schnurren der Spindel wird auf das ebensolche der Katze übertragen: sie schnurrt oder spuelet.

Jetzt wird der Zetti-Gatter frei schwebend aufgehängt: ein sonst liegender Doppelrahmen, welcher in zwei Reihen die Zetti-Spuele an senkrechten Zettispille uufgsteckt zu tragen bekommt. Ihre sämtlichen Fäden vereinigen sich in der Linken des Zettlers oder der Zettlerin. Bereits ist der etwa 2 m hohe Zettihaspel derart aufgestellt, daß sein unterer Zapfen über dem Fußboden, der obere unter der Decke eines niedrigen Gemachs sich dreht. Um die vier gleichmäßig aufgeschlagenen und mit der Rechten bedächtig gedrehten Bäume winden sich die vereinigten Fäden in schöner Spirale abwechselnd auf und ab. Unten kreuzen

[39] Ot. Fol. 6 E 2. [40] AB. 1, 350.

sich die Fadenbündel einfach als Traage zwischen den Holznägeln des Arms, welcher unten den Haspel aufgespannt erhält. Ein ebensolcher Arm trägt oben zwei andere Nägel, zwischen welchen in sorgfältig durchgeführter Rispi sich Fadenpaar mit Fadenpaar kreuzt. Ein Fehler in solchem rispeⁿ verderbt das ganze Gewebe. Drum die sorgfältige



Alte Garnwinde.

Obacht, mit welcher man auch sonst im Leben öppis z'wäg rispet (vgl. il se trame quelquechose) oder öppere i der Rispi („im Rispi"[41]) het. Wehe erst, wenn die nicht schließlich sorgfältig unterbundene Rispi „verschoben"[42] wird oder sonst in Unordnung gerät. Jez ist d' Rispi verschüttet: jetzt hat's gefehlt!

[41] AW. 1, 172; Gelbst. 341. [42] Widm. 183.

Ist dagegen das Werk gelungen, so atmet der Zettler erleichtert auf — wie ein mit schwerer Verantwortung und deren Sorgen Beladener tut, wenn der Gegenstand derselben ihm ab der Zetti choo ist. Allgemeiner heißt ei'm ab der Zetti choo: einem nicht mehr zur Last fallen.

Es wird nun also d' Zetti abgnoo oder g'chöttelet: das untere Ende des bis zu Armsdicke gediehenen Fadenbündels formt sich zu einer Schlaufe, durch welche der sich wechselweise durchstreckende rechte und linke Arm des Zettlers Partie um Partie nachzieht, bis eine stattliche Kette am sauber belegten Fußboden sich aufhäuft.

Die Kette gelangt auf den Wäbstuehl: 's Wyyb wirt uufzöge. Zwischen den zwei hintern der vier Bäum, welche als Gerüst des Webstuhls dastehen, dreht sich wagrecht der etwa 2 dm dicke, vielkantige Garnbaum. In die eingemeißelte Chrinne desselben senkt sich das Garnstäckli. Dasselbe trägt in der berechneten Gewebe-Breite das Ende des Zettels, welch letzterer nun hier aufgewunden wird.

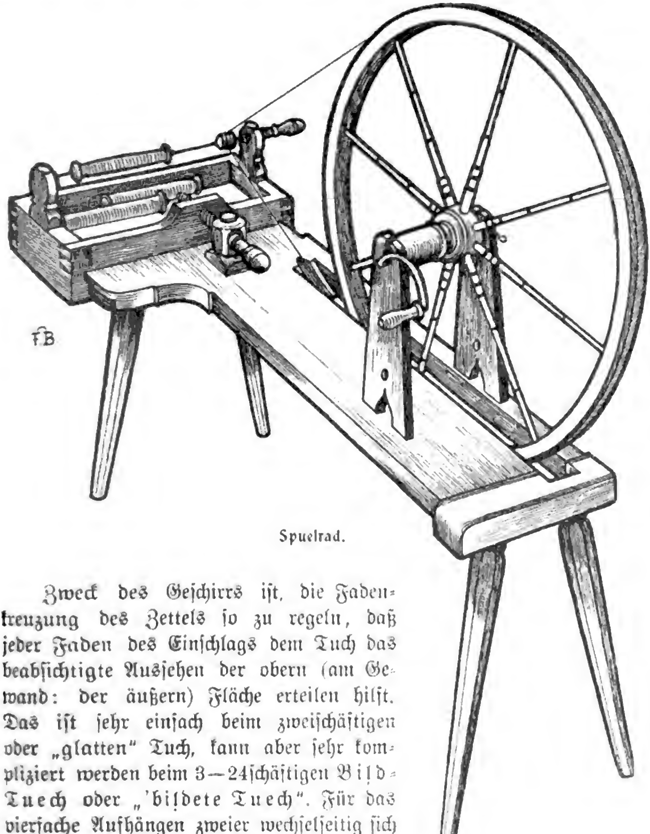
Über dem Garnbaum und parallel mit ihm ist der Schliichbaum (seltener auch Striichbaum) fest eingezäpft. Über seine glattabgerundete vierte Kante wird, behufs strafferer Spannung, der mit der Rispe versehene Zettel-Anfang geführt. Nun öffnet der Reischamme seine hölzernen, um 2 cm von einander abstehenden Zähne und läßt den Zettel in erforderlicher Breite gegen das G'schiir (Web-Geschirr) hin gleiten.

Dieses „Gschiir“ besteht aus zwei „Flügeln“ für das gewöhnliche zweischäftige Gewebe (glatts Tuech). Für das dreischäftige (Zwillich) braucht es drei, für das vierschäftige (Drillich = Trilch, „Matratzen-Drell“ oder „Fischgrat“ [43]) vier Flügel usw. Jeder dieser Flügel enthält zwischen zwei Holzrahmen als Trägern eine dichtgeschlossene Reihe sehr starker Zwirnfäden (Häärlef genannt), etwa 3 dm lang. Jeder dieser Fäden formiert sich in der Mitte zu einem 1 cm langen Lätschli (kleine Masche). Jede Masche ist bestimmt, einem Zettelfaden in ganz bestimmter Anordnung Durchtritt zu gewähren. Dies ermöglicht das Iizieh. Zu diesem Zwecke setzt sich der Weber auf die dem Garnbaum abgewandte Seite des Geschirrs und streckt sein schmales eisernes Häägglì durch die nächste Masche des wieder an die Reihe kommenden Flügels. Eine ihm gegenüber sitzende Hülfsperson häicht aa: hängt an das Häkchen Faden um Faden, den sie schön voor ewägg dem Zettel entnimmt. Damit sie hiebei nicht irre gehe, halten zwei Rispi-Stäckli,

---

[43] Volksw. 1, 453. — „Zwillich, Drillich“ sind Übersetzungen aus lat. bi-lix, trilix = Tuch, in welchem je zwei oder drei Fäden sich mit einem kreuzen.

die an zwei frei hängenden Rispi-Brättli befestigt sind, die Rispi sauber auseinander. Die zwei Stäckli werden nachmals durch vier bis fünf hölzerne Rispi-Schịne ersetzt.



Spuelrad.

Zweck des Geschirrs ist, die Fadenkreuzung des Zettels so zu regeln, daß jeder Faden des Einschlags dem Tuch das beabsichtigte Aussehen der obern (am Gewand: der äußern) Fläche erteilen hilft. Das ist sehr einfach beim zweischäftigen oder „glatten" Tuch, kann aber sehr kompliziert werden beim 3—24schäftigen Bịld-Tuech oder „'bịldete Tuech". Für das vierfache Aufhängen zweier wechselseitig sich hebenden und senkenden Flügel genügen zwei einfache Gschịịr-Wöögli oder, wie man früher sagte, Gẹmpfli. Jedes derselben besteht aus einem Paar von etwa 4 dm langen Holzstäben, die sich doppelseitig miteinander kreuzen. Für mehrschäftiges

Tuch müssen sie durch ein unter Umständen äußerst kompliziertes System von Fläschline ersetzt werden, deren Funktionen dem kindlichen Zuschauer eine wahre Augenweide bieten. Ein System von Schnüren verbindet jeden Flügel unten mit der ihm entsprechenden Trätte. Bei ihrer Vielzahl (z. B. 24) tasten die der Schuhe entledigten und durch Aufstülpen der Hosen noch freier gemachten Füße mit bewundernswerter Feinfühligkeit jeweils die richtige Trätte ab, bezahlen aber auch ihre Kunstfertigkeit oft genug mit Rheumatismen, die sonst schon mit zum Kreuz des Webers gehören.

Aus den Maschen des Geschirrs wandern die Zettelfäden durch das Blatt. Es besteht dies aus einem etwa 1 dm breiten Rahmen, in welchem in dichtgeschlossener Reihe die Zähne — Blattzäṇd —, jetzt aus elastischen Stahlschienchen, früher aber und besser aus Schilfrohr (Arundo) bestehend, senkrecht eingefügt sind. Das ganze Weberblatt ist einigermaßen nachgiebig im Kammladen (Champläde) eingelassen. Derselbe ist, frei balancierend, unten mit einer starken Querleiste beschwert, so daß der Weber mit etwelcher Kraft jeden neuen Einschlagfaden dicht an das schon gewobene Tuch fügen kann: zueheschlaa.

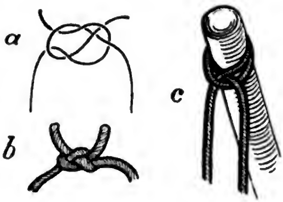
Vom Tuechbaum her nun, an welchen die Magengegend des Webenden aaḷịt (anliegt), begegnen den Zettelfäden die aufgeschlitzten Enden der über das Tuechstäckli hin verteilten Traage. Durch Aaträäjje („Andrehen") werden die gegenseitigen Faden-Enden miteinander verbunden.

So kann nun endlich das Weben beginnen. Der Weber setzt sich auf den Sitzbawch: ein eigentümlich Gerät! An den Vorderbäumen des Webstuhls einhängbar, bildet es gegen die Mitte eine schmale Ausbuchtung, die aber beim Weben von Breittuch dem Körper höchstens einige Anlehnung gewährt. Die Linke faßt die Liiste (Leiste) am Champlade, in welche das Blatt oben eingelassen ist; die Rechte handhabt den Schnẹḷḷschutz, d. i. die Schnur an beweglicher Rolle, welche das auf gußeisernen Rädchen gleitende Schiffli,[44] aus Buchsholz geschnitzt, in eiligem Tempo mit dem Einschlaggarn — Ịịtrag[45] — hin und her jagt. Fehlt aber der Schnellschutz — für mehrschäftiges und schmalgestricheltes Tuch ist er gar nicht zu brauchen —, so schießt (wirft) abwechselnd die Rechte und die Linke das (alsdann ohne Redli gleitende) Schiffchen, und die freie Hand schlaat zuehe. — Aber, o weh, das wịbt ja gar nid! Kein Wunder: das Schiffchen lauft z'läärem; das Chnëbeli aus Buchsholz (oder Stahl) trägt kein Spüeli

[44] Widm. 183. [45] SchM. 1, 287.

mit aufgehäuftem Einschlag. Also, es muß g'spüelet sii![46] Das besorgen allerdings in der Regel Kinder- oder sonstige eben freie Hände. Das hiezu dienende Spüelirad („Spuhlrädli“[47]) trägt an seiner chliinne Spille, die nur durch einen Träger gestützt ist, die aufzuhäufenden Spüeli: etwa 8 cm lange Röhrchen aus Schilf, Weichholz oder gekleistertem Papier. Es kann aber zum Spüele auch nur am Spuelrad die große an die kleine Spindel ausgetauscht werden.

Aber wieder hapert es: 's Zettigarn wott nid rütsche. Bei allen Kreuzungen und engen Durchpässen bleibt es flockig stecken. Zur Not genügt bloßes Lööse. Gründliche Abhülfe bringt indeß nur das Anleimen der Flocken an ihre Fäden. Zu diesem Zwecke wird der Zettel aus Baumwollzwirn mit steifem Rindsschmalz bestrichen, der leinene Zettel dagegen g'schlichtet. Aus minderwertigen Kartoffeln oder Mehlsorten wird hiezu eine Pappe bereitet: die Schlichti[48] (allenfalls auch „Gletti“[49]). Mittelst eigener Schlichtibürste aus Polytrichum commune[50] (wohl auch gewöhnlicher Bürsten) wird sie aufgetragen. Glutpfanne oder Blasebalg (Lufter) helfen bei feuchtkaltem Wetter tröchne.



Weberknopf. Bindbaumlätsch.

a) im Entstehen. b) vollendet.

Nun endlich kann der Weber ruhig ans Werk. Meint ihr? Ein Paar Schläge, und wieder heißt's beim geduldigen Mann: e d's Chätzer doch oo! (beim leicht erregbaren — „hässelige“ — ein wenig anders). Eine Lücke im Tuche zeigt, daß ein Zettel-Faden gerissen („'brochen“) ist. Immer derselbe perfide Faden erweist sich als besonders spröde (brööd). Mi mues ga chnüpfe, und zwar derart, daß der Knopf unbehindert durch Geschirr und Blatt schlüpft. Drum gibt es einen eigenen Wäberchnopf. Derselbe läßt sich im Garn nicht wieder lösen, er geit nid uuf. Drum die Redensart: der Chnopf ist g'macht, die Angelegenheit ist unwiderruflich erledigt.[51] („Roma locuta, causa finita“.) Und da der Weberknopf eine kleine Kunst in sich schließt, so heißt siner Chnöpf mache: Intrigen anzetteln.[52]

Hin und her geht das Schifflein emsig — neuer Verdruß! Der Einschlag zeigt häßlich hervorstechende Bleifäden;[53] die müssen aus feinem Gewebe wieder use gnoo werden.

[46] Spüele statt spuele lies SchM. 1, 42. 44 Hs[a]; 2, 43; Joggeli 26. [47] Selbst. 272. [48] Widm. 183. [49] Ebd. [50] Leunis Kryptog. S. 70. [51] AB. 1, 300. [52] SchM. 2, 295. [53] Ebd. 1, 28.

Eine andere „Fehlerquelle“ ist durch eine neue Einrichtung beseitigt: die Klemmschraube mit Stahlbelag unten, mit Lederbelag oben. Sonst hatte der von einem Ändi (Tuchrand) zum andern dicht hinter dem Schiffchengang straff spannende Spannstab häufig Löcher gerissen. Neben ihnen nahmen sich Wäbernäster, durch unregelmäßig zugeschlagene Faden bewirkt, döppelt häßlich aus.

Nun, die Sache geht am Ende doch, und der Tuechstäcke dicht vor den Knien des Webenden häuft sich mählich zur mächtigen Tuechwälle auf. Diese kann abgeliefert und dem Eigner mit dem — zuweilen recht hübsch geschnitzten — Eellstäcke vorgemessen werden. Dabei gehört es mit zur Standesehre des Webers, daß er zu jeder Elle die Breite des Daumens der das Tuch ab der Welle nachziehenden Linken iimißt.[54]

Seit dem siebenzehnten Jahrhundert werden die meisten Linnen ganz, oder halb, oder viertel='pleikt. — Wiiß wi n es Pleikituech (vor Schrecken, Entsetzen u. dgl.) ist ein bekanntes Bild. — Alten Rufes genießt die Pleiki[55] zu Lützelflüh. Der um 1629 regierende Landvogt von Brandis, ein Herr mit offenem Blick und Herzen, veranlaßte den Sankt Galler Kästli zur Erbauung einer Bleicherei, um die vortrefflichen Wasserkräfte auszunützen. Das Geschäft ging in der Folge an einen Krähenbühl über, dessen Tochter den Urgroßvater des jetzigen Besitzers von Bleicherei und Färberei heiratete. Damit steht bereits die vierte Generation Geißbühler dem streng technisch geleiteten Geschäfte vor. Neben der benachbarten Farb[56] steht die alte kleine Walki ('s Walkeli). — Bei den Brüdern Geißbühler: Farb=Hänes (dem Bleicher), Farb=Ueli (Färber und Großrat), Farb=Fritz (dem welt= und menschenkundigen Junggesellen) hielt Gotthelf seinen Lieblings=Abstieg. Hier war es denn auch, wo ein im Oberaargau angesponnenes und angezetteltes „Annebäbi“ seine Farbe, wo ebenso die Lichtgestalten in „Geld und Geist“, wo ein Erdbeeri=Mareili, ein Meyeli und Mädeli das verklärende Schneeweiß ihrer Charaktere empfingen.

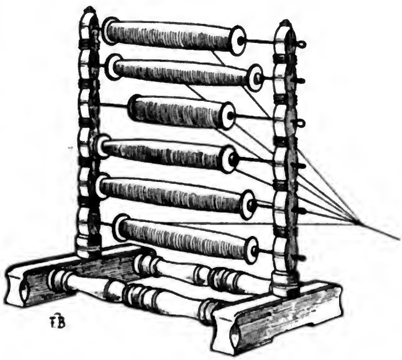
Mit Schere und Nadel.

Lange vor unsern Zuschneidekursen lernte die ehrsame Bauern=, Handwerkers= und Taglöhners=Tochter von ihrer Mutter das Schroote ihrer selbstzuverfertigenden Werktagskleider. Schroote ist überhaupt

[54] SchM. 1, 30 (ergötzlich!) [55] Wh. Bleicherei, Tröchnihuus, Wageschopf. Sp. Ob. Ack. Ws. 1847; E 5. [56] Färberei, heute Wh. Ack. Ws. Wb. 1338.

ein Dialektwort von altem Schrot und Korn, auch in bildlicher Rede. Wir drohen: Wart, i will der d'Chappe schroote! (s. unter „Strumpf".) Einem über den Zaun fliegenden Huhn werden d'Fäcke b'schrootet, d. h. die Flügel gestutzt, und so „schrotet" man Einen, den man in Rechten und Freiheiten verkürzen will.[1]

Wie schlechtes Schneiden ein Schnäfle, ist schlechtes Nähen — Näänje — ein Sụụrple, ein G'sụụrpel, ein Sülpere; oder ein G'schnụụrpf, ein Schnụụrpfe[2] (zürcherisch und auch bei Gotthelf[3] „schnürpfe"). Das zu „Schnur" gehörende mhd. snërfen und snërchen bedeutet ein „Zusammenziehen" — zunächst etwa so, wie der in seinen Kleidern „Reduzierte" die Blößen z. B. eines Kniestückes durch Überstülpen und Vernähen nach dem Rezept „läng Stich, heit (haltet) enandere!" zu heilen sucht. Vergl. näänje wi ne Sattler. Verschnurpft sind auch Strümpfe, die nicht regelrecht gestopft worden. „Verschnürpft" war das blatternarbige Gesicht Jakoblis.[4] Der Schnurpfgrind: 1. häßlich aussehender, 2. verachteter Mensch. Auch „das Gnääj"[5] ist Bezeichnung einer schlechten Näharbeit.



Spuelehäber zum Zwirnen.

Aus den verschiedenen Arten Nähte (Vor- und Hinder-Stịịch, Saumstiich, Chötteli- oder Lätschlistiich, Flanällstiich, Gägestiich oder Lilache-Naht, Bättlernaht, Tröölnaht, letztere aus Hinderstich und Saumstich zusammengesetzt)[6] verwendet die Mundart bildlich die Uberwịndligs-Naht, das uberwịndlig Näänje. Ein Betrunkener, der mit gekreuzten Beinen und einwärts gekehrten Füßen im Zickzack daherstolpert, macht Uberwịndlige.

Es Briefli (Paketchen) Naadle. Neben Nadeln liegen im Naadelhụ̈si oder stecken im Gụfechụ̈ssi stets etwa eine Anzahl Stecknadeln: Gụ̈fe und Gụ̈feli. Auf ihre Kleinheit deutet der Vergleich

[1] AB. 1, 345. [2] Geldst. 189. [3] AB. 1, 245; BSp. 355. [4] AB. 1, 245. [5] MB. 2 J. 119. [6] S. Anna Küffer, Prakt. Anl. z. weibl. Handarbeiten [2]Bern 8.

mit etwas Unauffindbarem: Da fund men ĕhnder e Gufe i mene Fueder (oder Chlaafter) Heu! Interessant ist die Abstufung in Maßangaben: Es Gufechnopfs groß, en Ärbs, e Baumnuß, es Ei's groß. Wi n e Gufechnopf ist auch etwas mühsam zu suchen.[7]

In unsern Abbildungen fehlt auch der Spuelehäber nicht. Dies selten gewordene Gerät dient zu einer eben so selten gewordenen Verrichtung: dem Fade zwirne. Wer indes auf einen Nähfaden Wert legt, wo nid chrüüselet (sich nicht kräuselt), und wo nid Chnülz (übel gedrehte, knotige Stellen) drinne sii, ersetzt sich den Spüelifäde der Maschine immer noch etwa mittelst eigenhändigen Zwirnens am gewöhnlichen Spinnrad aus selbstgesponnenem Garn.

E Sach z'Fäde schlaa („z'Fade zieh"[8]): eine Angelegenheit vorbereitend in Gang bringen. Der Fadeschlag. Der Sach der Faden abschniide. Fade, wo nääjt: ein Mittel, ein Vorgehen, welches wirkt.

Das Fadechörbli mit dem darin unvermeidlichen Minggis[9] (Krimskrams). Ke Hushaltig ist ohni Ghüürsch (ss) im Fadechörbli. Es ist eis e kei rächti Husfrau, we si nid es Ghüürsch im Fadechörbli het. — Längfädig, d. i. ermüdend, umständlich kann sowohl eine Erzählung, Auseinandersetzung, als der Referent sein.

E Naadlen iifädle, seltener: iifädne und ganz verschollen das gute alte iifädme (zu Fadem, wie Bodem, Gadem u. dgl.), „fädme".[10] — Der Nähtlig[11] ist so viel Faden oder Garn, als auf ein Mal eingefädelt wird. Von einem Redner, der nicht zu Ende kommen (vgl. ländte) kann: Aha, er het aber e länge Nähtlig ihe g'macht!

Die Fadenspule heißt das Spüeli. Der Garn- oder Faden-Knäuel: die Chlungele,[12] das Chlungeli.[13] Das Chlungtscheli: reizend dralles kleines Kind. Rätsel: Es ist öppis nume chliin wi n es Ei, u doch möge 's vier Roß nit zieh. — Mythologischen Hintergrund hat die Fasnacht-Chlunglere (die alte Berchta, welche die mit Spinnen nicht fertigen Mägde bedroht und straft). Ihrem vermummten Erscheinen entspricht einigermaßen die als Chlunglere bezeichnete Titelfigur des „Hinkenden Boten" mit ihrer Frisur und der an ein Spinnrad erinnernden Weltkugel.

Abgesehen vom Zeichne der Wäschestücke mit rotem Faden ist das Sticken oder Prodiere („brodiere", franz. broder und border, eigentlich: einen Tuchrand mit Garn einsäumen, saume) eine vornehme,

---

[7] BwM. 176. [8] Kongreß 166. [9] Basl.: Migqis. [10] AB. 2, 53. [11] MW. Anna 143. [12] Schuldb. 299. [13] UK. 162; SchM. 2, 343.

etwa für Besuchsstunden aufgesparte Arbeit. Es werden Pantöffeli probiert, oder wenigstens die Schuehblätze dazu. Es Paar Hoseträäger, e Schileebläß (Westen-Vorderstück): Mittel, um gewissen Orts bei noch nicht ganz gewissen Aussichten sich in freundliche Erinnerung zu bringen.

„Pantoffeln brodieren oder einen Tabakbeutel häkeln", war noch nicht Mode in der Vehfreude.[15] Wie entschieden das Hääggle es heute im Bernerland ist, beweisen die altmodischen weißbaumwollenen Decken über Tisch und Kanapee, Bett und Schubladestock der Hinterstube.

Eine entschieden zu wenig geübte, ebenso feine wie solide Knüpfarbeit ist das Filoschiere (-s-; la filoche = das Netz). Netz-Unterhemden und -Unterhosen, Halstücher und Halsbinden, Mite (mitaines) und Handschuhe sind ebenso zierliche wie praktische Erzeugnisse dieser schönen Handfertigkeit. Im Groben veranschaulichen sie der Grasbogen und das Heugarn.

Um so geübter ist und bleibt (auch im Zeitalter der Strickmaschine) das Stricken: Lisme. Seit 1535 aus Burgund über das Elsaß und Basel zu uns gekommen, ward ehedem diese Fertigkeit auch durch Männer geübt, erstreckte sich aber auch auf allerlei schätzenswerte Gewandstücke, von denen heute noch der Lismer (Spenz) Zeugnis redet. Vgl. das „Lismerhuus", ein Gütchen zu Huttwil (1783). Auf Frauenhand beschränkt, ist heute hier das Lisme eine so gewohnte und selbstverständliche Betätigung (da und dort vielleicht auch Vorspiegelung) häuslichen Fleißes selbst an Schul- und Examen-Besuchen, daß sie — im Vergleich mit der rauhen bäuerlichen Hantierung — gar nicht mehr als Arbeit erscheint. Wer nüüt tuet, lismet. Und so eifrig lismet doch, wie heute bereits das ABC-Mädchen,[16] nicht nur ein allzeit dem Haushalt lebendes Mädeli und Rösi.[17] Es setzen auch Pfarrfrauen[18] mit allem Fleiß und setzten Landvögtinnen[19] wenigstens zum Schein die Lismete (das Strickzeug) in Gang. Die nämliche Geschäftigkeit vorspiegelnd,[20] lismerle Welschlandstöchter „öppe dem Schatte naa"[21] an einem Geldseckel.[22] Nur vollständige Nichtskönnerinnen wissen nicht einmal um das elementare Düresteche, umeschlaa, dürezieh un ahelaa, und müssen sich von einem Kesselflicker foppen lassen, si heigi gäng ei^nen^ Lätsch uf der Naadle un eine drunder.[23] Oder es sei bereits 's Börtli obenab gfület,[24] wenn es zum Einweben des Ratteschwänzli (Garn-Endstümpchens) in den Zehen-Zipfel komme,

[15] Käs. 95. [16] Vgl. Ankers liebliches Bild „Schweiz" 1900, 179. [17] AB. 1, 383. [18] GbM. 253. [19] BSp. 243. [20] UK. 257. 288. [21] UK. 145. [22] Geldst. 19. [23] Joggeli 31. [24] AB. 1, 383.

oder auch nur schon zum Abchäpple (zum Chäppli, dem Umbiegungsstück der Ferse), ja sogar bloß zum ersten Abnää (Abstäche, Verminderung der Maschen, diminuer) für das Wadenstück.

Nicht weniger als die Strick-, läßt sich die ebenso unentbehrliche Stopfnadel — Wuǐǐenaadle — mit Grazie handhaben, wenn auch der Dichter, der sie besänge, noch zu suchen ist. Mit dem Maschenstich, Lismerstich Strümpfe stopfen oder umemache, wie man Blößen, Dünnine im Tuch, ausgefranste Enden (Uusg'fiiseret's usw.) umemacht oder vermacht: das darf sich ebensogut sehen lassen, wie das Neumache eines Strumpfs, eines Kleidungsstücks. Umsomehr, da dem „Umemache" ein gewissermaßen solenner Gefühlswert inne wohnt, welcher ihm in der Unterscheidung zwischen höherm und niederm Stil eine Superiorität von mindestens zwei Graden über dem vulgär klingenden blätze zuteilt. Mitten inne steht das neutral sich haltende schriftdeutsche „flicken". Man beachte den Ton, in welchem man vom Blätze eines Kleidungsstückes, Kochgeschirrs, Zubers, Korbes, einer Kette usw. spricht; ebenso eines Häuschens, und bildlich von „Löchern"[25] und Rissen in der Lebenskraft. Man „blätzet Verfassige zwäg",[26] wie man Wagen und Roßzüge zsämeblätzet,[27] mit unglücklichen Umbauten Geld verblätzet.[28] Genau ist blätze s. v. w. Aufsetzen eines Flicklappens (Blätz) auf eine beschädigte Stelle z. B. durch die Hausmutter, welche an den Gewändern der Ihrigen von Zeit zu Zeit eine Blätzete[29] vornimmt; durch den Flickschneider (Blätzlischniider), der ebenso bessere Gewänder behandelt; durch den Schuster (d. i. „Schuh-Näher"[30]), der auf eine Blöße des Leders eine Riestere setzt. Vgl.: aus einem Unterkleid „zweu anderi z'wägriestere",[31] und so bildlich irgend etwas notdürftig herstellen: zwägriestere, zsämeriestere. Ist die Riestere, das Riesterli, wie der gleichnamige Teil des Pfluges ausweist, ein zungenförmig ausgeschnittenes Stück irgendwelchen Stoffs (Eisen, Holz, Leder, Tuch), so ist Blätz s. v. w. Stück im weitesten Sinn. In unserm Zusammenhang ist es also Flickstück; für den Gemüsebau dient der (Pflanz-) Blätz; ein Stückchen der Haut ist gemeint bei der Redensart: enandere Blätzen abriibe; hyperbolisch sagt man: sich Blätzen abchläge; in bloß linearer Ausdehnung gedacht: ein „Stück" Weges: i chume no ne Blätz, es Blätzli, es Blätzeli mit der.

Was man mit einem Flickstück bedeckt, kann sein: ein Riß oder Schranz. „Schranz" (zu „schrinden" und „Schrund") ist überhaupt

[25] AB. 1, 73. 276. [26] Kongreß 143. [27] Käs. 246. 264. [28] Barthli 43. [29] MW. Ws. 23. [30] Die scheinbare Endung -ster ist lat. sutor, „Suter", aus „súere", nähen, consuere = frz. cou-d-re, eigentlich zusammennähen. [31] MW. Ws. 26.

Riß, Spalte, Bruch (vgl. der „Hofschranze“, der ein hofgemäß geschlitztes Kleid zur Schau trägt), und ei'm öppis abschränze ist abzwacken. Ferner: eine abgenutzte Stelle, eine Blöße, also 1. eine Dụnni, die noch notdürftig zusammenhält, 2. „es Loch“. Letztere Bedeutung als die ursprüngliche geht schon aus dem Synonymenpaar blutt u^n^d bloß (blutt u bblooß) hervor, welches sichtbar auf éiner Grundform[32] beruht. „Blutt“ spielt denn auch seine Rolle zunächst im Rechtsleben,[33] woran sich anschließt: einen andern[34] oder sich selber[35] blutt mache d. h. aller Habe bis auf das Unpfändbare entblößen; blutt s. v. w. vermögenslos, auch: ausgehungert.[36] (Vgl. „bluttarm“ als von Jakob Grimm vermutete Grundlage von „bluetárm“ = äußerst arm, falls dies nicht doch wie „blutwenig“ sich erklärt.[37]) E blutte Marchstei ist durch die Pflüge der Anstößer von aller Erde entblößt.[38] Eine Lichtung im Wald: e Blụtti. Es Bluttmụ̈ụ̈seli: in seiner Nacktheit reizendes Kindchen. Bluttfues gaa: baarfuß (baarfis[39]) gehen. Um 1790 ging ein Gemeinderat barfuß und in neuen Zwilchhosen ans Schulexamen.[40] Das Wesen des Erdbeerimareili aber „hatte etwas Eigenes, fast möchte man sagen: Vornehmes, trotzdem daß es barfuß ging“.[41]

Welcher Gegensatz dazu der „Lump“, „Fötzel“, „Hudel“ auch im eleganten Gewand! Alle drei Synonyme gehen aus vom Begriff des kleinen Zeugstückes. Mit „Stück, Pletz, Lump“ wird 1523 der „Lappen“ umschrieben, und dasselbe bedeutet ja der um den Kopf gewickelte Lumpe[42] (der „Gsunkets-(Gesundheits)Lumpe“ der unter Zugluft das Zimmer reinigenden Schaffhauserinnen, das „Chopflueder“ im Gadmental und das „Schnụ̈zlueder“ (Nastuch) dortselbst). So stehen bei uns der Naselumpe, der Wäsch-, Putz-, Bodelumpe im eifrigen Dienst der Reinlichkeit; ja ersterer (das Schnupftuch) kann in gesellschaftlichen Ettikette-Fragen eine wundersame Rolle spielen. „Vor allem uus — instruiert Müller seinen jungen Kollegen im Lehr- und Leichenredner-

---

[32] Got. blauthjan = aufheben, abschaffen; Marc. 7, 13. [33] Gelbst. 203; Michel 208; UK. 201, vgl. Beitr. 438. [34] Schuldb. 349 und ö. [35] Ebd. 351 und ö. [36] Ebd. 402. [37] Nämlich als Mechanisierung aus Fügungen wie: Du söttist di schäme i dis bluetige oder blüetige Härz ihe = dein Herz, dessen wesentliche Eigenschaft es ist, „bluetig“ oder „blüetig“ = durchblutet zu sein; also in dies dein wahres, wirkliches Herz = in Wahrheit bis in dein Herz hinein. (Vgl. the very town = „die eigentliche Stadt“ = die in Wirklichkeit so zu nennende Stadt = die City gegenüber dem Weichbild.) Vgl. auch „chidigi Nacht“ S. 118 hievor. — Wie nahe „blutarm“ mit „blutarm“ sich berührt, zeige folgendes Gespräch um Biel: „Üse Bueb ist gäng e so matt, er hett's wie Blii i de Beine“. — „Er ist däich bluetarm.“ — „O bhüet is nei, bhüet is nei, was täichit der? Er het vo sir Mueter feuftuusig Fränkli, u vo mir git's einist o no öppis!“ [38] BSp. 10 [39] Ebd. 381. [40] Berner Volksztg. 1902, 5. März. [41] EbM. 272. [42] Gelbst. 279.

Amt — nimm di schönste Naselumpen i Sack, u häich e Zopfen e chlii voruse. Wenn d' zum Huus zuehe chunnsch, so gib dene Manne d' Hand, zieh der Naselumpe füre, wüsch d's Gsicht dermit ab u säg, du sigist starch glüffe. Wenn d' i d' Stube chunnsch, so zieh wider der Naselumpen usen u schnüz es paar Mal, das biwiist männlichi Teilnahm." [43]

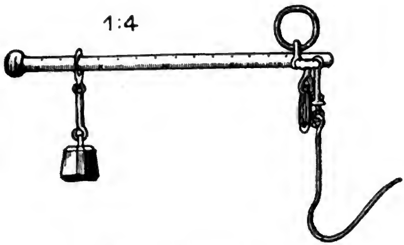
So fügt sich der Lumpe geschickt und geschmeidig in tausend Bedürfnisse und Wünsche. Allein — und das ist der Welt Lohn — gerade das Selbst- und Willenlose solchen Dienstes macht ihn zum Urbild alles verächtlich halt- und charakterlosen Wesens. Glumpelig und lümpelig (widerstandslos weich und nachgiebig) heißen die Übergänge hiezu. Am Ziel des Weges aber steht der aller Selbstachtung und Selbstzucht baare Mensch — der Lump. Es hat also mit dieser ethischen eine sprachliche Abspaltung sich verschwistert: „die Lumpen werden die Lumpe", [44] ganz so, wie der und die Tropfen zu „der arm Tropf", „die Tröpf". Solch ein Lump nun lumpet, stellt Lumpete um Lumpeten an, bis er alles ihm Anvertraute verlumpet het und schließlich verlumpet (bankerott) ist. — Sit Dir (Ihr) das Glump? lautet ein Reckruf beim Kartenspiel.

Der Hüdel (verwandt mit den „Hadern" und mhd. „der hadel") ist zunächst ein ebenfalls zu Ehren gezogener [45] und erst bei gänzlicher Invalidität dem Hudilumper, [46] dem „grusam brave Hudlepeter" [47] (verächtlich dagegen „Hudilump" [48]) ausgelieferter Lappen. Hudle gää ó warm: in Ermangelung eines Bessern nimmt man mit dem Vorhandenen vorlieb. Er het e Grind wi n es Fueder Hudle (vgl. „Bauelegrind"). E g'hudleti Geis (langhaarige Ziege); g'hudleti Chatz (Angora-Katze). Etwas oder jemand hudle: in schwankende oder zitternde Bewegung versetzen, schütteln, wie auch Fieber, Aufregung, Furcht es tun; [49] ihn zwäghudle; [50] bildlich: „das Volk hudeln und plagen". [51] „Der Stier söll mi hudle, wenn ...!" [52] Moralisch: jemand ausschelten, [53] über ihn losziehen. [54] — Der schlimme Nebenbegriff nun stellt sich ein, sobald der Hudel als loser, flatternder Teil eines Ganzen an diesem hängt und ihm das Aussehen des Unsoliden, des noch Unfertigen oder schon im Zerfall Begriffenen gibt. So geht der Zerlumpte in Hudle oder in Hüdeli, verhudlet, ghudlet, hüdelig [55] einher; sein Gewand ist es Ghudel, gleichwie ein zerfallendes Gerät, [56] baufälliges Haus u. dgl. Vgl. die Hudel-Ornig usw.

[43] MW. BK. 46 f. [44] Käthi 86 Hs.; vgl. Goethes „bescheidene Lumpe". [45] Käthi 186; Kätheli 280. [46] Dursli 261. [47] MW. 2 J. 156. [48] GG. 1, 25. [49] AB. 2, 328. [50] Widm. 126. [51] Tell 79. [52] MW. 2 J. 87; SchM. 2, 305. [53] Ebd. 198. [54] AB. 2, 334. [55] Geldst. 343. [56] MW. Mg. 268.

Wie aber der Lumpe[n] zum Lump, so wird der Hudel (Lappen) zum Hudel, Hüdel, Hüdeler. Diesen Übergang illustrieren zahllose (bekannte) Witze und Neckereien, u. a. die gegenseitige Mahnung unserer kleinen Schlittenfahrer zum Ausweichen: Achtung, es chunnt es Fueder Hudle! D's Hudel's gaa (den Weg des H. g.): ökonomisch zugrunde gehen, s. v. w. verlumpe.[57] Als solcher „Hudel" handeln heißt hudle,[58] hüdele, alls (das seine) verhudle, verhüdele; Hudleten aastelle. Der Hüdeler.[59] — In mitleidigem, erbarmendem Sinn: „der Hudi list" (wie ein Hund) das Weggeworfene auf.[60] „Eh du arme Hudi, gschwind, gschwind a d' Wermi!"[61]

Mit „Fetzen" endlich, was ursprünglich in gutem Sinn „Kleid" (vgl. sogar „Sonntagsfetzen"[62]) bedeutete, steht in Zusammenhang: das G'fotz, soviel wie Glump, G'hudel. E gfotzleti (vgl. ghudleti) Geis. Wie der Lumpe[n] zum Lump, verhält sich der Fotzel[63] zum Fötzel; fotzle (in Lumpen: verfotzlet, „verfötzlet"[64] einhergehen) wird zu fötzle, d. h. 1. als Lump sich geberden, 2. über jemand als einen Lump spotten, ihn uusfötzle.



Bolzwage (Hudilumperwöögli).

Eine ähnliche Wortgeschichte steckt in Plunder, das einst (z. B. 1441) auch in der Bernersprache[65] u. a. Gewand und Hausrat bedeutete (Plunder zu plündern wie franz. robe zu dérober und Raub). Erst mit seinem verächtlichen Sinne des ordnungslos umherliegenden Allerlei machte es einer Reihe anderer, nach und nach auch wieder veraltender Ausdrücke Platz. So der „Waat" (Wat;[66] „das Leinwat, damit er bekleidet ist;"[67] altdeutsch die wât und das giwâti, gewaete). An Stelle der „Waat" trat das „Gewand", womit man den Leib „umwindet", umwickelt, umhüllt (wobei die Konkurrenz mit „Waat" ein Schwanken des Geschlechts hervorrief: „das Leinwat" — „die Leinwand" 1. Leinenkleid, 2. der Stoff dazu). Wie das „Gewand" auch die gesamte kriegerische Ausrüstung mit umfassen konnte („Gewandhaus" = Zeughaus),

[57] AB. 2, 43. [58] SchM. 1, 93. [59] Bitt. SE. 4. [60] Dursli 216. [61] AB. 2, 419. [62] Kluge[6] 105. [63] AB. 1, 315. [64] Ball 57. [65] Schwz. Id. 5, 115. [66] Ztgst. Hs[a]. [67] RB. 67.

so finden wir umgekehrt „das Gschütz“ für Kleidung.[68] Am allgemeinsten ist natürlich das „Kleid“, und zwar bedeutet in mundartlicher Färbung es Chleid ein Kleidungs- als Ausstattungsstück, das in prägnantem Sinne „kleidet“, d. h. dem Träger vorteilhaft steht. Ein ganzer Anzug heißt B'chleidig, noch häufiger jedoch (und namentlich für Kinder-Gewand): die Aalĕgig. Mit kürzender Objektsverschiebung sagen wir statt „das Kleid an den Leib anlegen“: 's Chind aalege, si^ch aalege. Si^ch anders aalege: sich umkleiden. Dabei hat „aalege“ den bemerkenswerten Doppelsinn von „bekleiden“ (vêtir = mit Gewand ausstatten) und „ankleiden“ (habiller). „Jez isch das Chind doch ordlig aag'leit.“[69] Mit jener Objektsverschiebung sagt man auch: si^ch oder jemanden abzieh = auskleiden. Zu solch ordentlichem Anziehen steht im Gegensatz das bloße Aawuusche,[70] Aafungge,[71] wie zum richtig glatt Ansitzenden das Verrumpfete.[72] Beides ist der Fall beim Faaggeli und Hää(r)peli,[73] beim Tämscherli und Schlamp, und hootschig (hotschig) chunnt dahaar der Hootsch oder Hötsch.

Das Alltagsgewand.

„Die Toilette eines Bernermädchens fängt da an, wo manche Modedame noch gar nicht daran denkt: beim Hemde.“[1] Auch den echten Bauernsohn erkennt man schon am feinen und weißen Hemd.[2] Aber nicht weniger ehrenfest erklärt die Tochter aus armem Haus ihrem Bruder: „Diner Hemmli si öppe nid, wi n es si für ne Schu'meister schickt.“[3] — So die Qualität dieses zu unserer Tracht unentbehrlichsten Gewandstückes. Auch am Werktag ist dasselbe, und zwar im Bauernhause bis zum Härdchnächt hinunter, es wiißes Hemmli. Nur sehr allmählich macht dasselbe dem Wollhemde Platz, obgleich letzteres auch hierzulande längst bekannt ist.[4] Etwas häufiger wird das Barchenthemd (Barchethemmli) getragen.

Und das Quantum! Es Dotze Hemmli,[5] für all Sundig chönne z'schangschiere, ist ein Minimum, das jeder achtbare Bauernknecht überschreitet. Allerdings ein respektabler Luxus gegen die Tage der spinnenden Königin Bertha, wo mehrere Prinzessinnen zusammen ein Hemd besessen haben sollen.

[68] Ztgst. 1, 118. [69] MW. 2 J. 253; vgl. aahaa, to wear, „antragen“ (Rebm. 605). [70] GG. 2, 59; Geldst. 67. [71] MW. Anna 186; Geldst. 67. [72] UK. 293. [73] AB. 2, 35.

[1] GG. 2, 153 f. [2] GG. 2, 32. [3] MW. BK. 13. [4] Ger. Tw. (1793). [5] Lischeb. 18.

Am Hemmli un a de Schuehne g'chennt me der Vagant. Flugs also, wenn wir nicht das Geschick eines Pestalozzi vor Brugg erleben wollen, zunächst hin zur Nääjiere (wie die Weißnäherin — Lingère — und Schneiderin noch zur Stunde heißt), und Hemden bestellt! Und zwar solche, an denen Ärmel und Stock (beim Männerhemd: der Schilt, Hemmlischilt)[6] vom gleichen Stück[7] sind; die Brust noch nach alter Weise g'fälglet (platt anliegend gefaltet); die Eermel (Ärmel) dagegen ohne Braselî[8] (bracelets), vorn weit offen, damit durch ihr Rückwärtsstülpen (Hinderelitze) die Arme zu größter Kraftentfaltung frei werden; die (Achsel-) Bblegi[9] und das Rütli (der rautenförmige Einsatz in die Achselhöhle) recht stark. (Beim Stockhemmli der Frauen werden die Achselstücke durch die bis in das Halsbändchen hinaufreichenden Ärmel ersetzt, wobei aber Ungewohnte sich fühlen wi i mene Chomet.



Im sommerlichen Alltagsgewand.

Daher ist auch das püürsch (ʒʒ) (bäurische) Werktags-Frauenhemd lieber ein weitärmeliges: es wits). Der Hemdkragen (Hemmlis-

[6] GG. 2, 153. [7] Gf. SF. 1899, 82. [8] MW. Anna 159. [9] Michel 190.

Chrage) wird noch heute selten separat, lieber am Hemd aufgenäht, getragen; doch heute sieht man ihn allgemein umgelegt (aheglitzt), nur noch bei ganz alten Männern „schön herauf über die Ohren" gezupft[10] und zwäg'zöge,[11] zwägg'streckt.

An „Hemd" erinnernd, sei gleich hier das „Montur-Camisol" erwähnt, in welchem 1789[12] ein Strafgefangener entwich. Sonst erscheint damals[13] „Hemd und Leibli" (das Liibli) als Nachtgewand eines Mannes. Die gewöhnliche Bezeichnung eines solchen Oberleibwärmers ist: der Mutz[14] (mit Ärmeln: Ärmelweste), wogegen „ein weißes Leibli von Satinen mit gelben Knöpfen" (1793)[15] und „es sidigs Libli"[16] bereits unserer Weste gleichkommen. Vgl.: „1 halbleiniges Westli mit Ärmel"[17] (1793), unser Ermelschilee. Ihm entspricht der Brustlatz der Truber-Bauern von 1830,[18] das „rote Brosttuech" der Appenzeller. Die heute allgemeine Bezeichnung der Weste ist: das Schilee („Gilet"[19]).

Bei kleinen Knaben (beim Pfüderi) hängen die Weste (oder das Gstältli, welches bei kleinen Mädchen auch als Anhalt der Unterkleider dient) und die Hosen noch zusammen; deshalb kleidet sich die Frage „hältst du mich für einen dummen Jungen?" etwa auch in den Ausruf: Meinst öppe, der Schniider heig mer d' Hosen u 's Schilee o no an enandere gmacht?

Die früh mittelalterliche „Kotze" (die flockige Wolldecke, welche um den Leib geworfen wurde) kam aus der romanischen Entlehnung (cotta) wieder zu uns als „Kutte" — aber in wie vielsagender Bedeutung und Gestalt! An sie erinnert zunächst die Mönchskutte. Sie war also nicht unser knapp anliegendes Ober-, sondern ein den ganzen Leib umhüllendes Über-Kleid. Von seiner Art sind etwa der moderne Frauen-Überwurf oder auch der aus ältern Tagen in unsere Zeit hineinreichende Frauen-Shawl. (Das ursprünglich aus feinstem tibetanischem Ziegenhaar verfertigte Zeug heißt persisch schâl, englisch shawl, französisch le châle, bei uns die Schäle, das Schåli.[20]) Näher schon kommt jene „Kutte" unserer Gewandung in Form des Mantels; jedoch noch lange nicht unseres Überziehers, oder etwa des graziös auf dem Arm getragenen Mänteli eines modernen Elégant,[21] das in etwas der sommerlichen Wisite (visite) einer Dame gleicht. Ebensowenig entsprechen der alten Form das moderne Schäggett (la jaquette), die leichte Bellerine (la pélerine) oder das einst sogar bei Bäuerinnen Mode gewesene Talma (nach dem berühmten Pariser Schauspieler benannt). Dagegen näherten

---

[10] AB, 1, 199. [11] UK. 140. [12] Ger. Tw. [13] Ebd. [14] MW. BK. 57; 2 J. 231; Ball 23; BSp. 301. [15] Ger. Tw. [16] Widm. 157. [17] Ger. Tw. [18] Trub 40, 104. [19] AB. 1, 7; SchM. 1, 233; 2, 43. [20] Lischeb. 13. [21] Herdenr. 2, 4.

sich der „Urform“ einerseits der mehr vornehme Bụ́rnụß (maurisch „burnus“) oder Burnu (französisch „burnous“), anderseits der währschaft bäurische Kabụ́t, der Kaputrock aus „elbem“ Wollstoff, einst auch von Frauen und Töchtern im Unwetter getragen.[22] Mit solchem Mantel, dessen Kragen als „Kappe“ (Zipfelmütze) sich über den Kopf schlagen ließ, haben wir uns z. B. einen filzigen Joggeli in der Glungge ausgestattet zu denken.[23] „Schäbig“ nahm sich dagegen 1789 das „halblinige Manteli“ einer armseligen Hinterlassenschaft aus.[24] Um so wirksamer ließ sich mit ihm ein unliebsamer Tatbestand vermäntele[25] (vgl. „bemänteln“).

Hinwieder erinnert „ein grauer tuchener Reitmantel“ von 1793[26] an den vornehmen riding coat und la redingote. Wie erscheint neben ihm das blaue Überhemmli unserer Viehhändler und Bauern, die sich damit für unreinliche Hantierung aller Art zurüsten! Zierlich wird dagegen durch Wahl gefärbter Stoffe für das nämliche sackartige Gewand die Blụụse (la blouse) und das Blụụsli als Sommerkleid unserer Knaben.[27] Ihm entspricht das Burgunderhemmli oder der Burgunder, der von Westen her bis in unsere Gegend gedrungen ist.



Spitzes Hemd.

Dient hier der Überwurf als Ersatz des männlichen Rocks, so ist

[22] Ball. 23 f. [23] UK. 406. [24] Ger. Tw. [25] Ztgst. 1, 189. [26] Ger. Tw. [27] Burri II; Herdenr. 3, 26.

auch „die Kutte“ von ihrer Bedeutung als „Kaputrock“ [28] vollends zurückgetreten und hat diejenige unserer heutigen Chụtte, des Chụttel und des (bewußt verkleinernden, den Nebensinn des Bemitleidenswerten tragenden) Chụtteli angenommen. Ihren Ursprung verleugnet sie aber noch jetzt in bäuerlichen Kreisen nicht: hier wird sie bloß zum Schutze gegen Kälte und Unwetter getragen; [29] selbst d' Sundigchutte (der Sonntagsrock) wird von Knaben und jungen Männern, die dafür ihr schönes blankes Hemd zu zeigen haben, auch beim gewöhnlichen sommerlichen Kirchgang zu Hause gelassen und ersetzt damit gewissermaßen den einstigen Mantel für feierliche Anlässe. Auch in ihrem Zuschnitt gemahnte sie bei alten Männern bis vor kurzem an das alte wallende Übergewand: Wie die Kutte des Trubers noch zu Schweizers Zeiten „die Strumpfbänder berührte“ und auch bei uns fast bis zur Erde reichte, so glich sie in ihrem mangelhaften Sitzen [30] etwa der „wärklige“ (närrischen) Ärgauer- [31] oder der Luzärner-Chutte, „wo me kem Posterli aalege törf“. [32] War sie damit auch für das Hineinwachsen der Jungen berechnet („für n es Läbe g'macht“ [33]), so verschaffte die nicht karge Verwendung des Tuches ihr den Namen Späckịtechutte. [34] Als Füdlechlopfer verspottete man den für eine geraume Zeit sie verdrängenden Frack oder schwalbenschwanzähnlichen Flügelrock, dessen Flügel („Klopfer“ [35]) seinerzeit zu manchem spassigen Bilde Veranlassung gaben; so mit ihrer beträchtlichen Breite [36], die sogar zum Schmuggeln einlud, [37] oder dem Junggesellen zum Auswischen seiner Tassen diente. [38] Ihr „Schwenken“ bei eiligem Gang wurde dem Träger als Stutzerhaftigkeit zugerechnet. [39] Besonders hat das eim a de Chuttefäcke hange [40] oder ein bi de (oder der) Chuttefäcke erwütsche [41] (vgl. der „Ziehfecken“ [42] und das Zöpfli [43]) sich bis in unsere Tage forterhalten. — Man fand aber auch lange Zeit kein Gefallen [44] an dem kürzer und kunstgerechter geschnittenen Gehrock, das Bálto genannt. (Le paletot ist eigentlich „Mantelrock“.) Dasselbe ist aber heute fast durchgehends durch Schaggett und Westong (veston) wieder verdrängt. Der Ursprung seines Zuschnitts brachte dem Paletot die bis vor kurzem gehörten Namen der Angḷees („die Anglaise“ [45]), das Angḷeesli ein.

Auch zur (winterlichen) Sonntags-Frauentracht gehört das bis auf

[28] Ball 24; AR. 1813, 12. [29] Schuldb. 159; SchM, 2, 398. [30] BSp. 301; Jacob 2, 15; Käs. 201. [31] AB. 1, 299. [32] AB. 2, 53; vgl. Käs. 34. [33] Ott 1, 24. [34] AB. 1, 7, 346. 429. [35] Ball 14. [36] Dursli 289. [37] SchM. 216. [38] Ebd. 1, 193. [39] Ebd. 145. [40] Ztgst. 2, 120. [41] JR. (an JG.) 129; Käs. 170; Michel 220; Käthi 366. [42] Joggeli 36. [43] AB. 1, 299. [44] AB. 1, 299; SchM. 1. 376; Käs. 5. [45] Käs. 5; BwM. 182.



Gemalt von R. Münger.

die Hüften hinunter reichende Chuttli. Mit seinem engen Anschließen an den Leib vertragen sich keine weiten Ärmel,[46] obwohl solche einige Zeit Mode werden wollten. — Eine andere Bezeichnung für „Chuttli" ist Tschööpli: ein Kleid, das dem Tschoope ähnlich geschnitten ist. Die wirkliche Bedeutung von Tschoope und der bewußten Verkleinerung Tschööpli ist nämlich: Obergewand des Kindes, auf bloßem Leibe oder allenfalls über dem Hemdchen getragen. Daher Eim der Tschoopen aalege oder ihn tschööple[46a]: wie ein Kind behandeln, foppen, übertölpeln. Von daher bedeutet der Tschoope auch wieder ein tölpisches Mädchen. — Etwas lockerer schlägt sich um den weiblichen Oberleib das Jaggli; ganz lose tut dasselbe der altmodische Schlutti oder der Flauti, Flaudi, Flauder.[47]

Bei Gotthelf erscheint einmal[48] ein „Schnepf" als Damenrock.

Der bäuerliche Frauenrock hinwieder, welcher mit der knapp an den Oberleib sich schmiegenden ärmellosen Chittelbrust für den Werktag bisweilen ein Stück ausmacht und bis auf die Knöchel hinunterreicht, heißt der Chittel. Bei halbwüchsigen, oder auch bei augenscheinlich armen Mädchen heißt das entsprechende Gewandstück Chitteli. Seine obligate Farbe war bei Mädchen hellblau, bei Frauen tiefschwarz. Chittel war aber (wie z. B. noch im Appenzellischen) ehedem auch Bezeichnung des Männerrocks. So im Mittelalter, so noch bei Gotthelf.[49]

Für ein Mittelding zwischen Bäuerinnen-Kittel und Damenrock hörte man ehemals den Namen Jepe (ïe).[50] Heute gehört das Schüppung[51] (le jupon) als Unterrock und Rotkleid[52] der städtischen, das Gloschli „mit dem hellen roten Rande"[53] in gleicher Verwendung der bäuerlichen Tracht an. „Die Kammerzöschen, die Köchi, das Stubemeitli, und wie die Gloschlihusaren alle heißen mögen."[54]

Wie ehemals alte Strumpfrohre als Stump-Hose[55] im Frühling und Herbst das Gloschli ersetzten, dann aber den Unterhosen Platz machten, so haben bis zur Stunde Gloschli[56] und Hose noch etwas gemeinsam: sie sind die symbolischen Vertreter der Hegemonie in Haus und Heim[57] geblieben. Ungefähr gleich oft aber bezeichnen die Hosen den Gegensatz wie zum Weibischen, so auch zum Weiblichen,[58] und es wird einer Person, die in erster Linie nicht in die „Hosen", sondern zunächst einmal unter die Haube schlüpfen möchte, das Diktum in den Mund gelegt:

---

[46] Notar 83; SchM. 2, 28. [46a] SB. Kalender 1905, 90. [47] Ger. Tw. (1793). [48] UK. 128. [49] BSp. 187; vgl. Ger. Tw. (1789). [50] Vgl. SchM. 2, 293. [51] DiW. Anna 142. 189. [52] Käs. 98. 267. [53] Spinne 23. [54] Rschwander Alp. 71, 73. [55] BwM. 123/4; Michel 168. 228; AB. 1, 262/3. [56] Ztgst. 2, 4; Käs. 42. [57] UP. 81; AB. 1, 411; Übergang 316; Kurt 109 und ö. [58] Barthli 11.

We's nume höselet — gäb wi n es pfösele t! Nicht weniger bedeutet solch ein Kleid den schwarz-weißen Grenzpfahl zwischen dem „Kind" (wie bezeichnenderweise der Zürcher das beim Rock verbleibende Mädchen benennt) und dem werdenden Mann: dem Rockbueb und dem Hosebueb.

Der Umstand aber, daß diese toga virilis der Hosen schon in sehr früher Zeit an Stelle des Kinderrocks tritt, bringt den Träger solcher Auszeichnung bisweilen in drastische Verwicklungen mit ihrer Signatur der Männerwürde. Nur zu oft ist die Erinnerung an die „ersten Hosen"[59] an das recht ernstlich entwürdigende d' Hose oder d' Höseli ahelaa[59a] geknüpft, und das keineswegs immer, weil etwa das Häkchen künftiger Mannheit sich zur Unzeit krümmen wollte. Vielmehr tritt ebenso oft jene „Verlegenheit" ein,[60] die den Träger des Männerkleides zum Höseler[61] stempelt. Höseler heißt dann nach solchem auch der Großgewachsene, der da, wo er „Mann" sein sollte, 's Härz i de Hose nide het, und den Titel Hoseschiißer aus dem Bereich des niedern Stils in den höhern der zornerregten Gefühlssprache hinaufrücken läßt. Ein solcher „Höseler" sieht überall Not und Gefahr, selbst wo er keineswegs i bööse Hosen ist (in schwieriger Lage steckt), sondern bloß in momentaner Ratlosigkeit sich befindet.

„Es hatte dem Korn (Dinkel auf der Flur) weder in die Hosen noch in die Blüte geregnet."[62] Dieser Vergleich mit der etwas bauschigen Halmscheide über dem untersten Knoten (vgl. auch die Hösli an den Hinterbeinen der eintragenden Bienen, oder den Teigbelag gebratener Froschschenkel usw.) erklärt sich aus den „Knie"- oder „Stump-Hosen"[63] älterer, bei uns etwa bis ins Jahr 1855 hinaufreichender Zeit. Als Fortsetzung der nord-gallischen „bracca" und der mittelalterlich-deutschen „bruoch" (Hüftenbedeckung) umschlossen sie eng und knapp die Knie, daher die Bezeichnung „Spitzhosen".[64] Unterhalb des sie tragenden Gürtels (Hosebändel) flatterten sie bauschig,[65] weshalb Schweizer in Trub[66] sie kurzer Hand „Schwinghosen" nennt. Sie waren so umfänglich, daß noch um 1800 aus einem einzigen Paar dieser gefalteten Beinkleider „ohne weiteres Hinzutun ein stattlicher Weiberkittel" verfertigt werden konnte.[67] Das war nur möglich wegen der Zusammensetzung aus mehreren Stücken (Blätzli); deshalb auch der Name Blötzlihose.[68] Schlitzli an den Seiten[69] mit Knöpfen[70] oder Schnallen[71] ermöglichten das An- und Ausziehen. Sie trugen aber auch den

[59] Käthi 400. [59a] UK. 106. [60] AB. 1, 443. [61] Ott 2, 67 f. [62] Christen 179. [63] Bitt. Zh. 4. [64] Ger. Tw. (1789/90); Dursli 200. [65] AB. 1, 134. [66] 1830, 104. [67] Berger 10. [68] Widm. 85. [69] AB. 1, 7 (ergötzlich!) [70] Ebd. 130. [71] Erbv. 3.

altmodischen Eignern solcher „kurzen Hosen“[72] den Titel Schlitzhösler[73] ein, als die „langen[74] und straff anliegenden[75] Hosen“ mit ihren erst bis auf die Knöchel, dann bis fast auf den Boden reichenden Röhren, den Hosebei oder dem Hosegschlötter, in allgemeinere Übung kamen. In den wunderlichen „Stegreifen“[76] suchten dann Vornehmere eine neue Auszeichnung. — War also der Schlitz zur Seite altmodisch geworden, so gab dagegen der Schlitz, der den Latz, den Hoseläde, das Hosetööri allmählich verdrängte, um 1850 den Gegenstand eines heftigen Federkrieges unter den militärischen Verwaltungsbehörden ab.[77]

Und nun der Schurz, die Schürze, die Scheube, das „Vortuch“ oder „Füürtuech“, Füürtęch, „Füüertęchli“,[78] Füürte![79] Letztere Form so geläufig, daß die Volksetymologie sie mit dem ursprünglich einzigen Sumiswalder-Hof „Füürte“ in eins nahm und aus der Fürte (Schürze) als Kaufpreis für den Hof nach der Pest von 1349 herleitete.[80] — Zur Schonung des Gewandes trägt der Handwerker auf dem Arbeitsplatz „ein Fürfähl, von einem Rotgerber geliefert“ (1790);[81] trägt er den Metzger-, den Bäcker-, den Schmitte-, den Gärtner-Schurz, die Wäber-Scheube usw. An den „Kuchifürtechen“,[82] „schwarz und klebrig“ herumliegend, erkennt man das Köchinnen-Regiment; Kellnerinnen legen zum Bedienen „die weißen Präservativ-Scheuben“[83] weg und ziehen dafür die Chällnere-Scheubeli an. Um „ein Kaffee zweg“ zu machen, legt Annebäbi „ein ander Fürtech um“[84] und legt die Ausgeh-Schürze weg. Letztere wird also zum Anstandskleid, zum Präsentations-, Ausstattungs-, Putzstück, ohne welches schließlich keine Weibsperson mehr denkbar ist.[85] Ja schließlich kann das Fürtuch soviel wie „Weibsbild“ bedeuten,[86] und der „Schürzenjäger“ fahrt eren iedere Scheube naa. „Um Öl zu holen“,[87] um einen Besuch zu machen,[88] bindet man e bessieri Scheube um, so daß es suferš Füürtech umlege geradezu identisch wird mit „einen Ausgang unternehmen“.[89] Kein Wunder, daß man sich auch zum Empfang respektierter Gäste,[90] überhaupt zum Repräsentieren,[91] mit der Schürze ausrüstet, die dann freilich keine „wohlfeile Äärgäuer-Scheube“[92] sein darf; oder daß man die be-

---

[72] Ebd.; Dursli (1846) 200. [73] AB. 1, 300. [74] Dursli 200. [75] BSp. 414. [76] AB. 2, 240; Geldst. 55, 148. 253; Jacob 1, 107; Überraschung 338. [77] EB. 1903. [78] MW. 2 J. 207. [79] Geldst. 189. [80] In Wahrheit sind es zwei Furten über die Grüene (siehe Abb. S. 51), die noch heute zur Not etwa benutzt werden, und die dem heute dreifachen Gehöft in der Nähe den Namen gaben. [81] Ger. Tw. [82] SchM. 2, 96; vgl. Joggeli 43. [83] Ball 36. [84] AB. 1, 180. [85] MW. Wj. 92; UK. 12. [86] Ball 43. [87] SchM. 2, 47. [88] Thorb. 70; Käs. 280; Schuldb. 295. [89] Käs. 148. [90] GG. 2, 57; 3, 14. [91] Ztgst. 250; Geldst. 109. [92] UK. 266; AB. 1, 70.

reits umgebundene Schürze rasch losbindet und wendet, hurti d' Scheube chehrt.

Immerhin dient die Schürze auch noch zu andern, zu wie vielfachen Zwecken! In ihr werden Sämereien (wie Mangold, Kümmel) zum Trocknen aufgehängt. Über einen Transportkorb für Hühner spannt man verhüllend eine Schürze. In die hinten aufgebundene und derart vorn zu einer riesigen Tasche geformte Scheube sammelt die Ährenleserin beiläufig Ähren, sammelt die Hausfrau und trägt das Kind Obst,[93] Bohnen, Salat; in ihr holt sie Schnitze aus dem Speicher, Eier aus dem Hühnerstall, trägt sie zur Hühnermahlzeit die Körner her. In solcher Tasche bringt die gewandte Heuerin ganze Scheubete voll zusammengerechte Halme dem Wagen nach,[94] in einer „Schäube“ holt eine arme Person ihre Gewänder ab.[95] Ja in der „Wassernot“ [96] trägt eine Mutter ihren Säugling „im Fürtuch“ durch die Fluten. Wehmütig zog eine andere Mutter ihr Fürtuch ab, „legte es über das Bett ihrer drei magern Kinder, setzte sich wieder ans Rad, spann und betete.“ [97] Mit dem Fürtuch auch schützt das weggelaufene Stüdeli das Kleine vor dem Regen;[98] mit der Schürze wehrt eine andere die Fliegen vom schlafenden Kind. — Zum Ersatze fehlender Scheiben vermache si z' . . . am Sundig d' Pfäister mit de Wärchtigscheube, am Wärchtig mit de Sundigscheube; drum isch es dert vil schöner am Wärchtig düre z'gaa weder am Sundig. — Im Notfall deckt man das warmgestellte Essen in der Ofenecke mit ere Scheube. — Zum eigenen Schutze werfen vor dem Unwetter Fliehende sich die Schürze über den Kopf.[99] Seine Erregung verbergend, tut dasselbe ein Mädi.[100] Die frierenden Hände stecken Weiber,[1] stecken Kinder[2] unter das Fürtuch, wenn letztere nicht gar dem Müeti under d' Scheube schlüüffe,[3] wie wenigstens schüchterne Mädchen[4] wirklich und Muttersöhnchen[5] oder Pantoffelhelden[6] figürlich dem Müeti am Füürte hange. — Neugierigen oder kritischen Blicken entzieht man zu verbergende Dinge trefflich unter der Schürze.[7] — Zum Schutz aber des Festgewandes bei einer raschen kleinen Hantierung bindet ein „tifiges“ Mädchen sich eine Schürze um den Hals,[8] wie eine gescheidte Frau zum Sitzen auf feuchtem Boden sich die Schürze unterbreitet, ein Meyeli aber am Hochzeitsmahl sich das Fürtuch über den Schoß zurücklegt.[9] Einem schäkernden Mädchen dagegen ist das vom Regen durchnäßte Fürtuch gerade gut, um es dem Melker um den Kopf

[93] Vögelein 139. [94] UK. 218. [95] Ger. Tw. (1789). [96] 26. [97] Sylv. 243. [98] Besuch 161. [99] UK. 219; Joggeli 28. [100] UK. 219; Joggeli 28. [1] AB. 1, 110. [2] Geldst. 303. [3] Vögelein 143. [4] UK. 65. [5] EbM. 262. [6] AB. 1, 30; Burri II. [7] MW. 2 J. 294. [8] SchM. 2, 376 Hs.; Dursli 295. [9] Ztgst. 1, 6.

zu schlagen.[10] Das trockene hinwieder dient einem Mädi[11] wie einem Annebäbi als Handtuch, einer dritten als Schweißtuch,[12] einer vierten als Nastuch;[13] warum denn nicht auch als Staublumpe,[14] als Hutbürste,[15] als Gläsertuch.[16] — Wenn Bedauern heuchelnde Nachbarinnen „mit einem Zipfel der Scheube" in den Augen herumfahren,[17] „und die Tränen kommen wirklich",[18] so ist das eine wirksame Folie zu der rasch versteckten Rührung einer wackern Frau[19] und zu den mit dem Fürtuch bedeckten nassen Augen, mit welchen eine Bäuerin vom wackeren Knecht,[20] die Großmutter vom Enkel[21] und die Mutter vom Sohn,[22] „das arme Frauchen" vom Ernährer ihrer fünf Kinder für eine Weile[23] und das wackere Mädchen von dem in den Krieg ziehenden Geliebten für immer[24] Abschied nimmt.

Die vorn angeführte „Kutte" als Mönchsgewand bedeutete auch „Kappe", wie umgekehrt die „Kappe" (gleich der Kapuze der Kapuziner) Leib und Kopf miteinander bedecken konnte, und zwar bei Frauen wie Männern. Als weibliche Kopf- und Nackenbedeckung dieser praktischen Art figurierte noch vor kurzem bei uns das Gápuschung (-ss-, le capuchon, städtisch „Gapüschong"[25]) und für kleine Mädchen das Gapuschungeli.

„'s ist wäger doch e gueti Sach, wer jetz (im Winter) e warmi Chappe het!" heißt's bei Kuhn,[26] und eine solche Kappe erscheint bis zur Stunde trotz immer neuer Form als die für den „gemeinen Mann" gegebene, die natürlichste Kopfbedeckung. So zunächst die „Mannenkappe" (1791),[27] die beim höflichen Bauersmann auch den „Hut in der Hand" bedeutet,[28] beim übermütigen Jungen aber, schief auf einem Ohre sitzend,[29] den uf drei Schoppe gerichteten Hut. Hieher stellt sich auch das Vergnügen, womit man einer Sache, die man wohlfeilen Kaufs und doch auf gute Art losgeworden, no d' Chappe naaschlängget.[30]

Unter all den Formen der Männerkappe kommt der „Urform" am nächsten die Zipfelmütze: die platt anliegend über den Scheitel und bis über die Ohren stülpbare Tschöttelichappe, seltener aus Baumwolle gestrickt, häufiger aus Wolle, und wenn's gelten soll, aus Seide gefertigt. In weißgrauer Naturfarbe tragen sie noch Gotthelfs „Erbvetter",[31] der Sime Sämeli,[32] ja der Statthalter,[33] und für den in Solothurn vermißten Hansli dient sie zur Personalbeschreibung.[34] Auf Haueters

[10] Joggeli 29. [11] AB. 1, 319. 339; UK. 162. [12] Brüder 205. [13] GG. 3, 47. [14] UK. 351. [15] Dursli 199. [16] BSp. 20. [17] Geldst. 219. [18] AB. 1, 190. [19] Spinne 13. [20] UK. 159. [21] BSp. 34. [22] UK. 348. [23] SchM. 2, 418. [24] Bitt. Jh. 16. [25] Lischeb. 13. [26] AR. 1812, 156. [27] Ger. Tw. [28] Amtsr. 70. 73; BSp. 164. 166. [29] SchM. 1, 116. [30] SchM. 2, 351 Hs a; AB. 1, 261; UP. 433; Beitr. 317. 450. [31] Erbv. 3, 65. [32] Land 10. [33] MW. 27. 263. [34] AB. 1, 130; vgl. GG. 2, 48.

und seines Knechtes Kopf aber,[35] sowie für Müllers „Moosbauer“[36] erscheint sie bereits, wie heute ausschließlich, tiefschwarz gefärbt. Bei beiderlei Aussehen aber ist unerläßlich das die Bewegungen des Gehenden mitmachende[37] und das Verb „abzotteln“[38] veranlassende Chappetschötteli.[39] Wie eine Miniaturausgabe dieser Kappenform nimmt sich aus das schwarze Chüejjerchäppi, welches, wenn auch aus Samt oder Reps geschnitten und auf dem Kopf des studierten Stuben- oder des Bureau-Mannes sitzend, immer noch gerne diesen Namen trägt.[40] (Noch bewahrt Gotthelfs Familie dessen eigenes „Chüejjerchäppi“ auf.)

Verschwunden ist dagegen die für unsere Bevölkerung unpassende, als Mailänderchappe bezeichnete farbige Zipfelmütze. Ebenso die Schirm- oder Schụfe̩lchappe; an ihren Platz trat die Schil̩t-kappe, welche gleich der Schneechappe unserer Knaben über Ohren, Kinn und Nacken stülpbar, unserm Klima entspricht und wieder dem Urbegriff der Kappe sich nähert. Wer solchen Schutzes nicht bedarf, begnügt sich im Winter mit der Be̩lzchappe,[41] wozu Katzen die Verbrämung liefern. Sie teilt ihren Namen aber auch mit der Blụ̈ụ̈sch- (peluche-)chappe, und selbst die oben flache Täl̩l̩er- oder Tắtschchappe[42] aus irgend welchem Stoff hat mit der Peltzmütze ihre Benennung gemeinsam. — Necknamen wie Sche̩lme- oder Lụ̈ụ̈se-Teche̩l sind natürlich auch hier nicht fremd.

Das im Winter über Haupt und Hals schlingbare Gáschnee (-öö-, cache-nez) wird in sommerlicher Kühle bei Frauen durch das dreizipflig gefaltete, sehr kleidsame Ohretüechli ersetzt. Dagegen ist die weibliche Kappe mit dem Bläz[43] als Mittel- und Hauptstück und den berühmten Röshaarspitzli[44] ein Gegenstand des Museums geworden, so lieblich auch heute noch ein Meyeli[45] und Mädeli[46] sich in diesem bräutlichen Kopfputz ausnehmen würden.

Gar nicht so sympathisch dagegen, wie diese Spitzenhauben, erscheint dem unbefangenen Beschauer der Sammlung des Herrn Geißbühler in Grünenmatt das von Gotthelf,[47] Widmer,[48] Ott[49] und neuerdings noch in der „Schweiz“[50] so unermüdlich gefeierte, in Wahrheit recht unpraktische und im hohen Sommer mit seinem Geruch fast unausstehliche Schwäbe̩lhüeti oder Schaubhüetli[51] (1751: „Schaubhut“): der mit Schwefel gefärbte und gesteifte weibliche Strohhut. Das Gefällige und Gute an ihm ist vollständig nachgeholt durch die von Fröhlich[52]

[35] Obstb. 1903, 27. [36] LK. 34. [37] AB. 1, 429. [38] SchM. 2, 293. [39] AB. 1, 18. [40] SchM. 1, 214. [41] BwM. 171. [42] Rschwander 153. [43] AB. 1, 403. [44] Widm. 85; AB. 1, 263; BwM. 160. [45] AB. 1, 427. [46] SchM. 2, 79. [47] SchM. 2, 267. [48] 85, 95, 179, 180. [49] 1, 272. [50] 1900, 513. [51] BSp. 155; UK. 19; Jacob 1, 138. [52] XXX.

so bewunderten Strohhüte, welche die große Mehrheit unserer Frauen und Töchter ohne übertriebenes Mitmachen aller Modelaunen noch heute trägt, bei passender Statur und Bewegungsart der Trägerin speziell durch die von Gotthelf als Schlampihuet,[53] Lampihuet[54] verurteilte Bergère, diese Nachahmung des der nordfranzösischen Schäferin Schirm und Schatten spendenden Huts. Das Herausforderndste der Modetorheit liegt übrigens bei jeglicher Hutform in der Art der Garnitur,[55] und der Emmenthaler sagt in bedeutungsvollem Doppelsinn von etwas, das „über's Bohnenlied geht“: das geit no uber d'Huetschnuer!

Der sommerliche Strouhuet wechselte auch beim Mann schon zu der Zeit[56] mit dem „leichten Käppchen“, als der „aufgestellte Wullhuet“[57] und der „niedere breite Wätterhuet“[58] noch als Ausnahmskleidung neben der Kappe figurierten, der moderne Filzhut aber als vornehme Auszeichnung[59] galt. Under em Hüetli spile[60] (wie der Taschenspieler tut) heißt Intrigen anspinnen.


Der Wanneflueh-Müller (88-jährig) mit Pelzkappe.

Als Ergänzung des Hüftgewandes (der bruoch) konkurrierte die Hose mit dem Strumpf in Sache und Namen, bis die Hose als Oberschenkelbekleidung die bruoch mit zu umfassen anfing und dafür vom Strumpf als dem Unterteil (frz. le bas) abgetrennt wurde. Der Strumpf trat nun in Konkurrenz mit Stiefel und Gamasche (Überstrumpf). Das erklärt Redensarten wie: d'Überstrümpf aalege = „sich auf die Socken machen“ = sich zu einem notwendigen Ausgang sputen;[61] auch Späße, wie die bekannten von den „drei läderig Strümpf“[62] oder den tannige Hose und hagebuechige Strümpfe.[63] Fast buchstäblich konnte man von solchen sprechen, als man Fersen- und Sohlenstücke mit

[53] SchM. 2, 297. [54] Geldst. 269; GG. 2, 152. [55] Geldst. 269. [56] Trub 30, 104. [57] Ger. Tw. (1789). [58] Ball 24; UK. 207. [59] SchM. 1, 38. [60] UK. 377 und ö. [61] Schuldb. 166. [62] KL 03, 225 O 3, 167. [63] Ebd.

dickem Tuchbelag übernähte, wo me d'Strümpf g'chappet u g'söhlet het. Damit es hiebei „kener Rümpf" absetze, mußte das Zuschneiden dieser Belagstücke mit etwelcher Kunst geschehen, und vollends die glatt anliegende Umhüllung des Fersenteils mußte gezeigt und gelernt werden. Drum galt „Eim d'Chappe schroote" auch als Bild für eine ernste Belehrung, scharfe Zurechtweisung, und eine recht erregte Drohung kleidete sich in den Zuruf: Dir wil' i de d'Chappe schroote, dir! Vgl. Eim abchappe, e Chappe gää; er het e Chappen uberchoo; en Abchappete.[64] Natürlich mißriet auch dieses Kunststück bisweilen; dann war d'Chappe lätz: übel hergepaßt, verkehrt aufgesetzt. Es hatte gefehlt! Daher auch hier die Bilderrede: Jez ist d'Chappe lätz! jetzt ist's gefehlt; das Feuer ist im Dach. „Nimm di in acht, süst ist de d'Chappe lätzi." Eim d'Chappe lätz mache: Einen mutwillig herausfordern, necken.

Welche Wohltat dagegen ein in allen Teilen züjiger Strumpf („qui ait du mollet"), der weder prättig (steif wie ein Brett), noch auch gatterig g'lismet ist, und in welchem man sich wirklich wohl und behaglich, eben recht oder gut im Strumpf[65] fühlt. Nur so ist man auch fähig, „sich in andere Strümpfe",[66] d. h. in die seelische Verfassung der mit ihnen identifizierten[67] Eigner „zu denken".

An die Zeiten aber, wo die Strümpfe noch seltenere Kleidungsstücke waren, erinnert z. B. ein Mädi, das für den Sommer gar keine,[68] für den Winter aber vor und nach Neujahr je ein Paar besaß.[69] Allein noch heute legen auch habliche und zwar sogar ältere Erwachsene für den Sommer die Strümpfe fast ganz beiseite. Von Frauen und Mädchen zu Gotthelfs Zeit wurden sie wie die saubere Schürze zum Ausgehen angezogen.[70] Um so entschiedener gehörten schöne weiße Strümpfe zum Sonntags- und Festschmuck auch der Männer, als die Kniehosen sie vollständig bloßgelegt ließen. Da hatte denn auch das Strumpfband seine erhöhte Bedeutung, und vollends das silberne feierte goldene Tage. Das Strumpfband ging selbst in die Bildersprache über. Dä laat si d'Angst o nid uber d'Strumpfbänder (oder „bändel")[71] uehe wachse, d. h.: der nimmt's gemütlich, übereilt sich nicht. Du mueßt d'Strümpf binde u gaa![72] = spute dich, eile („gürte deine Lenden!").[73] Selbst der aufgegangene Hase bindt d'Strümpf[74] und entgeht dem Jäger. Das war auch die Zeit, wo Strickkünste wie das

[64] EbM. 298; AB. 2, 206; Widm. 101; SchM. 2, 388. [65] UP. 47. 195; SchM. 26. [66] UP. 272. [67] Vgl. UP. 195; so auch Blaustrumpf und dgl. [68] AB. 1, 372; vgl. Ztgst. 2, 198. [69] AB. 2, 172. [70] BSp. 433. [71] GG. 2, 158; SchM. 2, 96. [72] Schuldb. 178. [73] Jer. 1, 17. [74] Amtsr. 85. 111.

schön gefurchte Pörtli (kleine Bord) gleich nach dem hübschen Anfang (dem Aag'lịtschte) das Lob der Meisterin verkündete. G'löcheret Strümpf[75] dagegen, in welchen umgeschlagene und abgestochene Maschen in zierlicher Anordnung Hohlmuster bildeten, schmückten die Frauenfüße. Ähnliche Hohlmuster, in dreieckigen Streifen über die Knöchelpartien sich hinziehend, gaben die am Frauenstrumpf noch geschätztern Mö̆deli (Zwickel, „Zwicke").[76] Aber auch der Gegensatz blieb nicht aus: Strümpfe ohne Fersenstücke („Ferseren",[77] Fääršere, ahd. fërsana), welche die Umschreibung des Glänzens: das glänzt wi ne Bättlerfääršere erzeugt haben; zerlumpte Füßlinge (Fụ̈rfüeß),[78] deren Abgang nur durch Neuersatz (ein Fụ̈rfüeße[79] des Strumpfes) zu decken war usw. Doch auch hier konnte neben der tiefsten offenkundigen Armut der größte versteckte Reichtum unterschlüpfen. Wer gegen den muffigen „Duft" (das Fürfüeßele) einer derartigen Sparkasse nicht allzu empfindlich war, versorgte in ihr, gleich wie in alten Fürtuch- und Strohsäcken, seine Ersparnisse; wie denn auch noch in unserer Tagespresse[80] wiederholt die Kunde von neuen russischen Anleihen bei Frankreich mit dem Ruf glossiert wurde: Marianne, tue der Strumpf uuf!

Das Bild vom sommerlichen Barfußgänger, der jeweils vor Anziehen der Schuhe sich mit einer Beißzange die in den Fuß eingetretenen Fremdkörper herauszog,[81] gilt noch für unsere Tage wenigstens so weit, daß Kinder und halbwüchsige Jungen zur Sommerszeit im Bereich von Haus und Heim mit größtem Vergnügen barfuß gehen. Im Winter aber ziehen sie, gleich den Erwachsenen, selbst für weitere und beschwerliche Gänge, wie für den Schul- und Käsereiweg durch Schnee und Kot, den billigen und doch warmen Hoḷzschueh bei weitem vor. Für den „Hoḷzschueh" kann auch gleichbedeutend die Bezeichnung Hoḷzbode gelten, worunter im engeren Sinne die der Ledersohle samt Absatz entsprechende Unterlage aus leichtem Weiden-, Linden- oder Tannenholz verstanden wird. Natürlich wird auch diese an der Unterseite gehörig mit großköpfigen (Roß-) Negle, sogar mit spitzig eingreifenden Mụ̈ụ̈sechöpfe b'schlage. So gibt das Klappern (Troogle oder Trögle) solcher Hoḷztrögline" in dem ringhörige" hölzernen Haus herum einen Ohrenschmaus ab, um dessen willen besonders Kranke, Nervenschwache und Studierende das Landleben bisweilen in eigenen Tönen segnen und preisen.

Das aus geringerem, oft nur altem Leder gefertigte Überg'schüeh mit oder ohne Futter (Füeteri) geht natürlich nach nicht sehr

[75] AB. 1, 96. [76] BSp. 317; Dursli 200. [77] SchM. 1, 118. 292. [78] UK. 80; an AB. 110 und ö. [79] SchM. 2, 418 und ö. [80] SB. ö. [81] B. Volksz. 1902, 5. März.

langem Tragen zugrunde, ohne einer Flickerei wert zu sein. Daher ein Vorsatz oder ein Versprechen, sich (moralisch) zu bessern, etwa mit dem Sarkasmus aufgenommen wird: Ja, du besserist di, wi n en alte Holzschueh!

Das Holzbödele,[82] das Handwerk des Holzbödeler, ist demnach ein Gewerbe, das seinen Mann nährt. Ebenso das des Finkemacher, aus dessen Händen oder dessen Fabrik all das Schuhwerk hervorgeht, welches für leisen Gang im Hause herum dient: die Straufinke oder Strauschueh aus dickem Strohgeflecht; die Tschügge, Tatze, Tásine (Einzahl: der Täsi) aus Filz, besonders geeignet, um unhörbar im Hause herum z'tåsele (vgl. auch eim täsele = schön tun) oder z'düüßele; die Roshaarfinke, von besonderer Solidität; die fast ebenso haltbaren, dazu hübsch farbig herzustellenden Ändifinke aus Tuchrändern.

All dieses Gehzeug verfertigte ein junger Bursche als anstelliger, fleißiger Geselle. Hören wir in Kürze seine Geschichte! Derselbe hatte einen äußerst jähzornigen und eifersüchtigen Meister, und eines Tages galt es rasche Flucht. Unser junge Mann muß d'Finke chlopfe (sich fortmachen, eigentlich: die Filzschuhe als zum Wandern undienlich ausklopfen und beiseite stellen). Aber dem noch Mittellosen fehlen gute Lederschuhe; bloß ein Paar uustrappeti Schlarpine sind sein eigen. Zum Glück ist der Schuhmacher (Schuehni) im Nachbardörfchen sein guter Kamerad; der schuehnet ihm gewiß, damit er selber raschen Laufs zu schuehne[83] (vgl. scheichle und zürch. „beindle") imstande sei. Sofort nimmt in der Tat der Schuhmacher ihm 's Määs (das Maß), mißt ihm Schueh aa und sputet sich. Denn der Verfolger kann dem Armen jede Stunde „auf den Fersen" sein, hinter ihm drein wie einer, der vexatorisch einem andern Schueh aamißt: beständig seine Schuehnase am Absatz oder am Hinderstuck[84] der Schuhe des Vordermanns anschlägt. Der Kamerad aber, der eben auch nicht Söhl-läder a der Hüt het,[85] sondern, die Sachlage durchschauend, sein Bestes zu tun bereit ist, überblickt erschrocken den geringen Rest des ihm vom Lädermaa (Ledermann, Geschlecht) gelieferten Materials. Doch, es langt gerade noch, wenn er auch alles knapp aufbrauchen, alls versöhle muß. Ein Tag also Versteck- und Wartezeit, und der Junge ist für immer davor sicher, vom brutalen Meister noch ferner versöhlet[85a] (als Wehrloser gleichsam wie Sohlleder „geklopft") zu werden. Das extra starke Vorderleder wird ein erneuerndes Vorschuehne nicht so bald nötig werden lassen; und da aufgenähtes Überg'schüeh

[82] Dursli 225. [83] MW. 2 J. 282. [84] UK. 266. [85] EbM. 273. [85a] SV. Kal. 1905, 88.

immer noch besser hält als aufgenageltes (g'nägIet Schueh), nimmt unser Arbeitsmann Träggarn und Bäch (Pech) zur Hand und fertigt gewandt den Bäch- oder Spett-Traht. So entsteht der immerhin etwas schwerfälligere Bächschueh, dessen Eigner aber dafür, daß er 's Bäch i de Schuehne het, eben kein Bäch mit de Schuehne het. Zudem fordert die Berufsehre auch vom schleunig erstellten Werk eine gewisse Eleganz. Der Schuster überstreicht also nach alter Manier die Ränder der Sohlen mit Saft von Teufelsabbiß (Tormentilla succisa), greift zum Fummelholz und fummlet (poliert) drauf los. Dem Burschen fährt's durch alle Glieder: Grad so het ne n albe der Meister g'fummlet! Und nun sind die Schuhe fertig; sie werden aa'probiert und sitzen trefflich! Obschon neu, ängesi niid, ggöffle aber auch nicht, als zu groß geraten, um den Fuß. Mittelst der Strausen oder Strippen (Läsche, -ä-) können sie rasch angezogen werden, ohne daß man eines Schuehlöffels bedarf, einen solchen wohl gar im Nachbarhause sich leihen muß.[86] Flugs hat unser Junge d'Schueh bunde, gleichsam wie der jeden Augenblick zur Flucht bereite Hase (vgl. d'Strümpf); ein herzlicher Dank und Abschied, und der Flüchtling eilt fort: git Bäch („pächiert",[87] „pächet"[88]), was i d'Schueh maa. Nun mag sein Verfolger ihn verschimpfen, wie wen er i ke Schueh ihe meh guet wär:[89] er chan ihm i d'Schueh blase![90] Warum frönte er dieser Leidenschaft! es gschehț ihm i d'Schueh ihe rächt,[91] daß er einen guten Arbeiter auf diese Weise verloren; dem Flüchtigen aber tuet das Gefühl seiner Befreiung wohl bis i d'Schueh[92] ahe. Er findet bald Anstellung; ein glückliches Arbeitsjahr, und der Unternehmungslustige eröffnet ein eigenes Geschäft. Er heiratet — aber o weh! nid e schöne Schueh voll, nei, beed Schueh voll het er usegnoo! Er gerät in Schulden, er ist bald i böse, böse Schuehne! Er verliert den Kredit, verliert die Arbeitslust, verliert den Mut: 's Härz gheit ihm i d'Schueh (vgl. Hose) ahe. Das liefert ihn den Gläubigern vollends in die Hände: sie bedrängen ihn, steigen ihm ins Haus, si trappen ihm uf de Schuehnen ume;[93] sie göö mit de Schuehnen uf ihn: bildlich[94] zunächst mittelst Betreibungen und schließlich, da sie nichts kriegen, buchstäblich.[95] Er ist ihnen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert: er mueß si la under d'Schueh nää.[96] En iedere Schlarpi wott ieze der Schueh an ihm abputze (abwüsche).[97] Auch seine bisherigen

[86] SchM. 1, 246; 2, 418. [87] BMS. 54; SB. Kalender 1905, 88. [88] Ebd. [89] BSp. 84 und ö. [90] SchM. 1, 62. 88. [91] AB. 1, 387. [92] BSp. 41. 160. [93] Käthi 274. [94] Müll. LK. 19. [95] Joggeli 34. [96] Müll. Hk. 17. [97] Ebd. 35.

„Freunde" kehren sich kalt von ihm ab, ja feindlich gegen ihn: sigään (geben) ịhm der Schueh. — Doch, selbst mit dem Mut ist noch nicht immer alles verloren. Ein alter Götti lebt noch, der Bruder jenes Meisters. Der hat im Stillen alles beobachtet und weiß genau, wo unsern Mann der Schueh trückt.[98] Und er faßt einen großen Entschluß. Er sạlbet sịner Schueh[99]: macht sich auf den Weg. Und sein Patenkind stiflet er uuf[100]: spornt es an zu neuem Sichaufraffen. Schau, sagt er, der erste Blick auf die schief getretenen Schlärpeli[1] deiner Braut sagte mir, daß sie eben selbst ein trauriges Schlärpeli[2] oder vielmehr ein ausgemachter Schlarp sei, der aber zugleich mit seiner eingebildeten Bildung sich anmaßen werde, dich tüchtig z'pandoffle.[3] Ich sah auch voraus, daß sie mit dem Geld umgehen werde, wi wen es numen eso dür n es Stịfelrohr ahe rägneti.[4] Wen ere n ạlben ihri Molière-Schüehli eso g'chääret hei, weist, eso wịssịtelig, heſt nid gwüßt, was das bidütet? „Nei". He, wen Eim d'Schueh chääre, so sị sị no nüüt zahḷt! Sie führen ständige Klage für ihren Verfertiger. „Aber, Götti, worum heſt nie o numen es Wörteli derglịịhe taa?" Das hätt nüüt abtreit! Wen Eim nid es Bitzeli Hụt uber d'Ohren ab'zoge wirt, wirt der Schlimmst nid gschịịd. Du bist erst ạls junge Maa us de Bueheschuehne use gschloffe,[5] fürdaß de n iez als e rịsse di rächte Wassersṭịfel aalegist,[6] u schaffist, was zähen aṇder, wo nume Läschine sịị. Fach (fang) früsch aa: da sị drụụtụụsig Fränklı! (Nach langem stummen Blick des Dankes): „Aber u de du, Götti?" Häb nid Chummer für aḷt Schueh, Gott verlaat en aḷte Schwịzer nịịd!

* * *

Handschuh heißt Häntsche. So unpassend auch die feine Bäuerin „Häntschli im Summer"[7] findet, so gut weiß sie für den Winter die fein wollenen Handschuhe, für Schlittenfahrten den Schlupf[8] (Muff) und für Präsentationszwecke etwa den Haḷbhäntsche zu schätzen. Für harte Winterarbeit im Freien dagegen dient der Zwiḷchhäntsche, der bloß für den Daumen eine eigene Behausung (den Tụụmlig), für die übrigen Finger aber nur éin gemeinsames Unterkommen darbietet. Mit seinem soliden Futter dient er auch zum Angreifen von Dingen, die man mit bloßer Hand nicht berühren darf oder mag. Alle feinere

[98] Ztgſt. 2, 66. Allgemein deutsche Redensart, aber auch von unserer Mundart lebhaft mitgebraucht. [99] Gſ. SF. 1899, 81; Käſ. 163. [100] SchM. 2, 331; BSp. 141. [1] Lisabethli 301. [2] Servaz 8. [3] SchM. 1, 141. [4] Geldst. 99. [5] An AB. 126. [6] Ztgſt. 1, 164. [7] Spinne 20; Burri IX. XI. [8] Ztgſt. 2, 194.

Tastempfindung ist dann aufgehoben. Drum von etwas „Handgreiflichem“ die Rede: das cha me mit eme Zwiḷchhäntsche grịịffe. Ein solcher Handschuh ist auch leicht zu wenden, was aber der Eigner selber besorgen will. Sonst tritt der Fall ein wie bei der Kappe: iez ist der Häntsche läz, d. h.: jetzt ist's gefehlt!

Den Glacé-[9] und den hirschledernen Handschuh kennt die gewöhnliche Sprache etwa so, daß sie von Fleisch und dgl. zääch wi Häntscheläder, redet. (Ebenso von zäher „Geduld“).[10] Wịịßläderig drịị aber luegt Einer, der mit verdrehten Augen ins Leere starrt.

Mịte[11] (mitaines, Pulswärmer) und Mánschette (manchettes) verlängern nach Bedürfnis die Handschuhbekleidung über den bloßen Arm hin, indeß die Stöößlig (Stößli)[12] die Gewandärmel gegen Abnutzung beim Schreiben schützen, die Stoos-Ermeli aber dem kleinen Kinde warm geben.

Futter (doublure) heißt Füeteri. Du gist ịhm nid Füeteri[13] (vgl.: reckst ịhm nid 's Wasser): bleibst in geistiger Ausstattung weit unter ihm. Verstärkender oder steifender Tuchbelag unter einzelne Gewandteile: die Bblĕgi („Blegi“).[14] Es Gloschli und dergl. bblege („blegen“).[15]

Ein schmales Band heißt (der) Bäṇdeḷ. Den Saum eines Gewandes mit solchem einfassen: das Gewand ịịbändle[16] oder verbäṇdle.[17] Der Fụ̈ụ̈rtechbäṇdeḷ[18] = die Scheubeschnuer. Wi ne Scheubeschnuer soll beim Honigschleudern der edle Saft aus dem Ablaufrohr des Kessels rinnen. Der Schuehbäṇdeḷ = der Schuhriemme. Wenⁿ Eim e Schuehbäṇdeḷ uufgeit, täicht öpper an Ein.[19] Du lööşist ịhm nid d'Schuehriemmen uuf (gist ịhm nid Füeteri). Der „Bändel“ gelegentlich als Gängelband für Kinder gebraucht, erzeugte die Redensart Ein am Bäṇdeḷ („Gwunderbändel“)[20] füehre[21] oder haa,[22] Ein verbäṇdle[23]: zum Besten halten, narren.

Zu einer Schleife geformtes Band: „Letschband“,[24] Lắtsch. „Einen“ oder „den“ Lätsch macht an der Unterlippe der passionierte Pfeifenraucher (Tubaklätsch), aber auch die Schmollende, oder die verblüfft und damit anscheinend dumm Dastehende, die daher selber Lätsch heißt: bis (sei) doch nid e söttige Lätsch!

Andere Zierden an Gewand und Kappe, an Stock und Pfeife usw.: Troddeln, Zotteln,[25] Tschottle, Ttschötteli.

[9] MW. A. d. H. I, 4. [10] Michel 240. [11] GG. 2, 158. [12] Ball 52, 59. [13] MW. Anna 159. 253. [14] SchM. 2, 228; BSp. 16. [15] BSp. 155. [16] MW. Anna 253. [17] AB. 1, 475. [18] UK. 438; Ott 1, 170. [19] A. f. Vk. VII, 135. [20] Ztgst. 2, 154. [21] Widm. 24. [22] AB. 1, 463. [23] MW. Anna 244. [24] AR. 1822, 269. [25] Vgl. Ztgst. 2, 11; SchM. 2, 75.

Zum An- und Übereinanderschließen früher allgemein an Hemd und Rock[26] usw.: der Haft oder das Häftli aus Eisen oder Messing, zum Einhäkeln in das Ringli aus nämlichem Metall, oder in das aus Zwirn gewirkte Rịckli. Ihre Anfertigung erforderte scharfe Augen; daher: luege, uufpasse wi ne Häftlimacher, und mit mechanischer Weiterführung des Bildes (vgl. „Stier“): uufbigähre, flueche und dgl. wi ne Häftlimacher („Häftlimönsch“).[27] An Stelle dieser oft unbequemen und unkleidsamen Gebilde trat mehr und mehr der des Modewandels fähige Chnopf, zunächst als platte oder konvexe Metallscheibe mit Annähehaft, dann als das durchlöcherte Horn- oder Zelluloid-Scheibchen, welches früher gut emmenthalisch[28] Foorm und Förmli hieß. Bekannt ist auch bei uns der (z. B. an der Hose noch einzig verbliebene) Rotchnopf ('s uf e Rotchnopf la aachoo),[29] und dä chlịịn Chnopf, Hosechnopf[30] als Gerngroß; bekannt auch das Orakelspiel an der Knopfreihe des Rocks mit Ja, Nein, Ja, Nein.[31]

Zunächst zum Schließen des Lederschuhs an den Fuß dienten die „Schuhschnallen“[32] oder die „stählernen Ringgen“.[33] Solche Ringgeschueh („Ringen schu“)[34] gehörten auch zu Hanslis Marktanzug.[35] Ein ähnlicher, in Sache und Namen[36] aus dem „Ring“ hervorgegangener Ringge dient auch zum Engerschnallen von Hosen und Weste, zum Zuschnallen von Gurt und Riemen und ging in bildlicher Rede[37] über auf allerlei Beschränkungen der Freiheit des Handelns. Eim der Ringge iitue, zieh, baas aazieh[38] wird ebenso oft gesagt wie: ihn „ringgle“(„ringle“),[39] reiggle. So reigglet auch (in neuer Übertragung) der Holzfuhrmann seine Baumstämme auf dem Wagen mittelst der Kette und des sie straff anziehenden Knüppels, der auch wieder der Reiggel genannt wird.

Gesetzt aber, selbst ein Hansli hätte seiner Jowägerin den „Ringgen“ anzuziehen unternommen: was hätte das Gelingen genützt, so lang Annebäbi in jedem seiner zwei Chittelseck „eine Maß Wein“ (oder e Maaßgụtter) und „eine fünfbatzige Züpfe“[40] (oder es zweupfündigs Brötli) unterbringen konnte, eingedenk des Wortes: Mi isch o gar ke Möntsch, we me nüt im Sack het![41]

Solches „Versorgen“ heißt insgemein: i Sack stooße.[42] Erschlichener Profit wird i Sack g'macht, ehrlich erworbener vom

---

[26] Ger. Tw. (1793); Bitt. Zh. 5; SchM. 1, 292; 2, 42; AB. 2, 348. [27] Lisabethli 301. [28] Vgl. BMC. 54. [29] Käs. 204. [30] MW. 2 J. 249. [31] A. f. Vk. VII, 136. [32] Ger. Tw. (1793). [33] Ebd. [34] Ebd. (1790). [35] AB. 1, 130. [36] PBS. 7, 133. [37] Käs. 104, 295 und ö. [38] MW. 2 J. 190. [39] Dursli 218 und ö. [40] AB. 1, 126. [41] MW. Anna 206. [42] SchM. 1, 177.

Egoisten im Sack b'halte, während der Altruist Ausgaben für das allgemeine Wohl us sim Sack bestreitet. Es sei ein Unglück, daß die Heldentaten, welche sie im Sinne gehabt, nun im Sacke blieben, erklären die Langenthaler im „Kurt".[43] D'Fuust im Sack mache heißt: gerechten Zorn tatlos in sich verarbeiten.

Taschengeld ist Sackgält. Insbesondere wird unter Sack als Kleidertasche der Hosesack verstanden. Hier bergen sich Taschentuch, Geldbeutel, Messer und allerlei Kleinkram, sowie hier auch der Unerzogene gewohnheitsmäßig d'Händ im Sack, d'Händ i de Hose het. Wer damit in dummer Protzigkeit etwas vorstellen will, hebt sich freilich sehr ab von dem Finaud, der bloß zwei Finger in der Westentasche stecken hat, wie vom überlegenen Beherrscher seines Geschäfts — wozu auch die Wissenschaft gehören kann — der behaglich seine Daumen unter die Achselöffnungen seiner Weste schiebt. Da auch die Westentasche linkerseits die Uhr, rechts unter Umständen so viele Napoliöndli (Zwanzigfranken-Stücke) birgt, daß einer mit dem Werkholz auf der Achsel gleich ein unterwegs ihm angetragenes Pferd bezahlen kann, so ist öppis chenne wi si's Schileetäschli auch entsprechend feiner und wertvoller als das bloße Auskennen wi si Hosesack. Desgleichen reicht, wer sein Patent oder sonst etwas sauer Erworbenes nun als gesicherten Besitz im Sack het, noch nicht zur gesellschaftlichen Höhe dessen heran, der als Politiker seines Umkreises den und den Kandidaten im Schileetäschli oder im Liiblitäschli het.

Entsprechend goliathmäßig klingt der Zuruf: Schwig, oder i stecke di i d'Chuttetäsche! In solchem Machtbereich bewegte sich auch die Überlegenheit eines Landvogts, der einen Amtsschreiber „fast in die Kuttentäsche hätte stoßen können."[44] Der Erfolg solcher Demonstration wäre ehedem noch durch die respektablen Seitenklappen garantiert worden, die als „Deckel" (Techel) sich über die umfänglichen Taschen hinbreiteten.

So kann auch die Buese, wie die Busentasche des Rocks (Chuttebuese) und allenfalls der Weste (Schileebuese) in abkürzender Sprechart sich benennt, zur Not ein ganzes Archiv von absolut oder relativ wertvollen Schriften bergen. Bedächtig zieht, wer zu einem öffentlichen Vortrag das Wort erhalten, eine artige Aufstapelung von Zahlen und Daten aus so sicherem Gewahrsam hervor; seiner Sache ebenso sicher, langt von dort ein Erbvetter[45] sis Plääterli, Säuplääterli (Schweinsblase) hervor, um in klingender Münze eine hohe Summe zu zahlen. Verräterisch aber guckte einem protzigen Konfir-

[43] Kurt 58. [44] SchM. 1, 87. [45] Erbv. 7; GG. 2, 47.

manden der Beißer seiner Emanzipationspfeife aus der Busentasche hervor, bis der Nachfolger Gotthelfs in seiner wirksam feinen Art zu ihm halblaut sagte: Tue die e chlii bäs hindere.

Das Feierkleid.[1]

„Mir Läbtig hätt i nid glaubt, daß d'Chleider sövli mache".[1a] Du bist ganz es angers, un i bi froh, daß du furt chunnst; nebe dir schien niemer nüt meh![2] So die flotte Wirtstochter zu dem von ihr mit der ganzen Liebe einer Freundin als Hochzeiterin ausgestatteten Meyeli. Dieses aber fühlt sich vor dieser „andern Person" in ihm so klein, „daß es sich gerne verborgen hätte in des Stübchens finstersten Winkel".[3] Solche Bescheidenheit ist ein lieblicher Gegensatz z. B. zu „dem" 1764 vom Lauperswyler Pfarrer beklagten „Pracht, worüber die beschneyten Häupter Seüffzer ausstoßen".[4] Gotthelfs Polemik galt dagegen dem eitlen Pariiserle[5] und dem Mißverhältnis zwischen Stand und Aufwand: dem „Prächtlen, während die Mutter barfuß läuft".[6] Die „wie eine mittelmäßige Jumpfere (Magd) angezogene reiche Bauerntochter" hatte seinen Beifall nicht[7]: „Eine reiche Bauerntochter soll viele Kleider haben, und schöne!"[8] Das ist viel gesagt angesichts der Kostspieligkeit der echt bäuerlichen unterbernischen Tracht, des Püür'sch dahar choo gegenüber der städtischen — stettlige" — Pracht. Denn „so ein wohl ausstaifiertes seiden- und silberbehangenes Bernermeitschi gilt seine paar hundert Franken"[9] — genauer: etwa dreihundert.

Allein eben diese Kostspieligkeit der einmaligen Beschaffung bietet die beste Garantie nicht nur gegen das befürchtete Aussterben der Tracht, sondern auch gegen die Herabminderung ihres ästhetischen Eindrucks und Werts durch das Hinunterziehen in die alltägliche Hantierung oder das Unterwerfen unter die Launen der Mode. Drum wird gerade die häuslichste Tochter, die in voller Bernertracht sich fühlt wie David in Sauls Rüstung, sich für den Sonntag im Fall der Not eher die silberige Häft ab ihrer einzige Chittelbrust abtrönne, als sich zu jener halb städtischen Mischtracht herunterlassen, die ihr ein verächtliches öppis Dräcks esoo! den Lippen entreißt.

Denn auch im Gewande hält der richtige Emmenthaler Sundig

[1] Vgl. S. 160 f. hievor; auch SB. Kalender 1905, 90. [1a] Vgl. Ztgst. 1, 40. [2] AB. 1, 467. [3] Ebd. 468. [4] Pfr.-Ber. 101. [5] Kongreß 163; vgl. Burri IX. [6] SchM. 1, 92; 2, 228. [7] GG. 2, 78. [8] Ztgst. 2, 173. [9] Schweiz 1900, 510.



Gemalt von R. Münger.

u Wärchtig scharf auseinander. Nur eine „Dorngrütbäuerin machte alle Kleider zu Werktagskleidern, während an Änneli (oder einem Erdbeerimareili auch trotz der strengsten Arbeit) „alle Kleider zu Sonntagskleidern wurden“.[10] Buchstäblich wäre freilich dies so wenig wie das Uustraage sonntäglicher Gewänder am Werktag[11] durchwegs dankbar. Das beweist schon ein Blick auf die seidene (sịdịgi) Schürze,[12] mit welcher eine flotte Bauernfrau oder -Tochter im Sundig (g'sundiget) dahaar chunnt, während ehedem selbst gesponnenes Zeug 's no taa het;[13] auf den (im Gegensatze zum städtischen Rock) oben und unten gleich weiten Sundig-Chittel aus schwarzem Gáschmịịr (Kaschmir) oder Merino (früher: Oberländertuch);[14] auf das winterliche Tschööpli oder Chụttli mit engen Ärmeln, ebenfalls aus Seide[15], wenn nicht aus schwarzem oder farbigem Wolltuch; oder endlich auf den Sommeranzug aus Chittelbrust, wịtem Hemmli und Gö̦ller. Die Chittelbrust ist ein miederähnliches Brustkleid aus glattem oder geblümtem Samt oder Láßtäng (lastin), bei welchem aber der Hinterteil den ganzen Rücken bedeckt und mittelst zweier über die Achseln geschlungener Träger an der Brustseite befestigt wird. Hinten hängt der Läpper oder das Fäckli (Flügelchen) über den Kittel hinunter — neben den Ärmeln so ziemlich der einzige Teil der bäuerlichen Tracht, welche der Mode unterliegen darf. Das hat zur Folge, daß



[10] GG. 2, 59. [11] Geldst. 90. [12] Fröhl. XXXI; Müll. LK. 26; BSp. 154. [13] Bitt. Zh. 3. [14] Ebd. [15] UP. 273.

man eine oberflächliche und dabei putzsüchtige Weibsperson mit dem Urteil charakterisiert: si weis vo nüüt z'brichte weder vom Chabisbläz u vom Chittelläpper.

Zur vollen Präsentation gehören die in zwei dicht geschlossenen konvergenten Reihen die Brustseite zierenden, vom Samt sich stattlich abhebenden silberige Häft.[16]



15-jähriges Mädchen im Tschööpli.

Eine bescheiden werktägliche Chittelbrust unter dem Jaggli ersetzt bei ältern Frauen bis heute das Goorschi („Gorsche",[17] den „Korsettbläz",[18] le corsage), wie noch früher (z. B. 1789) eine „Brustkarte von türkischem Papyr" mit einem über sie gelegten „gedruckten Papyr"[19] es tat. (Den heiligen Krieg gegen das Korsett haben nunmehr die Frauen selbst mittelst des Reformkleides eröffnet).

Mit den Chittelhäfte wetteifern in blinkendem Effekt die 2—8fach unter den Armen durch frei schwebenden silbernen Göllerchötteli, unterstützt durch das silberne oder wohl auch goldene Uhrechötteli mit Behängen (Plämpel u. dgl). und die mehr oder weniger kunstreiche Brosche (=öö=, broche). An den Seiten blinken zwei silberne Göllerblätzli aus Filigranarbeit, meist Blumen nachahmend. Personen bescheidenern Standes ersetzten z. B. die silbernen mit eisernen Göllerchötteline, oder diese gar mit Schnüren aus kleinen Glaskorallen: Chräälleli oder Chräälli. (Verkleinerung aus Chraalle, dies entlehnt aus lat. corolla, dem Namen für die Meerkorallen). Zierliche

[16] Eggiw. 81/82; Lisabethli 297; UK. 266. [17] Lisabethli 296. [18] AB. 1, 126; Ott 1, 170. [19] Ger. Tw.

Korallenstickereien schmücken bisweilen auch das um den Hals gelegte Göller („Göllert",[20] „Göllet",[21] aus lat. collare, wie fz. collier aus lat. collarium).

Wie der samtenen Chittelbrust das sonntägliche Schilee, so entspricht dem Samtgöller das seidene Halstuech, das die Männer ebenfalls nur zur Feiertracht sich umbinden — oder umbinden lassen; wie denn jener Chorrichter, der deswegen auch Ammann zu werden hoffte,[22] unter den Männern dreier Gemeinden als Einziger die Kunst des Knüpfens mit dem bolzgrad use stehenden Lätsch[23] an sich selber zustande brachte. Wie jedoch ehedem bei Mädchen das Chnüpferli, so tritt beim heutigen Mann die Gráwatte (cravatte), ja der einfache Lätsch (noeud) mit ungemeiner Zeit-, Müh- und Kostenersparnis als Ersatz für Göller bezw. Halstuch ein.



Halstuch statt Göller.

Unerbittlich dagegen behauptet Platz und Würde das Hemd: in der weiblichen Tracht das wite Hemli,[24] so geheißen von dem nach hinten gefalteten und im übergeschlagenen Teil steif gestärkten (hert g'sterkte^n) und geplätteten Ärmel. Den Gegensatz hiezu bildet das spitze Hemli: Frauenhemd mit engen und kurzen Ärmeln, mit welchen sich bequem in das Obergewand (Tschööpli, Chuttli usw.) schlüpfen läßt. Auch über der Brust trugen Frauen ehemals das Hemd in soeben beschriebener Appretur.[25] Bequemer ist aber allerdings der Schmuck-Ersatz durch das eng geriefte (g'güferiert) oder auch gefältelte Vor-

[20] UK. 280; UP. 260, 476,; Beitr. 445. [21] Ger. Tw. (1788). [22] WwW. W. 161. [23] AB 1, 18. [24] Vgl. Fröhlich XXXI. [25] UK. 303.

hemdchen (Mänteli). In blendender Weiße schaut dasselbe durch den Hals- und Brustausschnitt des Tschööpli oder der Chittelbrust, wie das sonntägliche Männerhemd durch den Ausschnitt der Weste und des winterlichen Rocks.

An solcher Feinheit und Weiße strebten dem Hemd zur Zeit der Kniehosen die für den Sonntag bereit gehaltenen Strümpfe nach.[26] Wie als Folie dienten zu ihrer Abhebung die starken dicken Männerschuhe, die man mit warmem Fett tiefschwarz zu färben (salbe) so wenig unterließ wie heute das Wichsen.

Das „niedliche Strohhütchen“[27] der Mädchen, der im Sommer wie zu milderer Winterszeit gleich tragbare schwarze Strohhut der Frauen, fast ebensowenig den Launen der Mode unterworfen wie der sommerliche Strohhut der Männer, vollenden die gewöhnliche Sonntags- und Ausgehtracht. Für besondere Anlässe unterliegt dieselbe etwa folgenden Variationen.

Für Leid und Leichengeleit (z'Lịịch gaa) ersetzen Schnüre aus schwarz gefärbten Glaskorallen die Gö̱llerchötteli, mattschwarze Wollstoffe (Merino, Kaschmir) den Samt des Gö̱ller. Dafür erhielt letzteres ehedem einen Schmuck in der breitern Plụnde („Blonde“,[28] „Blunde“[29]) oder dem schmälern Plündeli: diesem aus Spitzen bestehenden aufstehenden Schirm (einer Krause, wie sie auch den Hut zierte). — Bild: Er ist nid i a̱ḻli Spịtzli gstoche[30] d. h. nicht raffiniert, gegenteils etwas einfältig. — Dito mit Franse! d. h. dein Schimpf geht auf dich selber zurück. (Nimm di sä̱lber bi'r Nase!)

Der schwarzen Leid-Scheube und dem schwarzen Kittel entsprach ehemals bei Männern der ärmellose schwarze Mantel.[31]

Derselbe war freilich nicht bloß Trauermantel, sondern eine Auszeichnung der Vorgesetzten. Ehedem trugen diese ihn bei jedem Besuche des Gottesdienstes und, zu Gotthelfs Zeiten noch, wenn sie zum Abendmahl giengen.[32] Heute vertritt seine Stelle ein schwarzer Rock, etwa d'Hochzitchutte. — Überhaupt entspricht der Anzug für z'Nachtmahl sachgemäß dem Trauerkleid.

Für beide ernste Feiern ist, gleich wie für den Götti-Anzug am Tauffest und für die Patenwerbung[33] des Chindbettimaa der schwarze Woll- oder Filzhut „de rigueur“,[34] — wie sehr dann hier auch im übrigen das flott Dahaarcho nicht nur erlaubt, sondern in gewissem Maße geboten erscheint. „Wie werden sie luegen in Giti-

[26] SchM. 1, 139; AB. 1, 155 f. [27] Trub 30, 104. [28] AB. 1, 467; CWeibel (1885) 74. [29] MW. Anna 208. [30] SchM. 1, 262; GG. 1, 13; Kongreß 143. [31] BSp. 51; Ww.W. 159–164. [32] Ww.W. 159. [33] UP. 254. [34] Geldst. 3.

wyl, wenn der fremde Götti daher kommt in seiner neuen Rübelibchleidig!“[35] Den Gegensatz des gutbäuerlich Soliden aber zu dem blendenden Putz einer andern *Gotte*[36] vertritt jene Mutter im Rat an ihre Tochter: „Ziehe die schweren, aber altväterischen Göllerketteli an; das steht dir gut und fällt nicht in die Augen“.[37]

Die herrlichen Gotthelf-Bilder der Zurüstung eines Meyeli,[38] eines Mädeli,[39] eines Züseli[40] zur *Höchzit* dürfen hier bloß erwähnt werden; so auch ihre kindlich reine Freude am Brautgewand und ihr berechtigt edler Stolz auf das Brautkränzchen.[41] Besonders genannt seien bloß die *Hochzitstrümpf*, die nachher nie mehr angezogen, sondern als Andenken aufbewahrt werden sollen. Daher (am sommerlichen Werktag) ohne Strümpfe gehen spaßweise etwa heißt: *i de Hochzitstrümpfe gaa*. In schöner Weise dienten sie noch einer Großmutter Käthi als Sparkasse.[42]

Solcher und anderer Beschränkungen entledigt, zeigen die jungen Leute am *Määrit* und sonderlich a der *Lüdere-Chilbi* sich in der ganzen Fülle und Stattlichkeit ihrer Ausrüstung.

---

[35] SchM. 2, 142. [36] Berner 2 l. 5. [37] Ztgst. 2, 179. [38] AW. 1, 467. [39] SchM. 2, 67, 96. [40] Barthli 61. [41] SchM. 2, 67. [42] Käthi 229.

Laubenornament.

Sauber.

Rein und Unrein.

Seinem Lande ähnlich ist der Emmenthaler .... Es wohnt ein gar eigener Sinn der Reinlichkeit in ihm, die sich auf Häuser, Geräte, Vieh, Kleider, kurz auf alles erstreckt; selbst die Bettelweiber betteln nur in frischgewaschenen Hemden![1] So der nämliche Gotthelf, der auch für das Gegenteil ein scharfes Auge hat: „Der Landmann mistet fleißig, wäscht den Schweinen den ganzen Leib, den Pferden Schwänze und Füße. Und der gleiche Landmann läßt seine Kinder in nassen Betten liegen ... So gibt es ganze Geschlechter, welche ihr Lebtag ungewaschen scheinen, Leib und Seele schmutzig, sie mögen sich kleiden, so kostbar sie wollen".[2]

Dieser Geistesart gemäß besitzt die Mundart für Sauber und Unsauber eine Menge treffender und kräftiger Ausdrücke. „Schmutz" zwar kennt überhaupt der Alemanne nicht im schriftdeutschen, und schmutzig höchstens im moralischen Sinne, wenn er spricht vom „schmutzigsten Saukerl, der zu allem fähig ist, nur zu keiner Wohltat".[3] Dagegen kennen wir gschmützslig; „schmuslig an Hemd und Händen";[4] verschmuslet, „eine verschmuselte Karrensalbe-Gret",[5] gschmusligi Chịịrsi (mit eigenem Safte verschmierte Kirschen); der Brief sei gschmuslet.[6]

[1] Arm. 160. [2] UP. 228. [3] Wass. 77. [4] Besuch 149. [5] Amtsr. 116. [6] Ball 16.

Ist „Schmutz“ (im schriftdeutschen wie im alemannischen Sinn) eigentlich das von einer Flüssigkeit nach oben Abgestoßene[7] (vgl. den Abschaum), so der Dreck[8] das als Niederschlag zu Boden Sinkende (vgl. die Weinhefen). Das von entgleister Feinheit heute verpönte Wort wird auf dem Lande gerade dort, wo „dem Reinen alles rein ist“, noch so ziemlich in alter Unvoreingenommenheit gebraucht: Wäm e Dräck uf d'Nase g'hört, däm g'heit er nid uf d'Schueh. Dem Fürspräch (dem sich unberufen als Vermittler in fremde Händel Mischenden) g'hört e Dräck uf d'Näse. Übertragen natürlich nur in erregter Rede: Eine^n z' Dräck verschlaa. Wart nume, i will der de der Dräck rüehre! Eine Gefallene ist i Dräck gheit, und im Dräck ist, wer „in der Tinte sitzt“. Dräck ist auch Nichtiges, Nichts. Das geit di e Dräck aa! — Dräck! heißt 1. das ist eine faule Ausrede! 2. weg mit solchen traurigen Gedanken, die mich zu übernehmen drohen![9] — Die Magd dräcket mit ihrem besten Zeug im Wüstesten herum.[10] „A dir wott i mi nid verdräcke!“ („wer Pech angreift“ usw.) ist ein unsagbar verächtlicher Verzicht auf Rache. Aber selbst von dem so weihevoll behandelten Großvater[11] heißt es schön: Ja ja, der Alte hatte ein feines Gehör, und fein ist's ihm geblieben, weil er es sich nie verdrecken ließ. — In einer schwierigen und schmierigen Angelegenheit läßt auch Gotthelf[12] Einen der Stäcken am dräckigen Ort nää. Er het Dräck am Stäcke: es steckt Unsauberes in ihm; gleichwie ein anderer dräckig Finger hat, an denen unrecht Gut klebt. — Der Lumpesami im Dräckgäßli.[13]

Noch knapper als diese aufs äußerste beschränkte Blumenlese darf eine solche über das unverfänglich gebrauchte b'schiiße (1. beschmutzen, 2. betrügen) und Bschiis (Betrug) ausfallen. „Die (zum Tanze gehenden) Jumpfre zahle (zielen, richten ihre Füße) styf uf d' Stei (der Stadtgasse), daß si nit d' Schüehli bschyße.“[14] Ähnlich Gotthelf.[15] — „Es wird enandere nid so übel bschiiße“[16]: Schatzung und wirklicher Wert werden sich ziemlich entsprechen. Der Kuhhandel ist e bschißne Handel[17] (einer wobei Betrug geübt und erlitten wird). „Da ist Bschiis derhinder“![18] „U Hübschi ist so män'gist Bschiß.“[19]

Vom „Spangli-schwerze“ weg wird der Schlosser Wiedmer[20] zu einem Herrn berufen und begibt sich, zum Schaden seiner Würdigung, stehenden Fußes hin in b'rämtem Bart. Eine größere Rolle spielt

[7] Heyne DWB. [8] Kluge^6. [9] AB. 1, 324. [10] Lisabethli 298. [11] Sonnt. 120. [12] SchM. 1, 128. [13] Riggi Ju 206. [14] JRKuhn AR. 1811, 242. [15] UK. 428. [16] Geldst. 166. [17] Michel 174. [18] Müll. HK. 8; vgl. Kaput 346. [19] Kuhn. [20] 157.

auf diesem Gebiet die „b'rämte Köchin“.[21] Unversehens kriegen berufen und unberufen an Topf und Tüpfi,[22] an Kanne und Pfanne Herumhantierende diese bisweilen heimtückischen Brämsi („Bräämi“) ab. Denn „wer sich an alte Kessel reibet, der empfahet gerne Rahm.“[23] Hiegegen gibt es einstweilen kein Mittel außer Behandlung „von Fall zu Fall“. Gleichwie auch im Familienleben „Eines des andern Schwachheiten“ ertragen muß, und man „nur so zuweilen mit dem nassen Finger ganz leise und süferli ein Brämi abmachen“ kann.[24] (Mehrzahl: „Brämeni“[25]).

Ist ja doch weit verdrießlicher als so ein Rußfleck der Tintenklex, der das Reinheft verunstaltet, wenn „d' Federe dolgget“[26] (toḷgget), der die Hand, das Kleid befleckt. (Vgl. den Tolggenrock, welchen Zwingli in den Disputationstagen von 1528 nach Bern kommen ließ). Einen Toḷgg gab es in Ulis[27] Rechnung, wenn er das halb und halb zur Frau ausersehene Elisi schlärpeln sah. Vgl. dagegen den Puretoḷgg im Munde städtischer Galans.[28]

Hierher ferner: der Fläcke, der Fleck. Jez fläckets! Es het g'fläcket: gefehlt; „das Konzept ist verdorben“.[29] Der Schlaargg, wozu schlaargge und schlịịrgge (einem Wickelkind Brii ịịschlịịrgge); es Gschlaargg. Pflastere (mit breiartiger Masse unsauber hantieren). Pflaster heißt auch Pflaarg, d. i. 1. Kuhfladen, 2. unsauberes, faules Weibsbild auch das Pflaag, der Pflaartsch.

Ein unsauberer Fleck auf dem Gewand (im Grund ein von Pflanzensäften herrührender) heißt Möse. Jez han i neui Hosen aa, keis Mösli u keis Fläckli draa. (Vgl. S. 443.)

Dänne rụụmme bedeutet wegräumen; ụụfrụụmme: im Haus und um dasselbe Ordnung schaffen, besonders am Samstag. Rụụmme ist insbesondere ein von Rand und Boden des Kochgeschirrs wegzuschaffender Belag ansitzender Speisereste. Daher (mit Objektswechsel): der Hafe ruumme. „Der Bär hat dem Burgunner die pfannen g'rumet“ (derb zugesetzt). — Die Uusrụụmmị, Uusruummete aus der Viehkrippe. G'frääs, G'chätsch, G'hụḷḷ in Holzraum und Dreschtenne. Es G'nịst: ordnungsloses Durcheinander, wie scheinbar im Vogelnest,[30] veranlaßt durch „Nisten und Zwäglege“,[31] wobei alles vernistet (verlegt) und verzaagget wird, das[8] me niene nụ̈ụ̈t cha finḍe.

---

[21] SchM. 1, 214. [22] Vgl. Hebels „Habermues“. [23] Zitiert Bruinier 91. Wegen des Doppelsinns von „Rahm“ vgl. „Schm ß“. [24] GG. 3, 19. [25] Kongreß 151. [26] SchM. 2, 321. [27] UK. 267; vgl. auch Schuldb. 131. [28] UK. 300. [29] Vgl. Ztgst. 1, 129. [30] MW. Wj. 27; Besuch 167. [31] Käj. 74. 75.

Ghụ̈der ist Kehricht („Stubenbözig").[32] „Die Milch im Chäller z'verghüdere" sollen sich „bim Sackerhageli" die in der Wohnstube tanzenden kleinen Mädchen hüten.[33] Zu einem sonst recht lieben Jungen aber kann es gelegentlich heißen: „Jez ha der scho zweu Mal gseit: gang leg d' Schueh aa! was bist du für ne Ghụ̈deri!"

Das will sagen: ein Mensch ohne zielbewußt stramme Willensrichtung und Tatkraft und daherigen innern Wert. Einen solchen schilt man auch: Er ist nume so ne Flụ̈deri, und was er schafft, ist G'flụ̈der (vgl. „G'flauder": Flaum enthaltende oder auch vortäuschende Bettdecke, „wo me nid wüß, heig me neuis uf ịhm oder heig me nüüt").[34] Solches Gfluder ist nur zum Wegwerfen gut, — gleich dem Spülicht. Spülen aber (bernd. schwäihe = „schwenken")[35] heißt mhd. vlaejen, und die vlât ist Sauberkeit, dann auch Zierlichkeit, Schönheit. Der in all diesem waltende Ordnungssinn aber ist erfahrungsgemäß verschwistert mit Unermüdlichkeit des Tuns, mit Behendigkeit, Raschheit, mit flinkem, flläätigem[36] Wesen. Daher Anwendungen wie: Jez gang, u das nume flläätig! Mi mißt und schniid't und nääjt so flläätig das me chaa.[37] „Bete flätig fort, daß du heute noch fertig wirst!"[38] „Krieg macht flätig, der Friede läßig."[39]

Das Gegenteil ist: der Uflaat, mhd. „der", „die" oder „das" unvlât s. v. w. Unsauberes, Unsauberkeit. (Vgl.: „Gräber voller Todtenbeine und alles Unflats."[39a] „Ein andermal, hoffe sie, rühre er nicht in jeden Unflaat."[40] „Es macht's nun ein jeder nach seinem Kopf. So ist man hinger em Haus im Emmenthal, vor dem Haus im Oberland, nebendran im Seeland, und zuletzt ringsum im Uflat."[41] „Den Uflatz[42] wäscht dir der Rhein nicht ab." Persönlich gewendet: unflätiger, d. h. äußerlich und innerlich unsauberer, abstoßender, abscheulicher Mensch (mhd. auch: der Teufel). „En alte^r Uflat (als Ehemann) ist e wüesti Sach."[43] „Abscheuliche Hund, du wüeste Bure-Uflat!"[44] Speziell s. v. w. Geizhals;[45] aber auch: der Feind im Krieg.[45a] — Mehrzahl: Ufläät,[46] Uflaate.[47] — „En ufläätige Grụ̈ụ̈sel.[48]

„Unsauber" lautet usụ̈fer. In unserer Mundart häufig in der Schwebe zwischen Adverbiale und Prädikativ: „Er söll mache, das er furtchunnt, süst wel^l er ne usufer da dänne gää!"[49] „Wenn sie nicht gutwillig gehe, so zeige er ihr den Weg, aber unsauber."[50] In derselben

[32] RB. 91 [33] Gf. SF. 1902, 293. [34] Geldst. 297. [35] Käs. 172. [36] Ztgst. 1, 10; MW. Anna 200; Bs. 127. [37] Anna 180. [38] Alte Gesch. 265. [39] GG. 2, 157. [39a] Luther, Matth. 23, 28. [40] Thorb. 71. [41] UK. 224. [42] Land 38. [43] GG. 2, 116; vgl. Wege 304. 329. [44] So natürlich statt „Burenflat" Schuldb. 56. [45] Gf. SF. 1902, 293; s. a. UK. 244; Käs. 453. [45a] SB. Kalender 1905, 88. [46] Ztgst. 1, 78. [47] Trebla EvE. [48] AB. 1, 473. [49] Vgl. nB. 1, 388. [50] Schuldb. 388; vgl. Ztgst. H8a.

Bedeutung das ironische sufer: „Dert hei sie blaui Blüemli gnoo; das wirt ne sufer usechoo!“ [51] Auch als Attribut: „Das ist mir e suferi Gschicht!“ [52] — Häufiger natürlich als wirkliches „sauber“: „U Mädi i der Chrampe?“ „Ist mir nit sufer gnue!“ [53] Es ist neuis nit sufer! (nicht geheuer; es spukt.)

Eine doppelte Stellung: als Attribut und als adverbialisiertes Prädikativ, nahm ursprünglich auch „säuberlich“ ein, spaltete sich aber mit der Zeit in sụ̈ferlig für jene, sụ̈ụ̈ferli für diese Funktion. Man sagt zwar noch etwa: er ißt usüferlig (in Ekel erregender Weise); allein das allgemeinere „er hält sich nicht sauber“ heißt mundartlich: „er ist en Usüferliger.“ „D' Meitli si süferlig u g'ranschiert und g'wanet z'wärche.“ [54]

„Drinnen hausierte die (über den unwillkommenen Besuch unwillige Bäuerin) etwas unsäuberlich.“ [55] „Beten und Lesen sind (diesem und jenem) Kratzfüße, die man dem mächtigen Herren macht, damit er süferlich mit Einem verfahre.“ [56] In jenem „unsanft“ und diesem „glimflich“ haben wir das Ziel, in dem unübersetzbaren „uneigelig“ und „eigelig“ den Weg, nach welchem hin und über welchen „säuberlich“ seine Bedeutung entwickelt. Was Unrat dem Auge, ist Lärm dem Ohr, und störend für beide ist unzeitige Hast. Wenn ein Bäbeli [57] den Ehemann bittet: Mach doch de süüferli, we d' hei chunnst! — welche Gedankenreihe, halb angeerbt (automatisch), halb bewußt (plastisch) liegt in diesem Wort! Dem an Ordnung Gewöhnten hat alles seinen Platz und seine Zeit; so auch unser Schlaf: Zu dem trag uns Sorge, geh und schließ im Haus leise, und damit du das könnest, langsam. Diese ganze Summe von Überlegung und Bedächtigkeit aufbieten, heißt auch „süüferli tue.“ (Ähnlich im Kartenspiel.) „Wenn Uli (in seiner schwierigen Stellung als Meisterknecht) nur im Anfang recht süferli tue und (bei Meisterleuten und Unterknechten) suche Boden zu bekommen, so werde sich alles machen.“ [58] So müsse man auch, ohne verständnislos störendes Eingreifen, „süferli luege wie es komme“. [59] Ohne Lärm: „süferli singe“, [60] erzelle [61] u. dgl.

Diese für die Volksseelenkunde äußerst belangreiche Bedeutungsentfaltung, die eine weit einläßlichere Erörterung als unsere vom Raum gestattete Skizze verdiente, findet in der Verbalbildung sụ̈fere nicht statt. Dieselbe bedeutet einfach: äußern [62] und innern [63] Unrat wegschaffen.

---

[51] Rigilied; vgl. Ball 12. [52] AB. 1, 316. [53] Kuhn 14. [54] MW. 2 J. 169; vgl. SchM. 1, 292; UK. 107. [55] BSp. 164. [56] SchM. 2, 386. [57] Dursli 223. [58] UK. 155. [59] AB. 1, 274; vgl. Ztgst. 1, 43. [60] 1, 446. [61] Wyß ä. AR. 1813, 248. [62] GG. 3, 67. [63] AB. 2, 175.

„Halblein süferet sich immer von selbst.“ [64] — Eine spezifische Bedeutung entfaltet noch die Viehzucht in der bäuerlichen Sprache: das Muttertier süferet si, d. h. es stößt die placenta (d' Süferi oder die Rįchti) aus. Gschlįferig wi ne Chuesüferi.

„Einstimmig useg'süferet“ [65] haben kurzsichtig herzlose Bursche den gutgearteten gewesenen Sträfling aus ihrer Spielgesellschaft. Und in derselben Gesinnung brave arme Leutchen von Haus und Heim treibend, „hätt me d' Gmein grad einist echli usgsüferet.“ [66] Es ist aber „wirklich eine strenge Sache, so abgsüferet zu sein von jemand, dem man das Vertrauen geschenkt.“.[67] So süferet man freilich auch zudringliche Bursche,[68] ungestüme Schelterinnen [69] usw. ab. — Seltener ist „ufgsüferet“: „so ein ufgsetztes und ufgsüferets Meitschi.“ [70]

„Mach süferli, Hans, ume hübschli!“ [71] (fahr beim Grasmähen nicht so drein in dieser futterarmen Zeit.) „Mir fahre hübscheli gäge Bärn, gää d' Rüdle schlächter weder färn.“ [72] — Dieses der Mundart äußerst geläufige nume hübscheli! führt über „hübsch“ zurück auf „höfisch“ und die Bedeutung: gemessen, sachte. „Sachte“ hinwieder, als Adjektiv dem Oberdeutschen fremd, steckt doch als Adverb hinter unserm sätt (gelassen, ruhig, ohne Lärm) und sättli. „Satt und gleichlig“ zogen Uli's Pferde an.[73] „Der Alte machte satt das Läufterli zu.“ [74] „Satt und sanft gingen die Preise wieder hinunter.“ [75] Es geit gäng so sattli vorwärts. Auch die Form mit -s- (engl. soft) und n-Einschub („sanft“) ist in der Mundart ja nur als das Adverbiale sawft (vgl. Rawft = Ranft u. dgl.) gebräuchlich in der Bedeutung: sehr wohl. „I ma das sawft“ (nämlich tragen, essen u. dgl.); „er cha sawft“ (nämlich dies oder das tun); „du chast sawft eso rĕde“ (du hast gut reden, tu as beau dire . .)!

Eine ähnliche Wortgeschichte wie „süüferli“ bietet „doucement“, welches als wunderlich neue Adjektivbildung auch in unsere Mundart hineinreicht: „di Chue ist neue so duußemangigi!“ (läßt durch schlaffes, schlappes Verhalten auf Unwohlsein schließen).

Auf „sauber“ zurück nun führen uns drei als sehr charakteristisch hier nicht zu umgehende Ausdrücke: proper, eigelig und ordeli.

„Cathrinli war immer proper.“ [76] Entsprechend dem französischen „propre“ reicht auch dies „proper“ in die Sphäre von „eigen“ und von „eigelig“ hinüber.

---

[64] SchM. 1, 139. [65] Müll. Hl. 47. [66] Müll. LK. 18. [67] Schuldb. 230; vgl. MW. LJ. 282. [68] AB. 1, 206. [69] 1, 235. [70] AB. 2, 414. [71] Käs. 152; vgl. 289. [72] Küherlied. [73] UK.. [74] GG. 2, 107; vgl. Geldst. 103. [75] Käs. 188. [76] Heiri 118.

„Eigelichkeit (ein unausdrückbar Wort: Reinlichkeit, Ordnung, Pünktlichkeit, alles drückt etwas davon aus, und doch nicht das Ganze)."[77] „Mit seiner gewohnten Eigelichkeit schüttelte Uli das Futter durcheinander, den Staub davon."[78] Wir brauchen dafür das Dingwort Eigeligi, wie anderseits auch im gewöhnlichen Beiwort „eigen" etwas von unserm eigelig liegen kann: „Das Volk im Kanton Bern ist aber ein eigenes Volk; es schreit selten so laut, daß man es auch außer dem Dorfe vernimmt."[79] Auch es hat gerne si Sach aparti. „We du wüßtisch alles was geit, du wärisch nit halb so eigelich" (deinem Manne ehelich treu).[80] „Mi weiß, wie eigelig dir gsi sit, u wie dir der erst Best guet gnue gsi ist!"[81] Zur Entschuldigung wisse der Wirt „hundert Beispiele, daß die lustigsten Meitschi, die es mit Wein, Branntwein und Buben nicht eigelich genommen, die tollsten und brävsten Hausfrauen geworden seien."[82] Anderer Meinung ist man in „Geld und Geist":[83] „Die eigelige Meitschi sind gewöhnlich die besten"; und das Ideal einer Bauerntochter, „Anne Mareili sei so ein eigeligs, es schütt sich ab Sachen, wo üblich und brüchlich sige."[84] So befürchtet auch Uli[85]: Vreneli nimmt mich nicht, es ist gar ein eigeliges. Aber auch eine Braut wie Mädeli machte sich eigelig und zögerte lange, dem Bräutigam zum Glas Wein zu folgen.[86] Ebenso macht der Götti sich e chlii eigelig, bevor er zum Tauffest erscheint.[87] In anderer Weise: beim Angebot eines Nachtlagers macht der „Schulmeister"[88] sich zuerst etwas eigelig. „Eigeliger als unsere Frau Pfarreri" machte sich die auf Besuch gekommene Tante, die um keinen Preis, trotz der Bitte des Gastgebers, am Platz der abwesenden Frau mit deren Geräten und Vorräten kücheln wollte.[89] Ebensowenig ließe „eine eigelige Frau" zum Mitfahren im ersten besten Wagen sich herbei.[90]

Bei Tisch sich eigelig machen.[91] „Eine eigeliche Sau möchte nicht fressen", was „diese Töchter kochen"[92] — wenn und wofern sie an Ordnung gewöhnt ist. — Ordnung, dieser Oberbegriff, welchem sich auch „Sauber" unter- und nachstellt, ist natürlich auch hier geläufig als Ornig:[93] d' Chind, d' Stube, d' Bsetzi, d' Schiterbiige, der Misthuufe i der Ornig haa. Er het si Sach i der Ornig bedeutet zweierlei: er hält seine Sache(n) in Ordnung, und: er bekommt, was ihm gebührt, in regelmäßiger Weise und regelrechtem Maße. (Diese Bedeutungsdiffe-

[77] UK. 168. [78] Ebd. [79] BSp 401. [80] SchM. 2, 227. [81] BwM. 156; vgl. AB. 1, 245. [82] BwM. 142. [83] 3, 66. [84] 2, 64. [85] UK. 366. [86] SchM. 2, 82. [87] Bern 2 I 5. [88] 1, 384. [89] UK. 21. [90] Geldst. 256. [91] AB. 1, 56; Michel 198; Elsi 63. [92] UK. 131. [93] Der Ausfall des d fand früher auch in dem für uns nun erloschenen Verb „or(d)nen" statt: „Der Ber dem Fußvolk g'ornet was" (in der Laupenschlacht). Rebmann (1605) 517.

renz liegt freilich mehr im Doppelsinn von „haben“: halten und erhalten.) Die letztere, rein adverbiale Fügung „i der Ordnung“ herrscht vor: „Es muß dort furchtbar aussehen und niemand in der Ordnung (i der Ornig) zusehen.“ [94] Dafür häufig das Adverb: „Es ist ordli (ordeli) 'gange.“ [95] Also s. v. w. „geziemend“, vgl.: „Es trurigs Stückli will i zelle, ihr Meitleni, gäät ordlig acht!“ [96] — Soviel wie „ziemlich“: „Mir gebe der allweg ordlig Stüür.“ [97] En ordlig e riihi (reiche) Frau kann Einer allfällig erwerben durch Ordelitue.[98] — Adjektiv: „Jakobli sei immer gar ein ordliger gsi,“ [99] „ordlicher“ [100] (örbeliger) als andere.

Reinigen.

Heißt Herstellen der Ordnung im allgemeinen Uufruumme, so beziehen sich auf den Reinlichkeitsdienst im besondern die folgenden Ausdrücke:

„Ob dem Riblen und Rüsten (zur Brautschau) war Michel [1] hungrig geworden.“ — Aufweichen und Wegreiben des Schmutzes heißt fäge. „Man pfleget auch auf das Wenigste des Jahres einmal das ganze Haus von außen und innen sauber zu fegen.“ [2] „Eine haarsträubende Fägete“ [3] stellen wackere kleine Mädchen am Stubenboden an, unverstanden von der Mutter, die bei aller Bravheit eben keine uusg'fägti [4] Person (vgl. uusg'schuumet, „abgefeimt“) ist. Nach dem eiligen Hin und Her der fegenden Arme heißt ein ruhelos sich bewegendes Kind es Fägnäst [5] (vgl. es Pfiiri); ein fleißig („gwiirbig“), erfahren und intelligent sich umtuender Mann aber ist „e rächte Fäger“. Die im „Hurnuße“ bewanderten „alten Feger“ [6] machen dem Streit der unerfahrnen Jungen ein Ende.

Für „putze“ eröffnet sich uns ein fast unüberschaubarer Zitaten-Schatz. Wir erwähnen daraus bloß: „Haus und Stube“; [7] Kleider, Schuhe; [8] die militärische Ausrüstung, besonders auch die Knöpfe, [9] aus Messing bestehend, wie die von der Magd so sorglich rein gefegte Türklinke, der Boden der Kaffeekanne usw. 's Chorn putze: die beim Dreschen zertrennten Dinkelfasern von ungehöriger Beimischung befreien; [10] ebenso Samen; [11] die Erdäpfel im Acker (von Unkraut); [12]

[94] BSp. 170. [95] Widm. 126. [96] Kuhn 4. [97] MW. BK. 45: vgl. Wsf. 85. [98] Käs. 408; vgl. Barthli 23. [99] AB. 1, 351. [100] SchM. 2, 23.

[1] 193. [2] Öl. O 10, 2, 41; UK. 415. [3] Schuldb. 187. [4] Niggi Ju 215. [5] MW. 2 J. 249. [6] UK. 65. 69. [7] BSp. 4. [8] SchM. 2, 52; Käthi 39 Hs. [9] BSp. 259. [10] UK. 175. [11] GG. 3, 13. [12] Wass. 60.

d' Runggle putze: im Sommer das Runkelrübenfeld, und im Herbst die mit Erde beschwerten Wurzeln. Bäum putze (im Astwerk und am Stamm),[13] nach welcher nicht so leichten Arbeit bis vor kurzem der Baumwärter, sogar der Obstbaumzüchter Bäumputzer hieß. Das Vieh.[14] In ganz spezifischem Sinn aber ist das Putze männlicher Haustiere svw. Kastrieren. — Mit weggelassenem Objekt beim Kartenspiel: du putzist! (darfst einen Kreidestrich wegwischen); du putzist zwee (du hast Recht! gut geantwortet!) — „Sellig (eklige) Sache putze man sonst fort.“[15] — „Putzet das Licht und freuet euch!“[16] ruft der Pfarrer, der in düstere Stube und düstere Herzen eine Freudenkunde trägt.

Die bei Gotthelf unzähligen Putzer (Wischer, Vorwürfe) seien bloß berührt. — „Die Hände seien fast nicht zu erputzen.“[17] Es ist noch Zeit, den Braunen für die Käsfuhr zwegzuputzen.[18]

„Sie putzen hinten und vorn (an dem zu Fall Gekommenen) ab.“[19] Aus dieser Fügung erklärt sich die bei Gotthelf neben der geläufigen[20] ebenso häufige wie sonst ganz ungewöhnliche Dativ-Konstruktion: einem abputzen, d. h. ihm einen Wischer geben, einen „braven“,[21] „tüchtigen“,[22] „herzhaften“,[23] „bedenklichen“[24] Abputzer, „einen Abputzer vom Tüfel“,[25] „eine vaterländische Abputzeten.“[26]

Eine Wohnung vor Bezug „sufer usepuțe.“[27] „Göllerchötteli“, Uhren uusputze. „Das Zit zu färben vnd vß zu butzen“ (1657). „Es gspässigs Wäse, Zit uusputze“: das ist sonderbar! unbegreiflich! Eim 's Zit uusputze: ihn rüffeln. Dä lumpig Zituusputzer![28] Durch „ein Trank“ der Lịịb uusputze oder Ein uusputze (siehe „Gesund und Krank“). „Lisi konnte sich nicht enthalten, in dem verwahrlosten Keller eine allgemeine Ausputzeten (Uusputzete) vorzunehmen.“[29] „Wie mit dem Haus, so mache es auch mit deinem Herzen. Putz es alle Abend aus von allem täglichen Unrat . . und absonderlich von allem, was nichts bedeutet und doch sich schwer machen will.“[30]

Sein Geld verputze. I cha das nid verputze (es wott mer nid ịị): es widerstrebt meiner ganzen Geistesart, meiner Geschmacksrichtung, meinen einschlägigen Grundbegriffen.

Durch Beschmutzen der Kleider, durch Trunkenheit u. dgl. si (wüe st) zueputze: sich äußerlich besudeln und damit zugleich verächtlich machen. Im Gegensatze zu Mädchen, die „si uufpützerle.[31] „Hansli

[13] UK. 197; Obstb. 1902, 176. [14] Ztgst. 1, 7. [15] Barthli 64. [16] SchM. 2, 487. [17] Vgl. Käs. 77; Berner 247. [18] Käs. 246. [19] BSp. 212. [20] z. B. Bsbinder 366. [21] Amtsr. 135. [22] BSp. 249. [23] Schuldb. 306. [24] Michel 227. [25] UK. 156. [26] AB. 1, 423. [27] MW. 2 J. 167. [28] Widm. 127. [29] Ztgst. 2, 51. [30] Besuch 176; vgl. 165. [31] Geldst. 339; Käs. 324; Heiri 117.

pützerle sich z'weg, es habe keine Gattig."[32] Ausgegossene Milch,[33] Schmutz u. dgl. vom Fußboden uufputze. Am Brotlaib die unebenen Schnitte nahepu̧tze.

Kehricht wegschaffen heißt wü̧sche, wischen. D' Stuben ist nid g'wüscht.[34] I cha das (Übel, z. B. Rheumatismen) halt nid ewägg wüsche. Es wüscht ne (oder: es putzt ne) öppe de ungsinnet (in plötzlichem Tod; gleichsam wie Kreidestriche auf der Spieltafel).[35]

Neu Bǟse wüsche guet, „aber währen (als neue) nicht lang."[36] Angewandt auf rasch „verbrauchte" Magistraten: „So, si das scho mutz Bäse!"[37] Ihrerseits dienen aber gerade solche Stumpbäse zum Verjagen unerwünschten Besuchs.[38] Bekannt ist ihr Gebrauch zum Kartoffeln-Waschen (Härdöpfel-Stu̧ngge), zum Ausräumen des Schweinetrogs.[39]

Noch wirksamer in Barthlis Sinn arbeitet der Bäsesti̧i̧l — ähnlich dem Peitschenstiel — aber plumper. Daher auch Erklärungen wie: „Tanze tuen i nid mit dir, lieber mit eme Bäsestiil."[40]

Der Besenbinder von Richiswil.[41] Der Bäsemaa im Salon statt des Wahl-Expressen;[42] 's Bäsemanndli;[43] der Bäsebueb.[44]

Das Bäseri̧i̧s[45]: besonders Beiwide oder Birkenzweige, vgl. der Tokter Bäseri̧i̧s, d. i. die Rute. Dagegen der Ri̧i̧sbäse: aus Reisstroh. Der Chri̧i̧sbäse: aus Tannenreisig. Solche, sauber entrindet, geben das Ji̧füechtbäseli[46] zum Bespritzen der zu plättenden Wäsche, aber auch zum Ri̧i̧dle-Schwinge mit dem Bäse[47] als alter Sennerinnenkunst. — Aus Binsen: das Fü̧rblattebäseli.

(Ertappst du den Eierdieb auf der Bühne,) „pack nume härzhaft ne bim Chropf u tuen en ahebäse!"[48] Eine fu̧rt-, dänne-, ewägg-bäse.

Üse Bü̧rstemaa ist mer grad i Weg g'lü̧ffe.[49] Su̧u̧ffe (und daraus mechanisiert): flueche, wi ne Bürstebinder.

D' Mählbürste (ostschweiz. „der Wüscher"). D' Franzose bürste,[50] erbürste. — Der Ofewü̧ü̧sch, Ofenwischer, zusammenraffbar zu einem Wüüsch, Wisch. E schöne Wüüsch (oder Schübel) Gält. Der Schuehwüüsch, an welchem man d' Schueh abputzt (eigentlich und figürlich). Di ganzi Sach an e Wuusch nää. Einen wuusche (prügeln). Sie war nicht ordentlich gekleidet, nume so aag'wuuschet.[51]

---

[32] Bſbinder 356. [33] Ztgſt. 1, 28. [34] Vgl. Geldst. 13. [35] Vgl. Geldst. 115. [36] Heiri 40. [37] Käſ. 43. [38] Barthli 13. [39] Ztgſt. 2, 171. [40] KL. 02, 237; 03, 177. [41] Fröhlich XVIII ff.; Bſbinder 371 (ſchön!) [42] Löhneler 192. [43] Bſbinder 365. [44] Ebd. 346. [45] Ebd. 345. [46] AB. 2, 177. [47] Glutz. [48] Gſ. SF. J. 1900, 190. [49] MW. Mg. 268. [50] Elſi 62. [51] MW. Wſ. 26.

Waschen.

Waschen lautet wäsche (-ö̆ö̆-); daher bei Gotthelf auch „Wäscherlohn“,[1] wie umgekehrt „schöne weiße Waschen“,[2] aus „Wäschen“[3] „hergestellt“. Vor der Vermischung aber mit wäsche = waschen, nhd. Wäsche und Wäscherin weicht die Mundart in -ö- aus: Wösch, Wöschere, Wöscherwịịb (-ö̆ö̆-) neben Wö̊schwịịb (-ö̆).

Was wird nicht alles gewaschen! Vor allem im Emmenthal das Haus „alle Jahre mit der Feuerspritze“,[4] oder nun eher mit der (zugleich im Garten dienlichen) Hausspritze. Denn „es wollen die Berner reine Häuser, . . sich selbst zum Wahrzeichen, daß rein auch die Herzen seien.“[5] Jeden Morgen aber sogleich nach dem Aufstehen, am Sonntag vor Anziehen des Festkleides, begibt sich männiglich zum Brunnen, bewaffnet mit dem Wäschtüechli. Zum Händetrocknen tagsüber hängt da und dort (vor dem Hause, an der Küchen- und Stubentüre) an der Rolle mit ewigem Umgang das Handtuech[6] oder Wüschtẹch (Wischtuch). Die gute alte Zwå̊hele (Handzwähele)[7] ist im Aussterben begriffen; noch das Handzwäheli[8] ersetzt etwa in Namen und Begriff die Serviette. Der Wäschlumpe (-ö̆-) dagegen[9] gehört heute in die Küche zum Ab-[10] oder Dännewäsche (Auswaschen). Es schneit Wäschlümpe: mächtige Flocken. Er ist nume so ne Wäschlumpe (energie- und haltloser Mensch). Andere Bilder: „en ungwäschnigi Zunge“[11] u. dgl.

Im Besondern aber gilt das Wort Wösch, Wäsche dem Bettzeug und dem waschbaren Gewand. Alljährlich zwei- bis dreimal, im Frühling (Sommer) und Herbst, in nicht bäuerlichen Familien häufiger, tritt an die Hausfrau die große Prüfung ihrer Geistesverfassung heran. „A der Wösch git's hässigs Wịịbervọlch“, sagt der Volksmund, und im Gotthelf heißt's[12]: „Das Weib soll sich nicht kreuzigen (bekreuzen), wenn die Wäsche naht. Wie da doch bei nahender Wäsche, als ob sie die Hundstage wäre, Donnerwetter streichen über viele Weibergesichter, wie der Mann kusch machen möchte und sich doch nicht klein genug machen kann.“ Bisweilen ist allerdings Grund des Unwillens genug da: Wenn ganze Partien wieder ab dem Seil in die Lauge wandern müssen, weil die Weiber statt sauber zu waschen „nume g'chröttet hei“. Wenn das Waschhaus die ironische Aufschrift „Taubstummenanstalt“ verdient;[13]

[1] SchM. (1838. 1848) 2, 43. [2] SchM. 2, 77 Hsᵇ. [3] Hsᵇ; vgl. Beitr. 249. [4] GG. 1, 4. [5] Sylv. 232. [6] AB. 2, 17. [7] SchM. 1, 245; AB. 1, 339. [8] Gf. SF. 1902, 245. [9] UP. 18; MW. 2 J. 254. [10] Michel 273. [11] MW. BK. 68. [12] Arm. 120. Vgl. SB. Kalender 1905, 83. [13] Vgl. Käs. 276: „Stadtwäscherinnen haben Mäuler, welche den Rheinfall zum Schweigen bringen würden.“

dieser und diese ebenfalls i d' Wösch g'noo wird und einen neuen „Schlämperlig“ [14] abkriegt. Denn „Wäscherin zu sein ist das Privilegium bestandener wohlerfahrener Weiber, die über jeden Menschen Bescheid wissen.“ [15] Vergessen wir indes ob all diesen Banalitäten nicht die so überaus achtungswerten und des Schweigens kundigen Kolleginnen von Chamisso's „alter Waschfrau“, wie Marie Walden in ihren besten Lebensbildern deren eine gezeichnet hat.[16]

Also: Mir müeße wider d' Wösch z'wäg mache! Das erste ist: Sortieren des mächtigen Haufens in drei kleinere: 's Wụllige, 's Blaue (so heißt alles gefärbte Linnen und Baumwollzeug), 's Wịịße. Ersteres darf in der Regel bloß mit heißem Seifenwasser, das Seiffg̥laa genannt, behandelt werden. Das zweite erfährt, wenn stark beschmutzt, zuerst einen schwächern Überguß von Natronlauge; bloß das Weißzeug wird einer gründlichen Durchtränkung mit Kali- oder Natronlauge unterworfen, und dieses Bụụche[17] (bäuchen) geschieht wie folgt.

Unter dem behufs Holzersparnis eingemauerten Buuch-Chessi in der Wöschchuchi (Waschküche) — kleinere Haushalte behelfen sich mit dem Dampfwaschhafen auf dem Herd — wird gefeuert. Hiezu dienen (als Wö̈schhol̦z, -ö̈-) grob zerkleinerte Wurzelstöcke. Neben dem Chessi steht die gewaltige Wöschbütti. Unter sorgfältiger Ausnützung ihres immensen Platzes wird darin die schmutzige Wäsche verteilt: ịịg'leit („eingelegt“); nicht ohne daß man sie zuvor im Brunnentrog durch Ịịtrücke einem ersten Bad unterworfen und sodann mit Teigseiffe (Kaliseife, Schmierseife) oder mit gewöhnlicher Natron-Seife durchsetzt (ịịg'seiffet) hat. Nun breitet sich über den Rand der Wöschbütti das große, grobe Äschetuech. („Es war ihm, als ob ihm jemand ein Aschentuch vom Kopfe genommen“: so gingen dem jahrelang Verblendeten die Augen auf.[18]) Die auf die Wäsche hinunter sich einbuchtende Mitte des Aschentuchs wurde bis vor kurzem allgemein mit sauberer gesiebter Holzasche, am liebsten von Buchenholz, gefüllt. Dasselbe geschieht nunmehr auch mit den üblichen Wasch-Essenzen (Phénix u. dgl.). Wer den Trick versteht, unterläßt auch nicht, eine Handvoll Kochsalz beizufügen (wegen des schonend bleichenden Chlors).

Unterdes ist das Wasser im Chessi lauwarm geworden, und wird mittelst des Wöschgoon (Schöpfeimer) über das Aschentuch gegossen. Dem lauen Bade folgt ein wärmeres, sodann ein siedendes. Die jetzt volle Bütti wird mittelst des unten befindlichen Auslaufs, der von oben durch den rohrartig eingefaßten Stämpfe̦l (Stöpsel) sich regulieren läßt,

---

[14] SchM. 2, 120 Hs*. [15] Ebd. 2, 52; Käs. 276. [16] MW. Bs. 131—5. [17] SchM. 2, 112. [18] BwM. 167.

in das Chessi entleert. Die Lauge kommt in neues Sieden und wird wieder über die Wäsche gegossen. Dieses Uffschöpfe wiederholt sich, wenn's recht zugehen soll, bis 27 Mal und dauert, wenn man in der Morgenfrühe beginnt, bis gegen Abend; die ganze Nacht durch aber, wenn die Buuchere[19] (Bäucherin) selbst zuvor mit der Behandlung des „Blauen", dem Vorwäsche, sich abgegeben hat.

Nun kann das Morgengrauen des großen Tages erwartet werden. Um 5 Uhr rücken die bestellten Wäscherinnen an: zwei bis drei, wo erwachsene Bauerntöchter sich selbst mit in Reih und Glied stellen; vier bis fünf in besonders großen Haushalten. Das Aschentuch wird abgehoben und der ausgelaugten, immer noch als Dünger verwendbaren[20] Asche (der Äscherich genannt) entledigt. Die Bäucherin, oder wer an ihre Stelle tritt, langt mit einem Scheit oder mit dem hölzige Chelleli Stück um Stück aus der Bütti und verbringt es in einen der bereitstehenden Wöschzüber. Eins nach dem andern nehmen die Wäscherinnen zur Hand, jede begibt sich an ihr Wöschbrätt,[21] und brätsch! brätsch! schallt es, vom einstweiligen Fleiß bloß noch der Hände zeugend, weit in die Runde. Das Zeug wird umgekehrt, am andern Zipfel ergriffen, und tätsch! tätsch! tönt es noch energischer, entschiedener, dafür etwas kürzer. Jetzt wird das Stück auf dem Brett ausgebreitet und g'visidiert, d. h. nach besonders hartnäckigen Flecken spähend untersucht. Nach der Seife oben im eingelassenen Zipfel des Bretts langt die Rechte und bringt einen Schaum zustande, der einem kaiserlich königlichen Bart-Rat Ehre machen würde. Die Seife wird nicht vergeudet, aber auch nicht gespart. Das Emmenthal und überhaupt die Schweiz darf sich die Ehre nicht antasten lassen, an diesem bekannten Kulturmaßstab des Seifenverbrauchs mit jährlich 3 Kilo per Kopf (Gesamtausgabe der Schweiz: 4 Millionen Franken) beteiligt zu sein. Noch weniger braucht man im Emmenthal das Wasser zu sparen. Das beweist auch die stumme Antwort, die auf den Neckruf Trochewöschere! zu erfolgen pflegt.

Jetzt wird das Zeug zusammengeklaubt, ausgepreßt, noch einmal 'brätschet, in der nebenan stehenden Wäschtere g'schwäderet (auf und ab und hin und her geschwungen), und kommt wieder in einen der mächtigen Zuber, um in heißem Wasser der anhaftenden Lauge und Seife entledigt zu werden. Diese Manipulation heißt Düürzieh (Durchziehen). Nachdem das Zeug auf einem Wöschbährli den Großteil seines Wassers in Strömchen abgegeben hat (verseikt het), gelangt es zum Wässere in den mit einem saubern Tuch ausgeschlagenen Brunnentrog.

[19] MW. 2 J. 171. [20] Pfr.-Ber. 1764, 194. [21] MW. Wf. 41.

Jetzt übt sich die Wäscherin in einem raffiniert ausgedachten Kapitel angewandter Optik. Das Bäuchen hat der Wäsche ein unansehnliches Grau erteilt, welches nur durch anhaltend intensive Besonnung sich durch schönes Weiß verdrängen ließe. Damit kann die Wäscherin nicht rechnen. Sie taucht daher diejenigen Partien der Wäsche, welche — wie Krägen, Ärmel, Brusteinsätze — von ihrer Kunst Zeugnis geben sollen, in eine Lösung von Waschblau: die Bleejji. Solches Bleejje verwandelt das häßliche Grau in den täuschenden Lichteffekt eines strahlenden Weiß.

Mittlerweile hat der an diesem großen Frauentag natürlich daheim gebliebene und hüt gar grüüseli g'fölgig (folgsame) Ehemann, oder wer ihn vertritt, 's Wöschseel (das Waschseil) uufg'macht. Denn nun gilt es d' Wösch z'tröchne, wil d' Sunne schiint, was übertragen auch heißt: seinen Vorteil wahrnehmen.[22] Ebenso bedeutet bildlich es Seel voll: eine stattliche Reihe, schöne Anzahl.[23]

An einem Höörndli also (einem der 4 vorspringenden Enden) wird der Haspel ergriffen, der das Seil kreuzweis aufgewunden trägt. Man windet — lijret — das Anfangsstück des Seils um die unterste Vergabelung (Grippele) eines starken Baumes, fährt mit dem Seil von einem der in den Boden getriebenen kleinen Pfähle — Wöschstäcke — zum andern, lijret einist (einmal) um, und befestigt das Endstück, wo und wie man kann. Eingedrehte Stangen erhöhen die Spannung des Seils, und im Notfall tragen es noch je zu zwei und zwei verbundene und gegeneinander verstellte Pfähle (Stögle) oder elastische Stangen (Sprüße). Mit Vorliebe dem nächsten Fahr- oder Fußweg entlang, meist in doppelter, bisweilen aber, damit die Wäsche „desto größer scheine",[24] in einfacher Reihe, breitet sich nun in ein bis zweitägiger Temporär-Ausstellung vor scharf kritisierendem Auge und Mund aus, was nachher wieder für 4—6 Monate sich in Kisten und Kasten verbergen muß. Der Barometerstand des Humors der so stark beschäftigten Hausfrau zeigt sich in den Antworten, die sie auf Neckfragen wie „Heit der das z'erst gwäsche oder z'erst g'häicht (aufgehängt)?" bereit hält. Dem Chlämmerlisack entnehmen ihre flinken Hände eine der buchenen Waschkluppen (Chlämmerli) nach der andern, um die Wäsche durch Chlämmerleⁿ gegen den Wind zu sichern.

Noch am Seil hängend, werden während des Trocknens die zuvor gebläuten Wäsche-Partien g'stęęrkt, d. h. gesteift. Die Stęęrki („Stärke") wird heute fix und fertig vom Krämer bezogen (Amlung samt Borax). Das hiezu dienende Reismehl wurde ehedem von der Hausfrau eigenhändig ersetzt durch Kartoffelmehl, das sie aus g'rapsete Härdöpfle

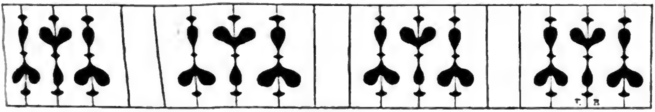
[22] MW. Anna 210. [23] Ztgst. Hs. [24] SchM. 2, 77.

ausschlemmte. Das war allerdings ein „Ämmermähl“ von etwas zweifelhafter Weiße, und „mit so Tüfelsdreck von Erdöpfeln“ wollte ein Elisi „sich seine Mänteli nicht verderben lassen.“[25] Sauberer war der aus Dinkelmehl ausgezogene Stärkestoff: chärnigs Ämmermähl,[26] zumal der aus Sommerdinkel (Summerchorn), dessen Name Emmer (ahd. amar neben amal) eben unserm Ämmermähl neben „Amelemähl“ den Namen übermittelte.

Nun kommt die Büglerin, Glettere, uf d' Stöör oder nimmt kleinere Partien in Hausarbeit. Es schön g'glettet's Hemmli entspricht allerdings in keiner Weise mehr den heutigen Gesundheitsregeln, ist jedoch für ein Auge, das nach blendender Weiße dürstet, nach wie vor „allwäg das Brävste, was man anhaben kann.“[27] Und „wenn man im Sommer so einen behalstuchten, eingeknöpften Menschen sieht, so denke man nur zuversichtlich: oha, dem hapert's am Hemde!“[28] Welch ein Stolz daher, mit welchem auch eine Kämpferin ums karge tägliche Brod wie Mädeli[29] am Sonntag Morgen seinem „Schulmeister“ zuruft: Sä, Manndli, da hesch es suferš Hemmli, und (zwar) es glettet's! — indes es selber, zum Kirchgang sich rüstend, aus seinem schwach besetzten, aber sauber gehaltenen Tröögli es glettet's Mänteli hervorlangt; ein flächsenes Vorhemdchen also, wie es ihm von seinen Mädchenjahren her als Schmuck und Zier übrig geblieben. Denn das Plätten konnte es hier selber besorgen, indes die baumwollenen Vorhemdchen zum Guferiere (franz. gaufrer = modeln, speziell: in schmale Rinnen legen, eigentlich: nach Art von „Waffeln“, gaufres, gaufrettes anordnen) aus dem Hause wandern müssen. Hinwieder wird Schürzen aus dunkelgefärbtem Linnen (blauzettige und g'strichlete) mittelst eines Kolbens aus Buchsholz oder Glas ein eigenartiger Schimmer (mhd. das „glander“) erteilt; sie werden schimmernd („glander“) gemacht, „'glanderiert“. (Gotthelf dachte bei dem Wort an „galant“ und schrieb „galanteriert“[30] oder „galanderiert“.[31])

---

[25] UK. 292. [26] Geldst. 233; auch UK. 292 durfte „Kärnigs“ statt „Körnigs“ zu lesen sein. [27] Käthi 82; vgl. GG. 2, 154. [28] SchM. 2, 43. [29] Ebd. 2, 51. [30] SchM. 2, 96. [31] Geldst. 248; BwM. 116.



Laubenornament.

Gesund und Krank.

Übel.

Das Berg- und Talgelände Lützelflühs darf fast ausnahmslos zu den gesundesten Gegenden der Welt gerechnet werden. Keine stagnierenden Gewässer, keine Sümpfe verderben die reine, zu Zeiten geradezu wonnige Luft unserer Hügelregion mit ihren sechsmonatlichen Wintern, aber überaus vegetationskräftigen Sommern. Die berufsmäßige oder wenigstens als Nebenerwerb betriebene Bezwingung der harten, zähen Scholle erzeugt eine regsame und abgehärtete Bevölkerung, deren streng geregelte, solide und nüchterne Lebensweise in Verbindung steht mit durchgehends wohl geordneten, mindestens erträglichen ökonomischen Verhältnissen. Die weithin bekannte gute Besetzung des Emmenthaler Bauerntisches räumt dem Alkohol keine Rolle eines vermeintlichen Nahrungs-Ersatzes ein, und das ehemalige Wohnungselend in den Flußniederungen reicht — dank unserer Armeninspektion und Armenpflege — bloß noch spurweise in die Gegenwart herein.

So werden denn auch die Tage der „Schwarzen Spinne" kaum je wiederkehren. Dennoch erfährt und beobachtet auch der Lützelflüher, daß Krankheit leider so wenig wie Krieg aus der Welt zu schaffen ist, und seine Sprache stempelt die Häufigkeit der abnormen Leibesfunktionen damit ab, daß sie wohl das Wort „Krankheit", nicht aber „Gesundheit" stark mundartlich färbt. Der Chrankḁit steht die „G'sundheit"

gegenüber, und erst das Beiwort g'suṇd (ahd. gisunt) hat in seiner mundartlichen Bedeutungsdifferenzierung von g'süṇd (gisunti) stärkere Beeinflussung erfahren. Der (durch die Schulsprache zusehends wieder verwischte) Unterschied ist nämlich der, daß „gsüṇd“ sich auf den Leibeszustand, „gsuṇd“ dagegen auf die ihn beeinflussenden Umstände und Mittel bezieht. Gsüṇd ist „heil“, gsuṇd aber „heilsam“ (bzw. „geheilsam“: g'hịlsam)[1] oder zuträglich; dies auch in dem erweiterten Sinn, womit wir Einen zu einer unsanften Belehrung, einem mutwillig oder leichtfertig sich zugezogenen Übel spöttisch beglückwünschen: Jä gäḷḷ, das ist der iez einist gsuṇd!



Bohnehüslihanes (geb. 1827).

Mit „gesund“ verwandte Ausdrücke sind: Zunächst wohḷ, s. v. w. „sich wohl befindend“. Man sagt: er ist wohḷ, und im Vergleich mit einem schlechtern Befinden: er ist wöhḷer, oder: er ist baas. Von einem zu energischer und allseitiger Lebensentfaltung Aufgelegten heißt es: er ist ụụflịg. Damit berührt sich unser chächch („keck“, ursprünglich identisch mit lat. vivus, frz. vif und vivant) im Sinn von „robust“, stark und fest. Er ist nümme chäche[r] wie aḷbe: er ist gebrechlich geworden. Wie „keck“, „frech“ und „kühn“ sich im schriftdeutschen Sinne von „dreist“ zusammenfinden, so mundartlich in der Bedeutung: von Lebensfülle strotzend. Wie eine Leibesgestalt, ein Gesicht rotbräch,[2] rotbrächt, umgedeutet: rotfräch, fräch aussieht, so ist auch eine Wunde, ein Geschwür vor der Heilung chüen, fräch, chäch, oder chịịdig. Letzteres (bereits verhandelte) Wort geht überhaupt auch hier in Bedeutungsfülle voran. Ein Mensch, der wie eine Chịde (wie ein saftstrotzender Pflanzentrieb, vgl. S. 118), voll Gesundheit und Leben dasteht, ist e chịịdige[r] Milion, e chịịdige[r] Sackermänt. So spricht man namentlich, wenn das Wollen eines solchen Individuums lange

---

[1] Vgl. modern frz. bien portant und sain. [2] Das bekannte alte bëraht, glänzend, hell; vgl. Wyß j. 329.

nicht im Verhältnis zu seinem Können steht. Endlich sagt man prägnant: er ist z'wääg im Sinn von guet zwääg, aber in der Beschränkung auf leibliches Befinden. Das Gegenteil ist: bööş zwääg, übel zwääg, aber in weit ausgedehnterer Bedeutung. Ume z'wåg choo heißt „genesen" im heutigen schriftdeutschen, aber nicht im alten mundartlichen Sinn dieses Wortes. Ga-nisan (wozu nas-jan = nähren, „am Leben erhalten" das Faktitiv bildet) hieß: am Leben bleiben, aus schwerer Gefahr mit dem Leben davon kommen; vgl. „eines Kindes genesen" und „die Genißt" (Entbindung), die gerichtliche Genißtzeugin, das genißtliche Examen[2a]. Es sagen noch zur Stunde ältere Lützelflüher z. B. von einem Haustier, das unzweckmäßig gepflegt wird: es cha däwääg nid gnåse, d. h. es kann so nicht gedeihen, sich nicht wohl befinden. Einen vollen Ersatz dagegen für das alte ganisan bietet unser füür choo („fürkommen"[2b]). Chunnsch füür? lautet etwa die derb joviale Begrüßung eines Genesenden, und die Erfahrung, daß keine noch so verderbliche Gewalt alles von ihr Erfaßte zugrunde richten könne, kleidet sich in den Satz: Es ist ke Schlacht so großi, es chunnt gäng öpper (oder öppis) füür.



Buechrüti-Peter (geb. 1826).

Zäher als das vorhin erörterte „gsünd" haftet das gegenteilige

---

[2a] ABB. C 19. [2b] Rebmann (1620). [3] UK. 287.

ungsünd sowohl im subjektiven Sinn[3] („mit allerlei Schwächen und Gebrechen behaftet“), als im objektiven: unzuträglich, unbekömmlich.[4]

Verwandt mit „ungsünd“ in ersterer Bedeutung ist „fehlbar“. Er ist fälbare^r, sie ist fälbari, es ist „fälbars“ heißt: es „fehlt“ ihm oder ihr etwas, das zur vollen Leistungsfähigkeit mitgehört; er (sie, es) ist häufig, und so auch jetzt wieder, unpäßlich.

Vorübergehend in Arbeits- und Genußfähigkeit gestört, unaufgelegt ist ung'rächt. Der Grund liegt hier in Verdauungsstörungen. Das Chind ist neue so ungrächts; es ma[a] nid o ässe (nicht auch, nicht wie es sollte, essen): es wird öppen urjiffi Bire g'chätschet haa. Der Ausdruck gilt auch für Stalltiere.[5] Vgl. oberländisches „unhirtig“.

Wer plötzlich von einem Unbehagen, einer unerklärlichen Übelkeit, einem Schwächeanfall, einem halben Schwinden der Sinne übernommen wird, sagt: es ist mer neue so wunderlig! Daneben bedeutet das Wort „launenhaft“; ein Doppelbegriff, der auch in Wunderligi[6] („Wunderlichkeit“) steckt.

Noch stärker divergieren die in leid steckenden Abspaltungen des Urbegriffs „widerwärtig“, von welchem auch das abgestufte Verb „leiden“, lijde (Widerwärtiges erdulden)[7] und unser ebenso schwer übersetzbares wie vortreffliches Emmenthalerwort si[ch] lijde herstammt: mit großer Seele sich in die alltäglichen Beschwerden seines mühevollen Berufs oder seiner drangsalvollen Lebensumstände schicken. Dem dinglichen „leid“ („es ist mir leid!“ „leid-er!“) stellt die Mundart ein persönliches zur Seite. Vgl. „das Alter ist ihnen ein leider Gast“[7a]. Die älteste Bedeutung zwar: von häßlichem Aussehen (entlehnt frz. laid) ist in ihr erloschen, hat aber der doppelten des körperlich Mitleid-Erregenden und des moralisch Erbärmlichen Platz gemacht. Er gseht leid uus: er ist körperlich heruntergekommen; er het g'leidet: ist in seinem Gesundheitsstande zurückgegangen. Du bist doch e Leide^r: ein Furchtsamer (e Förchti-Hans), ein mutloser oder zaghafter Mensch[7b].

Diese vielumfassenden Ausdrücke führen uns auf den Hauptbegriff des vorliegenden Kapitels über, der heute gleicherweise durch schriftdeutsches „krank“[7c] und „Krankheit“ wie durch mundartliches „chrank“ und Chrankjt bezeichnet wird. Er ist e chranke^r, e chrankne^r, e

[4] AB. 1, 136. [5] Käs. 157; UK. 207. [6] Käthi 125. [7] Kluge[5] 233. [7a] Rebmann (1620) 604. [7b] In diesen Zusammenhang gehört auch: Einem etwas erleide und: är oder das erleidet mir. Früher einfach: „leidet“. „Duck dich Häslein und wart der Zeit, biß daß dem Hund sein Bellen leit“. Rebmann (1620) 571. [7c] Vgl. Z. f. d. Ph. 28, 527.

chranknige[r] Möntsch — was het er ächt für ne Chranktt? Das Wort mit seiner ursprünglich andern Bedeutung[8] ward früher in Schriftsprache und Mundart durch sie ch und Süüch (Seuche) ersetzt. Genauer sagen wir: die Ausdrücke schleppen auch hier die Abdrücke alter Zustände nach. Der Begriff von „unheilbarem Siechtum“ ist ein anderer geworden; so mancher Süüch unter Menschen, Haustieren und Kulturpflanzen weiß man heute vorzubauen, und der trotz allem von ihr Ergriffene braucht nicht mehr ohne weiteres „dahinzusiechen“; er ist zum Gegenstand wissenschaftlichen Interesses sowohl, wie allgemein menschlicher Teilnahme geworden. Wie anders die Zeit, aus welcher die städtische Sprache den Zuruf an ekelhafte, verabscheute Menschen, die ländliche die Beschimpfung eines Fluchbeladenen herübergeerbt hat: du Siech! du Ssiech! du Ssbesiech!



Uhrmacher.

Die ebenfalls hieher gehörige Sucht aber hat sich in seelischer wie leiblicher Deutung auf besondere, eigens charakterisierte Übel oder deren Symptome spezialisiert. Kyburtz[8a] nennt (1754) die Epilepsie „die Seuch, wovon die Menschen fallen, oder fallende Sucht“. Nach Rebmann aber[8b] verkünden „die Erdbiben Pestilentz und Süchten schwer“. „Leber-

[8] Sich im Todeskampfe windend; vgl. Kluge[5] 213. [8a] A 29. [8b] 82 (1620).

süchtige Mädchen meinen, es fehle ihnen auf dem Herz."[9] Erkrankungen der großen Unterleibsdrüsen (Leber, Milz, Nieren) äußern sich auch in Leiden, die man für eigene Krankheiten hält, wie Gälbsucht und Wassersucht. Mit allgemeinern auffälligen Schwächezuständen sind verbunden die Rüppsucht („englische Krankheit") von Kindern, die an Mangel knochenbildender Kalksalze leiden; die Bleichsucht (Chlorose) von Jungfrauen, deren mangelhafte Diät die Aufspeicherung eiweißreicher Blutstoffe für den künftigen Mutterberuf in empfindliche Leiden ausschlagen läßt; die Schwindsucht (Uuszehrig, „Auszehrung", vgl. das „Sich außmerchlen"[9a]) der mit Lungentuberkulose Behafteten. (Auffällig ist der Name „Schwindsucht", welchen Haldimann 1827[10] für Schwindelanfälle gebraucht.) „Die Wunden aber, welche der fleißige Landmann oft erhält in seinem schweren Kampfe mit Erde und Wasser, mit Wind und Wetter"[11] — „ein hart Leiden und ein noch härter Heilen" — fassen sich zusammen unter der Bezeichnung Glidersucht. Der akute Gelenk-Rheumatismus insbesondere heißt Gleichsucht. Reißende rheumatische Schmerzen aller Art nennen sich die oder etwa auch das Gsüchti. „Er sei krank und habe grusami Gsüchti."[12] „I ha hüt aber mis Gsüchti. Ai! ai!"[13] Im mhd. sagte man „die" gesüchte für „Krankheit" im allgemeinen; Zusammensetzungen dagegen wie z. B. hant- und vuoz-gesüchte (Chiragra, Podagra, „das Podengram"[14], Podagran[14a]) trugen sächliches Geschlecht. Die allgemeine Bedeutung ruhte auch auf dem Beiwort „süchtig", und zwar so entschieden, daß „süchtig" mittelst der Übergangsbedeutungen „schmerzhaft", „empfindlich", „in hohem Grade bemerkbar", „auffällig" sich bis zum mechanisch verstärkenden Adverb verflachen konnte: „süchtig gueti Milch";[15] „sie hätt süchtig Gäld chönne verdiene".[16] Es wiederholt sich also hier die Wortgeschichte von „sehr", welches wir ja in der alten Bedeutung „schmerzhaft empfindbar", „dem Wundsein nahe" noch „sehr" gut kennen; vgl. auch „unversehrt."

Einen Gegensatz zu solcher Begriffsverallgemeinerung bietet der Ausdruck Säärbe. So heißt im Grunde jede Krankheitserscheinung, die mit starker Kräfteabnahme riesigen Appetit verbindet, wie Rhachitis, Amyloïd von Leber oder Darm, die (bei uns seltene) Diabetes u. dgl. Wir reden auch konsequent von hungerigem wie von tuurstigem Säärbe. Mehr der allgemeinen Bedeutung von mhd. serwen (dahin-

[9] AB. 2, 173. [9a] Rebmann (1620) 603. [10] Eggiw. 47. [11] Sonnt. 197. [12] BSp. 120. [13] MW. BK. 9. [14] RB. 14. [14a] Rebmann (1620) 612: „Als Bacchus Veneren lieb g'wann, gebar sie jhm das Podagran". Ebendort (34) heißt der langsam rotierende Saturn „podengränisch". [15] MW. Ws. 18. [16] Ebd. 89.

schwinden) nähert sich versäärbelet („verserbet“)[17] als Bezeichnung eines dahinschwindenden oder wenigstens im Wachstum sehr zurückgebliebenen und völlig abgemagerten Kindes, eines Säärbeli, das zum Jammer säärbelig uus'gseht.

Ein im Niedergang begriffenes Synonym zu „Seuche“ ist der Bräste. Noch redet man etwa vom Härdöpfel-Bräste (der durch Peronospora verursachten Kartoffelkrankheit), sonderlich von dem verhängnisvollen ersten von 1845;[18] seltener vom Bräſten im Stall,[19] der einen Pächter ruinieren kann;[20] kaum mehr von eines „Branntweinmädchens“ „ekelhaften Bresten“.[21] Zäher erhält sich das Adjektiv: er ist bräst-hafte^r^, mit einer kaum oder gar nie gründlich heilbaren Krankheit behaftet.

Wer von solcher Krankheit jeweils vorübergehend oder zur Not hergestellt ist, trägt zeitlebens ein Näggi[22] oder Näggis[23] davon, gleich als wäre er verhext.[24] Noch empfindlicher als ein solches „Näggis“ ist die Letzi,[25] die an einem schwer Verletzten haften bleibt.

Wer sich eine solche Verletzung zugezogen hat, het si^ch^ gwiirschet, übel gwiirschet, verwiirschet (1661: gewirßet;[26] Gotthelf: „sich wirsen“)[27] und muß nur froh sein, das^s^ es nid no wiirscher g'gangen ist.[28] Unsere Mundart, die jedes rs zu rš wandelt, verwischt jede Unterscheidung zwischen u^n^wirsch (aus mhd. unwirdisch s. v. w. einen unwert behandelnd), vgl. er wird u^n^wirsch (=šš), d. h. launenhaft gereizt, dem verdunkelten Komparativ[29] wirsch (mhd. wirs[30]), und dem aufgefrischten wirscher (mhd. wirser).

Jenes „si^ch^ wirsche“ bezieht sich auf Verletzungen leichtester bis schwerster Art: Schnätte (Hauteindrücke von Schlag oder Pressung); Möse (Hautstellen, die infolge von Schlag, Stoß, Aufprallen blau unterlaufen sind, früher auch schwere Wunden: „durch seine Masen sind wir gsund“[30a]; vgl. vermöseti Glider[31] wie vermoseti Öpfel und dgl.);[32] Schlitze (Einzahl: der Schlitz: Schnittwunde), mit dem Aussehen aufgesprungener Hände (Schleck), unter Umständen auch von Frostbeulen (die Gfrüüri).

Eingedrungene Holzsplitter: Spriiße („Spreißel“, „Spiſe“).[33]

---

[17] BwM. 97. [18] Käthi 140 ff. [19] Käs. 103. [20] UK. 359. [21] BwM. 176. [22] AB. 1, 43. [23] Michel 158 und häufig; vgl. Zsch. f. hd. Ma. III 32. [24] Käs. 319. [25] AB. 1, 43. [26] Bisang. [27] AB. 1, 11. [28] MW. 2 J. 233. [29] Zu einem Positiv, den Jakob Grimm in agſ. vear findet (mhd. Wb. 3, 747), als Gegensatz zu bat, woraus unser Verb batte (nützen) entspringt: es battet nüüt. [30] Parallel unserem baaš = besser; vgl. engl. worse (schlechter) als Komparativ-Ersatz zu bad. [30a] Rebmann (1620) 564 nach Jes. 53, 5. [31] Dursli 278. Hs. [32] Vgl. „vnuermaßgete conscientz“ Taufb. 19 (1528). [33] Stoll 188.

Infektionen: die Röötle (Rubeola), häufig in éins genommen mit den Masern (Morbilli), wogegen von beiden das wegen seiner Folgen für Ohr und Auge so gefürchtete Schaarlachfieber (Scarlatina) richtig unterschieden wird. Gefürchtet ist, wie billig, der Rotlauf (Gesichtsrose).

Durch Schmarotzer ist verursacht: die Rüde (Krätze), oft mit andersartiger Biißigi verwechselt. Statt rüdig waren früher schëbig und schäbig die entsprechenden Bezeichnungen.[33a] Heute gilt die Form mit ẹ für das Abschelfern der Haut; die Form mit ä steht übertragen für „armselig“, „erbärmlich“.

Nicht einer so radikalen Kur wie die in die Haut eingebetteten Krätzmilben (vgl. das Rụdestübli im Berner Arbeitshaus 1793)[34] können die einer großen Freizügigkeit sich erfreuenden Huslüt uf em Chopf oder di obere Zähetụụsig[35] unterworfen werden. Das ist bei der erstaunlichen Vermehrungsfähigkeit dieser Parasiten (e Nịß wirt i eim Tag Großmueter) in einer von ihnen heimgesuchten Familie bedenklich genug. Als Trost kann immerhin der Umstand gelten, daß sich der schlechthin Lụụs genannten Kopflaus höchstens etwa noch die Kleiderlaus (Gwantlụụs) zugesellte, bevor unsere organisierten Verpflegungsstationen mit dem Übernächtler-Unwesen aufräumten. Die richtige Emmenthaler Hausfrau führt auch gegen die gebliebene éine Art einen unermüdlichen Krieg mittelst einer sehr geeigneten Offensivwaffe: des enggezähnten Kamms, Lụụser geheißen. Neben dem Trutz versäumt sie aber auch den Schutz nicht: ihre Kinder hält sie mit scharfem Auge ferne von schulbank- oder spielgenössigen Lụụsbuebe, die kürzer ebenfalls Lụụser genannt werden. Gerade solcher Reinlichkeitsbeflissenheit kann es nur zu vorteilhafter Hervorhebung dienen, wenn einmal so ein urchiger kleiner Bauernsohn auf den Einfall gerät, eine stattliche Zahl angesammelter Biicher dieser Spezies in eigenem „Stall“ zu verwahren, sie bei anwandelnder Lust in Reih und Glied aufzustellen, ein besonders ansehnliches Exemplar mit schönem schwarzem Streif über den Rücken als Treichle-Chue voran, und so nach Herzensbedürfnis z'chüejjere.[36] Liegt übrigens der sarkastischen Selbstvertröstung unter Großen: besser e Lụụs im Chrụt weder gar e kes Fleisch etwa eine appetitlichere Vorstellung zugrunde? Eim d'Lüüs tööde, oder d'Nịß ahemache: ihn „hernehmen“, ihm „den Standpunkt klar machen“.

[33a] Doch sind schon nach Rebmann (1620) 332 von den Leukerbadgästen „einer rüdig, der ander blöd“. [34] Ger. Tw. [35] The upper-ten. [36] Vgl. Spr. Sch.[2] § 227; abgedruckt in der „Tierwelt“.

Als Ungeziefer (1791: „Unzeifer")[37] oder umgedeutet: Ung'sųser pflegt man in einem Atem zu nennen: Lüüs u Flöh (man sagt die Floh und bildet das Verb flohne wie luuse) u Wäntele. Wäntele heißt auch das wanzenartig plattgedrückte Busenfläschchen. Den Brand des (seither so ansehnlich erneuerten) Lützelflüher Armenhauses von 1848 schiebt man etwa einem Insaßen unter, der beim Anblick des hell lodernden Feuers gerufen habe: We das nid guet für d'Wäntelen ist, was Tüüfels ist de guet! Die zum Sprichwort erhobene Rede bedeutet: wenn diese im Verhältnis zum Zwecke überreich aufgewendeten Mittel nichts helfen, dann usw.

Den Fremdkörpern, Schmarotzern und Ansteckungen reihen sich die Vergiftungen an, die bei dem Geheimnisvollen ihres Wesens immer noch Gegenstand einer besonders mangelhaften Kunde sind. Kröten und Igel, bei Rebmann (1620) auch die Wiesel, müssen als vergiftigi[37a] Tier gelten, indes Tuberkeln und andere Miasmen bei weitem nicht in ihrer Gefährlichkeit erkannt sind.

Infektionskrankheiten wie die Pocken, Plaatere, welche übrigens bei der hier herum nicht starken Impfgegnerschaft selten sind, hinterlassen lebenslängliche Spuren, eben die Blatter-Narben. Es plaaterigs oder plaatere'tüpflets Gsicht heißt im Spaß (ohne Spott) auch es 'bäsewuurfets.

Mit tuberkulösem Knochenschwund (Beifraas) hängen neben Narben auch Exsudate zusammen, welche die allgemeine Bezeichnung Ųųsschlag (1793: „Ausgschlächt")[38] führen. Der Ausdruck ist ebenso vag wie etwa nassi und trocheni Flächte;[39] er bezeichnet übrigens Erscheinungen, die noch heute als dem Wohlbefinden förderlich gelten, als eine Art Kneippscher „Ausleitungen", besonders bei nur zu stark genährten (trįbene") Kindern. „Gesunde Kinder seien alle wohl flüssig, und das gebe die chächste („keckſten") robusteſten Leute, wo in der Jugend viel ausgebrochen (ųųs'broche) seien."[40] Die Kruste (die Ruuf, Mehrzahl: Rüüf), welche die Ausscheidungsstelle deckt, wird daher seitens älterer Pflegerinnen etwa „behandelt" wie die ausgeschiedenen Hautschuppen (Tschüepe) der Säuglinge; d. h. sie werden nicht behandelt: mi söll nüüt dranne mache.

Als verunzierend reihen sich an: die Warzen (Wäärze); die Muttermäler („Amäler", das „Anmahl"[41] oder „An-Maal");[42] die Hühneraugen, als Ägersten-Auge („Elster-Augen") bezeichnet.

---

[37] Ger. Tw. [37a] „Vergifftig": Rebmann 84; „vergifft": ebd. 84 und Vorrede. [38] Ebd. [39] Stoll 184. [40] AB. 1, 16. [41] AB. 1, 356. [42] Beitr. 613.

Nicht so leicht findet man sich ab mit kleinen Entstellungen wie Laubfläcke („Märzenflecken", Ephelides) und Läberfläcke (Lentigines),[43] so unwirksam und teilweise ekelhaft auch (bei der Unbekanntheit des Wasserstoffsuperoxydes) die dagegen angewandten Mittel sind. „Ein fatal Gügerlein (Gų̈gerli, vgl. der Gų̈ger, Eiterpustel), das hält Manche von gottseligen Betrachtungen ab."[44] Dies geschieht natürlich erst recht, wenn die gesamte umgebende Haut g'grų̈belet u 'pų̈ggelet ist, wie etwa bei Nesselfieber, also bedeckt mit Pų̈ggeli oder Zịtherụsse" (Zitrachten",[45] ahd. zitharoh, umgedeutet: Zịtterhuus). Ebenso lästig, wie die Namen Üų̈rseli (Ursula) und Grịtli (Margarita) hübsch klingen, ist das Gerstenkorn am Auge, weil in ihm gleich wie im Abszeß (der Eiß oder auch Esel genannt) und in der Eiterbeule (der Chnụppe geheißen) Eiter wachst. Die Entfernung des letztern wird als Wohltat oder Plage empfunden, je nach der Gründlichkeit, womit man bei der Prozedur dem Bildungsherde: dem Chärne (Kern) oder dem Cheiste (Keim) zu Leibe geht. Eim der Eiß uuslaa ist daher eine ebenso doppeldeutige Übertragung wie: Ein i d'Kur nää.

Das Geschwür überhaupt heißt, wenn es mit hochgradiger Schmerzhaftigkeit verbunden ist, das Gschwäär. Es entspricht dies auch der Grundbedeutung: ahd. dër swëro ist allgemein so viel wie Krankheit und Schmerz, swâr, swâri, swârlîh ist schmerzhaft, schmerzlich, drückend und schließlich unser schwär, schwer.

„Wann sich die Schad am allermeisten zwischen die Gläich setzet, allso das sich das Eyter dahin versamlet",[46] so haben wir es mit dem Wurm zu tun, welcher auch das[47] oder der Ung'nannt betitelt wird. Spezieller heißt ein Abszeß um die Nagelwurzel herum der bös Finger,[48] der oder das Umlauf. Die ehemalige Scheu vor dem Aufschneiden eines solchen Geschwürs kennzeichnet der Satz: „Nur nicht in einen Umlauf geschnitten, ehe er reif ist! Das gibt verfluchte Schmerzen und einen neuen Umlauf."[49] (Blinder Eifer schadet nur.) Ein Ekzem in der Gabelung zweier Finger (i der Grịppele), genauer in der Interdigitalfalte, nennt sich das Grịppeli.

Fụụ'fleisch ist der urchige Name stark wuchernder Granulationen; i mag nid Fuu'fleisch trääge! die barsche Abweisung eines lässig Bequemen, der sich an meinen Leib lehnt oder auf denselben stützt.

Der Muskelschwund heißt die Schwịịnigi. Der Arm schwịịnet („schwindet") ihm, het ihm gschwịịnet. („Schweinen" bedeutet in

[43] Stoll 186. [44] SchM. 2, 117 Hs^b. [45] RB. 33. [46] RB. 33. [47] Käs. 135; Geldst. 145. [48] Stoll 186. [49] Ztgst. 2, 162.

älterer Sprache überhaupt schwinden; „der Man [Mond] schweint und wächßt“ [49a]; die „Schweinung“ ist das Schwinden [49b]).

Er het e Höger, e Püggeli-Rügge (Kyphosis); er ist uusg'stoße, uusg'stoßner, uusgstoßniger. Der Klumpfuß heißt Stollfues.

Zufällig erworbene Beulen (Püüle) sind nach herrschender Ansicht sogleich mittelst einer kalten Messerklinge, eines Glasbodens und dgl. plattzudrücken. Sie eröffnen eine ganze Reihe verschiedenartigster Geschwülste, deren Erscheinungsform auch auf ethisches Gebiet übertragen wird. Mach nid der Gschwullnig! d. h. tue nicht so groß!

Eine schmerzhafte Sehnenscheiden-Entzündung am überanstrengten Handgelenk nach anhaltendem Säen, Dreschen, Dängeln, Trommeln und dgl. heißt der Naarbe. Das Wort macht den Eindruck einer Neubildung aus „die Narbe“ (cicatrice), hervorgerufen durch Gleichartigkeit des heftigen Narbenkrampfs.[50]

Die Bläschwinte oder Fläschwinte ist eine akute, die Truese eine chronische Lymphdrüsen-Entzündung; das Ohremüggeli (der Mumps, zürcherisch „Mumpf“) heißt eine Anschwellung der Ohrspeicheldrüsen. Eine ebensolche der Schilddrüse kann entweder nach außen zum gewöhnlichen Chropf sich ausdehnen, oder sie kann, die Atemwege bedrohend, als Steinchropf innert sich wachse. Weniger Kunst als die schwierige operative, erfordert die seelische Entlastung, die da heißt: der Chropf lääre, s. v. w. sein Herz erleichtern; einmal so recht vo der Läbere wägg rede, de Lüte d'Sach säge.[51] Use mit (heraus mit dem, was du zu sagen hast), süst git's e Chropf!

Zum Verdauungstrakt übergehend, erwähnen wir zunächst die im Menschenleib schmarotzenden Würm, unter deren zahlreichen Gattungen und Arten jedoch höchstens der Bandwurm näher benannt wird. „Er het einen Bandwurm, oder der Bandwurm“ bedeutet, der schlecht verhüllenden Entschuldigung entkleidet: er ist ein gewaltiger Esser. Auch auffallende Abmagerung wird etwa oberflächlich Würmern zugeschrieben. „Der Dokter seit, das Chind heig e mangelhafti Ernährung; mi het dem albez glaub Würm gseit.“ [52] Eim d'Würm us der Nase zieh heißt: ihn ausholen, ausfragen. (Eine Kunst, in welcher Vater und Sohn Bitzius Meister waren.)

Seine bekannte Rolle spielt das Wasser im spezifisch medizinischen Sinn: der Harn, auch etwa der Zübel geheißen. Ebenso die Stuhlentleerung, deren abnorme Häufigkeit der Düürlauf (Durchfall) oder

---

[49a] Rebmann 108. [49b] Ebd. 111. [50] „Wie brennt meine alte Wunde!“ [51] Käs. 180. [52] MW. SdB. 262[a].

bei gleichzeitigem Blutabgang der rot Schäde (Darmentzündung) genannt wird. (Ruhr, Dysenterie.)

Gefährliche Unterleibs-Erkrankungen dieser Art setzten ehedem auch unsere Gegend stark in Tribut. Noch erhalten ist der Eisenreif um den runden Tisch im Bären zu Sumiswald, an welchem 1434 die vom „schwarzen" oder „großen Tod" Verschonten Platz fanden,[53] während in Rüderswyl bloß zwei Personen übrig blieben. In Trachselwald aber herrschten laut Aufzeichnung von Pfarrer Ris:[54] Im März 1765 „faule hitzige Fieber, Schnuppen, Geschwulsten, allerhand Arten der Blutflüsse." Sehr gefährlich, wenn nicht durch Schwitzen getilgt, war im Januar 1763 „ein Fleckenfieber, da der ganze Leib mit Flecken von allerhand Farben bedeckt wurde." Im April 1763 ließen „starke und gefährliche Bauchgrimmen" für den Sommer „rote Ruhr" befürchten, die denn auch eintraf, und die noch im September „Mann dasiger Enden gespürte". Ebenso herrschte den ganzen Winter „der Rotlauf" (Erysipelas), sowie Halsweh „mit Geschwürden". In Trub starben 1750 von Mitte September bis Ende November 41 Personen an der Ruhr, 1761 viele „an dem Stich und hitzigen Fieber."[55] Vgl. was Cysat in Luzern von der roten Ruhr zu Anfang des 16. Jahrhunderts erzählt.[56]

Das war die gute alte Zeit der Hünen und Recken.

Einem bis zum Ersticken vom Zorn Übernommenen ist d'Gallen ubergschosse. Ärger und Aufregung erzeugen das Gallefieber, welches seinerseits wieder in ein „Nervenfieber" übergehen kann. Dies Wort Närvefieber für Abdominaltyphus ist, wie der Ausdruck Schliimfieber, der Volkssprache geblieben. „Was der Eine ein Schleichfieber nennt, dem sagt ein anderer Schleimfieber; wissen sie mit etwas nichts zu machen, so sagen sie ihm Grippe"[57] ('s Grippefieber). Dem Fuu'fieber ist ähnlich: ein in der Stadt umherschleichendes, sehr lange währendes und entkräftendes Fieber.[58] „Faulfieber" bedeutet bildlich (sarkastisch) Faulheit. Er het 's Fuu'fieber; mi mues ihm däich es Plaaterepflaster (Spanisch-Fliegen-Pflaster) uuflege, für das er öppis z'grüchse heig.

I fieberle: ich werde von leisen Fieberschauern durchrieselt. Mit Subjektswechsel: „Viel Jahre kränkelte ich an diesem Stolz, und noch jetzt fieberlet er in mir."[59]

„Hitzige Schäden", „das wilde Feuer".[60]

„'s Härzwasser chunnt mer" bei Magenstörungen mit oder ohne Brechreiz und mit starker Speichelabsonderung.[61]

[53] Näheres erzählt E. A. Türler 170; vgl. Spinne 107. [54] Ök. fol. 22—25. [55] Schweitzer 79. [56] Stoll 178. [57] Fr. Pfr. 54. [58] Heiri 110. [59] SchM. 1, 109. [60] NB. 30, 31. [61] Stoll 176.

Muụ¹fụ̈li[62] bezeichnet auch bei uns ein ganzes Konglomerat von Mundhöhlenübeln des Kindes (Aphten usw.). Reihen wir gleich hier das Zaṇdweh an, dessen Hauptursache natürlich auch bei uns die Zahnfäulnis (Caries) ist. Während der natürliche Zahnwechsel uns höchstens zu Neckereien mit Zaṇdlückebaabi reizt, führte der bisweilen rasende Zahnschmerz Erwachsener zu Erzählungen wie die folgende: Ein von einer Tanne Gestürzter wimmerte am Wege. Ein Zwerglein kam vorüber, erkundigte sich teilnahmsvoll nach dem Grund und rief dann: Jää soo, nume 's Bei 'broche! Ich ha gmeint, du heigist öppe Zaṇdweh. — Das als Ohretüechli über (wie sonst unter) dem Haupt geknüpfte Nastuch gilt als indicium graviditatis.[63]

Krankheiten der Luftwege:[64] Halsbrụ̈ụ̈ni (Diphtherie) und Grụpp (Croup: sowohl die diphteritische Bräune wie die akute Laryngitis der Kinder). Der Góggelụ̈schsche (=Hueste oder Keuchhusten, la coqueluche). „Ich hatte meinen Buben seit dem Neujahr hier am blauen Husten krank. Jetzt (9. März 1845) ist er am Vorübergehen.“[65] Erwähnt ist bereits die Uuszehrig. „Wenn der Kaminfeger nicht brav saufe, so bekomme er die vertrocknete Auszehrung.“[66]

E rụụche Hals ist verbunden mit Heiserkeit, Chịịstigi, Chịịsterigi; „heiser“ ist chịịstig, chịịsterig.

Der Schnupfen (Coriza) heißt der Rụ̈ụ̈mme, gröber: der Pfnụ̈sel. Ich habe Schnupfen: i bi flessig, schnụ̈derig; i ha 's Schnụ̈derfieber.

D'Nase blüetet ịhm. Hurti steckit ịhm es (chaḷts) Mässer oder e Schlüssel i Äcken ahe! So, iez gang zom Brunne u schnụ̈pf (oder: zieh) gäng an eim Wasser i d'Nasen uehe!

Statt des veralteten Grịppefieber oder der Grịppe ist natürlich nun auch bei uns die zum Bettliegen nötigende Fụ̈länzia, d'Fụ̈länze, 's Fụ̈länzefieber, d'Influänze eingezogen, hat sogar im Pferdestall sich ihr Revier abgesteckt.

Blutlaufsorgane. Der Schlag — Gott behüet ịs (uns) dervor! — het ne 'troffe. Mit ganz seltener Unterscheidung zwischen „Herz=“ und „Hirnschlag“ befaßt man unter Schlag(fluß) sowohl alle lähmenden innerlichen Blutergüsse, wie auch den fast plötzlichen Stillstand des Gaswechsels.

Hämorrhoiden: Guḷdadere. — Chrampf=Adere bringen, wenn sie platzen, die uus'brochneⁿ, offeneⁿ, böseⁿ Beiⁿ, deren Fließen man nicht g'steḷḷe dürfe.

---

[62] Ebd. [63] AB. 1, 93 f.; zu Stoll 168. [64] Stoll 173/4. [65] An JR. 127. [66] Schuldb. 287.

„Das Symptom an Stelle der Krankheitsursache“[67] setzt man besonders bei den verschiedenen Arten *Chopfweh* der Erwachsenen, bei den Gichtern — *Giechtine* („Giechteni“[68]) — der Kleinen. Dieser durch unsinnige Ernährungsweise (Einzwingen von geschmälztem Brei und dgl.[69]) heraufbeschworne Quälgeist der Säuglingswelt ist ein ebenbürtiger Bruder des Alkoholteufels.

Giecht und *giechtig* hat aber in unserer Sprache noch eine weit umfassendere Bedeutung. „Man nimmt Kinderkrankheiten wie Croup und dgl. auf dem Lande etwa wie sog. Giechti.“[70] Ein andermal ist „'s Giecht“ ein nervöses Zucken in den Gliedern.[71] „Giechtig“ ist speziell, was bei einer Verletzung zu Infektion der betroffenen Hautstelle führt: z. B. das Ritzen eines rostigen Nagels, der Biß unsauberer Zähne. Vgl. Vertröstungen wie: Wenⁿ einist der Sprịịßen usen ist, so ist de '*s Giecht o* furt. *Giechtig* ist sodann eine für derartige Verletzungen besonders empfindliche Person. *Es ieders Chräbeli* (jede kleine Kratzwunde) *eiteret ịhm: er ist drum gär e Giechtigeʳ*. Giechtig ist ebenso der für jedes kleinste Unrecht Überempfindliche, der Übelnehmerische, der Zornmütige.[72] Das „*Giecht* in der Wechselrede.“[73]

Der *Häreschutz* (Lumbago). Der *Äckechrääzer* oder *Äckegstäbi* (steifer Hals, Torticollis). Die *fliegendi Glịdersucht*.

Der *Chrampf*. „Da stand Annebäbi mit offenem Munde, als ob es den Kifelkrampf (*Chịfẹlchrampf*) bekäme.“[74]

„Hie n es Absinth, dert es Absinth, nah di nah der *Zitter*.“[75] Burschikos nachgesprochen: der *Dätterịch*. Für die hier herum recht wenigen und darum viel besprochenen Fälle alkoholischer Erkrankungen, welche mit dem gelegentlichen *Tịps, Tịpsli, Stụ̈ber* (Spitz, Rausch) beginnen und entweder mit dem *trunkenen Eländ*[76] oder mit manieartigen *Stööre* Familien heimsuchen, sind glücklicherweise heute auch bei uns Trinkerasyle wie die *Rüechtere* bei Bern nicht mehr so schwer erreichbar. So führen auch ernste Seelenstörungen paranöischer und maniakalischer Art in die Irrenanstalt: *mi mues däich mit ịhm i d'Waldau* oder nun auch: *ga Münsige. Er ist rịịf für d'Waldau* heißt: er ist verrückt. Für Melancholie besteht auch hier herum ein gewisser Zug nach *Männedorf*. Seltener denkt man für die Epilepsie (*'s fallẹt Weh*) an die Anstalt in Tschugg.

Gehirn-Entzündung (d. h. Entzündung einer der drei Hirnhäute) heißt bei Gotthelf „Hirnbrand“,[77] „Hirnebrand“.[78]

---

[67] Stoll 181. [68] SchM. 2, 170; Hsª: „Gichter“. [69] Gf. SF. 1901, 2. [70] AB. 2, 178. [71] Wyß ä. AR. 1813, 245. [72] Rschwand. Alp. 71, 77, [73] Geldst. 11; Amtsr. 140. [74] AB. 1, 189. [75] Spieß 98. [76] Stoll 184. [77] Strafe 194. [78] Käthi 300.

Der eigentlichen Volkssprache sind indes alle die letztaufgeführten Bezeichnungen bloß angeschult. Sie führt hier ganz andere Kategorien ins Feld, freilich auch diese mit Begriffswandlungen. So bezeichnet taub nicht mehr „toll" und „rasend",[79] wie noch in dem traditionellen taube Hund, oder „verrückt" wie in dem Gotthelfschen Satz: „Jetzt seien halbtaube Leute da oben, welche nicht ganz ins Narrenhaus gehörten."[80] „Der NN. ist gäng e so halb taub" bedeutet jetzt: er macht zu jeder Zeit eine saure, verdrossene Miene. Taub aber ist uns so viel wie „zornig", allerdings mit dem Nebenbegriff des dem Emmenthaler eigenen verhaltenen, stillen, auch nachhaltigen Zorns, der für gütliche Vorstellungen einstweilen (im schriftdeutschen Sinne) „taub" bleibt und dafür um so schwerer, bis zu Störungen führend, auf der Seele lastet. So ist die Verbindung mit dem Ausgangspunkt des Wortbegriffs (der Außenwelt entfremdet, empfindungslos) doch nicht ganz gerissen: „I bi mängsmal vor Täubi södel verstöberete gsi."[81] Dieses verstöberet ist so viel wie „verstört" im Sinne rasch vorübergehender Geistesverwirrung. Etwas stärker sind die Ausdrücke: Er ist gar nümme bi n ihm sälber, oder: sine^r^ sälber. Er tuet wie nid gschiid. Er ist us em Hüsli use. Ein länger andauerndes „von Sinnen sein" wird bezeichnet mit: er hindersinnet si, oder: es chunnt ihm lätz i Chopf.[82] Ist der Zustand chronisch geworden, so ist der Patient nach einem als verletzend grob, ja roh und als Schimpf empfundenen Ausdruck verruckt (also mit ganz anderem Gefühlswert als das psychiatrische „verrückt"). Schonender sagt man: verhüürschet (55), und noch zarter: veriiret, welches „verirrt" auch vom Irrereden bei Fieberphantasien gilt. So war der in Fiebern liegende Uli[83] „tagelang verirret, wie man zu sagen pflegt." „Annebäbi[84] meinte, Jakobli sei verirrt" (rede irre), und vielen Leuten kommt das Verirren vor wie ein Vorbote des Todes. Wenn einer andeuten will, wie nahe er dem Tode gewesen, so sagt er: „ich bin schon verirrt gewesen."

Mit einem unwilligen, unwirschen stuurm, die Stüürmi (Zustand des „sturm"-Seins), stüürme, das Gstüürm, der Stüürmi und die Stüürme, der Stuurm (Stammrückbildung) verurteilen wir dagegen unzählige Male die Äußerungen rasch verfliegender und nicht belangreicher Geistesverwirrung oder -Abwesenheit, die Unüberlegtheit oder Beschränktheit eines Urteils; kurz: alle die „psychopathischen Minderwertigkeiten", deren ungeheures Reich von Koch[85] aufge-

[79] Wyß j. AR. 1819, 151. [80] Jacob 2, 241. [81] Müll. LK. 30. [82] AB. 2, 194. [83] UP. 364. [84] AB. 1, 270; vgl. auch 2, 231. [85] Das Nervenleben. Ravensburg, ¹1895.

deckt, ja recht eigentlich „entdeckt“ worden ist. Anknüpfend an „stören“ (im Kreis herum rühren, vgl. oberhasl. „der Brij störren“, und den emmenthalischen Beeri- oder Chirschi-Stur-m), verstehen wir doppelt gut einen Satz wie: I bi ganz sturm gsii, es ist alls z'ringet um g'gange mit mer.[86] „Man zog heim mit blutigen, schläg- und weinsturmen Köpfen.“[87] So die sturmi Chatz,[88] der sturm Storch,[89] die sturmi Gans.[90] Bist öppe sturm a der Läbere[91] (da du mich falsch verstehst und meinen Auftrag falsch ausrichtest)? „Ob er ein Narr sei oder sonst sturm?“[92] „Das Weib wurde sturm“ (verrückt).[93] „Einen sturm schwatzen.“[94] Schlafstürm: schlaftrunken. Er ist g'stürmter: angetrunken. — Unserer Mundart ungewohnt ist die Aufforderung: „Chum, mir wei im Huus ume stürme un erläse, was (von der Steigerung her) öppe no da isch!“[95] Um so bekannter klingt uns des ume stürme (zweck- und ziellos umherfahren). Wo stürmst du ume, Stüdi?[96] Besonders geläufig ist stürme im Sinn von ordnungslosem Gerede. „Grosmüeti, hör jetzt auf zu stürmen; fang einmal an“, ordentlich zu erzählen![97]

„Mag das Gred und Gstürm [der Leute] nicht mehr hören!“ erklärt das Erdbeeri-Mareili.[98] — „Sturm“ von Branntwein, erkannte Liseli erst zu spät, daß es seine Kinder im brennenden Hause „vergessen in seiner Stürmi“.[99] „Aber wie ich leider sehen muß, bleibst du immer der gleiche Stürmi.“[100] „Auf die Stürme, das Mädi, könne man sich nie verlassen.“[1] „Sellig, wie da gestern einer im Dorf herumgelaufen wie ne Sturm.“[2] „So ein halbverrückter Sturm.“[3] „Chunnt dä alt Sturm o no [auf späten Abendbesuch]?“[4] „Für n es Glas Schnaps brichteti ja dä Sturm, der Moon sig i ne Bratispfanne gheit.“[5] Abä, Sturm bin i! (Was schwatze ich da! Was stelle ich Verkehrtes an!)

Es wird ihm trümmlig (schwindlig). „Ganz bleichs ü trümmligs han i [erschrockenes Mädchen] zo'r Tür uus welle.“[6] — „I cha guet chlättere, trümmle tuet's mer nit.“[7] „D'Rüter trage Strüß wie Bäse; 's pott, es mues ne d'runger trümle!“[8]

[Das unter Wagen und Pferde geratene] „Änneli ist alls z'weg, umen es bitzeli g'schmuecht isch's ihm worde“[9] (es ist in Ohnmacht gefallen). So kann es einem gschmuecht werden: bei Blutverlust;[10]

[86] SchM. 1, 108; vgl. das uns im Kopf herum gehende „Mühlrad“. [87] Ebd. 86. [88] Ott 1, 48. [89] Spinne 21. [90] SchM. 2, 134. [91] AB. 1, 133. [92] Barthli 52. [93] Schuldb. 1, 257. [94] SchM. 1, 290. [95] Geldst. 283. [96] AB. 1, 215. [97] Käthi 93 Hs. [98] EbM. 253. [99] BwM. 192. [100] UP. 18. [1] AB. 1, 270. [2] Ebd. 1, 438. [3] Ebd. 2, 333. [4] Bern. 2 l. [5] WW. 2 J. 287. [6] MW. 2 J. 216. [7] MW. BK. 60. [8] Wyß ä. AK. 1813, 245. [9] Käs. 267. [10] UK. 68.

aus Hunger;[11] von Ekel erregendem Geruch;[12] auf holperigem Wagen;[13] wenn der Freier die Geldsäcke der Umworbenen sieht;[14] „wenn man in viele Häuser hineinsehen könnte bis z'hinderst";[15] wenn man einem „ein Kapitel" liest.[16] Nach Jahresfrist ist „dem [Geld-] Säckli gschmuecht worde".[17] — „Das Lehren wurde unerchannt getrieben, daß es mir zuweilen fast gschmuechtete."[18] Es gschmuechtet mer.

Muecht heißt: bis zu gänzlicher Erschöpfung ermattet. Jakobli kehrte im Wirtshaus ein, „ganz mucht und öde an Leib und Seele".[19] „War's ihm doch, als sollte er Stück um Stück auseinanderfallen vor Müechti!"[20] (1846: „Mattigkeit".)

Er wird ohnmächtig: die Sinne „schwinden" ihm, es schwịịnet ihm (vgl. Muskelschwund). „Es faht ihm (dem an jäher Felswand von Schwindel Befallenen) afa schwịịne, bis ihm der Schrecke d's Herz abdrückt."[21] Es thuet ihm gschwịṇde (g'schwinge). „Da isch es dem Händler gschwunde."[22]

Eine andere Begriffsreihe eröffnet mụderig: unaufgelegt, apathisch. „Jetzt werdet ihr ob harter Arbeit und vielem Wassertrinken etwas mudrig und kützig (chụ̈tzig) sein". Vgl. „ein seltsamer Kauz".[23] „Der Alt ist [oder: het] muderig des ume g'chuppet."[24] (Chụ̈ppe ist schmollen und grollen.) „Warum doch die Hühner so mudrig seien?" dachte Züseli.[25] Er ist nid eigetlich chrank, aber er mụderet eso des ume. Drollig klingt die Aufforderung, sich ruhig zu verhalten: Stiḷḷ mụdere, d'Geis ist chrank! („Still!" ist Vertreter des Imperativs: „hör auf!")

Zu diesem großen nosologischen Kapitel ein kleiner ätiologischer Anhang: Dem schwedisch-norwegischen „Elfenhauch" entspricht bei uns das in e böse Luft choo als Erklärung infektiöser Geschwülste ohne Wunde. „Wenn jemand unversehens der Kopf aufschwillt zu einem unförmlichen Klotze, so heißt es, man sei in einen bösen Luft gekommen."[26] Neugierige Weiber, welche um Mitternacht durch eine Lucke der Buchenfuhr des Teufels nach Bärhegen zusahen, „wehte ein giftiger Wind an; das Gesicht schwoll auf, wochenlang konnte man weder Nase noch Augen sehen, noch den Mund finden".[27] Ein nicht weniger „böser Luft" trennt Eheleute,[28] scheidet Meisterleute und Dienstboten;[29] „und wenn jemand dir ein kleines Ärgernis aufbläst, daß es dir Kopf und Herz

---

[11] MW. BK. 4. [12] Käs. 431. [13] Käthi 210 Hs. [14] Überraschung 341. [15] Ztgst. 1, 194. [16] SchM. 1, 137. [17] Dursli 260. [18] SchM. 1, 154. [19] AB. 1, 242; vgl. Dursli 293. [20] Dursli 286. [21] Kuhn 7. [22] Ott 1, 56. [23] An AB. 42. [24] Müll. LK. 66. [25] Barthli 30. [26] GG. 3, 41. [27] Spinne 49. [28] UP. 233. [29] Ztgst. 2, 172.

zersprengen will, dann bedenke, o Mensch: das ist der wahre böse Luft!"[30] „Mit wunderlieblichem Mieneli" dagegen setzt Meyeli seinem Jakobli auseinander: „Es ist mer gsii, as we me m'r's aawurf [daß ich dich lieb haben müsse], oder as wen i in e böse Luft cho wär, oder i öppis trappet wär."[31]

Als Folie zu solch innig sinniger Deutung diene der Rationalismus jenes Vieharztes in Eggerdingen (Affoltern), der auf eines Mannleins Klage, si Geis sig ihm i ne Luft choo, „rauzig" fragte: isch si scho höch obe?!

Mittel.

Die „materia medica"[1] eröffnen wir billig mit dem Hinweis auf zählebige alte Leute, die wie ein Sahli-Rees das für neu geltende Problem einer Medizin ohne Medizin glänzend an sich erprobt haben. Sie bestätigen freilich als Ausnahme nur die Regel, daß die Leute doch eben noch heute wie zu Annebäbis Zeiten für jede Krankheit absolut Mittel haa wei, wenn möglich ganzi Guttere voll, und wenn es auch nur mit Syrup gefärbtes Wasser wäre. „Mittel gibe i da keini": eine solche Erklärung des Arztes trägt ihm noch bei weitem nicht das verdiente Zutrauen in seine Kunst und seine Uneigennützigkeit ein.

Die „Naturheilkunde" hat es daher nicht in erster Linie ihrer Unwissenschaftlichkeit zuzuschreiben, und anderseits dankt es die neulich auch in Lützelflüh versuchsweise als wandernder Broterwerb aufgetauchte Hypnotisierung nicht ihrem laienhaften Mißbrauch, daß beide allgemeinem Mißtrauen begegnen. Vielmehr erwecken sie gerne den Eindruck unzulänglicher Auffrischung der uralten Volksmedizin, deren magischer Charakter tief in der allgemeinen Menschennatur gegründet liegt. Und die kam nicht nur ohne Mittel nicht aus, sondern das Mittel war im eigentlichsten Sinn eben das, was das Wort besagt: ein Medium, ein Mittelding, Mittelglied, Vermittlungsorgan zwischen dem armen leidenden Menschen und der reichen übermenschlichen Kraft, die zur Hülfeleistung veranlaßt werden soll. Auf welche Weise? Die eindringlichste, weil augenfälligste und den motorischen Apparat am sichersten in Bewegung setzende Beeinflussung einer andern Person ist erfahrungsgemäß das Vormachen der von uns gewünschten Handlung. Können die Geberden noch durch Worte unterstützt und kommentiert werden: um so besser; machen diese

[30] GG. 3, 41. [31] AB. 1, 381.

[1] Stoll 193—6.

gar jene überflüssig: um so einfacher. Drum die symbolischen Handlungen, welche in ihrer Kompliziertheit an irgend ein augenfälliges Einzelmoment anknüpfen, dessen Wahl dem an logisches Denken Gewöhnten allerdings oft seltsam genug erscheinen muß. Drum die Beschwörungen und Besegnungen, welche in Ersetzung jenes demonstrativen Moments gerne die Form einer Erzählung annehmen. („Jesus Christus ging über die Heid'“ usw.).[2]

Drum bis in die Gegenwart hinein beachtete Räte wie folgende: Um das fallende Weh verschwinden zu machen, lege ohne Vorwissen der Hinterlassenen in den Sarg eines Toten (Tootnige) ein ungewaschenes Hemd des Epileptischen. Die höhere Macht, unter deren Schutz der Tote ruht, wird den im Kranken wütenden „unsaubern Geist“[3] anlocken und zunichte machen. Gewänder werden auch sonst mit Vorliebe als Träger des im Menschen wohnenden Geistes, gleichsam als des Menschen „äußere Seele“[4] gedacht. So hat denn auch eine Jowägerin, als ihre Sohnsfrau den Erstgebornen zur Welt bringen soll, nichts Dringenderes und zugleich Feierliches zu tun, als die Mutter in des Vaters militärische Rüstung (Mundu̦u̦r) einzuwickeln, damit das Kind mannhaft werde.[5] Noch wirksamer sind freilich dem eigenen Leib eines Toten entnommene Reliquien. So hilft z. B. gegen Zahnweh ein in der Tasche getragener Zahn, der auf dem Kirchhof aus dem Schädel (aus der Hau^{p}te-Schṻdele) eines Toten gezogen worden ist.[6] In nicht weniger konkretem Zusammenhang stehen tausend Dinge, die wir nur noch unter dem logischen Gesichtspunkt des Symbols zusammenbringen können. Ihr neugebornes Großkind unḍer ^{d}e^{n} Tisch legend, denkt eine Jowägerin es im Leben unḍer düre z'gaa zu lehren, es demütig zu machen.[7] In die Einwicklung des Taufknaben aber gehört „ein Scheibchen Brot und ein dito Käse“,[8] damit er später nie Mangel leide. In den ersten Kindsbrei gehört eine Prise Rübensamen,[9] damit der dem Säugling sein schnelles Wachstum „einverleibe“, „in Fleisch und Blut übergehen“ lasse. Tüchtiges Singen bei dieser Kocherei wie während des Tauffestes bildet auch des Kindes Stimme aus.[10] — Wie sollte nicht erst eine so augenfällige Erscheinung wie die Farbe helfen! Rote Wi̦i̦ git Bluet, und das Umwickeln eines kleinen Fingers mit rotem Faden stillt Blutungen sowohl, wie zu ungelegener Zeit eintretende menses. Eine Frau trug gegen „Rotlauf“ ein („rotes“) Zweirappenstück an einem Schnürchen um den Hals.[11] — Rot ist rot — wie sollte drum nicht auch andere

[2] Vgl. mit unserer bloß andeutenden Skizze die feine Ausführung Singers im A. f. Vk. 1, 202–9. [3] Vgl. Marc. 5, 1 ff., 9, 14 ff. [4] External soul, vgl. Singer aaO. [5] AB. 2, 132 162. [6] A. f. Vk. 7, 137, 76. [7] AB. 2, 168. [8] Ebd. 164. [9] Gf. SF. 189. [10] Weiteres siehe unter „Taufe“. [11] A. f. Vk. 7, 138, 89.

Namens-Gleichheit in gleicher Weise helfen? So band eine ganz gescheite Frau bei Biel einen Regenwurm um den vom „Wurm“ befallenen Finger. Andere legen einen Krebs auf die an Krebs leidende Körperstelle,[12] und im ganzen lieben Schweizerland heilt man gelegentlich einen Beinbruch mittelst Umwicklung eines Tischbeins.[13] — Wirksam wie der Name ist die Zahl. So vieler Warzen am Finger sich einer zu entledigen wünscht, so manchen Knoten knüpft er in eine Schnur und läßt diese fallen. Wer sie aufhebt, erbt die Warzen.

Um dagegen ein Gerstenkorn aus dem Auge zu vertreiben, mues me dür n es Astloch düre luege.

Bisweilen liegt der mystischen Vorschrift eine feine Berechnung zugrunde. Das wegen seiner Natürlichkeit nur zu gering angeschlagene Mittel der stark gebückten Körperhaltung gegen Milzi-Schnijde (Site-Stäche) und gegen das Schluchzen ('s Glüxi) erhält imponierende Gewichtigkeit durch die Einkleidung: Lüpf es Steindli us em Bode, speu drü Mal drunder u tue 's Steindli wieder dar.[14]

Dagegen sind ebenso undurchsichtig wie nichtig Räte wie diese: Trag Odermänigen (Agrimonia) am Hals gegen den „brennenden Sood“,[15] „weiß Violkraut“ in der Hand gegen blutende Wunden. Gegen Zahnschmerzen söll man e schwarze Schnägg i's Muu[1] nää.[16] Auf ein „böses“ Bein werden Kröten gebunden, und insbesondere gegen Rheumatismen ist es geraten, e läbigi Chrott i mene Seckli uf der Brust z'trääge.[17] Das Aufbinden eines solchen Entsetzen erregenden Tieres über den Vorderhals aber drängt bei Blutstürzen das Blut nach dem Herzen zurück. (Ein Körnchen Wahrheit liegt in der Erfahrung, daß man durch einen recht kräftigen Ärger, der den Blutstrom in heftige Wallung bringt, sich Rheumatismen aus dem Leibe schafft.)

Wie in der Divination, so spielt auch in der Magie die linke Leibesseite ihre Rolle. So soll man bei Zahnschmerzen am Morge z'erst der lingg Strumpf aalege.[18]

Auch christliche Festtage wie der Charfritig spielen hier herein. So liefern Palmstöcke, am Karfreitag vor Sonnenaufgang in den drei höchsten Namen geschnitten, das Spriißeholz, welches, in Spänchen über eingedrungene Splitter gebunden, diese herauszieht.[19] Zu nämlicher Zeit soll man, um Zahnschmerzen zu vertreiben, von laufendem Wasser

[12] Ebd. [13] Ebd. Beitr. 606. [14] Vgl. A. f. Vk. 7, 70, 137. [15] RB. 9. [16] A. f. Vk. 7, 137, 77. [7] Ebd. 85. [18] Ebd. 74. [19] Vgl. Rohtenbach: Volkstümliches aus dem Kanton Bern (Zürich, 1876).

trinken.[20] Dagegen genügen drei aufeinander folgende gewöhnliche Freitage (ursprünglich ja ebenfalls Karfreitage), um durch ein Fußbad Hühneraugen zu vertreiben.[21] So soll man auch Kindern das Zahnweh damit nehmen, daß man ihnen jeden Freitag die Nägel schneidet.

Ein Achselbruch infolge Sturzes wurde als bloße Ausrenkung („Achsle-Räichi") genommen und mit Einreibung von Salz und Schmalz behandelt unter dem Spruch: Als Jesus Christus ging über die Heid, fiel er um auf einen Stein und enträichte sich die Hand; und mit Salz und Schmalz wusch er sie im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.[22]

Ungefähr diesen Zuschnitt[23] haben schließlich alle die Sprüche bekommen, deren murmelndes Hersagen (mů̈mele) die vormachende Geberde erst begleitete, dann ersetzte, um selbst wieder durch ein drittes Moment unterstützt und schließlich außer Kurs gesetzt zu werden: das Zaubermittel. Letzteres sollte überhaupt höhere Gewalten beeinflussen: bedrohliche, wie z. B. tobende Ströme beschwichtigen, Hülfe verheißende gewinnen.[24] Kam dies Mittel zugleich der Natur einer abzuwehrenden Krankheit entgegen, dann um so besser; und im angeführten Beispiel zeigen Salz und Schmalz bei aller Verkehrtheit ihrer Anwendung ein Nebeneinander mystischer und medizinischer Mittel. Je entschiedener nun diese jene in den Hintergrund drängten, um schließlich vor der Heilkraft der Natur selber zurückzutreten, mit desto mehr Aussicht auf Erfolg konnte der naturwissenschaftlich gebildete Arzt den Kranken i d'Kur nää. Freilich haftet dieser „ärztlichen Besorgung" oder „Bemühung"[25] noch vieles vom alten Zauberer, Schamanen usw. an. Er tuet Kuren u̥ustri̥ibe heißt: er ist ein Spaßmacher, ein „Fatzikus".[26] Der aufgesetzte Ernst dagegen, der dem Beschwörer vor Augen der Zuschauer ziemte, reflektiert sich im Gefühlston der Redensart „ein i d'Kur nää", welche auch besagt: einen moralisch hernehmen, ihn b'schuele oder, wie der Seeländer sagt: „bi̥lde". Diese Bedeutung wird noch verstärkt durch die Ableitung kuranze. „Du mußt der Mann sein, welcher (das herrschsüchtig intrigante) Eisi kuranzen kann!"[27]

Auch auf dem wirklichen Heilmittel selbst, dessen Zurüstung doch der Patient in der Apoteegg („Apideegg", „Appendeck")[28] mit eigenen Augen verfolgen kann, ruht bis heute die suggestive Macht („der

---

[20] A. f. Vk. 7, 137, 75. [21] Ebd. 94. [22] SB. Kal. 1903, 96. [23] Vgl. die Merseburger Zaubersprüche. [24] So ist griech. phármakon, woher frz. pharmacie, im Grund nur so viel wie Zaubermittel. [25] Lat. cura ist sorgsame Bemühung um jemand oder etwas. [26] Vgl. die römischen Auguren, deren keiner dem andern in seinem Aufzug begegnen konnte, ohne zu lachen. [27] Käs. 403. [28] NB. 50.

Glaube") als Hauptfaktor der Wirksamkeit. Die Leute, denen der Natur, „welchen" man walten lassen solle, als ein geheimnisvoll unbekanntes Wesen vorkommt, „e Mönsch oder süst neuer",[29] brauchen nicht alle Annebäbi zu heißen. Es ist drum keineswegs verwunderlich, wenn noch heute zuweilen ein aus der „Zaubertrankbude" geholter Stoff für alle Fälle, alle Individuen und alle Zeiten gut sein soll. Ja, dä Züüg, dä tuet guet! Zo däm wei mer Sorg haa u nid z'viil dervo nää! Aber aufgebraucht muß „er" sein, aus demselben Grund. „Es chönn de öppen eis oder d's andere vo ihne drab treiche, wenn's ihm öppe fähli".[30] So hat denn auch für Jakobli's Pocken eine hülfsbereite Nachbarin no öppis füürig vo ihrem Elixier, u chönnt's wohlfel gää.[31] Und in einem Streitfall entscheidet Hansli: Nimm du den Laxiertrank! Wenn es ieze nüüt nützt, so isch es guet für n es anders Mal![32]

Neben den Medizinalpflanzen[33] sind heute die animalischen Heilstoffe in den Hintergrund getreten. Doch spielt immer noch des Patienten eigener Urin eine bisweilen verhängnisvolle Rolle, unterstützt durch die „Dreck-Apotheke" der alten Zeit, welche z. B. gegen Mundfäule, Rheumatismen u. dgl. Kuhfladen verabreichte und einen Knecht ermutigte, gegen letzteres Übel Roßmisttee zu trinken.

An die „Moxa",[34] den brennbaren kleinen Kegel, der aus dem Leibesinnern rheumatische Schmerzen usezieht, erinnert der Läbeswecker, den für die nämlichen Gebrechen hie und da eine Hebamme aasetzt. Die Prozedur besteht immerhin aus dem weit verständigeren Schröpfen mit nachheriger Einreibung von Kroton-Öl. Auch angesichts eines Faulen, wo nid füürer's mag, sagt man: mi mues ihm däich der Läbeswecker aasetze!

„Christeli, ich habe dir heute Trank angerichtet, du gehst nicht aufs Feld!"[35] So die sorgliche Mutter zum allzeit kränkelnden Sohn. In der Tat ist das Trawch, das Träichli die Hauptform häuslicher Medizin, der sich auch der Landarzt anbequemen muß, wenn er öppis wott chönne.[36] Der Spott: es tröchnet u zieht düür, verschlägt hier nichts. Erst, wenn einer für sich selbst oder „mit" einem Stalltier afe lang ohne sichtbaren Erfolg „träicheret" het, gilt die Krankheit als hoffnungslos.

All diese Trawch oder Träicher („Tränker"[37] neben „Tränke")[38] sind Absüde von Heilpflanzen. An sie reihen sich unter der Bezeichnung Wasser (Mehrzahl allenfalls: „Wässer") Auslaugungen und Destillate;

---

[29] AB. 1, 79. [30] AB. 1, 292. [31] DoG. AB. 18. [32] AB. 1, 125. [33] Volksw. 2, 408—12. [34] Beitr. 121 zu SchM. 2, 453. [35] GG. 1, 51. [36] AB. 1, 43. [37] BwM. 170. [38] Kurt 97.

letztere mehrfach ohne vorausgegangene Gärung, so daß sie auch dem Vieh zuträglich sein können. So sind in erster Linie das Münze-wasser (aus Gartenminze) und das Chörblichrutwasser (aus Myrrhe, Myrrhis odorata), wie auch das Kamillewasser und Neßle-wasser, wie das aus Baldrian (Valeriana officinalis) bereitete Tann-margwasser für allerlei Unterleibsbeschwerden gut; die Lunge wird gekräftigt durch Ehrenpreis- (Ehrebriis-) Wasser und von Schwind-sucht befreit durch Aronechrutwasser (von Arum maculatum). Bei spezifischen Beschwerden ist geschätzt das guldig Mueterwasser (vom Tausendguldenkraut), und wenn nicht „mit Hofmannstropfe" löffelweise[39] vermischt, oder gar durch rasch betäubendes Karmeliter-wasser ersetzt, hat es ähnlichen Wert wie etwa Jänzene (Enzian-Wasser) oder Räckolter-Wasser.

Massenweise wird ab Kamille, Lindeblueſt u. dgl. „trauche", d. h. der siedende Wasseraufguß über eine Reihe heilsamer Pflanzen wird als T'hee getrunken, und es gibt namentlich ältere Leute, für welche gäng öppen e Hafe voll im Ofegguggeli z'wäg steit. Seine teil-weise sehr berechtigte Souveränität behauptet bis zur Stunde der Kamillet'hee. Nur soll er für alles mögliche gut sein, während man dem Lindeblueſt (man sagt das Bluest), dem Wullblüemli (Königskerze), dem Mejjeroon oder Mejjeraa (Majoran), der Wärmüete (Wermut) begrenztere Gebiete der Wirksamkeit zuteilt. Auch Howler- (Hollunder-) und Ibsche-(Eibisch-)Thee sind für ganz bestimmte Übel gut. Den Preis eines Universalmittels dagegen trug zu Gotthelfs Zeit der Melisse^n^thee davon.

Nur in verzweifelten Fällen machte ihm das (Magen-)Elixier den Rang streitig. „Es ziehe stiif durch", behauptete Hansli,[40] während ein aufgenötigter Schluck dem armen Meyeli bekam, „als fahre man ihm mit einem Garbenknebel im Leibe herum". Beides begreift, wer ein Rezept gelesen hat wie dies: „2 Maß guten Brantenwin (Brante-wii = „Brönt's" oder Schnaps), 6 Lod Laubersalz (Glauber-salz), 3 Lod Tausendguldensalz, 4 Lod Läberen Aloes, 3 Lod feine Rebarberen (Rébarbere oder Rübarbere), 3 Lod Starnli Aloes". — Ähnlicher Wertschätzung erfreut sich der Mäge-Trääs, welcher mittelst allerlei Süßigkeiten auch für Kinder mundgerecht gemacht wird, die an Magenschwäche oder an Übeln der Mundhöhle leiden. 1754 riet Abraham Kyburtz[41]: „Wem Enzianwurzel zu bitter ist, der kann sie mit kandiertem Zucker, Zimt usw. versetzen, und einen Magen-Träſet draus machen".

---

[39] BwM. 147. [40] AB. 1, 113. [41] Theologia naturalis A 16.

Ein schreckliches Mittel für Säuglinge, die man bei Konvulsionen beruhigen wollte, war (oder ist etwa noch?) der opiumhaltige Theriak, mit dessen Vertrieb sich seinerzeit sogar eigene Theriak-Hausierer abgaben. Aus Sumiswald wird sein Gebrauch i. J. 1796 bezeugt,[42] und Hebammen sollen ihn selbst gegen einfache Schlaflosigkeit löffelweise verordnet haben[43] — mit dem gründlichen Erfolg eines ewigen Schlafs. Der Name „Theriak" (eigentlich: aus Teilen giftiger Schlangen bereitetes Gegengift gegen giftigen Tierbiß) wurde in „Treyak"[44] und weiter zu Dreiák, Dreiáx entstellt: „Da hilft ke Dreiáx nüüt (nid emal e Vierachs)!" Da hilft alles nichts: kein Gegenmittel, keine Widerrede u. dgl.[45] — Nicht weniger verhängnisvoll wirkt das so unschuldig scheinende, aus Mohnsamen bereitete Schlafwasser. — Rheumatismen und Zahnschmerzen wurden seinerzeit durch Millionen-Jäger mittelst Expeller (englisch pain-expeller = „Schmerz-Austreiber") ausgebeutet; Augsburger-Läbe^n^s-Es^s^änz, Franz- oder Salz-Branntewii, Krémor (Cremor Tartari) waren oder sind ähnliche Industrie-Produkte.

Die Wirkungsweise all dieser und ähnlicher Mittel wird schematisierend eingeteilt in Hitz'ge oder Wärme, und Chelte. „Solche Einteilung in heiße und kalte Arzneimittel entstammt der Schulmedizin älterer Zeit und ist durch dieselbe, z. B. in romanischen Ländern, zur allgemein verbreiteten volksmedizinischen Anschauung geworden".[46] Besonders hitziger Art sind Mejjeroon-, Howler- und Wärmüete-Tee; desgleichen natürlich die konzentrierten Alkoholika; doch so, daß z. B. Kirschgeist (Chirsiwasser) in dem (eher nach Kühlung verlangenden) Nachmittag hitzget, im Vormittag dagegen cheltet. Zu allen Zeiten cheltig sind begreiflich Bier und Most (d. h. Obstwein).

Über beide Kategorien aber stülpt sich sozusagen eine dritte von eminenter Wichtigkeit: das Uyspütze. Der begründende Gedankengang ist folgender: Das Haus, in welchem der Leib wohnt, bedarf Jahr für Jahr einer gründlichen Reinigung nach innen und außen und von der First bis zur Haustürschwelle. Wie dann erst das Haus, in welchem die Seele wohnt! Der Leib also mit seinem so viel Molesten bringenden und dabei so schwer erreichbaren, dunklen Innern! Diesen Leib sollte man von Zeit zu Zeit wie einen Handschuh umkehren können, um den im Innersten ihre geheimen Werke treibenden Kobolden und Unholden mit einer richtigen Razzia beizukommen. Einstweilen nun begnügt man sich mit dem Erreichbaren, und kein Heldentum käme der Todesverach-

[42] Öf. OLB. 5a. [43] Ztgst. 2, 172. [44] Ebd. [45] Vgl. die Entstellung „drei Joggis" im aargauischen Badenerbezirk. Ztsch. f. hd. Ma. III. 39. [46] Stoll.

tung gleich, womit einer im Frühling die ersteⁿ Schützlig (Sprossen) von Sträuchern und Bäumen des Waldes, sonderlich von Weißtannen bricht und ein solches Chriis-Trawch nach Maßgabe eines anständigen Milchtopfes sich einverleibt. Diese kostbare Gelegenheit lassen sich namentlich mit Uusschleegeⁿ Behaftete nicht entgehen; es sei denn, daß Mangel an Zeit sie zwinge, sich aus der Apotheke ein halbpfündiges Paket Bluetsreinigung zu verschaffen. Allfällige Versäumnis oder im Jahresverlauf eintretende Krankheit legt den Gebrauch einer Laxierig oder Burgierig nahe. Vor allem ist so ne rächti Burgátz (Purganz) e fürnähmi Sach, u we me so rächt z'Bode „purgiert het, so het es 's denⁿ e Rung".[47] So auch strömen aus Züselis Augen Wasserbäche aus Gram darüber, daß für den nunmehr toten Barthli nicht wenigstens noch eine Laxierig geholt worden ist.[48] Solch verspäteter Reue vorzubauen, zwingen Miaßlis Pflegeeltern ihr Aschenbrödel, von jeder Laxierig oder Burgatz den Rest oder einen zweiten Aufguß zu trinken.[49] Seltener findet man, daß „vielleicht dann noch müsse g' chri̦stiert sein",[50] in welchem Falle die Hebamme oder Schröpferin mit der Chri̦stiersprütze anrückt.

Von den unzähligen Pillen-Sorten erwähnen wir bloß die Si̦te-Pö̦l̦li,[51] auf dem Bauerngut „die Seite" bei Doggelbrunnen (Rüderswil) fabriziert.

Kurz können wir uns auch über die verschiedenen Pulver fassen, wie das obligate Wurmbu̦l̦ver, das von Oberländer Hausiererinnen feilgetragene Jänzene-(Enzian-)Bu̦l̦ver u. dgl. — Es Bü̦l̦verli: ein in der Apotheke gefertigtes Pulver-Paketchen.

Von anerkannt medizinischem Wert sind namentlich zu Zeiten, wo Städter sich an unreifen und verdorbenen Import-Früchten und Gemüsen Typhus, Blinddarm- und Venen-Entzündung u. dgl. in den Leib hineinessen, unsere herrlichen einheimischen Früchte. Vor allem die Kirschen (Chi̦i̦rši, Einzahl: das Chi̦i̦rši), welche die Ärzte angeblich ungern gedeihen sehen. Sodann die verschiedenen Wald-Beeren (Beeri, Einzahl: das Beeri): Erd-, Heidel-, Him-, Brombeeren (Ärdbeeri, Heiti, Hinti oder Himpi, Brammerbeeri; dies eine verdunkelte Tautologie: „Bram-Beer-Beeri", wie sie am Bram-Beer-Dorn(-Strauch) oder Brammertorn wachsen). So auch die Hollunder- (Howler-) und die Wacholder-Beeren (Räcko̦lter-Beeri). Wer jeden Tag drei der letztern äße, dessen Augen würden nicht bloß selbst

---

[47] AB. 1, 273. [48] Barthli 65. [49] BSp. 219. [50] GG. 3, 151. [51] In „Pille" wird durch vorausgehenden Labial das i zu ü gerundet, und durch den offenen l-Laut ü zu ö erhöht; vgl. schaffhausisch „Artollerie" und dgl.

aussehen wie Räckolter-Beeri, sondern sie würden so scharf, daß sie bei hellem Tage die Sterne am Himmel sähen.

„Zum äußerlichen Gebrauch" dienen zunächst die verschiedenen Kompressen: Uuf- oder Uberschleeg, sowie zum Aufweichen von Geschwüren die Kataplasmen (cataplâmes), Chaarte- oder Gaarteplame aus Milch und Brot, aus Leinsamen samt frischem Schweinefett (Schwifeißi, bezeichnenderweise fz. sain-doux genannt).

Von den Salben, welche die kleine (und nicht auf Gewinn berechnete) Haus-Industrie bereitet, führen wir bloß an: die Holz- oder Züguet-[52] selbe, von einer aus dem „Holz" nach dem „Zuguet" (beides in Trachselwald) übergesiedelten Familie bereitet aus Wachs, Baumöl, Silberglätte, Menning (roti Miine) und Lörtsch (Harz aus der Rinde der Lärche, pinus larix). Die ebenso geschätzte Tal-Selbe kommt vom Tal-Haneß im Talgräbe. Sodann wird natürlich auch Männedorf-Selbe verhausiert. In Form von kleinen Zügeli oder größern Pflaster werden die Stoffe auf die bekannte Weise appliziert. Ein Kind, das in ähnlicher Weise mit ähnlichen Dingen hantiert, het e rächti Selben aagrichtet! ist e rächter Selbeheer („Schmierfink"). — Bloße Einreibungen von Schweinefett mit Zwiebeln, das Aufbinden von Speck u. dgl. ersetzen die Salbe in vielen Fällen.

Mit dem bisweilen sogar innerlich (!) angewandten Länder-Balsam (aus dem Entlebuch) konkurrieren etwa der (Ober-) Diesbach- und (mehr im Oberaargau) der Aarwange-Balsam; sodann natürlich der Wunder-Balsam und der durch seinen fremden Namen anreizende Pagliano.[53]

Den Schluß bilde das Bad im Sinn von warmem Heilbad in der Wanne. Diese nach dem Gebrauch eines Gastes ausschöpfen ist eine Arbeit, mit welcher gerne die demütigende Stellung eines Aschenbrödels, eines Prügeljungen, eines Sündenbocks verglichen wird (alls uusbäde). Während einzelne Bäder der fernern Umgebung sich zu verdientem gutem Ruf emporgeschwungen haben, sind eine ganze Anzahl anderer längst eingegangen (ergange),[54] wie z. B. das einstige Brügg- oder Baderhüsli an der Emme, das nachmals einer Hafermühle und nun einer mechanischen Schreinerei Platz gemacht hat. Der Bader war zugleich Schräpfer, und diesen Namen trägt noch heute ein Gütchen auf dem Ramisberg. Denn zum Baden in der Wanne gehörte ehemals das nun neuerdings zur Anerkennung gelangte Schräpfe (schröpfen). Das durch die Schräpfhörndli (Schröpfköpfe) bewirkte heftige Her-

[52] Zuguet ist ein zum besessenen Hof hinzu erworbenes, später dann auch selbständiges Gut. [53] Wie deutsch gesprochen. [54] So bloß in dieser Parzialform.

aussaugen verdorbener Blutklümpchen durch die etwas schmerzenden kleinen Schnittwunden vergleicht sich gerne mit pekuniärer Ausbeutung. In diesem Sinne versteht sich: einen schräpfe, ihn einer Schräpfete unterwerfen. „Lisette setzte munter ihre Schrepfhörner an ihres Mannes Geldsäckel.“[55]

In noch höherm Ansehen als die Schröpferei stand ehedem der Aderlaß: das Bluet use laa, welche in der Regel unsinnige Prozedur noch heute mancher Kopf sich nur schwer ausreden läßt. Zu was allem sollte sie ehedem gut sein! Sogar gegen Schwäche-Anfälle[56] mit Zittern der Glieder[57] und gegen das fallende Weh. Und zwar hier an drei Freitagen hintereinander.[58] An diese fixe Zeitangabe reihen sich andere, welche die Schulmedizin der aufgeklärten Revolutionszeit in ein förmliches System gefaßt und in populären Schriften wie dem Berner „Hinkenden Boten“ für 1791, im Solothurner Kalender für 1792 dargelegt hat. Indirekte Indizien sind: das Erscheinen der Elstern,[59] namentlich der ersten,[60] u. dgl. — Ist einmal der hohe Tag gekommen: welch gespannte Erwartung des Augenblicks, wo die Fliete (der Schnäpper) einsetzt und der Blutstrahl hoch aufspringt![61] Wie belohnte aber auch schließlich den kurzen Heldenmut die Erfüllung der lange gehegten Aussicht auf den Schoppen roten Weines, der das verlorne rote Blut mit Zins und Zinseszinsen ersetzen sollte! auf die Satisfaktion für den kleinen Schnitt in's eigne Fleisch durch den ausgiebigen Schnitt in's Fleisch eines Tieropfers! Ein solcher Tag war den obligaten Aderlaßbatzen immer wert.[62]

Nothelfer.

Dem einstigen Bader und Schräpfer, sowie seiner Kollegin, der Schräpfere[1] stellte sich ehemals zur Seite der Schärer, in älterer Form: der Schär (wie „Deck“, „Beck“, „Fürsprech“). Einen „scher“ führt 1377 die Berner Stadtrechnung auf,[2] und recht alten Datums ist auch das Schärhüsli oben am Schärhüslistutz zu Grünenmatt, jetzt eine kleine Schmiede. Solche Bartscherer, welche zugleich das Geschäft des Zahnarztes (d' Zänd uusszieh) und des Chirurgen in der ehemaligen Wertung dieser Ausdrücke besorgten,

[55] Käthi 64. [56] GG. 2, 24. [57] Ebd. 1, 41. [58] SchM. 2, 48 Hs[a]. [59] AB. 2, 258. [60] Ebd. 107. [61] Wie beim Papúa-Neger, wenn der Pfeil seines Arztes ihm den unfehlbar treffenden Glassplitter in den stramm hingehaltenen Arm sendet. [62] SchM. 1, 31.

[1] Schuldb. 251. [2] ed. Welti 64[a].

müssen gleich dem Schröpfer und Bader zunächst in sehr bescheidenen Verhältnissen gelebt haben. Allein in einer Zeit, wo Erfahrung und praktisches Geschick noch alles galten und die Kenntnis der Menschen die Kenntnis des Menschen noch bei weitem überwog, arbeiteten sich einzelne dieser Schär und Schärer zu so viel Ansehen und Kredit empor, daß ihr Titel im Volksmund lange Zeit auch dem des „Doktor" die Wage hielt. Gerade ein so berühmter und namentlich in der Pharmazeutik so bewanderter Arzt wie der Langnauer Michael Schüpbach (1703—82)[3] hieß nie anders als der Schärer-Micheli, und bei Kuhn heißt es: Gegen solche Krankheiten wie Liebesgram „bschüüßt alls nüüt, was der Schärer git, ke Rustig u ke Züüg". So sind es denn auch zwei „Schärer", welche 1789 der Landvogt von Trachselwald als Experten für zwei Mordfälle beruft.[4] Allein die Unterschriften gleichzeitiger Kollegen zeigen in interessanter Weise, wie gerade damals der volkstümliche Titel mit vornehmeren kämpfte. Nur ein gerichtlicher Experte von 1793 (Johannes Lantz) benennt sich noch „schärer"; ein anderer, schon von 1786, der doch mit seinem gerichtsärztlichen „Visum Räbärt" (visum repertum) nicht gerade auf sehr viele absolvierte Semester deutet, will bloß noch „chirurgus et medicus" betitelt sein. Auch die Züge ihrer Handschrift weisen sie allzumal auf ungefähr dieselbe nicht allzu stark abgerutschte Schulbank. Desgleichen bei einem Christian Küpfer im Trubschachen, der sich 1792 als Arzt erklärt, wie auch 1789 zwei Hutwiler sich als „Artz" unterschreiben.

Wir ersehen daraus, wie es vornehm klingende Titel sind, gegen welche der „Schärer" zu wenig vorstellte. „Arzt" (ahd. arzât aus gr.-lat. arch-iatér) bedeutete ursprünglich soviel wie heutiges „Oberarzt" und der Sache nach etwa, was für Landleute der Her Profäßer aus der Stadt. Volkstümlich ward die Bezeichnung „Arzt" niemals. Es mußte eine andere Bezeichnung sein, welche den „Schärer" auf das Geltungsgebiet des Balbierer, des Barbier einengte und ihn nötigte, als „Coiffeur" seinen Beruf nach anderer — kosmetischer — Seite hin zu heben. Es war denkwürdigerweise eins der reinsten römischen Fremdwörter, welches als eins der deutschesten Wörter in der Mundart sich einbürgerte und mächtig fortwucherte. Während docère (lehren) als „dozieren" sich auf eine ganz bestimmte Begriffs-Nüance einschränkte und der Titel „Dozent" ihm hierin folgte, brachte die kirchliche Scholastik den doctor als „Lehrer" aller Fakultäten zugleich[5] mit dem Volksleben auf derjenigen Seite in unmittelbare Berührung, die noch heute

---

[3] SchM. 2, 125; Kuhn AR. 1822, 83; Heiri 115; Fröhlich XIV. [4] Ger. Tw.
[5] Vgl. den Doktor Faust zu Anfang des Göthe'schen Dramas.

den richtigen Tokter zum wahren Familienrat, zum Hausfreund und zum intimsten Vertrauten der Einzelperson macht. Des Leibes tausendfache Not, die der Kämpfer ums Dasein nicht wie die Not der eigenen Seele für sich allein zu verarbeiten in der Lage ist, und die nicht wie philosophische und staatswissenschaftliche Probleme Gegenstand öffentlicher Diskussion sein kann, hat den Mediziner zum „Doctor" par excellence, zum Tokter erhoben. Begreiflich nimmt besonders in einer landwirtschaftlichen Gegend auch der Veterinär, der Vehtokter, wenigstens in der Anrede „Her Tokter" an solcher Auszeichnung teil, und die neuliche Erhebung der Tierarzneischule zu einer Fakultät der Hochschule kann diesem Sprachgebrauch nur Vorschub leisten. Dagegen bedarf die Bezeichnung eines „Dr" einer andern Fakultät als „Tokter" einer speziellen Kenntnis oder Belehrung, damit die Meinung, es handle sich um einen Arzt, vermieden werde. So wenn Gotthelf den Dr jur. Karl Schnell in Burgdorf (1786—1844) den „Doktor Kari",[6] ja aus erregter politischer Gegnerschaft heraus den Tökti[7] nennt. Tökti („Tökterli",[8] „Dokterli"[9]) heißt in heruntersetzender Vertraulichkeit eben auch mitunter der Arzt, zumal in Kreisen, die ebenso von „Tokterlis mache",[10] von „doktörlichem Übermut"[11] u. dgl. zu reden wissen.

Während ferner aus Mangel an einem eigenen Wort „Doktorin" auch die weibliche Promovierte sich in den Titel „Doktor" teilen muß, heißt die Toktere längst die Frau des Land-Arztes, die in weise bemessener Freundlichkeit und mit vollendeter pharmazeutischer Schulung des Mannes Gehülfin in der Apotheke ist.[12] — So wird sie in bestem Sinn des Worts e halbe Tokter, während diese Bezeichnung als schillerndes[13] Kompliment sonst einem Laien gilt, der einige medizinische Kenntnisse besitzt und ohne pekuniäre Absicht anwendet. Gerade ein solcher wird in ernsten Fällen als der erste gleich jener geschickten und selbstlosen Krankenwärterin[14] erklären: Lueg, uf's Toktere verstanden i mi nüüt! und wird im Fall eigener Krankheit mit dem berufenen Arzte toktere, d. h. hier: sich von einem solchen ärztlich behandeln lassen.[15] Und müßte er sein gesamtes Guthaben vertoktere, müßte er alls uustoktere: Ärzte und Mittel und Geld — wenn nur schließlich einer ihn wieder z'wägtokteret! Würde jedoch der Mann seines Vertrauens ratlos an ihm ume toktere, den Rest seiner Gesundheit vertoktere, ihn wohl gar z'Tod toktere, dann hätte er

[6] Beitr. 115. [7] SchM. 2, 310. [8] MW. 2 J. 265. [9] AB. 1, 218. [10] AB. 2 270. [11] Ebd. [12] Vgl. dazu MW. 2 J. 160; AB. 2, 412 ff. [13] MW. Wj. 56. [14] GG. 3, 151. [15] AB. 1, 235.

wohl für immer uụs'tokteret. — So auch kann man die Seele und das Gemüt, kann man Schule[16] und öffentliche Verhältnisse, kann man irgend einen beschädigten Gegenstand toktere oder auch vertoktere.

Wer als Laie oder Dilettant andere oder sich ärztlich behandelt, tökterlet — vertökleret wohl auch Gesundheit und Geld und bürgerliche Ehre. Damit betreten wir die schwankende und im Doppelsinn Schwindel erzeugende Brücke hinüber zum Wundertokter, zum Zungen- und Wassergschauer, zum Wasserschmöcker (in diesem anrüchigen Sinn), zum Wassertokter. Was ein solcher „hinter Murten" in der Trunkenheit auskramte,[17] führte Prof. Fueter[18] in wissenschaftlichem Ernste aus: daß das Wassergschaue (das oberflächliche Anschauen des Harns durch das „Gütterli" hindurch) höchstens einmal unter tausend Fällen eine bestimmte Krankheit erkennen lasse.

Als 1764 die bernischen Landesväter an sämtliche Pfarrer jenes uns schon öfters begegnete volkswirtschaftliche Fragenschema richteten, ließen die emmenthalischen Geistlichen u. a. auch schwere Klagen über Kurpfuscher und schlechte Hebammen in ihre Antworten einfließen und riefen dringend nach Hebung des ärztlichen Standes. Drastisch schildert zumal der Pfarrer Lienhart in Huttwil die allgemeine Landesnot in medizinischen Dingen:

„Daß ein Waasenmeister und Schinder nichts kann als schinden und im Mutterleibe das Recht zum Schinden bekömmt, das kann ich begreifen. Aber daß ein Jeder ohne Probestücke und Examen, wenn er einem Pferte den Rachen stechen, einem gesunden Zahne die Krone absprengen, und Wind-Pulver sieben kann, ein Arzt und Chirurgus ist und wird, das will mir nicht in meinen Kopf. Was sind die mehristen Land-Ärzte? Unerfahrne, ungelehrte Leute! Was tun Sie? Lügen aus dem Urin. Sie haben mehr böse Winde zu ihren Befehlen und im Wasserglase, als bald auf dem Weltmeere blasen. Diese Ärzte sehen im Glase nichts tödliches. Der fromme Sohn eilt mit diesem Troste nach der kranken Mutter. Aber, hilff Himmel. Wie erschrickt er, da die Nachbarinnen das gute Weib schon in den Toten-Leinewand einwickeln! Ist der Schaden äußerlich, so ist man in ein Windspihl gekommen, oder in einen Nachtschatten getreten. Indessen ist das nämliche Trank für alle Krankheiten gut. 1764 ist hier herum das Magenfieber Trumpf und Moden geworden. Lasse man doch keinen practiceren, er sei denn zuvor von der chirurgischen (und) medizinischen Fakultet geprüft worden!"[19]

---

[16] SchM. 2, 374. 397. [17] SchM. 1, 125. [18] Beitr. 586. [19] Pfr.-Ber. 165/6.

Als solche Quacksalber begegnen uns[20] mit Namen: Der „Bircher-Ueli“;[21] Lüürlipeeter oder -peeterli, der „Bettelmusikant und Quacksalber“;[22] der Seppli (Joseph Hotz);[23] der Lyßdokter;[24] der Gunte-Dökti;[25] der „Löchli-Dokter“[26] (Jakob Beck im Löchli hinter Wasen, „der Doktor im Emmenthal“); vgl. die „Wasemer-Tökter“ Zürcher Ueli Großvater, Vater und Sohn. Dem letzteren aber mit seinen an Michael Schüpbach gemahnenden Zügen und seiner eben so geschickten wie gutherzigen Hülfe „für Mensch und Vieh“ durfte selbst ein so nüchterner Darsteller wie Pfarrer Romang in den „Bernischen Biographien“[27] einen Denkstein setzen.

Wie ist doch schon zu Gotthelfs Zeit die Sachlage eine andere! Auch er weiß zwar von einem brutal egoistischen Engelmacher zu erzählen.[28] Allein mit wahrem Hochschwung setzt er diesem einen die Bilder entgegen vom abgehetzten,[29] vom praktisch verständnisvollen und mutigen,[30] vom jugendlich dogmatisierenden aber edelsinnigen,[31] von dem in heldenhafter Pflichterfüllung sich den frühen Tod holenden und in weiten Kreisen tief betrauerten[32] Menschenfreund.

Damit steigt auch das Zutrauen des Publikums, bei dem es in jedem Ernstfall heißt: da mues e rächte Tokter zuehe! und: da lauft me nid en iederen Augeplick zu menen andere!

Im umgekehrten Verhältnis daher, wie bei uns die Krankheitsfälle abnehmen, wächst die Zahl der vollbeschäftigten Ärzte. Sah sich noch ein Gotthelf an den Arzt in Oberburg[32a] gewiesen, so hat das weit ausgedehnte Lützelflüh heute die Wahl zwischen dem Arzte des Orts und wenigstens sieben seiner Kollegen in den Nachbargemeinden. Damit stellt sich das Verhältnis zwischen Einwohner- und Ärzte-Zahl weit günstiger als 1902 im Kanton Bern (2019 : 1) und selbst 1900 in der Schweiz (1605 : 1).

Nehmen wir dazu die soeben noch vergrößerte Bezirkskrankenanstalt in Sumiswald am Platz der einstigen Notfallstube, wo eine Verwalterin den Kranken verdorbene Speisen zuzuweisen pflegte: das ist guet für i d' Notfall usi. — Welcher Unterschied erst gegen das ehemalige Siechenhaus der Landschaft Emmenthal in Huttwil!

Sähe der Verfasser der zweibändigen Annebäbiade zu alle dem noch unsere Samariter ihr Krankenmobiliar äufnen, in Notfällen die rasche erste Hülfe bringen und schleunig den Arzt zur Stelle rufen; sähe

---

[20] Vgl. auch Beitr. 566. 575 f. [21] Gf. SJ. 1901, 13. [22] UP. 297 ff.; 362 f. [23] BSp. 235; Beitr. 15. [24] MW. 2 J. 84, 86. [25] Beitr. 576. [26] AB. 1, 74. [27] I, 612—618. [28] BSp. 229 f. [29] Heiri 111 f. [30] UP. 367—371. [31] AB. 2, 272 bis 287. [32] Ebd. 491 f. [32a] Dr. Maret; vgl. Bern. Biographien V, 164 ff.

er die Geschäftigkeit, womit soeben unser Samariterverein Grünenmatt auf den Winter 1904/05 einen achtwöchigen Kurs für häusliche Krankenpflege im dortigen Schulhaus unter der Leitung des Herrn Dr W. Müller in Sumiswald[33] vorbereitet; sähe er auch die gelegentlichen geselligen Veranstaltungen dieser an Leib und Seele gesunden jungen Krankenpfleger und -pflegerinnen: sicherlich würde er auf medizinischem Gebiet einem viel zitierten Sprüchlein die gegenteilige Wendung geben: difficile est satiram scribere.

[33] EvE. 1904, 82.

Sachliche Zuverlässigkeit und mannigfache Bereicherung dieses schwierigen Kapitels verdanken wir neben Herrn Prof. Dr. Stoll in Zürich unserm verehrten Lützelflüher Arzte, Herrn Dr. Lindt.



Chammepfiffe.

Rauchen.

„Wofür hätte man sie sonst, die Tabakstinker, wenn man sie nicht zuweilen an etwas hinschicken könnte, das man nicht selbst anrühren mag!“ [1] So redet eine stramme Stockbäuerin, der ihre tägliche Erfahrung noch mehr derartige Komplimente an die Männerwelt in den Mund legte. Bei aller Rassigkeit derselben aber kommt uns ihre Urheberin doch unvergleichlich anmutiger vor als ihre Kolleginnen vor zweihundert Jahren, die vom obrigkeitlichen Verbot des Tabaktrinkens ebenfalls ausdrücklich mitbetroffen wurden.[2] Man vergegenwärtige sich einen Augenblick das liebenswürdige Bild einer Hausfrau am Herde, die gleich einer heutigen schwarzhändigen Italienerin da Rroma mit der Stummelpfeife im Mund des Kochtopfs waltet! An den „Batzen“ vom Pfund Tabak oder von einer „Pfyffen“, der 1673 in Lützelflüh als Einfuhrzoll erhoben wurde,[3] leistete also auch das zarte Geschlecht seinen Teil. Heute ist's wohl die elegante Boudoir-Welt und der weniger „eigelige“ Teil der studierenden Weiblichkeit, aber keine einzige Frauensperson vom

---

[1] UP. 104; vgl. Land 23; MW. 2 J. 281. [2] Sterchi im „Hausfreund“ 1876; im „Bernerheim“ 1904. [3] Zolltaffel.

Lande, die an dem erstaunlichen Tabakverbrauch der Schweiz von 2,1 Kilo per Kopf und Jahr mithaftet.

Daß einer Frau höchstens einmal rasender Zahnschmerz die Pfeife des Mannes für ein paar Züge in den Mund zwingen kann, ist weniger erwähnenswert, als daß auch sie von einer Diplomatie weiß, die man in gutem Bilde mit furtb'räuke[4] bezeichnet. Der Imker b'räukt vor gefährlicher Hantierung im Stock die Bienen mit Rauchapparat oder Pfeife; und so „b'räukt" man Personen aus einer Gesellschaft weg, die die Heimlichkeit einer Verhandlung gefährden oder die Ungeniertheit eines „Unter uns" stören könnten. Hinausärgern und Hinausekeln sind von hier aus vermittelnde Übergangsstufen zu der alle Worte sich ersparenden Strategie eines Barthli.

Der schleudert kurzerhand einem unwillkommenen Gaste Schnupf (Schnupftabak) ins Gesicht.[5] Damit wird allerdings jegliche Sorte, auch die schwächste, starche' Schnupf. So nennen wir im Bilde starke Zumutungen an unsere Gläubigkeit, Gutmütigkeit, Objektivität,[6] Belehrbarkeit. „Mein diesjähriger Kalender enthält wieder starken Schnupf", schrieb Gotthelf 1843 an Reithard,[7] der allerdings auch fand, Gotthelf gebe den Gewalthabern „Schneeberger" zu schnupfen, während sie an „Blümlitabak" gewöhnt seien.[8] — Schnĕbärger ist Schnupftabak aus Roßkastanien und Maiblume (Convallaria majalis), Blüemmeler wird aus Gänseblümchen (Gensegismeli, Bellis perennis) bereitet.

Die spielende Leichtigkeit, womit das Einziehen (schnupfe) solcher Ingredienzien in die Nase sich vollzieht, erzeugt eine Menge von Vergleichen. Dinge, die dem Ungeübten schwer oder unmöglich scheinen, gehen beim Bewanderten wi Schnupf, wi g'schnupfet. Zu einem Werke dagegen, das uns schwer vorkommt und daher zuwider ist, peitschen wir uns mit dem Ausruf auf: da wirt nid gschnupfet! rasch daran![9a]

Kostet also das Schnupfen wenig Anstrengung, so doch eine geraume Zeit,[9] und es erklärt sich daraus all die Gemütlichkeit höherer und niedrigerer Art, mit welcher die Schnupfdose (Schnupfdrucke) gehandhabt wird. „Ein wüst alt Frauelі", das in Huttwil sein Wesen treibende Schnupf- oder Bock-Seckeli,[10] übte mit der Dose Wahrsagerei, ein anderes[11] Männerfang. Um so verständlicher noch wird der Abscheu echter Bauersleute — gleich dem der Kindesnatur — vor solch

[4] Ztgst. 2, 38. [5] Barthli 26. [6] Ztgst. Hs[a]; Käs. 32. 288; Schuldb. 406. [7] An JR. 116. [8] Ebd. 145. [9] Eine Wette ward damit gewonnen, daß eine kleine Gesellschaft eine Flasche Wein aus dem Keller holen, entkorken und einschenken ließ und trank, bevor ein beobachteter Maurer der bereits hervorgezogenen Dose eine Prise entnommen und versorgt hatte. [9a] Es Schnupfetli = wenig. [10] AB, 1, 293; Beitr. 612. [11] BSp. 111.

künstlichem Nasenreiz. Verstärkend tritt hinzu die Tischgemeinschaft (vgl. S. 516 ff.), welche dadurch verekelt wird.

Noch mehr ist letzteres der Fall bei dem — allerdings noch seltenern — Tabakkauen (Schigge). Der „Schnappskosak“ etwa[12] führt den obligaten Schigg im Munde, und Erd- und Steinarbeiter haben, nach der grotesken Hyperbel eines Arbeitgebers, alli Stäck-Ise g'chrümmt, für d' Schiggen im Muul z'chehre.

Um so verbreiteter ist auch bei uns das Rauchen (Rauke), das Räble (vgl. Rauch = Nebel), das es Wulche git; das Tubacke und Tubäckle, nicht ohne das übliche Geleit unangenehmer bis böser Folgen. Zu den leichtesten derselben gehört es vertubakets Muul, d. h. ein gestörter Geschmackssinn. Jez isch's uustubacket: die Mittel, die Kräfte und der Wille zu einem Unternehmen sind erschöpft; es ist nicht mehr zu helfen.

Der Raucher-Passion frönen insgeheim und halb geheim, durch Verbote nur zu deren Übertretung gereizt, bereits zehnjährige Jungen. Und da zu regulärem „Stoff“ die Mittel nicht langen, müssen allerlei Surrogate her: ausgemusterte Parisol-Stängeli von Schilf; dürre Stengel der Waldrebe (Clematis vitalba), soviel wie Jelestengel (-ie), in der Knabensprache Räucherli, Räukerli genannt; auch getrocknete Schosse von Spalierreben: Trübelchnebeli sind gut genug. Alles unter den unausbleiblichen Zwerchfell-Reaktionen, die sich in Umschreibungen hüllen wie: büüre, gärbe, chörble, obenab gää, jich ergää, umeschütte, rétuur (retour) schlücke, en gros speue, Uelin rüeffe, de Chrääjje chötte, Bröcheli lache, en Aaspraach a d' Stube haa, Note singe wo dreien e Chübel voll gää usw. usw. — Am meisten richtet zur Abwehr solcher jugendlichen Torheit aus, wer ans Ehrgefühl appelliert: Mi tarf rauke, we me 's Gält für rächte Tubac verdienet het.

Samt der klirrenden Kette an selbstverdienter Uhr darf alsdann am Sonntag auch eher das aus elegantem Etui hervorgelangte Siggaare-Röhrli aus Meerschuum mit Bernsteinspitze Parade machen helfen. Oder mit dem gewählten Anzug mag das silberbeschlagene Häsebein sich in Einklang setzen. An die Stelle des veralteten deutschen Stumpen tritt das hoch moderne Buu (le bout) gleichviel welcher Sorte, wenn es nur nicht die als Ratteschwänz verschrieenen Vevey longs, oder Stinknegel („Stinkadores“) irgend welcher obskuren Herkunft sind. Die Tütschi (deutsche Zigarre) aber setzt, als Wahrzeichen altbäuerlicher Behäbigkeit, dem ländlichen Rauchsport die Krone der Würdigkeit auf.

---

[12] R'schwander 153.

Dagegen nähert sich das zweubatzig Holzröhrchen bereits der „Seugge“ oder „Zeugge“,[13] „Zeuggere“ der „Berner Stadtjungen“,[14] sowie der Sụụrggelipfịịffe,[15] aus welcher der Tụbakfụụrggli, der Pfịịffechätscher sein schwer stillbares Bedürfnis befriedigt. Der hölzernen Pfeife aber mit mächtigem napfartigem Kopf entlockt ein anderer Inhaber gigantische Wolken: er pafft, er napfet. Sein Chrụ̈zerpfịịffli dagegen (kreuzeriges Pfeifchen) langt der Genügsame aus halbem Versteck hervor und stopft es, um hurti es Pfịịffli düre-z'zieh.

Mit dem Wert des Behälters steht begreiflich die Qualität der Füllung im Einklang. Es ist etwa Murte-Chäbis: im Broye-Gebiet neben dem Kohl (Chabis) gepflanzter wohlfeiler Tabak. Oder Kanaster, welcher Name merkwürdigerweise sehr billige Sorten irgend welcher Art bezeichnet. „Knaster“ ist in Wahrheit gerade die feinste Art des Rauchtabaks, die in Körbchen (spanisch canastro) spediert wird. Allein an der häufigen Frage: was raukst du da für ne Kanaster? wurde allmälig die Ironie als solche vergessen, das Heruntersetzende derselben aber auf das Wort übertragen. In Wirklichkeit billig ist der aus geschnittenen Blattrippen bestehende Störzeler.

Immerhin hält auch solche Sorten der kleine Mann des haushälterischen Aufbewahrens im Keller wert. Die Feuchtigkeit des letztern bewirkt, daß der Tabak nid so dụ̈re brönnt wi Haberstrau. Ein Abscheu sind dagegen allgemein die verfälschten Rösmürder, Roßtööder (s. u. „Roß“).

Die Billigkeit solcher Rauchstoffe bereicherte die Sprache mit Synonymen für das Wertlose, Nichtige. „Ke Pfiiffe Tubačk gäb i drum.“[16] „Solche Knechte bekomme er genug bloß für den Tubak.“[17] Bis Anno Tubačk muß Einer warten, der ad calendas græcas, auf den Niemmerlistag, auf den trịịßigste Horner, oder auf den Trachsel-Märit[18] sich vertröstet sieht. Solche Zumutungen an die Geduld und andere Tugenden mögen Einem wohl als starche^r, stränge^r, grobe^r Tubačk vorkommen. Wer es kann, vertubačket sie.[19] Und eben das damit so leicht herstellbare seelische Gleichgewicht macht das Tubačke zum Möntsche-Rächt,[20] für das sich gegebenen Falls bereits ein junger Sohn sogar dem sonst gebührlich respektierten Vater gegenüber wehrt. Ein solcher wollte seinem „Tronfolger“ jährlich hundert Franken

---

[13] Aus „die Seugge“. [14] BMS. 53. [15] Gf. SF. 1902, 277. [16] Kuhn 2. [17] N'schwander Alp. 71, 74. [18] Trachselwald ist ein bernischer Amtssitz, das benachbarte, beträchtlich größere Sumiswald dagegen Marktort. [19] Michel 219. [20] Müll. Hk. 54.

am Pachtzins nachlassen, wenn er vom Rauchen lasse. Der aber antwortete mit Nein.

Wofern nur nicht der Vertreiber leidenschaftlicher Erregtheit einer neuen Leidenschaft ruft, die sich schon äußerlich an dem bekannten Tubacklätsch der Unterlippe abprägt, mag solch ein Befriediger eines „längst gefühlten Bedürfnisses“ in der Tat recht manche „Lücke ausfüllen“. „Da, Gerichtssäß, ist Tabak! so was (wie der Lebenslauf eines Erdbeeri-Mareili) muß mit Verstand angehört und erzählt werden.“ [21] So redet, wie sehr begreiflich, ein Pfarrer. Ein anderer steckte nach jeder Zusammenkunft mit Kollegen eine ausgesucht gute Zigarre zu sich: die ist für mi̦ Frau. Das hieß: Ich erzähle ihr in gemütlichem Plauderstündchen vom heute Erlebten. Und einen braven Bauersmann, der aus Sparsamkeit die Pfeife für immer weggelegt hatte, bat seine Frau nach wenig Tagen, er sö̦ll̦ je doch der tu̦u̦sig Gott's Wil̦le



Grabe-Kobi (geb. 1860).

ume fü̦re nüä, sie halte es bei seiner Reizbarkeit unmöglich aus. Seinem Sohn aber brachte aus dem nämlichen Grunde dessen kluge Frau ein Bündchen bester Zigarren als Geschenk heim, und der Mann war brav genug, sie gleich in Brand zu setzen — ungleich einem andern,

[21] EbM. 253.

der sie weglegte: die si de für am Sundig! und am Stinknagel weiter lutschte.

Die durch Rauchen erworbene philosophische Gelassenheit, welche auf dem Gesicht eines tagtäglich von früh bis spät der schwersten Arbeit und Selbstentsagung obliegenden Existenzkämpfers zu lesen steht (Abb. S. 473), versöhnt mit mancher Schädigung, die das „Chrüt“ Nicotiana Tobaccum volkswirtschaftlich und sanitär unzweifelhaft anrichtet. Was in aller Welt auch käme der Geduld nahe, womit Einer auf seinem Wege zum Sonntagsschoppen eine Halbstunde lang unermüdet Feuer schlug und, als endlich der erste Funke auf den Zunder flog, in herzlicher Zufriedenheit äußerte: es brönnt ja schoo!

Ein tiefes himmelblaues Meer von Seelenfrieden, der auch den Todfeind dem Todfeind zwar keineswegs die Hand, auch nicht zum Zeichen der Unterwerfung Erde und Wasser, wohl aber im Notfall Wasser und — Feuer reichen läßt. Wasser dem Verschmachtenden und Feuer Einem, dem die Pfeife ausgegangen! Ist nicht die hervorgezogene Pfeife ein stillschweigend verabredetes Erkennungszeichen der Bruderschaft? oder, wenn nicht der amerikanischen Friedenspfeife gleichzustellen, doch eine Parlamentär-Flagge für Waffenstillstand? Auf Lützelflüher Boden erwuchs folgendes „Se non è vero“: „Herme, chum ahe!“ ruft ein Bauer zweimal dem beim Kirschendiebstahl ertappten Tawner Hermann zu. Der klettert, eingeschüchtert durch das drohende „Oder söl i zue der uehe cho?“, endlich den Baum hinunter, und der Bauer prügelt ihn windelweich. Dann zieht er die Pfeife hervor: „So, Herme, iez wei mer eis iimache!“ und dem Widerpart bietet er den wohlgefüllten Tabaksbeutel. Beide stopfen ein, der Bauer reicht dem Taglöhner Feuer, und ohne ein Wort zu wechseln, wählt jeder am nahen Borde sich seinen Sitz. Nachdem die Pfeifen ausgeklopft, sagt trocken der Bauer: „So, Herme, iez wei mer no einist d'ruber!“ Herme freut sich sehr auf eine neue Ladung; aber o weh! die war anders gemeint: der Bauer klopft ihn noch einmal „vaterländisch“ durch.

Wo der andere Teil nicht Gegenrecht zu halten in der Lage ist, kann die Pfeife wenigstens als willkommener Vorwand gesuchter Annäherung dienen. „Alle Augenblicke hatte Christen in der Küche seine Pfeife anzuzünden“, um seiner wieder ausgesöhnten Gattin nahe zu sein.[22] Mit einem andern Änneli hat ein Felix einen gewichtigen Zwiespalt ins Reine zu bringen und „zündet“ in der Küche „wohl lange die Pfeife an.“[23] Zum Wiederholungskurse aber reist ein betagter Lehrer ab, „und wie er unter'm Dachtrauf an seine Taschen greifend die Tabak-

[22] GG. 1, 121. [23] Käs. 323.

pfeife zu vermissen glaubte . . . und wieder hineinging, und sein Weibchen noch einmal sah, und seine Tabakpfeife in der Tasche fand . . .!“ [24]

Im „Krieg“ aber kann die Pfeife zum alles abwehrenden Schilde werden. Jener von einer Erbhyäne „wie vom Himmel herab“ angedonnerte alte Testamentsvollstrecker „het sịs churze Pfịịffli i's Muụ gnoo, het's zwüsche de Zäṇde la plampe, het gmüetlich us em Schileetäschli 's Füürzüüg use zoge, het es Bitzeli Schwumm ab'broche, het langsam am mutze Stei Füür gschlage u ne no es bar Maḷ müeße trääjje, gäb's het weḷḷe brönne; u bi däm Aḷḷem seit er: i g'chenne di nüt, u förchte di nüt. Du wettist mit Schịịn e Heer sịị, aber“ usw.[25]

Zu schwerer Verantwortung geht, das Herz übervoll von Gram, der Schulmeister [26] seinen schweren Gang zum Pfarrhaus. Da, „o liebe teure Zeit! als ich mein Nastuch suchte, fand ich meine . . Pfeife noch ganz geladen, fand ein klein Stück Schwamm in der Tasche, Kiesel am Boden, und konnte tubaken.“

Wie er zum Anhören, sammelt unter „Tubaken“ [27] der Pfarrer sich zum Halten der Strafpredigt. In gemütlichem „Hock“ dagegen, einer Art „Tabakskollegium“, beraten nach Feierabend Bauern vor dem Hause wichtige öffentliche Angelegenheiten.[28] In der „Vehfreude“ [29] klopft Einer die Pfeife aus, macht ein ernsthaft Gesicht dazu und sagt: „Etwas sollte doch geschehen . . . er hülfe eine Käserei bauen“.

In andern Fällen darf das Kraut grad eben auf dem Höhepunkt der Erregung als Stimulator nicht fehlen. Ob Verhandlungen, welche für die Zukunft des Stammhalters mit schlimmer Wendung drohten, „seufzte Änneli, und Christen tubakete stark.“ [30] „Langsam“ dagegen, schwermütig steigt zuweilen ein Tabakwölkchen aus der fast erlöschenden Pfeife eines über eigene zarte Angelegenheiten Sinnenden.[31]

Hinter dichten Wolken oder zarten Nebelschleiern also wälzen oder weben sich inhaltsreiche Gedanken. Andere Male dagegen verbirgt sich Denkfaulheit, unergründliche Trägheit hinter dem verhüllenden Umhang. „Auf der faulen Haut liegt Einer, tubacket und trinkt Feuerwasser.“ [32] Ein „Kirchmeyer“ aber, sogar zum Aufstehen und Schlafengehen zu träg, „tubackete bis Mitternacht hinter dem Tisch oder auf dem Ofen ganz alleine“,[33] und er scheint mit solchem Gehaben nicht ohne Gesellschaft zu sein.

Wie ganz anders deutet sich das Verdauerli eines „Götti“ am Tauffest,[34] eines zu strenger Arbeit sich Sammelnden nach dem Mittags-

---

[24] SchM. 2, 418. [25] Erbv. 65. [26] 1, 312. [27] Ebd. 313. [28] BSp. 129. [29] Käs 8/9. [30] GG. 2, 67. [31] Joggeli 23. [32] Arm. 119; vgl. Dursli 263. [33] SchM. 2, 353; vgl. 1, 161 Hs[a]. [34] Spinne 22.

mahl! Wie das Pfeifchen des Bauernknechts auf einsamem Gehöft am Feierabend, am Sonntag nachmittag! Ins Wirtshaus kann oder mag er nicht, was täte er ohne Pfeife! Was sollte er nur schon mit seinen Händen anfangen! Er kann also sys Vermögeli dür kes ängers Röhrli düre zieh. Und wie viel lieber sieht der Meister den Burschen bescheiden und treu in der Umgebung des Hauses, als etwa in Gesellschaft von „Frevligern", denen zu widersprechen keinem geraten werden darf, „wenn sie zufällig eine Tabakspfeife im Maul haben",[35] und sie bolzgrad use hei[36] wie ein naseweiser Dreikäsehoch.[37]

Denn oft genug gefällt Einem nicht sowohl „das Tubaken selbst", als vielmehr „die Pfeife und die Postur, die man mit ihr macht."[38] Hier auch ist's, wo ein „Händle und Prächtle mit Tubackspfeifen, (mit Silber)[39] beschlagen und unbeschlagen, Einem mitunter recht viel Geld aus dem Sack nimmt."[40]

Denn was irgend ein der Beachtung würdiger Tubäckler ist, hält sich doch seine sieben bis acht Pfeifen, hübsch in Reih und Glied an der Wand aufgehängt. Zur alltäglichen Hantierung langt noch heute der Vermögenslose nach dem Chrüzerpfiiffli; das tuet's noo, u macht eim nid (mit Aufheben) Chrützweh, wenn es einmal dem Mund entfällt. Ähnlich das kurze Stutzerli. Gilt es aber Staat zu machen, „de mus de die Pyrschläänige (mit Porzellankopf) füre" oder d' Meerschuumpfiiffe (vgl. zart wie Meerschaum)[41]; oder der Aarauker: die Pfeife mit ebenfalls weißem Kopf, welche erst nach Anrauchen die darauf angebrachte Zeichnung hervortreten läßt. Zu schweigen erst noch von der Chammepfiiffe (s. Abb. S. 469), welche einen Hahnenkamm über die Unterseite des Wassersacks hin zu sehen gibt, als Ersatz des häufigern Hirschchopf, Eierchopf usw. Den Deckel kann auch ein Silberbeschlag mit feiner Filigran-Arbeit zieren; ja er kann vollständig aus massivem Silber bestehen, so daß die ganze Pfeife 20 bis 30 Franken an Wert repräsentiert. Bäuerlicher sehen die auf dem Kopf eingebrannten Bilder aus: die Helvetia, der Wilhelm Tell, ein Wappen, oder der Jeger (-ie-), 's Roß, d' Hirsche, auch der Raucher selbst, oder statt seiner eine Mädchenfigur.

Wo nicht, wie meist bei der Hölzige (der harthölzernen Pfeife), Kopf und Seufersack eins sind, ist letzterer ebenfalls „pyrschläänig", oder aus Horn; immer aber so gebaut, daß er mittelst des am Tabakbeutel befestigten Güsel (zu güsle, stochern) leicht und gründlich gereinigt werden kann. Solches Entfernen der durchnäßten Tabakasche

[35] UK. 264. [36] AB. 1, 293. [37] Käthi 173 Hs. [38] SchM. 1, 248. [39] AB. 1 157; Michel 130. [40] SchM. 1, 248. [41] AB. 1, 338.

ist natürlich eine ebenso unangenehme wie unumgängliche Beigabe zum Rauchvergnügen. Das mag auch der Grund sein, warum ein nur auf magerem Boden wachsendes unvorteilhaftes Pflänzchen wie das Mäuseöhrchen (Myosotis) den verächtlichen Namen Pfiiifferyymmerli bekommen hat. Im Wassersack steckt's Pfiifferöhrli oder -rohr, kürzer oder (für die Sundigpfiiffe) länger, immer aber — behufs sparsamern und angenehmern Brennens — mit so enger Höhlung, daß rede wi dür nes Pfiifferöhrli[42] als Bild für eine mädchenhaft hohe, dabei sanfte Stimme gelten kann. Wenn das eigentliche (Schilf-) Rohr durch Weichsel, wo so wohl schmöckt un e gueti Chyst git, ersetzt sein darf, bildet das hörnene Nüßli das Verbindungsglied zwischen ihm und dem Biißer. Letzterer heißt, wenn er aus dem sehr harten äußersten Ende des Kuhhorns gefertigt ist, der Chärnspitz. Eine angedrehte Scheibe (Schibe) verhütet das Herausfallen der Pfeife aus zahnlosem Mund. Ein genügsamer Hansli Jowäger[43] hilft sich freilich noch einfacher mit einer Umwicklung aus dem Fadenkörbchen.

Mittelst zweier Zwingli am Rohr befestigt, dient das in eine Quaste (Tschötteli) auslaufende Schnüerli oder aber neusilberne Chötteli sowohl zum Aufhängen des so sorglich zu hütenden Instruments, wie zur Befestigung des Pfeifenkopfs am Rohr.

Und nun der Gebrauch! Eine Haupt- und Staats-Aktion ist natürlich vor allem das Aarauke einer neuen Pfeife. Dabei erhält namentlich di Pyrschlläänigi ein nochmals jederzeit sorgfältig gehütetes Rüümmeli. Das ist eine Schicht aus Asche und Tabakteilchen, welche durch mehrmals eingestreuten und eingebrannten Zucker grüsem (körnig und zugleich geschmeidig) gemacht wird.

Mit nicht weniger Sorgfalt vollzieht sich Mal für Mal das Jimache: das Stopfen der Pfeife. Man muß aus dem Gesicht eines echten Rauchers schon einmal die Seelenstimmung zu erschließen versucht haben, mit welcher er den Berger des kostbaren Stoffs aus seinem Versteck hervorlangt. Absolute Neutralität steht im Einklang mit dem an Schnüren zusammenziehbaren schöne wiiße läderige Tubacksecke!, dessen langer Titel zum Permutations-Spiel mit seinen Silben anreizt. Etwas Berechnendes liegt im Wesen jenes andern, der jetzt eben die mit roter Schnur umrandete Schweinsblase (Säuplaatere) aufdreht. Ein halb träumerisches, halb bewußtes Sinnen aber, von einem leisen Anflug milder Wehmut spurweise durchmischt, zieht über das Antlitz dieses Dreißigjährigen, da er ein zweifarbiges Netz, dezent mit kleinsten Glaskorallen (Chrääl!eline) besetzt, bedächtig aus der Tasche zieht.

[42] GG. 3, 10 [43] AB. 2, 52.

Jetzt wird der Säckel, die Blase, das Netz ausgebreitet und der Tabak, ohne daß ein Jota nebenaus gerät, sauber und gleichmäßig eingestopft. Nun eine weitere Bewährung spezifischer Rauchertugend: mit ein paar mächtigen Zügen, unter Einziehen der Wangen, wird die Füllung angeraucht. Denn zwar nicht wegen Zeit-, wohl aber wegen Material-Verlust soll der richtige Raucher nicht mehr als ein Streichholz einer Füllung opfern. Wer aber deren gar meh weder drüü bruucht, mues d's Padänt abgää: verdient als armer Nichtskönner aus der ehrsamen Zunft der Raucher ausgestoßen zu werden.



Neuhuus-Peter.

Milch, Anke, Chäs.

Wer begriffe nicht die Fülle gesunder und nerviger Kraft, die einem noch aus dem Antlitz eines fünfundachtzigjährigen gelähmten Greises entgegenstrotzt, nachdem er einmal an einem gut bäuerlichen Mittagsmahl hat mithalten dürfen! Da fehlt sogar bei sonntäglich reicher Fleischkost der echteste aller Durstlöscher auch noch im Käserei-Zeitalter nicht: die jedem einzelnen in seiner Tasse zugeteilte, oder nach alter Väter Sitte in großen Kacheln über den Tisch hin aufgestellte Milch. Drum auch deren bemerkenswerter direkter Verbrauch

in Lützelflüh: 1,5 l per Kopf und Tag oder (1894) 65,33 % des Gesamtkonsums, gegen 0,7 l oder 42,9 % in der Schweiz. Und zwar ist es nun heute — im Zeitalter der Tuberkeln — meist frisch gesottene (erwellti), seltener kühl gestellte (chällerchalti) süße Vollmilch, welche aufgetischt wird. „Ranzig“ (råhelig) oder auch nur sauer (suur) zu werden, findet dieselbe keine Zeit.



Neuhuus-Peter.

Gleichwohl versteht sich der Bäuerinnenhaushalt auf Milch in allen Stadien des Rahmgehalts, in sämtlichen „Tonarten“ und in einer ganzen Farben-Skala.

Das Vornehmste, womit die extra gesäuberten Hände zu tun bekommen, ist natürlich die Niidle (Sahne, oberdeutsch: der Rahm, zürcherisch: der „Nidel“). Bei unverkünsteltem Verlauf langsam an die Oberfläche steigend, zieht d'Niidle uuf, het uufzöge, und schwimmt wie ein feiner Pelz, zum abnää einladend, an der Oberfläche. Damit kann sie als Bild für ebenso leicht wie unverschämt angeeignete Vorteile dienen. Da aber selbst die allerbeste Milch höchstens 1/8 ihres Volumens Rahm ergibt,[1] begreift sich, daß ein von einsichtslosen Käuferinnen erwarteter niedriger Preis[2] nur mit

[1] Trub 29, 38. [2] Land 52.

schlechter Qualität verbunden sein kann: „Mir fahre hübscheli gäge Bärn, gää d'Niidle schlächter weder färn; 's ist nüüsti gar wohl z'gspüüre.“[3] Um so protziger gestalteten sich im 18. Jahrhundert im Bernerland (auch in der Stadt) jene Niidle-Ggaffee-Orgien,[4] die zu der so schwer beklagten Butterverteurung führten.[5] Unter den Ratschlägen, welche sich die



Neuhuus-Muetter.

Ökonomische Gesellschaft zur Abhülfe erbat, seien die eines biedern Trachselwalders von 1787 erwähnt: „Die gase neidlen wirt süßß und gar yung bei küheren und bauren gebraucht. Wan man die neidlen auf der milch sitzen laßen wurde mer als 2 Mahl 24 stund“, so könnte der Butternot abgeholfen werden.[6] — Mit der Großtuerei verband sich die Raffi-

[3] Küherlied. [4] Geiser Lw. 61. [5] Ök. fol. 17. [6] Ebd. 17, 68.

niertheit des Rahmgebrauchs zur Schweinemast. — „Währschaft“ bäuerlich nimmt sich dagegen aus die Bewirtung hoher[7] und werter[8] Gäste mit der „goldgelben Niidle, wie kaum ein König sie hat“.[9] Und um so nobler macht sich solche Auswart, wenn am Alltagstisch so gut wie der gehätschelte Großätti[10] auch die Stör-Schneiderin[11] die von keinen Bauersleuten verschätzte Rahmdecke über der gesottenen Milch (der Chüejjer genannt) mit zum Kaffee abbekommt. Den vornehmsten Gebrauch macht freilich von früscher Nijdle die feinsinnige Bäuerin,[12]



die das seltne Labsal in geeigneter Weise an arme Kranke wendet. Sie macht damit auch manche unsinnige Behandlung Leidender[13] wett.

Eine Haupt- und recht eigentlich festliche Form für Himmelfahrts- und etwa auch Ostertag,[14] für Schlacht- und Drescherfest alten Stils (Metzg und Fleglete), für Abendsitze und extra veranstaltete Nijdlete ist die mit Zucker und allenfalls Zimmet überstreute Schlagsahne: g'schwungni oder gstoßni Nijdle. Hiezu sei angemerkt, daß auch in lustigster Gesellschaft eine (auf alte Spendopfer zurückführbare) Verschleuderung als empörender Frevel gebrandmarkt würde.

Etwas häufiger schon als dieser seltene und kostbare Stoff erscheint besonders da, wo zur Winterszeit nicht gekäs't wird, auf dem Tisch die

[7] Amtsr. 77. [8] UK. 20; Spinne 70; MW. 2 J. 120. [9] Käs. 26. [10] BSp. 130. [11] MW. Anna 146. [12] GG. 3, 146. [13] AB. 1, 44, 66. [14] Michel 144.



Gemalt von R. Münger.

g'niidleti oder *roui* („rohe") *Milch*, d. h. ungesottene Milch samt deren ganzer Rahmschicht. Frische süße Vollmilch, in welcher die Fettkügelchen noch suspendiert schweben, ist *gueti* oder *ganzi Milch*; mit Sahne etwas angereichert, führt sie den verlockenden Titel: *e chlii besseri weder gueti*.

Ganz gut ist aber auch noch die *halbgueti Milch*, zu welcher ganze und entrahmte *z'sämeg'schüttet*, oder von ersterer die Rahmpartien leicht weggeblasen worden; in letzterm Fall spricht man auch von *ab'blasener* Milch. Von der gänzlich entrahmten, „abgenommenen" (*abg'noonne*ⁿ) oder *blaaue*ⁿ *Milch* führt die Skala der Wertigkeit hinunter zur Butter- oder *Ankemilch*.[15] Ihre Schätzung als kühle Beigabe zu heißen Siedekartoffeln steigert sich noch damit, daß die Bäuerin gezwungen oder freiwillig auf das Herauskriegen aller Butterknöllchen aus dem Stoßfaß verzichtet und sich mit dem Spruche tröstet: *es chunnt i der Ankemilch ume*. Dies geschieht auch bildlich in dem Sinne: was mir in éiner Form entgeht, kommt mir in einer andern wieder ein. Der greise Berner Pfarrer Ammann verteidigte einen hoch ideal gestimmten Seminarlehrer gegen den Vorwurf, er bereite zu wenig konzentriert auf die Examen vor, mit dem Trost; *es chunnt ech i der Ankemilch ume*. Die scheinbar verlornen Stunden werden später in vertiefter Charakter- und Gemütsbildung ihre Frucht zeigen. Aber auch ein Zorniger, der eine erlittene Unbill eben jetzt nicht rächen kann, droht: *wart, es chunnt der i der Ankemilch ume!*

Im übrigen konkurriert mit der Buttermilch an Wert (und spezifisch medizinischer, drastischer Wirksamkeit) die *Chäsmilch*, welche jedoch bloß ausnahmsweise von irgend welchem *Chäsmilch-Vreeni* für die andern Tischgenossen gut genug gefunden wird. Ist aus ihr auch noch der Ziger ausgefällt, so bleibt als Rückstand die *Schotte* übrig. „Chääs und Ziger, Milch und Schotte hei die Chüejjer gnue; und der Wein ist nicht verböte, wenn sie chöme derzue."

Dies führt uns bereits von „Milch" zu „Molken", wie denn beide Ausdrücke im Ursprung und auch noch in der Mundart vielfach ineinander fließen.[16] Wer auf eigene Rechnung Milchindustrie treibt, beginnt damit, daß er *e Milch chauft*, d. h. um einen vereinbarten Einheitspreis von einer Gesellschaft sich deren gesamte Milch-Produktion je eines Halbjahres liefern läßt. Von Monat zu Monat wird die gelieferte Milch

[15] Er verträäjt d'Auge wie n es Huehn, wen es Ankemilch suuft. LB. 1904, 136.

[16] Man vergegenwärtige sich nur, daß die ganze Wortsippe vom Verb „melken", *mälche*, dem spezifizierten streiche(l)n = lat. mulgēre ausgeht (vgl. frz. traire aus trāhere, ziehen), so daß „Milch" wie „Molken" eigentlich „das Ermolkene" bedeutet.

oder das Milchḷi zsäme'zeḷḷt und zur Grundlage der halbjährlichen Abrechnung gemacht. (Vgl. „ein Mal Milches“, d. h. das Milchergebnis einer Melkzeit.)[17] Nachdem nun die gelieferte Milch technisch (und kommerziell) verarbeitet worden, heißt das Erträgnis das Muḷche (bei Gotthelf: „das Mulch“). Ist täglich zweimal gekäs't worden, so spricht man von Doppel-Muḷche, oder, da dies nur im Sommer geschieht, von Summer-Muḷche.

Die feinste, aber auch seltenste Art der Molkerei ist die Butterbereitung. Denn es ist nid aḷḷs Anke, was d'Chue git (vgl.: „nicht alles Gold, was glänzt“). Aus dem gleichen Quantum Milch gibt es 2 kg Fettkäse oder 1 kg Butter.[18] Drum ist auch etwaiges Ankebättle ein recht undankbares Geschäft, und schwitze win en Ankebättler[19] ein Merkmal äußerster Bedrängnis und Mühsal.

Das Anke (die Butterbereitung) ist denn auch nur ein Nebengeschäft der Käserei, in welches sich mit ihr das Haus teilt (in Lützelflüh mit etwa 200 hl Milch jährlich). Natürlich ist der Käser mit seiner Erfahrung und seinen motorischen Apparaten hierin im Vorteil, und die Hausfrau muß oft genug in den Verzweiflungsruf ausbrechen: es wott hüt aber nid anke, es wott absolut nit Anke gää! D'Ankete[20] (d. i. sowohl der auf einmal verbutterte Rahm, als die Arbeit damit) ist aber einist verpfuscht! Kein Wunder auch! Das Stoos- oder Anke-Chübeli, mit dessen Gestalt auch dralle Arme und Beine verglichen werden, faßt ein zusammengespartes Quantum Sahne, dessen Butterreife bei der wenigen der Käserei vorenthaltenen Milch nur schwer zu erreichen ist. Da können nun vielleicht über eine Stunde lang die Kniee das Gerät festhalten, können die Arme den durchlöcherten Kolben (der Stämpfel) in unermüdet gleichem Tempo auf und ab führen, bis endlich es Gḭḭmmeli Anke für den Haushalt da ist. Nur eine rasch und reich angesammelte Milchmasse vermag allen Ansprüchen an eine richtige Butterbereitung zu genügen. Diese Ansprüche werden allerdings von Sach- und Fachkenntnissen verschiedener Grade diktiert, sind auch ungleich schwer zu befriedigen. Das lockende Goldgelb läßt sich, wo es absolut zur Sache gehören soll, leicht durch ein feines Hanföl hineinbringen. Der so gebieterisch verlangte Grasanke dagegen kann höchstens in der Stadt[21] das ganze Jahr hindurch bereitet werden. Das ist dann freilich sogar beim Meien-Anke möglich, der auf dem Lande bloß zur Zeit des ersten, vollsaftigen Graswuchses, eben im Mai, herstellbar ist. En Ankebaḷḷen im Meie[22] ist aber auch das sprechendste

---

[17] Schangnau 1409; vgl. Wyß j. AR. 1825, 330. [18] Öl. Q 29, 19, 1. [19] LB. 1904, 136. [20] Arm. 178. [21] Land 51. [22] Michel 293.

Bild der Zartheit, Weichheit, Nachgiebigkeit, und die bildliche Rede: das geit wi dür ᵈen Anke! ist zunächst von ihr hergenommen. Die Balle aber, oder im Hause das Bälleli, wird dadurch geformt, daß die durch Kneten der Flüssigkeit sauber entledigte Butter einer immer neuen Mengung der Einzelpartien unterworfen wird. Beim Bälleli geschieht dies durch fortgesetzt aufwerfendes und auffangendes Wälzen auf dem Teller. Dies wird als Ankebällele gerne mit Kindern auf ausgestreckten Armen nachgeahmt. Zu solchem Spiele reizen namentlich „lustige und liebe Kinder, klein wie Ankebälli, mit roten Backen und Augen wie Reckholderbeeren“.[23] Aber nicht bloß wohlgeformt, sondern auch peinlich sauber und appetitlich, nicht unaaschaulig, tanggelig und schliirggig muß das delikate Gebilde aussehen. Denn an eren Ankeballe un an ere Schwigermueter g'seht men alls.

Die bis 10 kg schweren, halb eckigen und halb kugeligen Ballen, mit welchen gelegentlich der „Grind“ eines doppelzentnerigen Weibsbildes verglichen wird, nimmt der Anketrëger in den Handel. Die Halbpfündli dagegen, zierlich gemodelt (g'mödelet), dienen im Hausverbrauch zu Butterbrot (die Ankeschnitte, der Ankebock).

Um der Butterbereitung willen ist in der Käserei um vier Uhr Tagwacht (wie um elf Uhr Feierabend), selbst dort, wo die Zäntrifuuge oder wenigstens der Wassermotor die Arbeit mächtig erleichtert hat. Da steht bereits der Ankechübel z'wääg: das mächtige altmodische Mühlstein- oder das neue tonnenartige Rollbutterfaß.[24] In dasselbe wird d'Ankete iip'hackt („eingepackt“). Mit der flachen hölzernen Niidlechelle wird im Winter, wo man nicht fett käs't und daher die sämtliche Sahne in Niidlen-Anke verwandelt werden kann, der Rahm den Gepsen enthoben. Im Sommer dagegen liefert die Käserei bloß Vorbruuch-Anke aus dem jeweils am Tage zuvor abgeschöpften Vorbruuch. Es ist dies das Butterfett, welches nach Entheben des Fettkäses durch Einrühren von „Sauer“ in die „Sirte“ (s. S. 490) und durch neues Nachwärmen zum Emporwallen gebracht wird.

Ein gleichmäßiges Drehen während ungefähr einer Stunde bewirkt ein fortwährendes Stürzen und Erschüttern der in der Milchmasse schwebenden schwerflüssigen Fetttröpfchen. Gleichzeitiges Einhalten einer gewissen Temperatur „unterkühlt“ die Tröpfchen (setzt ihren natürlichen Erstarrungspunkt herunter). Dadurch werden sie zur Verdichtung und zum Aneinanderhaften veranlaßt. Ist schließlich die ausgeschiedene Flüssig-

[23] Dursli 252. [24] Wüthrich.

keit durch das Zapfeloch entleert, so wird durch einige neue Umzüge der Anke zsäme'trööḷt oder zsäme'pletscht: die Masse klatscht zusammen, u de g'steit sie no chlịị: Das Zusammenballen vervollständigt sich und ermöglicht das Ụsezieh Hampfele (Handvoll) um Hampfele.

Aber Käse, und zwar ausschließlich Ämmetaler, ist das Hauptprodukt sämtlicher Käsereien, die ganz oder anteilweise zu Lützelflüh gehören. Derselben gibt es elf; und zwar gehören ihrer vier „Genossenschaften" an, während die übrigen sieben Eigentum von „Gesellschaften" sind, d. h. von Aktiengesellschaften, die nicht im Handelsregister eingetragen sind. Zu jenen zählen sich; Grünenmatt, Schmidshueb, Schaufelbühl, Talsäge; zu diesen: Lützelflüh, Waldhaus, Rahnflüh, Benzenberg, Fuhrlimatten, Schwandenmatten, Bolzisberg. 1885 kam auf etwa 300 Einwohner eine Käserei; im gesamten Emmenthal: auf 390, im bern. Mittelland auf 573, im Oberaargau auf 716, im Seeland auf 825.

Abgesehen von dem gegenwärtigen Milchverkauf in Schmidshueb, unterhalten sämtliche Korporationen auf ihre Rechnung einen Lohn-Chā̈ser. Bei der Ständigkeit der bäuerlichen Bevölkerung begreift sich, daß die Mitgliedschaften auf den Höfen haften, also mit ihnen vererbt oder veräußert werden können. Neuangesiedelte Milchlieferanten, oder solche mit nur kleiner Produktion, welche solcher Käsereirechte („Stammanteile") entbehren, dürfen als Gastpụụr ebenfalls ihre „ịịtreiti" Milch liefern, müssen aber ein Saumgäḷt, d. h. per Saum 50—100 Rappen (doch selten mehr als das Minimum) entrichten. Aber auch die Aktionäre haben für die über ihre Rechte hinaus gelieferte — ụbertreiti — Milch eine auf demselben Fuß berechnete Gebühr zu bezahlen.

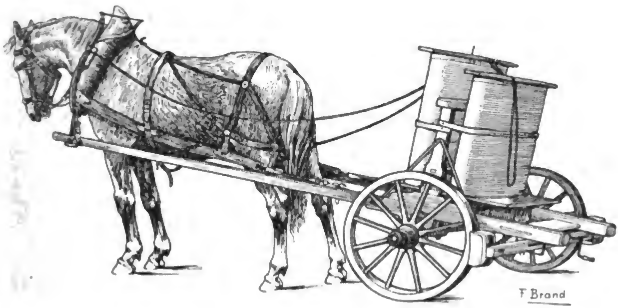
Und nun die Geschichte eines Milchtropfens von dem Augenblick an, wo er aus dem Stalle eines Emmenthaler Bauers wandert, bis zu dem, wo er neben Austern und Champagner auf dem Prunktisch eines Pariser oder Petersburger Gourmet paradiert!

Sein erstes Geleit ist dasjenige des Chäsereibueb, Hüttebueb, Chäshụttler, Hụttler, Chäsereiler, des Milchbueb mit der Bränte,[25] im Winter aber wo möglich eines Knechts. Letzterer steht namentlich ein, wo die leichter gewordene Last das Miḷchwägeli oder den Miḷchcharre (Abb. S. 487) entbehrlich macht. Ja zu unwarteter Stunde schlụụft einmal der Bauer mit selbsteigenen Schultern in die Schlängge (lederne Tragriemen mit Anhängehaften) des vielleicht platschvoḷḷ beladenen Milchgefässes, um, unter der sich stauen-

[25] Widm. 84.

den kleinen Menge nur halb bemerkt, dem geheimnisvollen Tun des Käsers (ehemals: Senn)[26] und seiner Frau (der ehemaligen Senni, „Frau Sennin")[27] oder seines Hüttechnächt in Muße zuzuschauen.

Der Milchträger schüttet oder läärt (gießt) den Inhalt seiner Bränte in den Wäägchessel, der an der Schnellwage hängt. Der Käser wäägt oder wäägget,[28] und schriibt das Gewicht nach Kilo(grammen) auf der einer Schulwandtafel ähnlichen Lieferantentafel uuf. Über Tag findet er dann etwa Zeit, die Zahlen in das große hauptbuchähnliche Milchbuech iiz'schriibe. Der Hüttler besorgt da und dort zur Kontrolle ebendasselbe mittelst Bleistift in seinem Hüttebüechli.



Milchwägeli.

Nun haben sich auch die Milchkäufer mit ihren gehenkelten Blechgefäßen — Pintli — eingefunden: kleine und halbwüchsige Mädchen, deren Gewändchen auf allerlei Stand hindeuten, leise geneckt von einem drallen Bübchen, dessen Milchg'sicht den auf 15 Rappen heruntergesetzten Literpreis ohne Ziffern zu lesen gibt. Jenes im Alter vereinsamte schittere (kärglich unterhaltene) Männchen findet die mühsam zusammengeklaubten Rappen noch immer als hohe Zahlung, indes dieser behäbig zur Ruhe gesetzte Staatsdiener das Geld rasch hinstreckt u macht, das er us däm Züüg use chunnt, mit dem Häfeli der nahen Haushälterin zu. So wird in Ganz- und Halbliter-Bechern uusg'mässe; das am Boden des Wägekessels verbleibende Glünggli aber, sowie nach Bedienung der Käufer der Vollinhalt, wandert in das mächtige Chääschessi.[29] (Das größte im Emmenthal faßte 1827 400 Maß,[30] heute faßt es 1500 Liter.)

[26] Käs. 77 und ö. [27] Käs. 286. [28] Vgl. lige neben ligge und dgl. [29] Käs. 196. [30] Eggiw. 42.

Ist — etwa um halb sieben Uhr — di halbi Milch da (die Hälfte der zu erwartenden Morgenmilch angelangt), so füüret eine Hülfsperson under's Chessi. In den frühern Käsereien hing (wie noch auf der Alp) der Käsekessel an mächtigem drehbarem Balken, dem Turner, über dem Feuer oder seitwärts neben ihm. Heute feuert man im Füürwäge, einem auf Rollen gleitenden Eisenbehälter, u fahrt dermit under ds Chessi, fahrt nachher mit dem Füür wider ewägg. Die auf 26—28° R[31] gesteigerte Wärme schmelzt das Rahmfett ($3^1/_2$ % der Milch), so daß es samt dem (ungefähr ebenso stark vertretenen) Käsestoff cha verchäset wärde. — Es wott nid chäse: die Milchmasse will sich nicht zu Käse gestalten. Es git nüüt us dem Chääs: daraus wird nichts! Steh ab von deinem Vorhaben! Von einem Menschengewühl heißt es: dás het g'chäset! Einen verchäse: zermalmen, z. B. zwischen Tür und Angel, zwischen Tür und Pfosten.

Nun folgt ein Prozeß, der besondere Sorgfalt erheischt: z'dicke lege, z'dicke tue, der Chäslet iirüehre. Von dieser etwas weinsäuerlich riechenden Flüssigkeit werden aus einem glasierten Gefäß 2—3 l in 10 hl Milch eingerührt.[32] Der Käser hatte Chalbermäge, d. h. Labmagen von 2—3 Wochen alten Saugkälbern g'schnätzlet (zerschnitten), etwa 150 g davon in 3 l Schotte von 20—30° Wärme iig'leit und die Flüssigkeit nach 1—2 Tagen durch einen Filter g'richtet. Der Name Chäslet („Kaselt"),[33] seltener „Chaslech", geht durch die Formen Kaßleb,[34] „Käslupp" (1371), „Käslub", „Käslab" eben auf das Lab zurück, in welchem bloß noch die Milchsäuregährung gewaltet hat, die jetzt dem Käse gleichsam eingeimpft werden soll. Ehedem ward das Lab aus dem danach so geheißenen gelben Labkraut (Galium verum) gewonnen.[35]

Nach etwa zwanzig Minuten, welche Frist der Käser nach drei Stunden schwerer Morgenarbeit zum Frühstück benutzt hat, ist d'Milch dick; iez mues me dranne schaffe! Der Käser greift zur Chääsharpfe, um während 15—30 Minuten d'Dickete z'verrühre (Abb. S. 489). Weitere 10—15 Minuten läßt er ihr Zeit, sich z'setze, d. h. zum Niederschlag des Käse- und Fettstoffes. Damit aber derselbe nicht vorzeitig sich zu einer Masse vereinige, wird er durch neues Umrühren (Vorchäse) während etwa dreißig Minuten mit der Harpfe oder nun mit dem Brächer (der früher, wie noch auf der Alp, ein einfaches Tanngrotzli war) zu erbsengroßen Klümpchen zerteilt. Jetzt

[31] Celsius ist in der Käserei noch nicht durchgedrungen. [32] Vgl. die hübsche Stelle Käs. 87. [33] Käs. 89. [34] Kyburtz (1754) A 18. [35] Öf. O 29, 14, 7.



Käserei.

folgt (wie für allen Hartkäse) das Brennen (Brönne) oder Nachwärmen.[36] Durch neues Erhitzen nämlich, das für den Emmenthalerkäse auf 43—48° R. gesteigert wird, sowie durch wiederholtes Umrühren werden die Käsebollen vor dem verfrühten gallertartigen (zịgerige") Aneinanderkleben bewahrt. Ferner wird die Sịrte („Sirpe"),[37] d. h. die sich aus der Käsemasse abscheidende Flüssigkeit entfernt (drụs g'schaffet). Die Klümpchen werden durch Ụụsrüehre trocken und bröcklig gemacht; sie lassen sich zerreiben und erzeugen, zur Probe zwischen die Zähne genommen, einen leisen quietschenden Ton: si gịren e chlịị. Das schließliche z'Bode rüehre drängt sie nach der Mitte des etwas konkaven Kesselbodens hin, wo nun das Ụsezieh vor sich gehen kann. Der Älpler besorgt dies größtenteils von Hand; zweckmäßiger[38] braucht er eine schöne biegsame Haselgerte, der moderne Talkäser nun eine 2 cm breite und 2 m lange, schön elastische Stahlschiene als Chääsbůgli. Um dasselbe wickelt er das groß Chäästuech, ein natürlich sehr starkes Gaze-Gewebe, indem er dieses an zwei Zipfeln erfaßt und in einmaligem Umgang das Chääsbögli drịträäịt.

Letzteres nun an beiden Enden ergreifend, fährt der Käser damit scharf und sachte dem Rand und Boden des Kessels nach, um alle Käsemasse sauber ins Tuch zu bringen, indes eine Hülfsperson, die zwei andern Zipfel erfassend, in seiner Fühlung nachgibt: sụụferli nähe laat. Mittelst der Aufzugsvorrichtung über dem Kessel wird die Masse emporgehoben, damit sie sich stromweise der Flüssigkeit entledige (verseiki). Dann wird sie schleunig auf den Präßel oder die Trụcki verbracht und in den Järb („Käsjarpe"[39] 1702), den starken Ring aus Buchenholz, eingezwängt. Die Pressung geschieht anfänglich nur leise, damit der Käse sich nicht fast unlösbar in die Maschen des Umschlagtuches hinein dränge: dür's Tüechli düre wachsi. Am folgenden Morgen ist das erste Geschäft, den neuen Käse samt Järb umzchehre oder z'uberschláa, was selbst bei den üblichen zweizentnerigen Laiben des Sommermulchens mit Eleganz, sozusagen spielend mit drei Fingere geschieht. Nach einigen Stunden wandert der Käse in den sorgfältig temperierten Chäschäḷḷer, um auf Chääsläde gebettet zu werden (vgl. den bei Landwirten beliebten Ruf: Chääs uf e Lade!). Hier unterliegen die Laibe der täglichen Arbeit des Chääsfaḷzers, der die zweizentnerigen Stücke mit bemerkenswerter Leichtigkeit handhabt. Je und je wird dabei den Laiben auch die charakteristische konvexe Formung des Randes neu erteilt mittelst Entkanten: Chäässpähn abhaue.

[36] Schaffer 93. 99 Flückiger. [37] Öf. O 29, 14, 19. [38] AR. 1825, 330. [39] SF. 1902, 277.

Die halb gereiften Käse wandern in den Chässpyher, die ganz gereiften in die Magazine des Großhändlers, des Chääsheer; soweit nämlich, als derselbe sie nicht als gfählti Chäse, als Ausschußware (Uusschuutz) zurückweist, uusschaubet. Und wie leicht kann bei der heutigen Futterbaumethode trotz kundigster Behandlung ein Käse fehlen! Er kann randhohlig oder bläästig (gebläht) ausfallen. Als Gläässler kann er Sprünge im Innern bekommen, begleitet sogar von Rästere (Restern), d. h. Stellen mit unvergohrenen Käsestoffkörnern und eingeschlossener Sirte, welche beide Fäulnis erzeugen. Oder als Risser gerät er, statt erst in 3—4 Wochen, schon viel früher in Gärung; vielleicht bereits auf dem Pressel, in welchem Fall er Präßler gescholten wird. Das auffälligste Resultat solch unzeitiger Gärung ist die zersplitterte, unregelmäßige Lochung; die Risser heißen deswegen auch Tuusiglöchler.

Als strenger Richter entscheidet daher am Chääsg'schauet[40] der Chääsbohrer, ob die richtige große und dafür seltenere Lochung nicht fehle. Drüü Löcher uf einen Böhrlig (Bohrzäpfchen): so lautet die strenge Regel. Zugleich chüüstet die Zunge, ob der reine Nußkerngeschmack mit dem charakteristischen Aroma vorhanden sei.

Daß dann der Vorwääget[41] und der entscheidende Chääswääget[42] nicht zum ominösen Vorspiel einer trochene Chääsfuehr werde, dafür sorgt der Käufer. Macht er seine Sache recht, so ist er ein „Käsfürst",[43] „Käskönig";[44] unzeitiges Sparen dagegen würde ihm Titel wie Chääsrawft eintragen. Die Verkäufer ihrerseits ehren den großen Tag, indem sie ihn zu einer richtigen Pferdeausstellung[45] in Form eines langen und flotten Chääszuug gestalten.

An der Abteeltig[46] endlich beziehen die Lieferanten ihr Hüttegält, das manchem seinen Pacht- oder Hypothekarzins ausmacht. Auch verteilen sie hier unter sich die verbliebenen fetten (feiße) Sommerkäse, die halbfetten (halbfeiße) und magern Winterkäse. Letzterer, doch auch etwa halbfetter, wird in Scheibchen zerschnitten (g'schiblet) oder gröber zerstückelt (g'schnätzlet) und in einen Sammler iig'macht. Gewählte Zugaben bestehen aus Kümmel (Chüümi) und Salz, sogar oft mit Pfeffer; als Flüssigkeit wird Sahne oder noch besser Wein zugegossen. So schafft man sich eine treffliche Zukost zu Siedekartoffeln. Die Käseschnitzel werden ähnlich als Chäässpähnziger zubereitet oder zu Chäässpäänchäsli gepreßt.

---

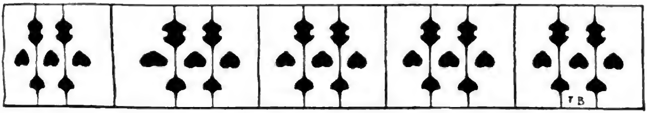
[40] Käs. 177—188. [41] Ebd. 231. [42] Ebd. 234. [43] Ebd. 231. [44] Ebd. 176. [45] Ebd. 239 ff. [46] Ebd. 284—304.

Namentlich aber der eigentliche (der süeß) Zịger fehlte ehemals auf keiner bäuerlichen Tafel.[47] Es ist dies das Albumin, welches mittelst „Sauer“ aus der Käsmilch ausgefällt wird. (Sụụr ist eine aus Schotte und Essig bereitete Flüssigkeit.) Der so stark eiweißhaltige, blutbildende und dabei ungemein billige Ziger, dem bei richtiger Bereitung auch keine Wörggigi (Schlingbeschwerden schaffende Wirkung) anhaftet, ist eine Nahrung, die nur der Unverstand aus dem Speisezettel gestrichen hat. Ehedem bereiteten Bäuerinnen ihn auch aus Buttermilch; Sumiswalder Älpler verpackten und verhandelten ihn in Baumrinde[48] (so z. B. 1787). Ehedem bildete er auch ein ständiges Gefälle der Klöster und Rittergüter. So entrichtete beispielsweise 1363 ein Pachtgut in Schangnau: „2 Mes Zigeren, 5 Käß, 7 Mes Anken.“ Wer ihn heute noch schätzt, genießt ihn entweder frisch aus der Käserei mit Fruchtsäften (Saft) und dgl., oder behandelt ihn als Schlịịrggizịger mit Kümmel und Salz ähnlich wir den Chääsziger.

Das Lob der Milchspeisen klingt durch ungezählte Schriften vergangener Jahrhunderte. So tönt's uns aus dem „Eidgenossenlied“ entgegen: „Käß vnd ziger was jre spyß, sie zugend her in heldes wyß, mit eim seckly uff dem rucken; frisch wasser was ynn ein edel tranck ... vnn thatend dapffer ynher trucken.“

---

[47] Trub 30, 103; Ök. Q 2 A1; Volksw. 2, 444. [48] Ök. fol. 17, 80.



Laubenornamente.

Unser täglich Brot.

„Chlii anders Brot z'ässe, schadti däm o nüüt!"[1] Wem? Dem meisterlosen Dienstboten, dem verwöhnten Sohn des Hauses, dem Töchterchen, das es zu hoch im Kopfe bekommen hat. Sie mögen ein wenig hinausziehen unter fremde Menschen, die ihnen der Brotchorb höher häiche, d. h. sie bei Tisch und in alle Wege einschränken. Dort werden sie in saurer Arbeit und harter Entbehrung lernen, wo's Brot har chunnt. Wohl ihnen, wenn sie schließlich auch in einer bescheidenen Stellung „ein prächtiges Brot"[2] finden!

So reden wir in täglicher Bildersprache vom „täglichen Brot" als dem Inbegriff aller Nahrung, ja des gesamten Leibesbedarfs. Und zwar haben wir dies vom Landmann gelernt. Der Beduine der Wüste, der Nomade in der Steppe, der Krieger im Zelte nennt das Fleisch sein „Brot".[3] Der Landmann aber ist ein Körneresser: so reden Zahlen. Der Franzose, der Brotesser par excellence, verzehrt im Jahre 259 Liter Brotfrucht. Ihm folgen der Holländer (237), der Belgier (225). Den Mittelweg in der Besetzung des Tisches schlagen ein: die Schweiz (190), Österreich (184), Deutschland (180). In England (160) und den Vereinsstaaten (146) überwiegt das Fleisch; des Italieners (139) Brot aber sind Polenta und Makkaroni.[4]

---

[1] BSp. 119. [2] Heiri 8. [3] Aus „lacham" (essen) leitet der Araber sein „lachmün" = Fleisch, wie der Jude sein „lächem" = Brot; frz. viande ist s. v. w. „Proviant" (Vorrat), und selbst chair, lat caro ist das „Vorgeschnittene", wie unser „Mues" (vgl. Mues u Brot) das „Zugeteilte". [4] Vgl. Volksw. 4, 396.

Der Körneresser ist zugleich ein Milchtrinker: die ergiebigsten Grasfrüchte assimiliert er sich unmittelbar, die andern samt den Halmen „dür d'Chue düre". Wie gehören zumal in der Kindernahrung, in der Krankenspeise Milch u Brot zusammen! Eine Milchbröchche (die vom Brot abgebrochenen oder geschnittenen und in die warme Milch versenkten Stücke als Einheit gedacht) war vormals eine gewöhnliche Winterspeise der ganzen Familie. Wie diese, wo's nach alter Sitte zugeht, gemeinsam aus großen Kacheln ausgelöffelt wird, so genießt das Kind aus seiner Tasse das (Milch-) Bröcheli. Die einsame schlichte Frau aber, die wohl gar ein hübsches Sümmchen ersparter Batzen dem Patenkind zinstragend anlegt, lebt zwei- bis dreimal im Tage so wohl an Ggaffee u Brot, wie der vielleicht minder Habliche an seinen zweu Fleisch. Die Suppe hinwieder, in welche die Köchin nicht kärglich (Brot) iischniidet, ist eine ebenso ungern entbehrte Einleitung jeglichen Mittagmahls, wie Käs und Brot un öppis Dünns derzue unter Umständen trefflich eine ganze Mahlzeit ersetzen kann. Mit Chääs u Brot ist me g'fuehret; het me underleit; het me fei e chlii si Sach g'haa; cha me's mache, we's sii mues. Ist nicht „Käs und Brot", den Eidgenossen auf dem Laupenzug gereicht, im Ortsnamen verewigt? Deutet nicht die Zusammensetzung „Käsenbrot"[4a] auf die Zusammengehörigkeit dieser Dinge? Drum auch ihre hohe mystisch-sinnbildliche Bedeutsamkeit. „Als man das Mädchen zur Taufe fäschete, band Annebäbi ein dünnes Scheibchen Brot und dito Käse ein und sagte: He nu so de, so wirst öppe so Gottel nie Mangel leiden, sondern gäng öppe gnue z'esse ha. Bi Bube ist das nit növel nötig."[5]

Zu welcher Speise auch sonst sollte Brot nicht gehören! Man denke nur an die bäuerliche Brotschnitte und Brotrööſti. Aber selbst bloßes troches Brot kann etwa dem Unverwöhnten genügen. We si es Chind nümmen uber n es Bitzli troches Brot freut, so het's g'fählt! Ebenso freilich, wenn die humoristische Wortvertauschung d'Stube voll Brot u kes Chind ihre bitter reale Unterlage findet. Ein Pfund für Kopf und Tag: diese Norm wird also eben so oft nicht erreicht, wie sie anderwärts weit überschritten wird. Aus dem Oberaargau mit seinen mächtig wogenden Getreidefeldern wird erzählt,[6] wie ehedem männiglich bei Verlassen des Tisches noch Hände und Taschen mit Brot füllte, für no öppis z'müürpfe z'haa. Im Oberhasli dagegen macht die Meisterin dem Handwerksgesellen[7] „ein gar häßliches Gesicht", weil er bei Tische nach dem Brote gelangt, statt wie die andern „als Brot magern Käs zu essen". Auch in Emmen-

[4a] Schwz. Id. 3, 504. [5] AB. 2, 164. [6] Ot. fol. [7] Jacob 2, 133.

thaler-Berggegenden wie Trub wurde früher das Brot fast durchweg durch Erdäpfel ersetzt;[8] heute auch dort nicht mehr.

Zum Spott über die karge Natur selbst hieß bis unlängst ein schattiges, früher fast nur Moos erzeugendes, jetzt gut gepflegtes Lützelflüher Berg-Gütchen „d'Brotheiteri". (Das Brot sei dort so rar, wie in einer Lichtung die Waldbäume.)[9] Aber selbst wo zur Genüge, ja im Überfluß Getreide gepflanzt wurde und wird, galt noch zu Gotthelfs Zeiten das Brot beinahe als Luxus. Als Schnurre erzählt man von einem Bauer, er habe nie unterlassen, über den Tisch weg zu rufen: Seh, Chnächte, näät Brot! habe aber den Laib unangeschnitten im Bereich seiner Hände behalten.[10] Wenn dagegen jene Bäuerin bei Tische mahnte: „Schnijder, näät Brot! mir nää keis, we mer Härdöpfel hei",[11] oder wenn die Mutter angeblich ruft: Chinder, weit der Brot? (So) sägit Nei! so weis i's! so liegt dem noch heute die Tatsache zugrunde, daß bei uns ein sonst ordentlich besetzter Tisch das Bedürfnis nach Brot kaum aufkommen läßt. Höchstens es Techcheli, es Bitzeli, es Mümpfli obedruuf wird als zur Mahlzeit gehörig gefunden. Brotgeiz hätte übrigens heute um so weniger Sinn, je mehr der Handel und Verkehr die Getreidepreise gedrückt, aber auch bis in die letzte Hütte hinein eine mächtig gehobene Lebenshaltung getragen hat.

Wie gerade das Brot in diesem Punkte der richtige Kulturmesser ist, so ist die Art, mit ihm umzugehen, auch ein zuverlässiger ethischer Maßstab. Eben dort, wo in angestammter Herzlichkeit die Bäuerin „das kernichte Brot aus der Tischdrucke" hervorzieht: „We d' hungrig bist so nim^m ase",[12] bis auch „etwas Warmes" bereit ist — da wird auch der letzte Brosamen zu Rat und Ehren gezogen. Wenn man zu guten Leuten noch mehr Sorge tragen soll, als zum Brote,[13] so ist damit letzterm eine hohe Stellung angewiesen; und an manchen jungen Menschen ist noch heute das Wort gerichtet:[14] „Brot schänden (g'schäude) und Arbeit verachten, das sind zwei Dinge, die sich schwer rächen früher oder später." Manch ein Auge beobachtet im Stillen, was eine Frau oder Tochter beim Räumen des Tisches mit den Broosme, den Bröösmeline^n, Brotbroosme beginne. Und wer so einen breitrückigen, wohluntersetzten, behäbigen Bauer beim Brotabschneiden den Laib sorgsam über die Tasse halten oder während gemächlicher Zwiesprach von dem saubern Wirtstisch die fallen gelassenen Brosamen

[8] Pfarrbericht von 1764; Christen 188. [9] Eine andere „Brotheiteri" zu Sumiswald soll von Zimmerleuten so benannt worden sein, die mit der Beköstigung unzufrieden waren. [10] Vgl. Böhneler 209. [11] BSp. 150. [12] Ebd. 130. [13] UP. 175. [14] Jacob 2, 31.

mit dem nassen Finger auftupfen sieht, muß wohl bekennen: Der weiß die Früchte seines Fleißes zu schätzen — wie der französische Weinbauer, der ob jedem verliederlichten Tropfen Wein sich empört.

Nur so erklärt sich auch, wie weit der Brosam („Brotsamen",[15] mhd. die brosme, die Krume) in den figürlichen Sprachgebrauch hineinreicht, parallel gehend mit „Bissen" = Bitz, Bitzeli. An die Litotes es Bröösmeli Brot reiht sich: es Brösmeli Salz; und so auch: es Brösmeli Gält,[16] und abstrakt: es Bröösmeli Verstand, Glauben,[17] Geduld, Gutmeinen. Als künftige Sohnsfrau will ein Meyeli niemanden auch nur es Bröösmeli Verdruß bereiten;[18] es will, was man ihm auch zumute, kes Bröösmeli derggäge haa,[19] und nid es Bröösmeli chlage,[20] falls man es o numen es chliis Bröösmeli lieb het.[21]

Von einem Felsen bröösmet unter dem Brecheisen Stück um Stück ab. Nume so ab'bröösmet wird eine Antwort erteilt, die dem Gefragten schwer fällt. Verbröösmet zahlt ein Geldknicker seine Schulden, und mühsam zsämebröösme muß einer die Bruchstücke seiner Rede.[22] Sollen die letztern zugleich Häkchen sein, die mit ihrem Charakter versteckter Anspielung einem „Heraus mit der Sprache!" rufen, so sagt man: Er het da neue schier wellen afa bröösme!

Unliebsam viele Brosamen erzeugt die kindische Unart, an der Brotkrume herumzuklauben; die daher häufige Mahnung: „hör uuf, am Brot chnüüble!" wurde denn auch zur automatischen Formel, in welche etwa der allgemeine Zuruf: hör auf! laß ab! sich kleidet.

Gegenstand bäuerlicher Tischzucht wird das Brot im Fernern durch gebotene Rücksicht auf andere. Es fällt sehr unangenehm auf, wenn jemand den Laib an sich heranpreßt und wählerisch an der ihm zusagendsten Stelle abhaut, statt zu veräbbne oder nahe z'putze, d. h. eine möglichst ebene Schnittfläche herstellen zu helfen. Einen tiefern mythischen Hintergrund aber hat es, daß man weder den Laib auf der obern Kruste ruhen lassen, noch etwa gar mit darin steckendem Messer ihn herumbieten soll. Für jenes ist jegliche Erklärung verschollen, dieses deutet man doppelt. Die einen rufen entsetzt aus, man steche damit in den Leib des Heilandes; die andern weisen das Brot samt Messer zurück: i bi ke Här!

In anmutigerer, obwohl ebenfalls halbvergessener Weise reicht in übernatürliches Gebiet zurück und hinein jenes eigentümliche Berner

[15] SchM. (1838) 1, 134. [16] AB. 1, 397. [17] Vgl. „ein Schlückchen Glück" bei Spitteler. [18] AB. 1, 351. [19] AB. 2, 48. [20] AB. 2. 26. [21] AB. 1, 53. [22] Schuldb. 216.

Backwerk von feinstem weißem Mehl, Eiern und Butter, in Form eines eingebundenen Kindes, groß wie ein jähriges Kind und fast ebenso schwer.[24] Die Nachahmung oder auch nur rohe Andeutung der Menschengestalt (Bääbi, Manndli) wurde, gleich der weihnächtlichen Lammsfigur (Lämmtschi) mehr und mehr dem Bäcker überlassen und in der häuslichen Kunstübung durch die Nachahmung der weiblichen Haarflechten ersetzt. In Reih und Glied marschieren während der Weihnachtwoche, sonderlich aber am Sylvesterabend die Züpfe auf dem bäuerlichen und auf dem Wirtstisch auf, hier in Begleit von Schweinsschultern (Laffli) und dgl. zum Verlieren oder Gewinnen mittelst des „Rams“ (primitives Kartenspiel). „Es geit um ene Züpfe!“ ruft am Markt oder an Sommersonntagen auf freiem Feld der „Zwịịrbeler“,[25] wenn sein schetterndes[25a] Glücksrad zu höherem Einsatz als für bloße Lebkuchen auffordert.



Weggefrau.

Wie dürften wir aber insbesondere die Chindbettizüpfe unerwähnt lassen: als Gabe an die Mutter, wie als Zierde des Tauffest-

[24] SchM. (1848) 2, 151; Erbv. 16; Spinne 7. [25] Müll. Hl. 9. [25a] Vgl. tschädere.

tisches.[26] „Under der Scheube“,[27] und zwar „in es Ziechli“ (Kissenanzug) oder „in ein fein weißes Handtuch eingewickelt“,[28] wandert dieses vereinzelte Kunstprodukt vom Bäcker an seinen Bestimmungsort.

Mit den Züpfe konkurrieren im Emmenthal die Weihnacht- und Neujahr-Ringe und -Ringli, -Chueche und -Chuechli.[29] Alltagsgebäck dagegen sind die zehn- und fünfräppigen (früher auch „kreuzerigen“)[30] Buttersemmeln: die Weggli und (Bärn-) Püderli. Nach den Wecken trägt sämtliches Gebäck außer dem Brot den Gesamtnamen Weggezüüg; über abgelegenes Gelände hin trägt die Weggefrau[31] (Abb. S. 497) es feil in regelmäßiger Runde, um namentlich Kinder zu erfreuen. Die feiern mit Weggen ihre Versöhnungsmähler nach Span und Zwiespalt;[32] und ein Weggen, mit einer heimat- und elternlosen Schicksalsgenossin geteilt, kettet über Kindheit und Jugend hinüber ein Anneli an seinen Mias.[33]

In brutalem Gegensatze hiezu scheinen diese Gebäcke im 18. Jahrhundert (als Geleit der Rahmkaffee-Orgien) zu großartigen Schlemmereien gedient zu haben. Aus Sumiswald wurde 1787 die herrschende Butterteurung also erklärt: „Von denen Pfisteren wird viel Anken in Züpfen, Ring und Kuchen verwandelt“, die doch nur „für Leckerbissen heimlich genossen werden“.[34] Ähnlich lautete es aus Huttwyl,[35] und die Klage fügt sich an, es werde von „denen beken kein kleines Brott, daß heißt Mützen, daß gantze Jahr hindurch gebacken“. Und doch bildeten diese aus Mehl und Milch bereiteten „Mutschen“, „Mütschen“ (Mutze, d. h. abgestumpfte[36] Weggen, eigentlich Keile[37]) damals die einzige Art und Form des käuflichen Kleingebäcks.[38] Mit „Zehntlüten-Mutschen“ belohnte die Komturei Sumiswald die pünktliche Entrichtung schuldiger Abgaben,[39] und in Form von Spendmütschen unterstützte man die Armen.[40] Heute, wo die Bäcker auch auf dem Land den Klein-Konsum aller Art befriedigen, und Gestalten wie der Brot-Christeli als rührende Illustrationen des Kampfes ums Dasein das Gebirge zu beleben kommen, hat sich das Bild beträchtlich verschoben. Das lang ovale, oben der Mitte entlang gefurchte, zwanzig- bis dreißigräppige Müütschi, sowie das etwas rundere zehnräppige Müütschli, Milchbröötli oder Milchweggli nehmen nun

[26] Spinne 8, 19; AB. 2, 80; Ztgst. 2, 179. [27] SchM. 1, 53. [28] Spinne 8. [29] Käthi 244; Schuldb. 148; Dursli 289. [30] Michel 132; Barthli 9. [31] Gf. SF. 1899. [32] Burri VII. [33] BSp. 192. [34] Ök. fol. 17, 80. [35] Ebd. 39, 67. [36] Winteler in PBS. 14, 464. [37] Vgl. Scheidwegge = Spaltkeil. [38] Vgl. Bsbinder 346. [39] EvE. 1902, 9. [40] Dursli 220; vgl. SchM. 1, 261.

eine Mittelstellung ein zwischen dem Gebäck mit Butter und Ei, und dem Weißbrot.

Denn auch dies letztere ist für den Bauernstand ein entschiedenes Luxusgebäck. Man erlaubt es sich als Sunndigsbrötli zur Suppe, zum Kaffee, zum Butterbrot für Kinder. Es ist ein Gegenstand der Weihnachtsbescherung,[41] des „Krams“ bei der Heimkehr,[42] der Bewirtung,[43] dient aber besonders als Speise für Gebrechliche[44] und Kranke.[45] Was tut der anscheinend stumpfsinnige, überall verschupfte kleine Peter, als er hört, sein Lehrer, die einzige Sonne seines Lebens, liege auf dem Todbett? Geht und wendet seinen ganzen Besitz an ein weißes Brötchen, das bringt er dem Kranken und sagt: „Sä, da hesch es Brötli, aber stirb mer nit!“[46]

Eine andere Schätzungsart als dort, wo dies alle Tage vom Bäcker frisch gelieferte, daher immer weiche Weißbrot der Inbegriff alles Glücks ist: das Himmelreich gleich „Juhe und all Tag lind's Brot.“[47] Ein moderner Epikuräer meinte: Es isch mer nüüt liebers, weder e Tag alts Brot, u früschen Anke, u so ne schöni Herbstsunne.

Daß der an harte Arbeit und ihr entsprechende derbe Hausmannskost Gewöhnte anders denkt, spricht er etwa in der spassigen Entschuldigung ungewöhnlichen Festgebäck-Verbrauchs aus: Züpfe spart Brot. Nämlich Purebrot, wie alle Emmenthalerbauern und selbst besser gestellte Mietsleute es jahraus jahrein selber backen. Und zwar zählt dies zu den Ehrenämtern für den weiblichen Teil der Familie. „Gutes Brot zu backen, gehört zur Reputation einer Frau, und ist einer der chutzlichsten Punkte.“[48] Ja ehemals galt es, gleich dem Spinnen, als Ehrenamt vornehmer Damen. Das Brot, das die Töchter des Reichen kneteten, „war das kräftigste auf Erden“.[49]

Da heißt's also, wenn der Brotvorrat — der letzte Baach — zur Neige geht: Es ist e Bächchete nahe; mi mues ume bachche.

Der Vorabend des großen Tages ist da. Schon steht auf einem Stuhl der Sack voll ruuchs Mähl bereit: der Kerngehalt des für Brotmehl so außerordentlich geeigneten Dinkels, ohne die Kleien und das Semmelmehl, welches noch heute bisweilen in der Bauernmühle als Mahllohn zurückbleibt. Ein Zusatz von Roggenmehl, der das Brot länger feucht und frisch erhält, hat heute keinen Sinn mehr, wie noch zu Gotthelfs Zeit[50] und vollends 1764, wo ein Trachselwalder

---

[41] Dursli 288. [42] BSp. 28. [43] Ebd. 49. [44] SchM. 2, 481; MW. BK. 18. [45] SchM. 1, 40; 1, 51; 2. 179; MW. 2J. 221. [46] MW. BK. 69. [47] Arm. 35; Ztgst. 1, 181; Käthi 305; AB. 1, 86. [48] SchM. 1, 262. [49] Servaz 6. [50] SchM. 1, 261; Joggeli 37.

Rezept lautet: „$^2/_3$ Dinkel und $^1/_3$ (in Dürrenroth: $^1/_2$[50a]) Haber oder Roggen, Wiki, Gersten“.[51] Die Wicke wird etwa mit dem Wortwitz abgetan: „Vier Määs Chorn, eis Rogge un eis (aber nicht ein Mäß, sondern ein Körnchen) Wicki.“

Von der letzten „Bachete“ her ist ein kleines Quantum Teig (ein bis zwei Pfund) als Hebel aufbewahrt worden. Seine Wirkungsweise muß man genau kennen, um nicht hebisuurs Brot zu bekommen. In heißem Wasser wird dieser Sauerteig aufgelöst. Unterdeß nimmt der auf dem Ofen angewärmte Backtrog, die Mulde (Muelte), das Mehl auf. In einer Ecke aber muß dasselbe einem Gunggeli (Höhlung) Platz machen, in welchem Hĕbel und etwas Mehl zu einem Brei, der Hĕbi,[52] zusammengerührt werden. Der Grad, in welchem nun diese während der Nacht uufgeit und damit das Gären (häbe, bei Gotthelf auch „haabe“[53] und „g'habe“[54]) des Teiges garantiert, hängt von tausend verborgenen kleinen Umständen ab.[55] Es gibt „Weiber, welchen es nicht haaben will“, wie Sennen, „welche die Milch nicht zusammenbringen“.[56] So wollte es absolut „dem Mädi nicht haben“, worüber sich der Doktor höchlich verwundert: „Mädi sei ja selbst eine lebendige Hebi.“[57] Allein auch das an Mädi's Platz getretene Meyeli muß sich einmal vor dem Doktor entschuldigen, daß das ihm aufgetischte Brot „nicht aufgegangen“. Da sei jedoch der Müller schuld,[58] und es wird so sein. Er hatte etwa verschlisses Mähl geliefert: die nicht genügend neu geschärften (g'hauene) Steine ließen unzermahlene Partikelchen durch, welche sich denn auch damit verraten, daß der Teig de so glänzt. Allerlei kleine Vorkehren müssen dann nachhelfen, daß 's rückt.

In der Morgenfrühe beginnt das Backen. Wer wenigstens im Sommer nicht um vier, ja während der „grooße Wärche“ (Saat- und Erntezeit) um zwei bis drei Uhr sich erhebt, verdirbt sich den Tag und hat zum Schaden den Spott.[59]

Zunächst wird aa'teigget: das Mehl mit Wasser, Salz und Hebi durchmischt. Jez isch's aa'teigget heißt auch: das Unternehmen ist in's Werk gesetzt, und man kann den Fortgang abwarten.[60] Ebenso kann der Teig[60a] alles der Gestaltung und Umformung Fähige bedeuten.[61] D'Finger im Teigg haa, d'Armen i dä Teigg

[50a] Pfr.-Ber. 194. [51] Ök. Q2 A1. [52] „Hebel“ und „Hebi“ sind verwechselt SchM. 2, 117. [53] An AB. 81; Käs. 75, 89; SchM. 1, 261 Hs[a]. [54] Ebd. Hs[b]. [55] Die äußerst verwickelten Vorgänge, die sich hier abspielen, sind noch heute von der Chemie nicht alle aufgeklärt. [56] Käs. 89. [57] AB. 2, 376. [58] Ebd. 2, 375. [59] SchM. 1, 361. [60] GG. 3, 40. [60a] Man denke an das verwandte „gedeihen“ und „gediegen“, besonders aber an lat. fingere = bilden, gestalten. [61] Vgl. Ztgst. 2, 155.

stoße[62] will sagen: sich ebenso energisch wie auch aufdringlich und rechthaberisch, wohl auch eigennützig in eine Angelegenheit mischen, sich einer Sache bemächtigen.

Im Backtrog aber, welch heiße Arbeit! Da wird, was beide Hände zu fassen vermögen, ergriffen, gehoben und geschlagen; das klatscht und gurgelt, das „brätschet“ und „tätschet“, das „bịịstet und päärstet! Wie man vom Bäcker sagt: wenn er nid päärschet (ßß), so git's nid guets Brot“, so vom Bauernbrot: „es wirt nie chụ̈stigs, we nid es bar Schweiströpf dri chöme.“ Nicht weniger gilt es, jedes Teigklümpchen zu zerreiben, damit nicht ungebackene Knöllchen (Chnöḷzeli, Chnụ̈ḷzeli) im Brot verbleiben. Weniger nötig wäre, meint der „Erbvetter“,[63] jeden geringfügigen Vorfall in der Nähe und Ferne so einläßlich mit dem Mundwerk zu behandeln. Um aber alle Partien des Teigs in gründliche Verarbeitung zu kriegen, wird auch mueḷteg'chratzet: mit dem Mueḷtechrätzer, der kleinen eisernen Ziehhacke, wird auf dem Boden des Backtrogs Stelle um Stelle für erneute Arbeit frei gemacht. (Ehedem diente diese nicht gerade schöne Musik auch mit zur feindlichen „Begrüßung“ einer mißbeliebigen Hochzeit.)

Unterdessen ist im Bachofe", der noch beinahe in jedem ältern Bauernhause als ungeschlachter Riese „fast e haḷbi Stube“ in Beschlag nimmt, das Feuer verglommen. Der lange Besen aus Tannreisig hat die Asche entfernt, wohl auch der an eine Stange gekettete durchnäßte Ofewụ̈ụ̈sch die Backfläche vollends gesäubert. Nun erleuchtet den Ofenraum ein in dessen Vordergrund aus Kleinholz entfachtes Voorfụ̈ụ̈r zu einem Vorspiel und dem Hauptakt. Die Bäuerin setzt nämlich eine Ehre darein, bereits zum Morgenimbiß, allerspätestens doch immer zum Mittagessen (z'Imis), Chuehe auftischen zu können. Zu diesem Zwecke hat sie dem fertigen Teig einen kleinen Teil entnommen, ihn mit der hölzernen Handwalze, dem Chuehetrööḷḷi oder Trööḷhoḷz uus'trööḷt (ausgewalzt). Nun wird die richtige Ofenwärme abgewartet; denn mi mues der Chuehe bachche, wiḷ der Ofe warm ist: das Eisen schmieden usw. Zum ịịschieße des Gebäcks dient der Schụ̈sseḷ oder Schụ̈sseḷ (mißdeutend auch etwa „die Schụ̈ßle“). Ein tannenes Brett ist zu einer glatten Kreisfläche ausgearbeitet, die für einen Chueheschụ̈sseḷ größer, für einen Brotschụ̈sseḷ etwas kleiner ausfällt; der mit ihr éin Stück ausmachende lange Stiel dient als Handhabe. Nachgeahmt wird dies ịịschieße im Spiel mit Kindern: Mütschi bache, Mütschi bache! ịhe schieße, ịhe schieße![64]

---

[62] Erbv. 79; Michel 301; an AB. 115; MW. Wj. 51; Segen 82 (l. Teig statt „Tag“). [63] 49. [64] KL. 02, 24; 03, 11!.

Ein ebenso gewandtes wie energisches Abschütteln entledigt den Schüssel des teigig aufliegenden Gebäcks. Daher heißt auch jemanden abschüssele:[65] so gut es geht, ihn los werden, sich seines Dabeiseins auf gute Art entledigen.

Nun wird die Hauptmasse des Teigs ụụs'brotet: zu Brotlaiben, bis sechs Kilo schwer, geformt. Versteht sich, daß dabei von dem so sauer erarbeiteten Teig möglichst wenig in der Mulde zurückbleibt. Daher auch bildlich uusbrote bedeutet: nichts verschweigen, mit nichts mehr hinter dem Berge halten. We's doch mues uus'brotet sịị, so mues iez grad aḷḷs fů̦re!

Im Ofenraum werden die sorgfältig verteilten Laibe mittelst Fü̦ü̦rerszieh ausgewechselt, bis sie (nach zwei Stunden) zum Ụsezieh fertig sind. In der Mulde aufgestapelt, wandern sie samt dieser in den Speicher oder Keller. Doch nicht, bevor den Kleinen ihr besonderes Teil geworden ist, auf das sie längst mit Sehnsucht gewartet haben: 's Mue̦ltechratzerli! Das sind die nachträglich aus allen Ecken der Mulde zusammengekratzten und zu einem Brötchen geballten Teigreste. Am unvollständigsten durchsäuert, bieten sie dem Geschmack der Großen nichts besonderes; allein als Umhüllung eines Apfels mit diesem verbacken, „sị sị gar schröckeli guet!"

Wer auf einladendes Aussehen hält, verleiht solches der Oberseite der Kruste durch ein während des Backens aufgelegtes Wirsingblatt. Auch ohne dies jedoch unterscheidet sich der ober Rawft (Brotrinde[66]) vom untern, auf der Heizfläche aufliegenden, durch größern Wohlgeschmack. Er ist aber auch das Kriterium für den wohl oder übel getroffenen Grad des Ausbackens. Gutes frisches Brot chrå̦schelet unter den Zähnen, ist chrå̦schelig (knusperig), und gut geraten ist in diesem Fall auch der von der entweichenden Kohlensäure seitlich ausgetriebene Mü̦ü̦rgge̦l (Knorren).[67] Nach dem Aussehen desselben heißt „Müürggel" auch der Knorren am Tannast, und ebenso ein untraitabler, klobiger, knorriger Mensch;[68] ist derselbe obendrein ein versteckter alter Sünder, nennt man ihn Sündemüürgge̦l. Auch „Knorren" selbst kommt vor als Chnü̦ü̦re. Da der Wählerische und Unverschämte mit Vorliebe um solchen herum sich ein recht großes Stück herausschneidet (dabei wohl gar etwa eines eigenen großen Taschenmessers, des Bụregrụụser, sich bedient), heißt auch im allgemeinen ein mächtiges Brot-

[65] AB. 1, 153; GG. 3, 9; Käthi 375; Käs. 339. [66] Vgl. „den dünnen Brotrinden nachgehen" = betteln: Barthli 15. [77] Vgl. „der Murks" (um Aarberg) als Anschnitt des Brotlaibes, und „Murgg". Schwz. Jd. 4, 405. [68] Vgl. luzernisch „Mürks" Knirps; ebd. und Grimm WB. 6. 2716.

stück „e Chnüüre“, und den glücklichen Besitzer eines solchen pflegt man zu necken: Lue, du hest di g'häue! Eh, wi du blüetist! Oder: iez adie! Adie, Hans! i gseh di nümme! (Auf Nimmerwiedersehn, denn du wirst dich zu Tode essen.)

Überhaupt findet die Kruste vor der Krume (dem Linde") den Vorzug: „Raust kam mir süßer vor als Basler-Leckerli“,[69] und selbst der Zahnlose setzt lieber, als daß er auf den Genuß verzichtete, sich dem Spott aus: „Du käulst (chawlist) ja an einem Brotraust vom Neu bis zum Wädel (Vollmond).“[70]

Den herrlichen Duft und Wohlgeschmack frischen Bauernbrots weiß man auch im Bauernhause selbst so wohl zu schätzen, daß man sich um seinetwillen heute gern alle acht, spätestens alle vierzehn Tage der Mühe und Umständlichkeit einer neuen Bachete unterzieht. Wie war das anders noch zu Gotthelfs Zeit! Da bedeutete es schon viel, wenn man „auf's kürzeste alle drei Wochen“[71] buk. Ja selbst „feuf Wuchen“ altes Brot konnte noch „bſungerbar guet“[72] schmecken, und wenn es im Sommer „grau“ (schimmelig) wurde, fand eine gewisse Geschmacksrichtung es „nur best chüstiger“.[73] So „liebte Schnitzfritz das Alte und das Brot am meisten, welches den längsten Bart hatte“.[74]

Die Bäuerin im „Geltstag“[75] aber, die in einem Laib ein Mäusenest mit sieben Jungen fand, het doch emel der Rawst du no iigschnitte.

---

[69] BSp. 83. [70] Ball 14. [71] BSp. 150. [72] Geldst. 224. [73] AB. 1, 212. [74] Wege 306. [75] 223.

Das Essen.

Wann gegessen wird.

Vom Turme hallt's elf Uhr.[1] Weit wie die Schläge trägt die Luft zwei langgezogene Hornstöße. Es ist das z'Imis-Horn, das nach alter Bauernsitte, jetzt vielfach durch die Hausglocke ersetzt, entfernte Tischgenossen zum Mahle ruft. Dieses „Mahl" oder die „Mahl-Zeit" zerlegt, in ursprünglicher Wort- und Sach-Einheit mit altem „Maal" und mit „Mal",[2] den Arbeitstag sehr regelmäßig in sechs Abschnitte. Denn schon vor dem z'Morge muß die ganze Bauernfamilie selbst in gewöhnlichen Sommerszeiten ein gut zweistündiges Werk verrichten: das Grünfutter einbringen, den Stall besorgen, die Milch in die Käserei spedieren; und die Bereitung des z'Morge (Morgenessen) selbst gibt doppelte Arbeit, wenn es zur Erntezeit ins Feld getragen werden muß.[3] Denn da sind die Arbeiter, durch ein kleines Vormahl gestärkt, seit vier oder mehr Stunden am Werk. Sonst ist der Tag verdorben. Für ein wichtiges oder zeitraubendes Werk mues me vór em z'Morgen ụụf, d. h. bei guter Zeit dran. Dafür gerät dann auch spielend leicht, was andern unerreichbar vorkommt: mi nimmt d'Prụ̈ụ̈ße vor em z'Mórge, sagt man seit dem Neuenburgerhandel von 1857. — Gleich na'm z'Morge (na'm z'Morge tischschiniere[4] — déjeûner — wie man in städtelnder Sprechweise sagt) beginnt neue Arbeit bis zum Neun-Uhr-Brot (zo'm z'Nụ̈ụ̈ni).[5] Diese Zwischenmahlzeit, welche je nach Umständen das Frühstück um etwas vor- oder das Mittagsmahl um etwas zurückschiebt, ist eine der letzten Etappen allgemeiner Hebung bäuerlicher Lebenshaltung. Aḷbe (ehemals) het es im haḷbe Tag[6]

[1] BSp. 372; Barthli 29 40; AB. 1, 381; Käthi 233; SchM. 2, 34; MW. BK. 30. [2] Schuldb. 75. [3] AB. 1, 327. [4] MW. Wj. 83. [5] AB. 1, 192; BwM. 168. [6] SchM. 1, 132.

(d. h. im Laufe des Vor- und des Nachmittags) nüüt g'gää. Du het me du äsen aagfange, i de große Wärche^n öppis z'Aabend z'gää wäge de Tawnere; aber wen^n es eso düsem (trübes, regnerisches) Wätter gsi ist, das^s me nüüt rächts het chönne mache, so het me nüüt uberchoo. (Der Veterane Zaugg.) Als welche frevle Vergeudung[7] hätte das vor Zeiten in einer Älpler-Gemeinde wie Schangnau erscheinen müssen, wo nach Pfarrer Ringiers Darstellung (1764)[8] sogar drei Mahlzeiten im Tag als ein Zuviel gelten konnten! Letztere aus der Beschäftigungsart erklärliche alte Anschauung prägt sich ab in der Bezeichnung unseres Mittagessens als „Imbiß". Z'Imis heißt im Seeland und anderwärts die Zwischenmahlzeit, bei uns aber das Mittagsmahl,[9] wie denn auch der ländliche Zürcher letzteres mit „Imbig", den Nachmittag mit „na'm Imbig" oder wieder bloßem „Imbig" bezeichnet. Das z'Imis heißt jedoch auch 's z'Mittág,[10] namentlich wo es von der alten Essenszeit um elf Uhr weg auf den wirklichen Mittag oder doch auf halb zwölf Uhr verlegt ist. — Auf die Zeit zwischen drei und vier Uhr fällt das z'Aabe[11] oder z'Vieri. Was dagegen der Städter unter z'Aabe[12] versteht, ist für uns das zwischen sechs und sieben Uhr aufgetragene z'Nacht.[13]

Der Städter sagt z'Aabe „trinke"; wir nennen jede Hauptmahlzeit „ässe": z'Morge, z'Mittág, z'Nacht ässe, dagegen: z'Nüüni oder z'Aabe (z'Vieri) nää.

Bezeichnend genug: denn namentlich die aufs Feld verbrachten oder mitgenommenen Zwischenmahlzeiten laden nicht zu langen Ruhepausen ein; besonders nicht, wenn der dampfende Kaffee am Platz des entschieden zurückgedrängten Branntweins und des nicht so sehr wie in der Ostschweiz beliebten Mostes zu entschlossenem Zulangen einladet: mir wei's nää, wil's (während es) warm ist!

Was gegessen wird

Mit dem bekannten Rasch-Essen (früech uuf u späät nider, iß gschwind u spring wider) steht die ebenso bekannte Güte emmenthalischer Ernährungsweise in keinem Zusammenhang. Die beson-

[7] UP. 57. [8] Pfr.-Ber. 77. [9] Ger. Tw. (1789); Widm. 173; AR. 1813, 247; SchM. 1, 372; 2, 300; Gf. SF. 1902, 245; vgl. das verschobene Verhältnis der „neunten Stunde" zum engl. after-noon = Nachmittag. [10] Gf. SF. 1901, 15; MW. 2J. 111; UK. 17. [11] Burri V. XIII. [12] MW. Vf. 131; SchM. 1, 214; BSp. 165. [13] BSp. 38; SchM. 1, 195; 2, 277; Gf. SF. 1899, 82.

ders über das Gebirge hin noch immer in alter Weise geübte Gastfreundschaft ist die alteruistische Kehrseite des Satzes: E nüechtere (d. h. hungriger) Mönsch het e kes Gfeel.

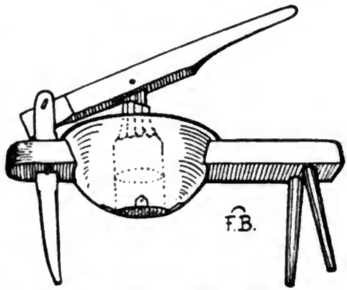
Drum das allmorgendliche „währschafte" Frühstück aus Ggaffee (gutem Milchkaffee), Brot und Röösti. Letzteres Wort ist die gewohnte kurze Form für Härdöpfelröösti, welche vollständige Bezeichnung nur gebraucht wird, wenn es sich um einen Gegensatz zu Öpfel-, Bire-, Eier-Röösti handelt. Röösti „im engern Sinn" bedeutet: in ausgiebig viel Schmalz gebratene (g'schmutzgeti, g'schmützgeti, schmutzigi) Scheibchen von gesottenen Kartoffeln. Rohe statt gesottene Erdäpfel in nämlicher Weise bereitet, geben (zumal im Oberaargau) die roui Röösti, gesotten gedörrte gaben früher, vor Aufschwung des Lebensmittelhandels, die düüri Röösti. Die Kartoffeln wurden hierzu mittelst eines eigenen Geräts, des Härdöpfelstüehli oder der Härdöpfelmüli (Abb. S. 507) zerkrümelt. Kleine Stücke (vgl. zürcherisch „Stückli") statt Scheibchen verändern die Namen „Röösti" und „roui Röösti" zu g'wärmti und roui Bitzli. Wer aber beobachtet hat und sich aus der Natur des Stärkemehls erklären kann, zu welchem Vorteil für den Wohlgeschmack die rohen Kartoffeln mit dem Messer unter leisem Krachen halb zerrissen statt zerschnitten werden, duldet fürder auf seinem Tische bloß noch g'chlepfti Bitzli. — Aber auch das Gemenge zusammen gesottener, zerstampfter (g'stunggет) und geschmälzter Äpfel und Erdäpfel mundet namentlich zur Abendzeit unter dem Titel Minggis,[1] Chöusi, Stunggis, Tanggel vortrefflich. Natürlich tun dasselbe die schon eigens für sich gepflanzten Siedekartoffeln, welche g'schwellt und i der Munduur (monture, hier spaßhaft für Kartoffelschale) auf den Mittags- oder Abendtisch kommen. Frisch geerntet platzen sie beim Sieden vor Stärkefülle (springen uuf); die alte Härdöpfel dagegen erhalten neuen Wohlgeschmack als Salzhärdöpfel: sie werden vor Einlegen ins Siedewasser bis in die Mitte geschlitzt (g'hickt), damit das beigegebene Salz sie recht durchdringe. — Von den „sechzig" Zubereitungsarten der Kartoffel sind bei weitem nicht alle üblich oder auch nur dem Namen nach bekannt. Erwähnung verdienen außer den gelegentlichen Härdöpfel-Chuehe und -Brii immerhin die hochgeschätzte Härdöpfelsuppe mit Käse und der vornehme Härdöpfelstock, zu welchem die gesottenen großen Stücke mit dem Härdöpfelstämpfel zerquetscht (gstampfet) und mit Milch aufgekocht werden.

---

[1] Zsch. f. hd. Ma. III 38. 40.

Eine auch vom Städter goûtierte sommerliche Besetzung des Abendtisches bietet der Chirsi- und sonderlich der Beeri-Stụrm. Mit braun geröstetem Mehl werden die roh zerquetschten Früchte energisch durchmengt und mit Sahne, Zucker und Zimmt (oft sogar noch mit Brotkrümchen) versetzt.

In „alte Zeiten" dagegen, wo Bleichsucht und Blutarmut, Nervenschwäche, Skrofulose noch keine Töchter und Frauen interessant machte, versetzt uns der Haberbrịị[2] oder, nach Hebelscher wie ostschweizerischer Sprache, das „Habermues". Was aber viele noch seltsamer anmuten mag, ist die Gestaltung dieses Kraft- und Schönheitspenders zu einem Leckerbissen mittelst echten Bienenhonigs. Ein alter Spruch lautet: Wär's het u 's vermas, striịcht 's Hụn'g uf de Haberbrịị. Da indes zu keinen Zeiten überall Milch und Honig floß, lieferte auch die Habersuppe, lieferten Ärbs- und Bohne-Mues einen geschätzten Morgenimbiß. (Mues ist bei uns Leguminosen-Suppe, früher speziell auch aus den frischen Acker- und den Feuerbohnen, Säu- und Meie-Bohne). Weniger schon war dies der Fall beim Mais (wir



Härdöpfel-Stüehli (Erdäpfel-Mühle).

sagen das Meis oder das Meerchorn), welchen der Emmenthaler nicht so trefflich wie z. B. der Oberhasler zu bereiten versteht. Ersetzt er daher diesem bei Reich und Arm unsere Röösti, so heißt dagegen im Unterland eine gewisse Strafanstalt der Meishụbel oder Meischnụbel, und einem Vorsteher der ehemaligen Knabenanstalt Trachselwald rief sein späterer Nachfolger als Hülfslehrer an einem schwülen Juni-Vormittage zu: Matti, der Meerchornbrịị määit nümme! Wie ganz anders schmeckt ein richtig bereiteter Reisbrei (Rịịsbrịị), den die Köchin nicht angebrannt hat ('bränntet het)! Er kann sogar als vollwertiger Ersatz des Fleisches am sonntäglichen Mittagstisch gelten. Das Rịịs (der Reis) erwahrt überhaupt auch bei uns seine Souveränität als das in der Völkerkunde so belangreiche Nahrungsmittel.

Um so enttäuschter mag daher ein Gesicht ausgesehen haben, wenn es schon auf dem Morgentische so etwas wie Reisbrei schimmern sah,

[2] Thorberg 95; Spinne 77.

um beim ersten Löffel voll enttäuscht zu entdecken: ach, nume Rüebe! weiße Rüben, welche dagegen, g'höblet oder g'näglet (in lange schmale Parallelopipede zerschnitten), zu Siedefleisch oder Gemüsesuppe eine herrliche Eigenwürze liefern. Oder: aber einist Chrütstile! das sind Mangold-Rippen, gewiegt (g'gnippet) oder auch unzerteilt als Gemüse behandelt und, nach Bericht des Pfarrers Ris in Trachselwald, zuweilen bis drei Mal täglich aufgetragen. — Chrutsuppe dagegen ist ein abendliches Labsal aus gewiegtem Spinat (Spinat) mit Eiern und andern Zutaten. — Das Sauerkraut heißt Sürchabis oder, wenn Wirsing iig'macht worden ist, Sürchööli. Heute eine nur schwer entbehrte Zutat zum Fleisch, gehörte Kohl überhaupt ehedem zu den Speisen, die[3] durch Häufigkeit und Einförmigkeit verekelt wurden. Daher spöttische Klangspiele wie: Üse Chabis chäbesselet, chäbesselet euer nau?

Öppis Fleischigs gelangte früher höchstens am Sonntag auf den Mittagstisch; heute ist zwei- bis dreimalige Verabreichung in der Woche die Regel. Düür's Fleisch und magere Späck aus der Rauch-Einrichtung wechseln mit grüenem (frischem) Fleisch aus dem Schlächterladen, düür Schnitz (Äpfelstücke) oder düür Bohne mit den vorn genannten Zutaten.

Je besser die täglichen Mahlzeiten ausfallen, mit desto mehr allgemeiner Zustimmung dürfen die alten häuslichen Festlichkeiten wie Fasnacht und Neujahrete, wie Heuete und Sichlete, Fleglete und Brächete sich auf ein etwas mannigfaltigeres Mittagsmahl beschränken. Bei aller Einschränkung aber wird der Hausfrau von ihrer Aufgabe einer Chüechlimueter auch nicht ein Jota erlassen. G'chüechlet mues's sii, u we's o grad nume Ggaffee derzue gääb. Drum wird auch eine steile Anhöhe über einem Bauernhaus, das jeweils bei der Heuernte zuletzt dran kommt, in Erwartung gewisser Dinge 's Chüechli-Port geheißen.

Sind überhaupt die Chüechli (schweizer-französisch: beignets) ein westschweizerisches Gebäck, welches nach dem „Granßenlied" schon „der Burgunner zu Bern vnd Fryburg essen wöll", so sind besonders die Emmenthalerfrauen in diesem Stück anerkannte Meisterinnen. Einige von ihnen aber verfügen noch über ganz besondere Geheimnisse,[4] denen namentlich eine Wirtin da und dort an Sonn- und Markttagen ungemeinen Zulauf verdankt. Es ist darum bezeichnend, daß Jungbursche zur Fastnachtzeit sich von den Mädchen ihrer Umgebung Chüechli erbitten,

[3] Etwa wie boiled cabage and potatoes der englischen Sudelküche. [4] Wir glauben sie zu kennen, plaudern sie aber natürlich nicht aus.

um aus deren Beschaffenheit sich ein Urteil über die Chüechlere und deren gesamten Haushalt zu bilden.[5] Bewirtung hoher und lieber Gäste mit Chüechli (wie mit Nịịdle) gilt drum auch als Ehrenpunkt;[6] und da man voraussetzt, mit solcher Aufwartung jederzeit wohl anzukommen, bedeutet 's eim g'chüechlet gää, 's eim chüechle: eine Angelegenheit einem möglichst annehmbar vorlegen, sie ihm „mundgerecht" machen. Mit eim rede wie g'chüechlet:[7] ihm schmeicheln. Zwei Leutchen würden zueinander passen, wie g'chüechlet.[8] Wer aber einer solchen Liebesmüh unwert scheint, cha's mir-aa ung'chüechlet frässe.[9]

Hat nun für solche Besuche die Hausfrauenarbeit nichts Besonderes an sich, so ist dagegen die Anstrengung für die erwähnten Anlässe eine enorme. Nicht umsonst ruft man einem Menschen mit vor Hitze glühendem[10] Gesichte zu: du hest Backe wi n e Chüechlimueter! und wenn jemand ausruft: iez isch's uusg'chüechlet! so bedeutet das: nun geht's an ein ganz anderes mühevolles und schwieriges Werk.

Das ist dann aber auch ein ansehnlicher Turm, eine stattliche Bịịgẹte, die da auf blitzblanker riesiger Blatte auf dem Tische paradiert. Wie man einen „Baum" gesägter Bretter mit zwischenein geschossenen Scheitern oder Chnẹble durchlüftet und damit auch höher aufbettet, so muß man, nach spassiger Übertragung, auch eine solche Ladung Chüechli chnĕble.

Schutz vor Verderbnis, vor Alt- und Ranzigwerden ist allerdings keiner vonnöten. Esser zwar wird es wenige geben, die den bekannten „Vers" buchstäblich bewahrheiten: Wen^n üsi Mueter chüechlet u nume sibni macht, so issen i se z'Morge; was Tüüfẹls git's de z'Nacht! Allein man bedenke die Spenden, welche über die Schwelle weggehen, und welche Taglöhnern,[11] Stör-Arbeitern usw. heimzutragen gegeben werden! Spenden, die wirklich (wie auch der Rahm) an einstige Erstlingsopfer anklingen. An solche erinnert auch die Sitte, 's erst Chüechli dem Hund z'gää oder, wo kein solcher da ist, der Chatz — als Stellvertretern der uralten Hausgeister (vgl. „Heubühne" unter „Dach und Fach").

Als Zweck dieses Brauches gibt man noch heute sinnvoll an: das^s es im Ankehafe nid so minderi. Dem wird allerdings bei solchem Anlasse nicht übel zugesetzt, namentlich wo man sich etwa noch diesen protzigen Hablichkeitsbeweis leistet, d'Chüechli zwụụri (zweimal) z'bache.[12] Die Gebäcke müssen in der Chüechẹlpfanne schwimmen.

[5] SchM. 1, 263 Hs^a; Beitr. 186. [6] Spaßhaft SB. 1902, 39. [7] Schuldb. 8. [8] AB, 1, 87. [9] Vgl. UK. 19. [10] Bitt. Th. 6. [11] UK. 234; BSp. 132. [12] Michel 144. 163.

Es versteht sich daher, daß auch ungezählte Nasen weit in der Runde von solcher Festlichkeit ihr Teil abbekommen, und die Aufforderung: schmöck, wenⁿ i chüechle übersetzt sich: Merk's, Marx! was ich da sage, ist auf dich gemünzt. Damit es aber unter diesen Riechorganen nicht allzu viele unberufene gebe, wird auch hier Rat und Wandel geschaffen: ein ins Feuer geworfener alter Schuh verdeckt den Buttergeruch gründlich.

Und dann ist es wieder für eine geraume Zeit uusg'chüechlet auch für die Genießenden. Die Seltenheit eines solchen Beginnens prägt sich ab in dem Sarkasmus, womit man auch die alltägliche, besonders die sehr einfache und kurze Kocherei mit „chüechle" bezeichnet: so, i mues däich ga z'Mórge (oder z'Mittág, oder z'Nácht) chüechle.

Ist man aber wieder einmal dran, dann entspricht der Menge auch die Vielgestaltigkeit der Kunstprodukte. Alles mögliche läßt sich verchüechle — sogar einmal gestohlene Schuhsohlen, die einem Stör-Schuster unbemerkt entfielen und ihm in dieser appetitlichen Gestalt zum Heimtragen wieder zugestellt wurden.[13] Låderig, häntscheläderig wie diese können allerdings auch die Gebäcke aus bestem Stoff ausfallen, je nach Behandlungsart des gekneteten oder des angerührten Teigs.

Des letztern bedarf es für all die Beläge von Blättern und Früchten, die unter Namen bekannt sind wie Münze-, Büratsch-, Chrüt- (d. h. Spinat, junge Bohnenblätter u. dgl.) Chüechli, sowie Bire- (besonders Channebire-)[14] und Öpfel-Chüechli, zu deren Bereitung man etwa einladet: I hätt der da n es bar Öpfel, leg se deⁿⁿ aa (kleide sie an).

Eine beim Feldarbeiter ausgiebigere, daher noch beliebtere Abschlagszahlung auf die Dinge hin, die da erst recht kommen sollen, sind die am Vorabend des großen Tages um vier Uhr auf's Feld verbrachten Chüechelschnitteⁿ oder -schnittli: die in Teig oder auch bloßer Butter verbackenen Brotscheiben oder Brotschnitteⁿ. Solche in geschlagenes Ei getaucht, welches flockig anhängt, führen den Namen Fotzelschnitte.

Aus angerührtem Teig, welcher mittelst des Strüübli-Trichter oder der Strüübli-Chelle spiralförmig in möglichst heißes Schmalz gegossen wird, bestehen auch die Strüübli; ebenso die Röse-Chüechli, zu deren Bereitung das eigens gemodelte Rösechüechli-Ise erst in siedende Butter, dann in den ziemlich dickflüssigen Teig getaucht wird. Mit einem Spöörli, etwas größer und stärker gezackt, als wie die Schneider es zum Durchdrücken der Muster brauchen, wird für Schlüüf-

[13] Vgl. SchM. 1, 154. [14] Besuch 33.

chüechli der Rand des handflächenlangen und halb so breit ausgeschnittenen Teigstücks umfahren, damit er nach dem Backen gezackt aussehe. Der Name aber stammt daher, daß das obere Ende durch eine Schlitzöffnung gegen die Mitte hin gezogen und wieder ausgebreitet wird. Ebenfalls handflächengroß, aber rautenförmig wird der Teig für Hasenöhrli ausgestochen.

Derselbe ist geknetet und ausgewalzt wie für Müschschele^n und Chneublätze^n, diese schwierigsten Kunstgebilde ihrer Art. Namentlich erstere sind Paradestücke, an deren Bereitung sich eine Hausfrau selten mehr wagt. Das eine Ende eines anderthalb Meter langen Teigstücks wird um eine Fleischgabel gewunden und in siedende Butter getaucht; um die von Zeit zu Zeit sich drehende Gabel häuft allmählich die ganze Länge sich auf. Chneublätze dagegen werden auf dem mit weißem Tuche überdeckten Knie zu äußerster Dünne ausgezogen. Während des Backens macht die rasche Gärung, welche auch den Namen „Habchüechli",[15] verhabni Chüechli, Verhabni veranlaßt hat, sich durch welliges Zusammenschrumpfen bemerkbar. Damit steht das knuspernde Geräusch beim Essen in Verbindung: Chneublätze müsse chräschelig ụsechoo.[16] Ähnlich knuspern die Grụ̈mscheli: Teigtropfen, welche in der Butter erhärten.

Die Sprụ̈tzchüechli, welche in dieser Art grụ̈mschele, werden gelegentlich[17] als „Spritzkuchen" mit „Strụ̈ụ̈bli" identifiziert. Belangreicher ist das Ungeschick, „Chüechli" mit „Kuchen"[18] zu übersetzen, da die Verkleinerung des letztern Worts absolut nur Chuechli lautet.

Des Kuchens ist unter „Brot" gedacht worden, und es sei hier bloß nachgetragen, daß der Brotteig gelegentlich mittelst verschiedener Auflagen zu Öpfel-, Zwätschge-, Anke-Rụụmme-Chueche (aus dem Niederschlag der geschmolzenen Butter) usw. gestaltet werden kann. Der Genießende hat allen Grund, sich auch solche Produkte schmecken zu lassen — bis an den Rand, welcher bezeichnenderweise der Chummer genannt wird. Man könnte versucht sein, gemäß der Urbedeutung von „Kummer"[19] an hier sich ansammelnde gröbere Niederschläge der Teigmasse zu denken, wenn nicht nach lebendig gebliebener Deutung die schließliche Bearbeitung dieser Rinde den Zähnen im heutigen Sinne Chummer miech.

Einfachere Mittel und beschränkte Zeit gestatten höchstens dann und wann einen Pfannkuchen: Eiertätsch; besonders als Stärkung

---

[15] MW. Anna 205; Spinne 7. [16] Lischeb. 7. [17] Jacob 1, 102. [18] Ebd.; vgl. SchM. 1, 48 und ö. [19] Vgl. frz. décombres, encombrer und dgl.

zu längerer Reise,[20] im „Annebäbi“[21] auch als Einzugsmahl für Brautleute, sowie als Entgelt für kindliche Unterwürfigkeit.[22] Die Beliebtheit dieses Gebäckes zu Stadt und Land zeigt sich darin, daß sogar ein zimperliches „Häärpeli“ seine Kochkünste an einem „verstrupften Eiertätschchen“[23] (kürzer: Tätschli) erprobt, also eiertätschlet[24] oder überhaupt brö͞selet (zürcherisch: „tätschlet“).

Wird hiermit und etwa noch an seltenern Mehlspeisen wie Klößen (Chnöpfli) und Flụte („Pflute“) das Nahrungs- und Genuß-Bedürfnis des angestrengt arbeitenden Landmanns weit zweckmäßiger als das des sitzenden Stubenarbeiters befriedigt, so sind — gleich erklärlicherweise — jenem die Süßigkeiten zuwider, die als Güezi, Läckerli, Tǟfeli (Zucker-, Rueße- usw. Täfeli) oder die Dreizingge einer „Wirtin zu Zinggiwil“[25] die Nahrung z. B. von Fabrikarbeiterinnen verbessern müssen. Dagegen dürfen die altbäuerlichen Taatere,[26] Daaterech-Chuehe (kleine Kuchen aus Blätterteig) auf dem Festtisch einigermaßen die städtische Basteete oder Pasteete (namentlich in deren übergetragenem Sinn: di ganzi Pasteete! e schöni Pastete!) ersetzen. Nur daß jene eher mit dem Endstück, diese eher mit dem Anfangsglied einer altrömischen Mahlzeit ab ovo ad mala sich vergleichen ließen.

Den Rang der Pastete nimmt im bäuerlichen Festmahl das Vorässe (etwa = fricassé) von Schaffleisch oder Hirn ein, an welchem der Safran (Sáffe̥re̥t) ebensowenig fehlen darf wie an der vorausgehenden Fleischsuppe. Die darauf folgenden Bịịgete Fleisch: Rinderigs, der Säubräge̥l, das Braatis (der Rindsbraten), die Götelette, die sụụri Mocke (Sauerbraten von Rindsschenkel), die Rụppeli (Schweinsrippen), Läffli (Schweinsschultern), Hamme (Schinken), Hammeschnittli samt zudienendem Gemüse (G'chööch) geben ein Mahl ab, „wie es Fürsten selten haben, und keine Bauern auf der Welt als die Berner“.[27] Bescheiden also sieht vergleichsweise aus, was Pfr. Ris 1772 aus Trachselwald[28] berichtet: „In den sog. großen Werken und zu festlichen, auch sonntäglichen Zeiten ist die herrlichste Speise Küchli, Reis- oder Hirsbrey (Hirsbrịị), geräuchert Rindtfleisch, auch Schweinenfleisch, davon sie einen Überfluß aufstellen und an festlichen Zeiten abwechslen.“

---

[20] AB. 1, 195. [21] 2, 18. [22] 1, 34. [23] Joggeli 30. [24] UK. 124; Geldst. 26. [25] Erbv. 8, 85; als Spott auf welsche Amtstracht; SchM. 1, 149 f. 177. [26] GG. 3, 70; Spinne 85; Michel 197; Geldst. 193. [27] Spinne 7. [28] Ök. Q2 A.



Bauernfamilie am Mittagstisch.

Wie gegessen wird.

Müeßt's nää, wi mer's hei,[1] meint lächelnd zu uns der Bauer, dessen freundliche Einladung zu einem sonntäglichen z'Imis wir mit dem obligaten „He nu, so wil i so uverschant sii" angenommen haben. Seine Entschuldigung ist namentlich heute so gegenstandslos wie der gewohnte Ruf des Horns, da die männlichen Tischgenossen alle in Gruppen um das Haus versammelt sind. Gleichwohl tuet no niemer e Wawch (Wank): Keiner will als der Flinkste gelten, wenn's zu Tische geht. Da ertönt die etwas räässi und dennoch melodische Stimme der Bäuerin unter der Haustür: La gseh, wott aber niemmer zuehe! Es chaltet ja alls! — He nu, so wei mer's däich zue n is zwänge! meint mit humoristischem Anflug einer, dessen Gestalt und Gehaben den langjährigen Meisterknecht erraten läßt. Nun ein gemächliches Räumen und Einstecken der Pfeifen, ein Räuspern da und dort, endlich ein allgemeines Aufstehen. Die ersten Schritte aber gelten — auch am Sonntag — dem Brunnen. In beinahe solennem Marsche sodann beschreitet einer hinter dem andern die Bsetzi vor der Stubestür oder im ältern Hause die Küche, um vor den Augen der Hausherrin die Hände am aufgehängten Wüschtech (Wischtuch) abzutrocknen.

Der Tisch ist besetzt. Zwei Kinder und der Güeterbueb verrichten die Gebete. Jetzt senken sich gleichmäßig die Löffel in die gemeinsame Schüssel.[2] Das gewohnte rasche Speise-Tempo darf heute etwas gemäßigt werden; gleichwohl wird auch jetzt das Sprechen vermieden, und namentlich unter Kindern duldet man keine Schnådergätzi bei Tisch. Des Lobes und Tadels der Speisen enthält man sich völlig; kaum daß der Meister, wenn auch einmal das Sauerkraut noch so lästerlich angebrannt wäre, den Sarkasmus fliegen lassen würde: Wäge mine bruuchit der ech de witers eke Müej z'gää, der Surchabis z'brännte.[3] (Vgl. die Kritik eines Städters: We der vo däm da 's Rezäpt verlüürit, suechit's nümme!)

Man hört also vorläufig nichts als das leise Klirren des Tischgeräts. Denn noch strenger als Sprechen ist das Schlürfen (Süürfle) der Flüssigkeiten und das Schmatzen (Tåtsche, Tåtschle) beim Kauen verpönt. — Überhaupt hat eben diese anscheinend unappetitliche Schüssel-Gemeinschaft, die allerdings mehr und mehr der städtischen Sitte weicht,

[1] Vgl. venir au hazard du pot. [2] Gf. SF. 1902, 245. [3] Käs. 432.

eine bäuerliche Tischzucht geschaffen, die manch einer fashionablen Table d'hôte zum Muster der Disziplin dienen könnte.

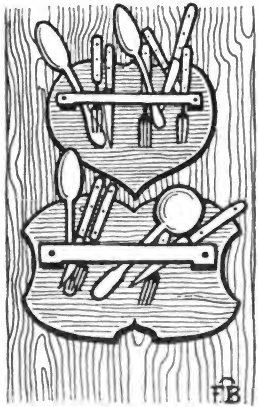
Man sehe dieses Ansichhalten bei aller Ungezwungenheit der Bewegung! Das Vorbeugen des Oberleibes über den Tisch herein ist so anstößig, daß ịhe lịge auch als Bild für Unverschämtheit jeglicher Art gilt. Wer mit hastigem Essen (schwaarble, ịhe schwarble) eine ungezügelte Begierde verrät, also schwịttig[4] tuet („schwitisiert,"[5] sich am „Schwiten" als „Schwitieʳ"[6] gebärdet), stellt auch seiner Meisterschaft und Umgebung ein schlechtes Zeugnis aus: mi gönn ịhm's nid. Denn we men a men Ort am Tisch hocket, wo me g'seht, daß 's ei'm reut, so maᵍ me viịl meh. Man vermeidet also schon aus Politik jede Erinnerung an tierisches Gehaben, womit einer sich selbst fueteret oder fueret, für d' Fürsorg fueteret,[7] „wi we's nümme guet wär".[8] Derartiges Benehmen erweckt bald einmal den Vorwurf: er ist e Fråshund, e Fråswolf; er ist chrank am Fräßbank; er geit e menen iedere ääsige Möckli[9] naa, er schläcket aịịi Täịịer uus, ist e Täịịerschläcker u. dgl.

Ebenso unbeliebt ist freilich jedes Geziert- und Zimperlich-Tun beim Essen, sonderlich die Sorge, gäb me das un äis erlịịde (vertragen) möög, gäb's eim guet oder nid guet tüej. Wer überhaupt zu Tische sitzt und nicht im Offeneggeli oder im Bett, nimmt vo aịịem. „Üsi Chịnd ässen aịịs" ist eins der Hauptzeugnisse richtiger Erziehung. Wer einzelnes auffällig bevorzugt, ist schnåder- oder schmåderfrääsig, e Schmäderfraas, huldigt der Schmäderfrääsigi (was bildlich auch von anderweitigem wählerischem Gehaben, z. B. gegenüber Freiern[10] gilt). „Jenem Tawner, der sich allein an Speck und Fleisch hielt, rief der Meister endlich vor Zorn halblaut zu: Üeli, Üeli, Chrụt oo! Chrụt oo!"[11] Wer aber bei Mitteln ist, setzt sich durch solch meisterlosiges[12] Verhalten dem Verdacht aus, er (oder sie[13]) stille den Hunger heimlich noch anderwärts; es warte ihrer irgendwo etwas Meisterlosigs[14] (Leckeres), oder sie gehen naschend auf verbotenen Wegen: sie bröſele etwas für sich; sie schnause, sie schnausen aịịs uus, sind schnausig,[15] Schnausine; sie schlärme oder schlụ̈rme dụ̈rewägg (durchwegs) dẹsume, sind Schlärmine oder Schlürmine, schlärmig (vgl. auch: „schlärmige Witwer"[16]).

---

[4] BSp. 314. [5] Ztgst. 1, 157. [6] Ebd. 157 159. [7] Ball 35. [8] Amts. 77. [9] GG. 3, 92. [10] Überraschung 340. [11] BSp. 151. [12] AB. 2, 66. [13] Michel 184. [14] GG. 1, 52. [15] Gf. SF. 1901, 26 mit dem Druckfehler „schmausig"; das Wort gehört zu „Schnauze". [16] Geldst. 344.

Zur Brot- und Schüssel-Gemeinschaft gehört ferner und besonders, daß man an den Speisen selbst jede unappetitliche Spur der Berührung peinlich vermeide. In die Suppen- und Milch-Schüssel langt jeder mit seinem Löffel so, daß er denselben an dem ihm zugekehrten Revier in die Tiefe taucht und sich streng vor irgend welchem Pirschen auf Brotscheibchen, Käsestückchen, geröstete Mehlklößchen, Rahmdecken auf fremden Jagdgründen in acht nimmt. Die Milchsuppe von Kappel würde sich nicht mit der Gemütlichkeit von 1529 wiederholen. Trägt sodann die Meisterin di groſʒi Blatte uf, g'huuffet voll Rüebli oder Bohne oder Härdöpfelbitzli samt magerm Speck, der in kleine Würfel (oder Möckli) zerschnitten (g'schnätzlet) die ganze steile Gebirgsfläche anlockend übersäet: dann ist die individuelle Disziplin des Essens auf die peinlichste Probe gesetzt. Doch jeder und jedes übersteht sie mannhaft: in strenger Wahrung des Mein und Dein wird am zugehörigen Ort ein Grübchen hineingegessen und die unterirdische Minenarbeit mit bergmännischer Schweigsamkeit fortgesetzt, bis ein Möckli nach dem andern seinen Stand verliert, ăhetroolet und unter wohlverdientem, doch still gedachtem „Glück auf" den richtigen Fahrschacht findet. — Auch für Siedefleisch und Braten ist bei alter Tischsitte kein Speisemeister vorgesehen, der zierliche „Transchleni"[17] (tranches) vorschneide und chic herumlange. Der Meister schneidet sich vom aufgetragenen Stück seine Portion herunter und legt den Rest dem Nachbarn auf den Teller: gib's witers![18] Anstoß erregt bloß, wenn bei diesem „Weitergeben" das Fleischstück mit dem Daumen[19] statt mit dem Messer von der Gabel gestoßen wird. Der Teller des Essenden dagegen wird, obschon er ohne Wechsel selbst für eine größere Zahl von Gerichten dient, als ebenso appetitlich bleibend betrachtet wie die Auftrag- und Kochgeräte. Denn zu den Jahrzehnte lang wiederholten Schnurren gehört es, daß einmal eine den Tischgästen geraten habe: si sölli



Löffelrligle.

[17] SchM. 1, 357 Hs. [18] Spinne 87; Michel 197 f. [19] GG. 3, 47.

(auf der Gemüseplatte) de e chlii i mitt's use nää, si heig grad ieze de Säue b'bracht.

Dafür wird aber auch der Teller jeweils sauber abgegessen: mi ißt uus. Gleichwie (entsprechend französischer Manier) Gläser und Flaschen leer werden müssen: mi treicht uus. (Wie denn auch einer seinen hinten abgewetzten Hut damit rechtfertigte: das chöm vom Uustreiche.) Nume nid g'herehündelet! würde es zu einem heißen, der sich nicht zu solchem „reinem Tisch" verstehen wollte, sondern etwa auch in die Familie Wirtshausmanieren verpflanzen möchte, die besagen sollen, man sei zu voller Genüge bedient worden. (Der „Komplimentfisch".[20]) Daß auch die Kaffeetasse leer sei und keiner Nachfüllung harre („i ha gnues"), bezeugt der Bauer damit, daß er sie mit einer kurzen, energischen Bewegung umgekehrt ins Blättli stürzt.[21] Wie mit nämlicher Sauberkeit auch das Brot behandelt wird, ist bereits erörtert.

Seine eigene Behandlung findet der Löffel. Seine Wichtigkeit bekundet schon der Sprachgebrauch (vgl. S. 329). Hat der Löffel bei Tisch seine Dienste getan, so wird er (gleich wie schon zu Antritt des Dienstes) am Tischlache oder Tischtuch (Tischtech) abg'wüscht, und wie der ander Wärchzüüg, nämlich die Gäble und das Tischmesser ('s Schnitzerli oder verächtlich: der Hegel[22]), in die Riigle[23] oder Löffelriigle[24] (Abb. S. 515) verbracht. Es ist dies eine kleine hölzerne oder eiserne Querleiste an der Wand über dem Haupt des Eigners. Hier hat jedes (wenigstens männliche) Familienglied sein eigenes G'schütz, wie man auch etwa sagt, und was en eigeliger, g'eerggeliger oder g'eerggeleter (eklig tuender) Chnächt ist, wird sich nie dazu verstehen, mit anderm als dem eigenen Wärchzüüg zu essen.

---

[20] Brüder 211. [21] BSp. 20; Spinne 9. [22] Ztgst. 2, 117. [23] Vgl. BMG. 54. [24] Gf. SF. 1902, 245.

Familienleben.

Der Familienkreis.

E ganzi Tischschete[1] (eine ganze Schar um den Tisch Sitzender) ist's, die unser Auge überfliegt. Der Meister oben am Tisch,[2] neben dem wir noch ein Weilchen beim Kaffee und selbstgebranntem Chirsch sitzen bleiben, nachdem das Volk zur Verbringung seines schönen länge Namittag sich verlaufen hat, macht uns mit den abwesenden Tischgenossen zur Not bekannt. Dä arm Schlụ̈fi uṇder (unten) am Tisch ist bịị n ịs vertischgäḷtet vo der Gmein.[3] Dä rächts neben ihm, dä jung Pụ̈rstel, ist süst fụ̈ụ̈r ihn säḷber gsii[4] (für sich selber Haushalt geführt) u het mäụ'gist o bịị n ịs im große Täwwe (im großen Taglohn, ohne Verköstigung) g'wärchet; dụ het er dụ fuṇde, er mach's besser, wenn er bịị n is z'Chost gang[5] oder z'Tisch, wi men o seit. I nime süst söttig Tischgänger[6] nid gärn; mi ist g'schịniert (gêné) mit ne; weder (indes) das da ist nid en ungattlige Pụ̈ụ̈rsteḷ, und er chunnt is no mäụ'gist kumod.

Und der neben ihm Sitzende, fragen wir, ist das nicht ungefähr ein Fünfziger? Er schaut so eigenartig träumerisch drein, als wäre er in einer andern Welt daheim. „Ahaa, der Wäber-Bänzli! Er ist bii n is uf der Stöör, u mir heiße ne, wi n es der Bruuch ist, am Sundig cho z'Imis ässe. Er wịbt ịs. 's ist haḷt e Wịttlig, wo o no gärn Eini nähm, u nit dra täicht, das[8], we me 's erst Mal es guets Loos 'zoge het, me's de es zweut's Mal wüest chönnt verböösere."[7]

Wer ist denn die Vierzigerin unten auf dem Vorstuhl? — Bevor

[1] Verschieden von derjenigen im Bild „Bauernfamilie am Mittagstisch". [2] Michel 155. [3] Schweizer (1764). [4] SchM. 1, 90; Ger. Tw. (1786). [5] SchM. 1, 186; BSp. 159. [6] BwM. 135. [7] Wittwer: BSp. 122; Schuldb. 18; Geldst. 11, 342 344; Heiri 30 73; Michel 241; Ztgst. 1, 22.

der Bauer antworten kann, tritt die Herrin des Hauses mit neugefüllter Kanne dazwischen: „Das lööt mer nume rüejjig, das ist es bravs *Witfraueli* (*Wippfraueli*)! We's ihm da scho chlii z'*schäärbis* (schief) g'gangen ist u d' Lüt ieze druber lache, das[s] ihm dä dick *Witlig* im Guggernäst si[ch] *hindertsi drüs g'macht* het, so isch ihm das numen e gueti Lehr gsii, wi me 's eso en ere *Witfrau* macht.[8] Item, es ist emel mit Ehre dervo choo u *tawnet* iez bii n is u macht si Sach redli u rächt. Wosch no nes Chacheli, *Drätti*? U dir, Her[r] . . . wie nume neue? Mi Siin (Sinn, Gedächtnis) het eso *g'schwachet* sit mi'r Chrankit." — Mein Name ist Johannes Meyer. „Aha, Meyer Haneß, wi me hie sieg. O näät no eis! Es si gar chliinni *Naselöchtschi*, es geit chuum e rächte *Sprutz* drii." —

Der Bauer lacht: „Grad eso het albe 's Hagsbach-Trini g'seit, we mer öppe zue n ihm ähe sii. Wüßt der, es ist no üsi *Bäse* gsii vo mi'r *Frau nahe*,[9] frili *wit usse*."[10] „He jaa", präzisiert die Frau, „mi'r Schwester Schwähers Bruders Meitli."[11] „Si ist vo *witem's*[12] o no ne *Base vo mir* gsii, neue da *vo* Drättis Brueders Meitlinen ei'm *har*."

Der Titel „Base", oder wie man in der Stadt sagt: „Tante", scheint also ein sehr weitläufiger Begriff zu sein. — „He frili; weder dĕ underscheidet me dee, we me's gnauer säge wiil, grad eso, wi mer's ieze g'macht hei. Oder mi seit öppe, das me wüß, wäm's aageit, däm junge Meitli 's „*Bäseli*" . . . . Etwa „Nießli",[13] wie in der Stadt (petite nièce)? „Cha sii, i gchenne die Näme niid." Oder wie man auch in Basel und anderwärts sagt: die „Bääsi"?[14] „Weiß 's o niid! Mir sägen eifach 's *Bäseli*, oder d' *Bäse*,[15] oder d' *Base Götte*."[16] „U wen[n] Eini" . . . Bäuerin: „oder Einer" . . . 's Muul nie cha still haa un es gäng uuf u zue geit wi e mene Wasserstälz (der Bachstälze) der Stiil, so seit men, es sig e *Chlapperbase*[17] oder e Dorfbase.[18] U we's uuf-g'strüüßeti Wiibervölcher mit Chlappermüülere vo wit har si, wo me nid weis, was mit nen ist, u we si Ein an e wurmäßige Öpfel mahne, wo uf ei'r Site no chlii öppis Rot's d'rannen ist, so seit me, das sig *graaubäsiger Züüg*.[19] U wen[n] öppe näben uß i mene Bedli Einer der Anderen vo witem's entggäge geit u gar grüüseli vor de Lüte macht:

---

[8] Witwen („Wittweiber"): MW. Wſ. 94; Ztgst. 2, 120; Ott 1, 26; Schuldb. 304; Geldst. 129 344; BSp. 64; SchM. 1, 286 und ö. [9] Vgl. Käs. 352: „vo dir (deiner Verwandtenseite) her". [10] AB. 2, 262: „wit use". [11] AB. 1, 39; vgl. SchM. 1, 112; Beitr. 95; MW. 2J. 82. [12] UK. 144. [13] MW. Annb 251. [14] AB. 2, 262; Schuldb. 57; Überraschung 340; Fr. Pfr. 54. [15] „Baase": AR. 1811, 155. [16] Besuch 170. [17] Burri VI. [18] SchM. 1, 136. [19] Schuldb. 364; Ball 50 68. [20] GG. 2, 78.

eh Go' grüeß di, Bäse, wi geit's oo, u was machst de gäng?[20] da seit men öppe: mhm, e schöni Base das! öppe vo Abrahams Zite har!

Aha, das ist so, wie man nach Gotthelf[21] einander „vettert und baaset", sie ihn für den Vettermaa[22] oder Vetter Götti[23] (oder „der Gotte Vetter"[24]) oder den „Nöwö"[25] (neveu) ausgibt?

„Wen" es nid der „Unggle" (oncle) ist" — repliziert die Bäuerin — „wi üse Ruedi z'Bärn dem Vetter im Stöckli äne aafaat säge" (ihn zu nennen anfängt).



Vater (pensionierter Lehrer) und verwitwete Tochter.

Der Bauer: „Ja ja, üse Stöckli-Vetter! We dä einist nümme da ist, de geit's üsem Chliinsten o übel! Wi dä däm Buebli nahetrappet, uf ihn Achtig git, ne bim Händli nimmt u des ume füehrt, ihm G'schichteli b'richtet u gäng öppen e Biren oder süst öppis für ihn parat het!"[26] Bäuerin: „Er mahnet mi ganz an üse Grosätti, wo's mit üsem Ruedi grad breziis eso g'ha hett. Mi cha o säge: dä ist ihm z'hinderist im Härz inne gsii.[27] Wen er der Grosatt vo witem het ghört — er het ne" uf der Stell a de Schritten aa g'chennt —, so het er grüeft: Grosätti chunnt![28] Grosätti Chröömmeli![29] U we de der Grosatt i sim graue Haar mit sim Pfiiiffli dahar cho ist,[30] de het er nume g'wartet, bis er der Stäcke het abg'stellt g'haa un abg'hocket ist. De ist er ihm uf d' Schoos uehe g'chlåberet, u het ne n um e Hals g'noo un ihm Ääli g'macht: „ä'ä!" het das gäng an eim tönt. U de het er ne de so bim Chini gnoo, het ihm der Chopf uuf g'haa, het ihn

[20] GG. 2, 78. [21] GG. 2, 100; Schuldb. 235. [22] Erbv. 8; Käthi 417; UK. 143. [23] Burri IX; Spinne II. [24] AK. (1813), 246. [25] AW. 2, 247. [26] Vgl. GG. 3, 68. [27] An AW. 114. [28] Sonnt. 119. [29] BSp. 129. [30] Kuhn 1.

eso undereggüggelet u lang, lang i d' Auge g'luegt u g'seit: Grösätti höhn (böse)? Un i ha wohl g'merkt, wi albe der Grosatt z'erst eso vor ihm anne g'sinnet u g'stuunet het, wi de alben e Zitterigi un e Tschüder düür ihn gfahren ist bis z'usserist i d' Finger use, wi



Lehrer.

n er e Augeplick mi de Zäude uber enaudere 'bisse het u ganz wild u böös dri g'luegt (d' Lüt hein ihms drum gar schlächt g'macht). De ist de 's Buebeli choo u het gfragt: Grosätti höhn? De ist de däm d's Augewasser choo; er het abg'wüscht, daß 's niemmer het sölle g'seh, u het g'lächlet und g'seit: Nei nei, Großätti lieb.[31] Un iez no heißt es

[31] Vgl. Druide 188; Schuldb. 295 301 318.

gäng und gäng bim Ruedi: der Grosätti het albe gseit .... der Grosätti wurd ieze säge .... wen ieze das der Grosätti g'sääch!"[32] Der Bauer: „Aber üüs ist er o lieb gsii. Emel de dir gár! Du hest nid chönnen uufhören, ihm z'chůderle und Bisi



Lehrerin.

Bäsi u Tiiri Tääri u Fåderlåsis z'mache; du hest ne ganz verbippääpelet. I täichen albe draa, wenⁿ üsers Heu bim müderige Wätter so lang nid doore wiil u mer's all Augeplick müeße ga schüttle u alli chliinne Pätschgeli mit de Händde verschriiße. Mi seit däm nid vergäbe, mi tüej 's Heu grósatte."

[32] Sonnt. 133.

Aber auch das Grösmüeti kann sehr, sehr lieb sein;[33] sei's daß „die muntere dicke Frau auf der Bank sitzt, die schönen runden Arme, die am Handgelenk in einer tiefen Falte endigen, übereinander geschlagen;[34] sei's daß sie, schitter und gebrechlich, an die Sonne geführt wird und ihr mit aller Sorgfalt ein Kissen über die Bank gebreitet werden muß.[35] Nicht umsonst hat Gotthelf dem „Sonntag des Großvaters" „Käthi die Großmutter" an die Seite gestellt! Der Bauer: „Un i gchenne meh weder eis Wiibsbild, wo i sine beste Jahren es Riibise, e Flachsräffle, e Holzöpfel gsi ist; das het als e Grösmueter no 'zahmet[36] un ist no grüüseli gärn es liebs Grösmüeterli[37] gsii."

„Mues es sii, Her' Meyer?" — Ja, ich habe hohe Zeit, wenn ich um 12. 48 in Ramsei fort will. Besten Dank, Adieu!

Im Himel ist es Brot. Di ersti Steufmueter, wo dert here chunnt, tarf's aahaue; aber es ist no ganz. Solch böses Omen, dessen Zeichnung hier auf die Spitze getrieben ist, wird von Gotthelf[38] in feiner Psychologie erklärt. Es geht hieraus auch hervor, warum Steufatt, -Bruder, -schwester, warum Halbgschwisterti, warum Zo-n-anderi-Chind und andere nicht blutsverwandte Verhältnisse der Sprache gleichgültiger sind.

Den alten Begriffsumfang von „Knabe" zeigen noch amtliche Bezeichnungen wie: N. N., „ein Knab von 19 Jahren",[39] und die Älplersprache in den Versen: „Ich u d' Chnaabe müssen äbe" (ab der Alp);[40] „un uf der Wält si kener Lüt wi üser Chüejjerchnaabe." — Dem entspricht unser Bueb. Der ursprünglich kosende Sinn[41] des uralten Lallwortes,[42] aus welchem in regelrechtem Lautwandel[41a] mhd. buobe entstanden ist, muß durch neue Verkleinerungsformen ausgedrückt werden. Unsere Sprache betont in der Gegenüberstellung von Bueb und Meitli hauptsächlich das Geschlecht, weniger schon das jugendliche Alter. Man sagt: er het e Bueb uberchoo, es ist e Bueb z'tauffe. Mini Buebe nannte Bitzius die halbwüchsigen Zöglinge der von ihm gegründeten Armenanstalt Trachselwald.[43] Aber es heißt auch: „Die lustige Buebe si nümme hie; si si uf de Bärgen u hüte d' Chüe."[44] So lang daß 's Bueben u Meitli git, so lang vergeit die Wält no nit. Buebe stellen sich nach der Konfirmation zum Huldigungseid.[45] Etwa zwanzig Jahre alt war 1788 der „Seppli-Bueb" Ulrich Flückiger.[46] Buebe,

---

[33] Heiri 102; Käthi 13 70 f. [34] BSp. 129. [35] Joggeli 37. [36] AB. 2, 112 f. [37] Vögelein 137. [38] Arm. 118. [39] Ger. Tw. (1792). [40] Wyß j. [41] Kluge[5] 56 f. [41a] ebd. [42] Vgl. engl. baby, frz. bébé = Wickelkind; das Bääbi = die Puppe. [43] Ammann JG. 8. [44] Vgl. Segen 72. [45] SchM. 1, 85. [46] Ger. Tw.

d. h. junge Bauern, handeln um Vieh.[47] „So n e Schnüürfli vo Bueb“[48] wirbt um ein Mädchen — mit wenig Mühe, wenn dieses buebiger Art, zum buebele aufgelegt ist, und auch er selbst noch buebelet: sich als noch völlig unreifer, halt- und charakterloser Junge geberdet. — Der Würm-Bueb hieß um 1860 ein armer Idiot, dem alles ohne Unterschied als Nahrung gut gewesen sein soll. Dagegen ist die üble Bedeutung („Spitzbueb“)[49] erst durch Luther zu uns gekommen. („Bettler und Buben.“)



Vierzehnjähriger Knabe.

An einem ergötzlichen Mißverständnis illustriert Gotthelf die Fortentwicklung des Begriffs „Bueb“ nach der einen Seite hin: zu der Bedeutung „Sohn“. Us üsem Bueb git's doch no öppis, meint der Knecht zum Meister. Der wundert sich ob solcher Prophezeiung über seinem Enkel, der noch ein Säugling ist. Da klärt ihn Sami auf: „Üse Bueb meinen i, üse Jakobli,“ also den einzigen Sohn des Meisters, der auch unter den Augen des Knechts aus dem wenig versprechenden Jungen zum echt bäuerlichen Mann und Vater emporgewachsen ist.[50] In solchem Sinne (Sohn, aus welchem was Rechtes geworden ist oder werden soll) redet auch der alte Bitzi vom jungen: „Der Bube wird, wenn er so fortfährt, ein ganzer Kerli, körperlich und geistig.“[51] „Mein Bube ist

[47] Schweiz 1900, 510. [48] AB. 1, 162. [49] Käs. 176; Geiser Aw. [50] AB. 2, 153. [51] An AB. 71.

nie um eine Ausrede verlegen."[52] „Der Buebe wird ein grober Schweizer und hat Tücken wie ein Schweizer."[53] In selbem Sinn auch redet er zu Knaben und zu Schweizer-Schützen von des Tellen Bueb,[54] dem Tellbueb.[55] Ein Bauer sagt zum andern: „Es ist Gottes Wille, daß mein Bueb und dein Meitschi zusammenkommen,"[56] und selbst ein armes Schuldenbäuerlein[57] will sein Gütchen auf den Bueb übergehen sehen. In der Schule dagegen durfte der nämliche Peter Käser, der "nume 's Wäbers Bueb[58] war, trotz seiner Fähigkeiten nicht ob d's Statthalters[58a] und d's Weibel's Bueb[59] sitzen.

An solche Härzchäfer nun wendet unsere Mundart so fein abgestufte Zärtlichkeits-Verkleinerungen wie folgende: Der Büebel, der mit robustem und energischem Wesen das bei Zeiten sich krümmende Häkchen vorstellt.[60] Das Büebli, das trotz seiner Kindlichkeit bereits des Zaums und der Zügel bedarf.[61] Wie es denn auch zu einem stämmigen Angreifer heißt: „Büebli, laß dich nicht gelüsten! Ich bin der Hagelhans im Blitzloch."[62] Das Büebeli[63] dagegen macht den Übergang zu den umlautlosen Formen, welche (wie z. B. auch in „Stubeli") die feinsten Abtönungen gestatten. Wir verstehen demgemäß unter Buebli das bereits größere, aber in seinem Buebli-Glück[64] noch naiv gebliebene Kind.[65] Das Buebeli, das wir uns fast „nur mit Chruuselhaare" denken können, läßt sich noch mit liebevollem Zureden leiten: „täich, Buebeli!"[66] Das Buebi sodann steht als Rockbueb und als Erste-Hose-Bueb zwischen den letzten Windeln und den ersten Beinkleidern. Man vergegenwärtige sich den zärtlichen Klang eines „Buebi, mis Buebi",[67] der im umgekehrten Verhältnis zu dem sonst erloschenen Gefühlswert dieser Endung steht.

Wie andersartig tönt uns aus der alten Zeit des „Bauernspiegels" entgegen: der Bueb; der Johaneßli, der Christeli u der Bueb;[68] der Bueb cha's mache![69] Bueb, gang reich hurtig das und das![70] Bueb, bät![71] Der Bueb het das g'macht, der Bueb ist d' Schuld. We nume so ne Tonners Bueb um enandere wär, das men öppere chönnt d' Schuld gää! Nume so wi n e Bueb daharchoo![72] Der Bueb söll nid stercher si weder mi Bueb,[73]

---

[52] Ebd. 81. [53] An JR. 109. [54] Tell 7, 177. [55] Schweizer 324; vgl. ebd. 319. [56] GG. 2, 106. [57] SchM. 1, 36. [58] Ebd. 66. [58a] Ebd. 67. [59] Ebd. 65. [60] MW. 2J. 219 239 244; SchM. 1, 386, 2, 157. [61] Käthi 17 Hs. [62] UK. 468. [63] AB, 2, 217. [64] Ott 1, 5. [65] Müll. Hk. 59; Sonnt. 135; Käthi 122 Hs. [66] Käthi 17 Hs; 108 f. Hs. (Beiträge 675); 122 f. [67] Käthi 25. 14. 18. 93 Hs. 193; UP. 177; AB. 2, 231; Ztgst. 2, 16 42; Besuch 158. [68] BSp. 73. [69] Ebd. 77. [70] UK. 177. [71] Alte Gesch. 265. [72] GG. 2, 109. [73] BSp. 78.

söḷḷ nid weḷḷe gschickter sii.[74] Chum Bueb u nimm oo! nachdem die Familienglieder ihr Teil erhalten.[75] Das ist nid dị Ätti, du bist nume der Bueb![76]

Aber eben seit dem „Bauernspiegel“ ist das Schicksal dieser Güeterbuebe (von den Gemeindebehörden meist auf Bauernhöfe verdingten Knaben) ein so ganz anderes geworden, daß etwaige herzlose Behandlung als skandalöse Ausnahme aufs schärfste gebrandmarkt wird. Der Sprängbueb („gleichsam Telegraphie ohne Draht“),[77] der Chäserei- oder der Miḷchbueb mit der Bränte;[78] der Acherbueb[79] (der beim Pflügen oder „z'Acherfahre“ das Zugvieh führen und antreiben, z'Acher trịịbe muß); der Tawnerbueb[80] (Sohn des Taglöhners und halbwegs selbst Taglöhner); der Schaf- oder Geißbueb; der Nüsse feilbietende „Nußbueb“:[81] sie alle können bei Fähigkeit und gutem Willen es heute zu Hohem bringen.[82] Keiner braucht mehr aus dem Güeterbueb ein Gassenbube[83] zu werden, keiner sich später wegen vorlauten Wesens Schnụ̈derbueb[84] (wo no mues lehre d' Nase schnụ̈tze) schelten zu lassen; weniger noch ein Hụ̈beḷ-,[85] Lumpe-,[86] Hunds-,[87] Säubueb,[88] Tüüfeḷsbueb,[88a] oder wegen liederlicher Geschäftsführung ein Chääs-,[89] ein Bauele-Bueb.[90]

Trotz Wustmann fahren wir in der „Sprachdummheit“ fort, dem Titel „Tochter“ (alt emmenthalisch, z. B. 1742, und noch konolfingisch „Tächter“)[91] die Ausdehnung des franz. „fille“ zu geben. Gerade so auch setzt sich bei uns mhd. maget sogar in seiner dreifachen Bedeutung fort: zunächst s. v. w. Tochter = lat. filia. „Sein Töchterli, ein Mägdli von 11 Jahren“ (1789).[92] So besonders in den verdunkelten Deminutivformen Meitli, im Wallis „Meitji“, und mit Vergröberung dieses -j-: Meitschi,[93] Mehrzahl gleichlautend, oder älter: Meitleni,[94] Meitscheni.[95] Meitli und Meitschi stufen sich nunmehr im Gefühlswerte derart ab, daß der bewußte Deminutivsinn bloß noch auf letzterer Form ruht: es rächts Meitschi[96] (une fille comme il faut); es schöns Meitschi; das anmutige und sich sauber haltende Ärdbeerimeitschi.[97]

Anders schon klingt: i bin es arms Meitli;[98] das Anstaḷtsmeitli;[99] das „Schlafmeitli“[100] (die Schlafgängerin). Kein Wunder, daß das Stubenmeitschi (die Kellnerin) und das Chiṇdemeitschi höchstens die Grenze zwischen Herrschaftsfamilienglied und Dienerin

[74] Ebd. 85. [75] Ebd. 130. [76] Ebd. 74. [77] Gf. SF. 1902. 244. [78] Widm. 84. [79] GG. 2, 136. [80] SchM. 2, 310. [81] Tribolet 28. [82] Ztgst. 2, 74. [83] BSp. 96—107. [84] Ebd. 27, 419. [85] UK. 416. [86] Alte Gesch. 276. [87] Käs. 217. [88] Amtsr. 99. [88a] BSp. 416. [89] Käs. 183. [90] UK. 394. [91] Widm. 85 179; Müll. LK. 70; Lischeb. [92] Ger. Tw. [93] GG. 2, 50; Ott 1, 44. [94] MW. Ws. 40, 112. [95] SchM. 2, 48. [96] Ebd. 2, 64; vgl. 258. [97] EbM. 274. [98] Elsi 49. [99] MW. Ws. 102. [100] MW. Anna 237.

streisen, das Stubemeitli dagegen und das Chindemeitli entschieden in die dienende Klasse hinunterrücken. In städtischer Sprache bedeutet „Meitli“ ohne weiteres Magd, selbst die verheiratete und zu Jahren gekommene, so daß unser Meiteli (kleines Mädchen) sich wie ein ganz anderes Wort davon abhebt.

„Ein Meitschi, Tochter vom Hause bin ich, und Lisabethli heiße ich!“ [1] Wie selbstbewußt und stolz klingt diese Belehrung, die die Bauerntochter dem städtischen Leutnant angedeihen läßt, der mit seinem „Verzeiht, Jungfer Lisabeth“ sein wohlklingendstes Flauto dolce-Register gezogen zu haben wähnte. In der Tat hat Jumpfer Esther, [2] Jumpfer Sophie, [3] Jumpfer von Elm [4] und das alleinstehende Jumpfere [5] bei uns denselben Klang wie bei Ostschweizern und Deutschen der Titel „Fräulein“; nur daß der Berner bei Anwendung seiner Auszeichnung weit zurückhaltender ist und sie durchaus gleichbedeutend mit Stadtjumpfere [6] setzt. Dem entspricht auch der Tadel z. B. der Nidwaldner auf ein eitles, hoffärtiges Mädchen: „es ist es rächts Jimpferli!“ [7]



Meister.

Um ungezählte Stufen höher steht die Jungfrau, deren charakteristische Reinheit sich bedeutungsvoll auch in der Reinheit der Wortform abprägt. In diesem Sinn ist z. B. der Name unseres majestätischen Berner Alpen-Berges zu verstehen, der ebenso durch seine orographische Lage, wie durch den ätherisch feinen Schleier [8] den „weißen und schwarzen Mönch“ (Mönch und Eiger) sich sozusagen „drei Schritt vom Leibe“ hält.

[1] Land 60. [2] MW. 2J. 275. [3] AB. 2, 441. [4] MW. Wj. 28. [5] MW. 2J. 222 und ö; SchM. 2, 414; Kuhn AR. 1812, 116; 1819, 191; Wyß j. 1811, 157. [6] Land 61. [7] Nidw. 33. [8] Vgl. Melchthal in Schillers Tell.

Um so bemerkenswerter ist die Verwendung der nur wenig vulgarisierten Form Jumpfrau im Sinn von bäuerlicher Dienstmagd oder städtischem „Meitli“. Der Unterschied gegen die „Jumpfere“ oder das „Fräulein“ ist selbst so feinen Städter-Ohren wie denjenigen Gotthelfs und seiner Tochter entgangen,[9] so daß beide ebenso häufig „Jumpfere“ wie halb schriftdeutsch „Jungfer“ und „Jungfräuli“ schreiben. Die Vermischung wird natürlich verdeckt durch die rein schriftdeutsche Form „Jungfrau“,[10] welche wir z. B. auch 1825[11] und 1790[12] in der Bedeutung „Magd“ antreffen. Korrekt mundartlich sind dagegen Kompositen wie Stubejumpfere[13] (Kellnerin) und Meisterjumpfere[14] (erste Magd, Obermagd, dignitär sehr verschieden von der „Stütze der Hausfrau“[14a] oder „Gehülfin“),[15] da hier die Vorsetzung eines ersten Wortteils die Kürzung des zweiten unbedingt fordert.



Langjähriger Melker.

Die Bedeutung „Magd“ aber, die sich gerade an die älteste Wortform „Jungfrau“ gleicherweise wie an mhd. „maget“ knüpft, spiegelt vortrefflich das alt patriarchalische Familienverhältnis ab, das auch in unsern gut bäuerlich gebliebenen Kreisen weiter lebt. Wo Bauerntöchter neben Taglöhnerinnen am Waschbrett, und Millionärssöhne neben Erdknechten an der Ackerfurche stehen; wo dieselben Finger am Werktag die Fegbürste und den Kochlöffel handhaben und Sonntags am Klavier „durch die Saiten meistern“: da darf getrost auch zur Mahlzeit die erste und letzte Magd neben der Meisterfrau[16] als der Herrin des Hauses und ihren Töchtern auf dem Vorstuhl, darf der Taglöhner und

---

[9] Doch vgl. MW. 2J. 272. [10] Spinne 9 uö. [11] AR. 1825, 238. [12] Ger. Tw. [13] Käs. 35. [14] MW. 2J. 214; SchM. 1, 155; UK. (1841) 19. [14a] MW. 2J. 208 f. [15] Ebd. 199. [16] Käthi fin; MW. 2J. 166; Beitr. 112; BSp. 36.

Knecht neben dem Sohn des Hauses auf der Wandbank Platz nehmen. Wo ferner ein Bauer soweit schaut und so human denkt, daß er in der arbeitsarmen Winterszeit auch von einem Dutzend Knechte keinen entläßt, und dafür auf desto größere Arbeitswilligkeit „i de große Wärhe“ rechnen darf: da ist es durchaus nichts Unerhörtes, „daß treue Dienstboten sogar wie ein Erbstück vom alten Meister auf den neuen Hofbesitzer übergehen“. So lebt auf einem Hofe in der Gemeinde Trachselwald ein Knecht, der schon drei aufeinander folgenden Generationen gedient hat. Diese Beispiele wären zu vermehren. Man vergegenwärtige sich an hievorstehenden Bildern das 70jährige Zusammenleben des Waldhausbauers Ulrich Haueter (S. 526) mit seinem Knecht Ulrich Lüthi (S. 527).[17] Mit Vergnügen reihen wir diesen Bildern dasjenige des dreiundsechzigjährigen, noch in voller Manneskraft stehenden Meisterknechts „Moser-Hänseli“ (Abb. S. 529) an, der seit vierunddreißig Jahren der nämlichen Bauernfamilie dient. Die goldlautere Treue solcher allerdings auch gut und in hohen Ehren gehaltenen Dienstboten macht den alten Erfahrungssatz glänzend zu Schanden, bis nach zwei Dienstjahren sage ein Knecht: dem Meister si̧ Sach, bis zu siebenjähriger Dienstzeit: üsi Sach, und schließlich: mi̧ Sach. Die also gefaßte Formel will aber namentlich jungen und gutmütigen Meisterleuten, sowie Witwen die richtige Politik gegenüber allen Dienste“ (Dienstboten), sonderlich gegenüber dem Meisterchnächt[18] und der Meisterjumpfere einschärfen. Solche Politik enthält Maximen wie folgende: Häb nid meh Dienste, weder daß d' haa muest,[19] und we's mit di̧ne Lüten aleini mache chaast, gar kener. Dieser bäuerlichen Politik unterzieht sich, um weniger günstig gestellten Mitbauern nid bös's Spi̧i̧l z'mache, auch Einer, dem seine Mittel erlauben und seine Weitsichtigkeit und Weitherzigkeit gebieten, über Winter sämtliche Knechte zu behalten. Er tut es, indem er beim „Umefraage“ an Weihnachten ausdrücklich bemerkt: es wär mer lieber, es giengi zwee oder drei furt. Denn auch er kennt den Erfahrungssatz: Ein^{e} ma^{g} g'choo; zwee hei Müej; drei stöö enandere numen im Wäg. Für die Behandlung der Behaltenen aber gelten die Regeln: zahl se rächt![20] Leg se rächt! (weis ihnen zuträgliche Schlafstätten an.)[21] Mach, daß si am Fürabe un am Sundig o amene rächten Ort chöu sii![22] („Sami war im Stall daheim, Mädi in der Küche; in der Stube waren sie z'Visite.“[23]) „Die Diensten sind keine Hunde; je vornehmer man

---

[17] OB. 1903, 27 (das cliché gehört Herrn Redaktor Bärtschi). Vgl. auch SB. 1904, 8; Bitt. Th. 6. [18] Wege 315. [19] Vgl. BSp. 137. [20] UK. 82. [21] UK. 82. [22] UK. 184. [23] AB. 1, 410.

sich gegen sie beträgt, desto gemeiner werden sie.“[24] Bhäb se so lang de nume chawst,[25] u sorg no fü̦ü̦r d̆e̥, we d' se̥ furtschickst.[26] Gib ne nid es fa̦ltsches Zügnis, aber o nid eis, wo ne 's Wi̦terd̆choo verhet („verhält“, unmöglich macht).[27] Kümmere dich um ihr leibliches[28] und seelisches[29] Wohl. Dagegen hüte dich vor Vertraulichkeiten[30] und namentlich davor, sie in deine Familiengeheimnisse einzuweihen.[31] — Mit solcher Weisheit zieht man noch heute „Diensten“[32] heran, welche beherzigen, „wie unser Pfarrer uns das Dienen ausgelegt hat“[33] und damit das Verhältnis zu den Meisterleuten[34] richtig auffassen.

Die Abwesenheit scharfer Standesunterscheidung zeigt auch die Geschichte des Wortes „Knecht“. Wie wahrscheinlich „Degen“ und „dienen“,[35] wie „Knabe“ und „Knappe“, so gehören zusammen die alte und die neue Bedeutung von Chnächt. Jene, die sich am schönsten in englisch „knight“ (Ritter) widerspiegelt, klingt z. B. nach in Gotthelfs Glückwunsch: „Mich freut's, daß ein junger Knecht bei euch angestanden[36] (ein Knabe euch geboren) ist“, und im Nidwaldner Ehrentitel „es Chnächtili“[37]: ein wackerer Junge. Er ist scho fei e chlii e Chnächt! sagen auch wir ermunternd vor den Ohren eines dienstfertigen Kleinen, und selbst von der Bezeichnung eines Schulgehülfen als „Knecht“[38] ist es noch weit bis zum geringschätzigen „er ist nume der Chnächt!“[39] „Der Chnächt sö̦ll . . .“, „wo ist mi Chnächt?“ usw.[40] Einmal aber in die besondere Klasse der Dienerschaft verwiesen, stellt sich ziemlich weit über den Härdchnächt[41] (Ackerknecht) und den Roßchnecht (Pferdewärter) der Meisterchnächt des Bauernhofes und der Staa̦lchnächt des Gasthofes. Der Chaarer aber und erst recht der Mä̦lcher denken natürlich gar nicht daran, in ihren Titeln mit de Chnächte auf eine


Meisterknecht in 32-jährigem Dienst.

[24] UK. 82. [25] MW. 2J. 277. [26] Käthi fin.. [27] UP. 165 ff. [28] UK. 95. [29] UK. 17. [30] UK. 279—285. [31] BSp. 118. [32] Schon mhd. „der dienest“ = 1. Diener, 2. das Gesinde, wogegen man für nhd. „Dienst“ auch „das“ dienest sagen konnte. Mhd. WB. 1, 371. [33] UK. 31 ff. [34] UK. 5 ff. [35] Kluge[5] 72. [36] An AB. 79. [37] Nidw. 33. [38] SchM. 1, 123. [39] UK. 278. [40] UK. 262. [41] UK. 285.

Linie gestellt zu werden, wenn sie auch mit ihnen die Schlafgelegenheit teilen und, wie sie, jeweils auf Weihnacht neu gedingt (ume g'frägt) oder stillschweigend entlassen werden (nid ume g'frägt, nämlich, ob sie ihr Dienstverhältnis neuerdings fortzusetzen Willens seien). — In unserem Wort „Infanterie" für „Fußvolk" konnte das it. infante (franz. enfant) bis zur Bezeichnung des „Fußknechts" gegenüber dem Ritter gedeihen. Somit sehen wir selbst das Chind, Mehrzahl: d'Chind in diesen alles einschmelzenden Fluß der gesellschaftlichen Rangstufen einbezogen. Doch nicht in unserm Idiom. Ob das Zwei- oder Drei-Kinder-System für möglichst unzersplitterte Erfolge des Stammhalters sorge, ob gegenteils der emmenthalische Durchschnitt von sechs Sprößlingen[42] durch einen „überkindeten"[43] Vater bis auf die Zahl von 16 überschritten werde,[44] und ein Wirt in Schwanden sieben Söhne miteinander in den Militärdienst schicke: vom Eltiste bis zum spätgebornen Nästpuz[45] sind sie emel da, un ist e keis z'viil. Es ist numen es Chind,[46] allein es ist der Eltern Höchstes.

Üse (d. h. der Unsrige) heißt es mit gleichem Stolze dort vom Einen, hier vom zunächst ausersehenen Berufs-Nachfolger. „Mir hei's Üsem scho lang g'seit, er söll wiibe."[47] Eine Verwendung des Possessivs, die auch sonst eine enge Zugehörigkeit ausdrückt: „Das ganze Dorf war stolz auf Hans; er ward allgemein nur „Üse" genannt: mi mues 's Üsem säge; Üse wird das scho mache.[48] Üsi: die Unsrigen, die Familienangehörigen.[49] Gegenseitig von Eheleuten: Miner, Diner, Mini, Dini. „Mine" lächereti 's no, wen" i sturb."[50] „Mini daheim het wieder g'chääret."[51] Um einen Grad weniger vertraulich steht hiefür der Taufname („O Großvater, der Gläis ist ja so brav!"[52] „Was i mache, ist Brenelin rächt!"[53] oder der Geschlechtsname („der Schmelz").[54] Ähnlich in der Anrede („aber Daniel!").[55]

Eine andere Bezeichnungsart des Sohnes ist: der Jung. I ha d'Sach dem Junge ubergää; der Jung cha iez luege. Dem entspricht im Gefühlswert die Bezeichnung des Vaters als der Elter (woneben „die Elteri" nicht existiert). Roh dagegen klingt in diesem Sinn die Alti, der Alt, sogar in unverschämter Anrede: „Alter, mach vón der, mach füre!" (Geld her)![56] Auch nicht gerade lieblich, jedoch arglos, klingen die gegenseitigen Anreden unter Eheleuten: „La g'seh, Alter, worum chunnst so spät!"[57] „Die Weiber fahren den Män-

[42] Trub 34, 97. [43] Michel 190. [44] Berger 5. [45] SchM. 1, 56. [46] AB. 2, 178 193 195. [47] GG. 3, 21. [48] Ztgst. 1, 181. [49] AB. 1, 318. [50] SchM. 2, 296. [51] Dursli 249 Hs. [52] Sonnt. 108. [53] MW. Wj. 70; vgl. Amtsr. 131; Müll. LK. 40 nö. [54] MW. Wj. 27. [55] Ebd. [56] Ztgst. 2, 84. [57] BSp. 108; vgl. 110; MW. BK. 19

nern mit den Ellbogen in die Seiten: auf, Alter, auf!"[58] So auch kehrt man etwa heim zo ihr[59] oder zo ihm Alte",[60] obschon der Ausdruck auch ganz neutral sein,[61] ja einen hochgeschätzten Gatten[62] bezeichnen kann. — Die gewöhnlichste Benennung sowohl des Vaters als des Ehemannes ist Drätti. O Drätti, chum lue° doch hurti°! Üse Drätti ist afe schitter (gebrechlich) u ma° nümme rächt nähe. „Aber was sieg



Ds Niederhuus-Muetterli (geb. 1833).

(que dirait) der Drätti?" Antwort: „Der Drätti sieg nüüt."[63] Zum Ehemann: „Seh, Drätti, hilf o iischäiche!"[64] In gelinder, nicht so böse gemeinter Schelte: O Drättel! (was schwatzest du da! was stellst du Schiefes an!)

[58] Käs. 189. [59] MW. BK. 54. [60] Ebd. 41. [61] UK. 144. [62] UK. 21. [63] Lischeb. 18. [64] Gf. SF. 1902, 277.

Auch wo sicherlich dieses „Drätti“ mit angewachsenem Artikel[65] gemeint ist, glaubt man bisweilen der Ätti[66] (und kindisch: „mine d'r Atti“ [67]) schreiben zu müssen. Allein das wirkliche Ätti mit beweglichem Artikel („wir wollen dich für ᵈeⁿ Ätti haa, seiest wunderlich oder nicht“;[68] „müeßt nid um ᵈen Ätti grine“,[69] oder dessen Ersatz („da oben ist ein anderer Ätti“[70]; „ich fand keinen Ätti“)[71] ist unserer Mundart nicht geläufig. Noch weniger das artikellose „Ätti“, das aus dem Vokativ[72] auch in den Werfall[73] übergegangen ist. Immerhin weiß unser Sprachgefühl es mit Sicherheit als Deminutiv[74] aus dem bei uns ebenfalls seltenen „Att“[75] abzuleiten. (Vgl. oberhasl. „Dratt“.)

Stellt „Ätti“ sich doch unmittelbar zu Müeti, dem Korrelat zu „Drätti“, mit gleicher Vollwertigkeit dieses uralten Deminutiv-Suffixes -i! Drätti u Müeti sind ebenso gewöhnliche Bezeichnungen der Eltern selbst noch im Munde längst erwachsener Kinder, wie der Eheleute unter sich und vor der Welt. („U 's Müeti müeßt er o mitbringe!“)[76] Den ganzen Umfang mütterlichen Schaltens und Waltens umfassen: das Müeti am Rad;[77] das Müeti am Schlachtungstag, das von allen Ecken und Enden her angerufen wird: „Müeti, du söllist . ., Müeti, worii söll i das tue? . ., Müeti, i glaube . ., Müeti, gschwind e Mälchtere!“[78] das Müeti, welches „denkt“;[79] das gute Müeti, das nichts genießt, ohne den Kleinen ihr Teil werden zu lassen;[80] „ach, Müeti, wie si mini Füeßli so chalt!“[81] das Müeti, dem das Großkind lebenslangen Dank verspricht;[82] das Müeti, das der heimgekehrte Sohn nicht mehr findet;[83] Müeti's Tod.[84]

Eingeschränkter, aber dafür noch gemütstiefer ist das umlautlose Mueti: „es brav's Mueti“;[85] „lieb's Mueti, weine nicht!“[86] „Mueti, bät doch für üse Vater!“[87] „das Mueti, dessen Augapfel Fritz war . .;“[88] „i ha's daheim dem Mueti g'seit.“[89] „Die sogenannten Mannleni und die Hausmueteni, die sich auf dem Markte gern lange säumen.“[89a]

Natürlich kommt neben der gestutzten auch die verlängerte Koseform für „Mutter“ in Gebrauch; und zwar erscheint viel häufiger als Müeterli[90] („Mütterchen“) das tief gemütvolle Mueterli. „Wenn ihm das Mueterli abgehen sollte, er wüßte nicht, wie es ferner machen.“[91] „Wo findet sich ein rechtes Mueterli ohne Angst um den Ätti?“ „Denn

---

[65] Vgl. frz. le l-en-demain, le l-oisir, le l-ierre und dgl. [66] SchM. 2, 47; Arm. 133; MW. 2J. 86. [67] Müll. LK. 53. [68] Barthli 25. [69] Kuhn. [70] SchM. 1, 47. [71] BSp. 288. [72] Vögelein 141; SchM. 1, 18 46; AB. 1, 35. [73] Ott 1, 19. [74] Statt nach schwz. Id. 1, 585 aus Biegungsformen. [75] AK. 1813, 247 gleich neben „Ätti“. [76] Gf. SF. 1899, 81. [77] Dursli 245. [78] Gf. SF. 1902, 244. [79] Ott 1, 29. [80] SchM. 1, 31. [81] Ott 1, 19. [82] Käthi 56. [83] BSp. 288. [84] Schlachtf. 319 f. [85] Geldst. 11. [86] Käthi 26 Hs. [87] Geldst. 232. [88] Nschwander 11. [89] SchM. 1, 157 Hsᵃ. [89a] UK. 119. [90] Ott 1, 19; Geldst. 308; AB. 1, 408. [91] GG. 1, 15.

was sollte das arme Mueterli auf Erden ohne den Ätti?"[92] „Hoffmann der Tawner und sein Mueterli."[93] „Das treue Mueterli hörte des Ättis Trappen vom fernsten Ecken her."[94] „Er wolle uustreiche u ga luege, was sis Mueterli mach; es wärd afe Längiziti haa."[95] „Das gute Mueterli hatte die Kinder aufmerksam gemacht auf den Spaß, den Vater sich einmal verschlafen zu lassen."[96] Mädelis eben erwachtes Kind „lächelte ihm ganz holdselig zu, als ob es sagen wollte: ja, Mueterli, du hesch Recht, und du bist ein guetes Mueterli."[97] Das seiner Mueter systematisch entzogene Kind stirbt in der „Pflegerin" Armen. Aber „so lange seine Augen sehen konnten, sahen sie innig zur Mutter hin, als ob sie sagen wollten: O Mueterli, Mueterli, hilf mer; und seine Hand blieb in Meyelis Hand, als ob sie alleine warm wäre und lebendig."[98]

Dem Mueterli entspricht in der Form, aber lange nicht im Gefühlswert Vätterli,[99] das sich eher wie eine schattenhafte Nachbildung ausnimmt. Viel gemütreicher klingt die Grundform selbst: Vätter. Vatter u Mueter sind denn auch die Benennungsweisen, die bei der jüngern Generation mehr und mehr zur Mode werden, und zwar „Mueter" auch gegenüber der Ehefrau,[100] unter Umständen selbst, wo es die Schwiegermutter angeht.[1] Der Grundform „Mueter" wohnt, neben die von ihr abgeleiteten Koseformen gehalten, etwas Solennes, Hoheits- und Würdevolles inne. „Jetzt mußt du die Mutter sein!"[2] „Es muß noch ein ar'ig Wesen sein bei euch, daß du so viel von der Mutter sagst! Hie ume (hier herum) sinnet man an die nicht, als wenn öppis wüst's z'machen ist, oder öpper a neuis d' Schuld sii söll."[3] Wie hoch steht die Winkelriedstat einer Frau und Mutter in der „Schwarzen Spinne",[4] wie hoheitsvoll klingt der mütterliche Abschied im „Pächter"![5] — Auf die Art ihrer Hingebung aber deutet die Redensart: en anderi Mueter het ones (liebs) Chind; auf ihr oft einseitiges Walten das Sprüchlein: e flijßigi Mueter het e fųli Tochter. Die eifrige Sorglichkeit hinwieder spiegelt sich in Chindemueter, Chüechlimueter, Säumueter u. dgl. — (Schraubenmutter = Muetere. Essigmutter = Muetere, „Mueter".)[6]

Wie vornehmelnd stechen hievon ab all die „Papas" und „Mamas",[7] die man nicht bloß in städtischen Kreisen,[8] sondern auch gelegentlich in sich hervortuenden Bauernhäusern zu hören bekommt! Die Benennungsart wird erklärlich durch die Herzlichkeit, womit im ländlichen Pfarrhauston das Papali und das Mamali unter sich und vor der Welt ver-

[92] Geldst. 312. [93] Rschwander 9. [94] Geldst. 311. [95] BSp. 374. [96] SchM. 2, 474. [97] Ebd. 155. [98] AB. 2, 176. [99] Ball 27. [100] Geldst. 343. [1] GG. 1, 19. [2] Heiri 103. [3] GG. 3, 86. [4] 84. [5] UP. 293 ff. [6] SchM. 2, 234 Hs. [7] BSp. 178. [8] Lischeb. 18.

kehren: „Aber, Papali, wie redst du so!“[9] „'s Papali het mäy'gist g'seit...“[10] „So ein Mamali kennt ihren Papali durch und durch.“[11] „Was der Pfarrer zu seufzen hatte, das verseufzte er nur vor seinem Mamali und vor Gott.“[12] „Das Pfarrfrauchen hütete das Mittagsschläfchen ihres (alternden) Papas.“[13] Kinderruf durchs Dorf: „Mama, Mutter, die Erdbeerifrau ist wieder da!“[14] — Mama Eva,[15] Papa Moon[b].[16]

Wie weitreichend also ein bäuerlicher Familienkreis! Seinen numerischen Umfang zeigt uns ein erster Blick auf die Photographie eines Mittagstisches (s. Abb.), seine ethische Bedeutung allerdings bloß der erfahrne Tiefblick des Gesellschaftskundigen. Denn auch die Sprache redet wenig davon, wie viel Sinn für wirkliches und schönes Familienleben gerade im Emmenthal[17] zu finden ist. Keine Redeblume kennzeichnet den Hausvater, der den Abend im Familienkreise zubringt und wenigstens noch vor dem Schlafengehen sich den Dienstboten zeigt, keine Redensart die Sorge und Angst um ein ungewöhnlich lang ausbleibendes Familienglied. (Vgl. Gotthelfs Gattin an ihren studierenden Sohn: Chum hei[m], we d' witt, aber gäb d' i's Bett geist, chumm mer no cho guet Nacht säge!) Auch die allumfassende mütterliche Sorge, die sich bis auf den Güterbuben[18] ausdehnen kann, hüllt sich in würdevolles Schweigen. Selbst von persönlichen Großtaten erzählt unsere Sprache nicht in der Art, wie etwa die französische Heldensage z. B. in „Ronceval“ (dem bis zu uns gedrungenen Rünzivall, soviel wie Klemme, verhängnisvolle Lage) den „Klein Roland“ verewigt hat. Höchstens einige karge und trockene Zahlen und Namen vorn in der Familienbibel können Nachgeborne mahnen, „an der Familiengeschichte aufzuwachsen, wie am Spalier der edle Fruchtbaum“,[19] zugleich aber vor egoistisch verbohrter „Familiensucht“[20] wie vor einem unsichtbar verheerenden Hausschwamm sich zu fürchten.

Wir haben in Vorstehendem den Familienkreis als identisch mit der täglichen bäuerlichen Tischgenossenschaft behandelt. Bei Gelegenheiten aber wie an Tauf- und andern Familienfesten erweitert sich der Kreis derart, daß zugleich an ihm die ganze Tragweite des Verwandtschafts-Begriffs zur Veranschaulichung gelangt. Verwandte hat begreiflich auch bei uns der arme Schlucker bei all seiner Bravheit nur wenige; wie viele zählt dagegen der gesellschaftlich Hochstehende! Bei genauem Nachrechnen sind Die und Die o no chlii z'säme verwandt, wenigstens (wie das spöttische Bild hierüber lautet) i de Zeejjen usse. Si si[nd]

[9] AB. 2, 243. [10] AB. 1, 351. [11] 2, 71 (herrlich!) [12] 2, 234. [13] 1, 350. [14] EbW. 261. [15] BSp. 354. [16] Ebd. [17] Schweizer (1704). [18] GG. 3. 160. [19] GG. 3, 109; Ztgst. 1, 119. [20] GG. 2, 98.

z'säme z'andere Chinde, sind g'schwisterti Ofehüsli (s. „Haus und Hof"), wenn sie scho chlii wit usse von Geschwistern stammen. Sonst hat für Art und Grad der Verwandtschaft unsere Mundart, außer der so elastischen Bezeichnung „Vetter" und „Base" keine Ausdrücke. Mit unserm Hofsystem vertragen sich nicht einmal die inc-hov-un oder „-iken" (individuelle Gründungen), geschweige die -ing-un (March- oder Sippen-Niederlassungen[21] der Ebene); das alte Wort „Mage" aber für „Sippe" (vgl. S. 371) besteht bloß noch in den auf „Magen" übergedeuteten[21a] Schelteformen: du Saumäge! (Sau!) du Chuemage! (Kuh!)

Gleichwohl ist unsere Sprache nicht um Auskunftsmittel verlegen, wenn es gelegentlich eine genaue Bezeichnung eigener oder fremder Verwandtschaft gilt. Einer zweibeinigen Genealogie wie dem geschwätzigen Müssiggänger Haagpeter macht es wenig Mühe, festzustellen, daß irgend ein Dorfgenosse, z. B. „dem Wäber si'r Steufschwester ihre Maa"[22] „Gyger Ruedis Mueters Halbschwesters Suhn siig",[23] und Dorfbasen haben sich für einmal nichts Wichtigeres zu offenbaren, als „daß Chlausli-Jöre-Joggis-Samis-Sami wieder zu Kreuzertrini's Tochter gehe."[24]

Mann und Frau, Bauer und Bäuerin.

„'s Amt Trachselwald het urchig's Holz, u Manne stierestarch u stolz." Dieser der Trachselwalder Wappentanne durch Wilhelm Spieß gewidmete Spruch in dem durch Münger erneuerten Berner Kornhauskeller kann füglich aus dem Geist jener großen Stelle bei Gotthelf heraus gedichtet sein: „Drei Dinge dürfen „Mannen" nicht fehlen: ein weiser Rat, ein festes Wort und saubere Finger. Ohne andern Titel bilden solche „Mannen" eine große unsichtbare Macht, sie sind die Felsen am Meeresstrand. Die Mannen machen einfach durch ihre Persönlichkeit den Dorfgeist, machen Zucht und Ordnung. Sie sind die Volksratsherren, zu welchen Witwen und Waisen, zu welchen alle Bedrängten und Ratlosen zu Rate gehen."[1]

Aus dieser Idee des Mannes heraus, welche in dem ganz eigenen Worte sich spiegelt: d'Manne hei gseit ...,[2] ist vor allem der Vertrauensmann in öffentlichen und privaten Angelegenheiten gedacht. Zunächst also die Staatsmänner, denen Gotthelf satyrisch die „Staatsleute"[3] und in Wahlangelegenheiten die „Panduren"[4] entgegensetzt; die Manne[5] als Gmeinsmanne;[6] Manne als offizielle Schulexamen-

[21] Gfd. 42, 196. [21a] vgl. schwz. Id. 4, 100. [22] MW. 2J. 134. [23] Ebd. 190. [24] BSp. 395.

[1] Käthi 278 f; vgl. Ztgst. 2, 160. [2] Ebd. [3] Ztgst. 1, 94. [4] Böhneler 215. [5] BSp. 67. [6] Ztgst. 1, 14.

Besucher;[7] die „Gerichtsmannen“;[8] die Anschicksmänner (er het ịhm Manne g'schickt,[9] nämlich zur „Ụụsmachete“); die Manne als Rechtsbeistände.[10] In solchem Sinne versteht sich die „mannliche Offenheit“,[11] das „mannliche“ Auftreten.[12] Ebenso ist der derb drollige Satz: „selbiger Doktor gab die Tränker mannhaft“[13] — ganz aus dem Geiste des Dialekts heraus gedacht, wenn ihm auch nicht geläufig.

„Ummannen“[14] aber (von umringenden Angreifern gesagt, vgl. „übermannen“) knüpft an die körperliche und intellektuelle Vollkraft an, die dem Maa auf der Höhe seines Lebens eigen ist. Tritt dazu die Idee moralischer und sozialer Vollkraft, welche wir in den „ganzen Mann“ hineinschauen, so spiegelt die Sprache dies ab, indem sie z. B. den „Staats-“, den „Schul-“, den „Kirchenmann“ als vollwichtigen Vertreter eines großen und weittragenden Wirkungskreises hinstellt.

Wie bald aber ermüdet dieselbe Sprache gleichsam auf solcher Höhe! Sie tut es im nämlichen Maße, wie sie den „Mann“ als Vertreter auch eines gewöhnlichen Erwerbszweiges zum „-mẹ“ verflachen läßt.[15]

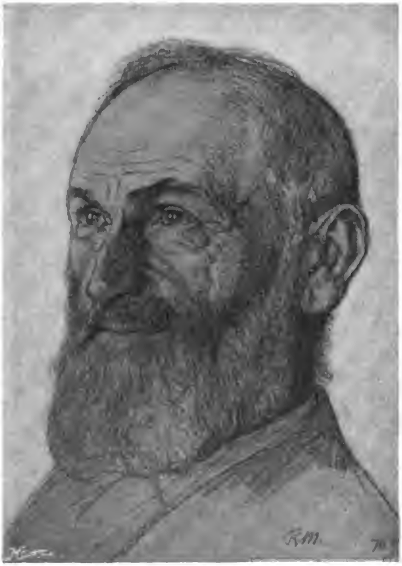
Daher auch mehrere hier einschlägige Burgergeschlechtsnamen wie Wịịmmẹ = Weinmann (Wuḷḷe-Wiimme's); Ledermann; der Wirt Leonhard Glanzmann in Rahnflüh, als Bauernführer enthauptet 8. Juni 1653; heute: Glanzmẹ; das Saḷzmehuus.

Wenn dem „Landmann“ als Synomym ein „Bauersmann“ zur Seite gestellt wird, so zeigt dies, wie auf diesem Wege „Mann“ allmählich sogar als gedankenloses Analogon und schließlich als bloßes Wortfüllsel sich anfügen kann: Vettermaa[16] und dgl.

Wenn hinwieder eine Frau ihren Ehemann, der sich einmal unglücklich als Markteinkäufer aufgespielt hat, mit dem Spott überschüttet: du bist e ganze Määritmaa![17] so zeigt eine solche Gegenüberstellung gegen die Määritfrau (das Marktweib) den Weg, auf welchem „Maa“ zu der ganz spezifischen Bedeutung „Ehemann“ vordringen konnte. „Määritfrau“ ist eine aus gewohnten Verhältnissen natürlich erwachsene Bezeichnung; das ad hoc erfundene „Määritmaa“ dagegen stellt den unglücklichen Einkäufer in seiner ganzen komisch unpassenden Situation hin und stellt dagegen (als „Argument aus dem Gegensatz“) den Mann an seinen richtigen Ort: als Vertreter der Familie vor der Öffentlichkeit, als Träger ihres Namens, verantwortlich für ihren Wohlstand und ihre Achtung.[18] Drum gibt es kaum einen edlern Stolz und

[7] SchM. 2, 33. [8] Ebd. 2, 102 Hs*. [9] Vgl. Käs. 229. [10] Geldst. 14. [11] An AB. 85. [12] BSp. 199. [13] Heiri 40. [14] Ger. Tw. (1788). [15] Auf gleichem Wege also, wie „Man“ zum unbestimmt pronominalen me, mi (seit me, mi seit) und nach einleuchtendster Deutung frz. l'homme zu l'on, on verflacht ist. [16] UK. 144. [17] Rschwander 155. [18] Kurt 149.

ein gehobeneres Vibrieren der Stimme, als wenn eine rechte Frau vor der Welt sagt: mi Maa. — Allerdings, wenn ein Weib behauptet: „mi Maa wott's, mi Maa het's g'seit, mi Maa het bisohle..., so kann man darauf zählen, daß unter hunderten wenigstens sechzig Mal die Frau dahinter steckt.“ [19] Dafür aber, „wenn ein Weib dem Mann im Hause des Tages schon hundertmal Löhl sagt, so will sie doch außer dem Hause eitel auf ihn sein, und keiner soll ihm ins Licht stehen“.[20] Und gerade Frauen wie Mädeli, die „nicht meinen, die Manneⁿ seien nur für sie da“,[21] beweisen eben mit durch die Anwendung dieser ungewohnteren, drum gehobenen und solennen Mehrzahlform,[22] daß die Stellung ihres Mannes vor der Welt ihr einziger Stolz ist.



Ein Großrat.

Der Gefühlswert dieser Zahlform „Manneⁿ“ liegt einigermaßen auch im Verb manne: einen Eheherrn heiraten und damit in eine Lebensstellung gelangen, die einer höher veranlagten Frauenseele in der Regel gemäß und bekömmlich ist.

In merkwürdiger Weise dagegen hat sich die Bedeutung von „Weib“ gewandelt. Noch in David Friedrich Strauß' feiner Unterscheidung von „Weib, Frau, Gemahlin“ steht das erste durch hingebende und tätige Liebe und Treue weit voran. Und dem entspricht Gotthelfs Weib als des Mannes seelengroße Stütze bei Geistesschwäche[23] und Leibesübel,[24]

[19] SchM. 2, 182. [20] Ebd. 1, 272. [21] Ebd. 2, 129 nach Hsᵃ. [22] die sich von der gewöhnlichen Form „Männer“ (1848) bedeutsam abhebt. [23] Ztgst. 2, 4. [24] UP. 365 f.

als der Familie allerorten unersetzlicher guter Hausgeist,[25] und damit als des Hauses Hohepriesterin[26] — nahekommend dem altgermanischen Begriff des Weibes, dem nach Tacitus „etwas unsagbar Geweihtes und Seherisches“ innewohnt.[27]

Allein bei demselben Gotthelf fehlen auch die Weiber nicht, deren Worte,[27a] deren Vorsicht[28] und deren Vertrauenswürdigkeit[29] auf sehr niedrigen Kurs zurücksinken können. Bezeichnenderweise redet er so von ihnen in der neuern herabsetzenden Mehrzahl Wịịber,[30] welche uns nicht nur einzig verblieben ist, sondern ihren Gefühlswert auch auf die Einzahl Wịịb hinübergetragen hat.

Darum auch vermeidet die Mundart es, von der Ehefrau als „Wịịb“ zu reden, wie dagegen noch der Oberländer es tut,[31] und wie es noch aus unserm Zeitwort wịịbe (eine Frau heiraten) durchsticht. Wir sagen für „Ehefrau“ kurzweg Frau,[32] ohne daß dabei der ursprüngliche hohe Sinn dieses Titels (soviel wie „Herrin“)[33] noch lebendig bliebe. Wenn daher von einer Herreⁿfrau[34] die Rede ist, so steckt in dieser Bezeichnung einer vornehmen Dame (ob verheiratet oder nicht) nur etymologisch, nicht begrifflich eine Tautologie. Der Beweis liegt darin, daß wir mit ungefähr der nämlichen Schätzung, wie man früher von „Käs- und Kabisweibern“[35] oder von Schwummfraueli (Feilträgerin von Zunder) redete, heute auch die Weggefrau usw. benennen. Wie mit solchen Bezeichnungen persönliche Hochachtung verbunden sein kann, lehrt Gotthelfs Ärdbeerifrau.[36] Im Worte „Frau“ liegt sie nicht; das lehrt schon die Mehrzahl Weggewịịber usw., entsprechend den „Zimmerleuten“ als Mehrzahl von „Zimmermann“ und dgl.

Wie hier, begleiten sich „Mann“ und „Frau“ streckenweise auch in ihren mannigfach abgestuften Verkleinerungsformen. Zunächst fehlt bei beiden die umgelautete Form. (Männli und Wịịbli = Männchen und Weibchen, bei Rebmann (1605): „Mann und Fräwlin“[37] haben bloß zoologische Geltung.) Aber der gewöhnlichsten Verkleinerungsform Fraueli entspricht Mandeli (mit ständigem Einschub d) bloß in spassiger Zusammenstellung (Manndeli Fraueli Hochzit haa, aḷḷi Jahr es Schöppeli haa). Sonst ist nur Manndli mit fakul-

[25] Schuldb. 335. [26] Lisabethli 304. [27] Sanctum aliquid et providum Germ. 8 (ed. Schwyzer). [27a] Ztgst. 2, 4; Segen 80. [28] SchM. 1, 34. [29] AB. 2, 89. [30] Die ältere lautete wie die Einzahl, wie für uns noch bei „Chind“. [31] indem ihm das Wiib, Wiibli und Fraueli (in durchaus respektierlichem Sinne) ungefähr gleichviel gelten. [32] 1528 liturgisch: „mitgesellin“ (Taufb. 20); „gspons“ (ebd.), „gsponß und gmahel“ (21). [33] Ahd. frouwa stellt sich zu „Frohn“ („Herr“) wie frz. dame, it. donna usw. aus lat. domina zu dominus. [34] EbM. 256. [35] Amtsr. 68. [36] EbM. 257. 261. [37] 123.

tativer Mehrzahl: Manndleni („Mannleni„),[39] geläufig. In „Fraueli" und „Manndli" liegt natürlich zunächst der neutrale Begriff körperlicher Kleinheit, der sich durch entsprechende Beifügungen noch verstärken läßt. Allein von unsern zahlreichen Belegen ist keiner, der nicht dieses „klein" durch den Nebenbegriff „schmächtig", „gering" [40] abtönte und zu „arm",[41] „schüchtern",[41a] furchtsam,[42] Mitleid erregend[43] weiterführte. Hier zweigen sich die Begriffe ab. Der eine Zweig führt über das wenig geachtete Schwummfraueli und dgl. zum verachteteten Chüdermanndli,[44] zum Lumpemanndli,[45] zum böse Tüüfelsfraueli. Kosend aber kann anderseits mis Manndli ein uns ans Herz gewachsener freundlicher Gewährsmann heißen,[46] und 's Manndli macht (in drastischer Übertragung des sich aufrichtenden Bären oder Pudels),[47] wer sich zu einer anerkennenswerten Mannestat aufrafft. Zwischen beiden Etappen bewegt sich das mit Vorbehalten [48] in seinen Vorzügen anerkannte [49] Fraueli als Ehefrau eines andern. So hatte der Besenbinder [50] „gerade ein Fraueli, wie es für ihn paßte: ein demütiges, arbeitsames, genügsames Fraueli"; und „ein freines Fraueli" will Vreneli dem Ueli sein, wenn dieser ein Mann ist, wie sich's gehört.[51] Ganz besonders aber eignet „Fraueli" der traulichen, kosenden, neckenden, schäkernden Umgangsart des Ehemannes,[52] wie dieser auch wieder in lieblichster Weise bald ein Anerbieten,[53] bald einen Trost,[54] bald eine teilnahmsvolle Erkundigung,[55] bald eine sanfte Mahnung [56] unter der Anrede Manndli, liebs Manndli zu hören bekommt.



Landwirt und Weinhändler.

[39] „Ein alt Männlein" (Erbv. 24) bleibt vereinzelt. [40] Ball 11; BSp. 378 uö. [41] SchM. 2, 306. [41a] Müll. LK. 31; Arm. 214; Wass. 63. [42] Beitr. 49. [43] BSp. 378. [44] UK. 207. [45] Geldst. 321. [46] UP. 335. [47] BwM. 136. [48] Vgl. faire le beau. [49] MW. 2J. 199. [50] Ebd. 225. [51] 361. [52] UK. 421. [53] AB. 2, 245; SchM. 2, 217 f. [53] Ebd. 2, 51. [54] Ebd. 151. [55] Ebd. 322. [56] Ebd. 128 418; AB. 1, 63.

Hieran schließen sich: e hübsche^{r}, gäbige^{r} (im Umgang angenehmer) Mändḷ,[57] das liebenswürdige Mantschi,[58] und das „Männerchen",[59] als kleiner Gernegroß. — Burschikos klingt das an den Stamm „man" gehängte o, welches als italienische Endung (wie in den Hundenamen „Nero" = der Schwarze, „Belo", Bello = der Schöne) oder aber als Nussilbe aufgefaßt werden kann und in letzterm Fall aus dem Vokativ in den Nominativ vordrang. „Losit, Mano, dir sit e Tonnerš Naar!"[60] „Auch noch als dürr und zäh gewordener Mano ist der Berner Küher ein appetitlicher Kerli."[61] — Das ist e rächte^{r} Mänḷ! Dä het sis Mäneli gstellt!

Im Worte „Mann" liegt an sich nichts, was seine Beschränkung auf das männliche Geschlecht rechtfertigte. Wir sehen dies noch an dem verallgemeinernden Fürwort „man" = me̥ (enklitisch) und mị (proklitisch); ebenso an dem zählenden „n-ie-man-d" = niemmer, aus „jemand" (öpper). Es waren bekannte soziale Gründe, die erst an der substantivierten Adjektivbildung „Mensch" auch das weibliche Geschlecht teilnehmen ließen. Allein auch hiefür setzen wir nun ausschließlich das männliche Geschlecht: der Möntsch. Das Mhd. jedoch setzte daneben gleichbedeutend „das" mensche,[62] und noch Gotthelfs Mädi rühmt sich selbst unbefangen als „es brav's,[63] es g'setzt's Möntsch",[64] wie auch ein „Wochenmöntsch" im „Weltschland" dem hübschen Vreneli auffallend ähnlich gewesen sei.[65] Diese allmähliche Beschränkung auf herrschaftslose Aushülfs-Mädchen (vgl. „eine Masse von Menschen und Damen")[66] war allerdings geeignet, den Begriff so zu färben, wie wir ihn jetzt nur noch als das „dumme",[67] das „schamlose",[68] das „Betel-Mensch" (1764)[69] kennen und durch die herabsetzende Pluralform Möntscher[70] von der sonstigen schwachen Biegung abheben. — Dagegen hat möntschele^{n}[71] einen höhern Gefühlswert als schriftdeutsches „menscheln": Mit dem Gelde großtun, „menschelet nicht, das ist kalberochtig."

Mit dem absteigenden Begriffsgang von „Mann" kreuzt sich der aufsteigende von „Kerl". Der urgermanische Karla, Kerla war ebenfalls ein „Mann", aber ein verschätzter, unterdrückter, geknechteter.[72] Wie nun ein solcher gerne aus dem „Schalk" in alter Bedeutung (Knecht) ein solcher im neuen Sinne („Schalksknecht") wird, so haben wir es noch heute mit einem „schlechten",[73] „groben",[74] „lustigen",[75] einem Lumpen-

---

[57] Müll. HK. 37 57. [58] Rschwander Alp. 71 73. [59] SchM. 2, 431. [60] Gf. SB. [61] Rschwander Alp. 71 73; vgl. MW. Mg. 275. [62] Mhd. WB. 2, 49. [63] AB. 1, 473. [64] Ebd. 1, 96; vgl. Käs. 386. [65] UK. 195; vgl. Christen 181. [66] Arm. 209. [67] AB. 1, 47. [68] SchM. 2, 97; MW. Anna 211. [69] Pfr.-Ber. 164. [70] Ztgst. 1, 79. [71] Christen 200. [72] Das finnische Lehnwort Karilas bedeutet „alter Mann"; altengl. tscheorl = Unfreier; vgl. Kluge[5] 192. [73] SchM. 2, 55. [74] Barthli 38. [75] Dursli 210.

Kärli[76] zu tun. Zu allem Zorn über seine Streiche lacht der Kärli nur.[77] „Ist aber gutes Holz an ihm, so gibt er noch einen Kärli ab“:[78] e ganzer,[79] e braver,[80] e gueter Kärli,[81] dazu „einen muntern, lustigen“,[82] auch einen „hübschen und witzigen Kärli“,[83] überhaupt en andere Kärli als die große Mehrzahl (der Päsel) der in der Welt Herumlaufenden. „Es mues en andre Kärli sii“, der mein Blümchen brechen darf.[84] „Ja, Buben, ihr gebt andere Kerlisse, als ich bin!“ ruft ein tüchtiger Vater seinen mit großen Opfern geschulten Söhnen zu.[85] — Bis zum mhd. Karl im Sinn von Geliebter, Bräutigam, Ehemann reicht dagegen unser Kärli nicht. Die Form spaltete sich vielmehr als Taufname ab: Karl = Käri, Karli (dies jetzt Kosename, früher aber gewohnte Nennform: „Kaiser Karlis“ (V.) Halsgerichtsordnung);[86] Karli Moser,[87] Käreli,[88] Käreli, Karlǖdi[89] = Karl Ludwig. Dazu Károline, Kárline, Karlini, Lina, Line, Lini, Lineli, d'Linele.



Ober-Emmenthaler.

„Mein lieber Mann und Ehewirt!“ redet Schillers Stauffacherin ihren Gemahl an und zeigt damit den Weg zum heute ausschließlichen Bewirter des Gasts im öffentlichen Gasthaus. Früher bedurfte es auch für den Landwirt nur dieses einfachen Wirt[90] = Verwalter, welcher Sinn wohl auch im Genitiv Wirz (d. h. Sohn des Wirt) als einem in Lützelflüh aus Obwalden eingebürgerten Geschlecht stecken wird.

Der bei uns einzig geläufige Titel des Landwirts ist Pu̥u̥r. Und zwar behält das Wort in dieser Bedeutung, die sich von der des „rusticus“, des „paysan“ schon äußerlich durch die starke Einzahl-Biegung abhebt,[91] noch ungeschwächt seinen vollen guten Klang. Anderwärts darf,

---

[76] Barthli 24. [77] Joggeli 28. [78] UK. 94. [79] An AB. 71 uö. [80] SchM. 1, 378. [81] Beitr. 68. [81] An AB. 68. [82] Dursli 210. [83] Kuhn („Han a men Ort“); verschlimmbessert: „Bursch“. [84] Berner 246. [85] Ball 68. [86] Ger. Tw. (1790). [87] Burri II. [88] Alte Gesch. 269. [90] Ök. fol. 15. [91] Im Widerspruch z. B. mit Frei-Schnorf [14]15 deklinieren also auch wir konsequent in diesem Buch: der Bauer, des Bauers, dem Bauer, den Bauer, die Bauern.

nach einem Kalenderwitz, nur noch der Großvater „Puur“ heißen; der Vater ist „Wirtschaftsbesitzer“, der Herr Sohn ein „Ökonom“. So haben die Zeitläufte das Wort hier geadelt, dort in seinem alten Wert oder Unwert belassen. An mhd. bûwen = 1. wohnen, bewohnen, 2. das Feld bestellen, 3. bauen, schloß sich sowohl der bûr als der gebûre, später auch der gebûr i. S. v. „Bauer“ im Gegensatze zu: der herre.[92] So lautet auch noch bei uns die Reihenfolge im Orakel aus den Wucherblumenblättern oder aus den Rockknöpfen über die eigene Zukunft: Heer, Puur, Diener, Tawner, Bättler, Schelm.[93] Also doch zunächst dem „Herrn“, obwohl in weiter Distanz von ihm. Das beweisen schon alte Scheltworte wie „gross gebûre“ (dicker Kerl), vilz-gebûre (Bauer, der Filz trägt) und unsere modernen Puretötsch,[94] Puretrüssel,[95] vgl. auch Pureflegel,[96] den Puregruuser. Dazu liefert die Bauernschaft selber Beiträge im bemitleidenden Geißepüürli oder Geißepuur,[97] oder in der bitterspöttischen Selbstverhöhnung Rüggewehpüürli,[98] womit ein schwer belasteter Schuldenbauer das Kreuz seines Berufes drastisch zeichnet. Wie sehr hebt sich auch das Püürli für sich allein und das „düür, zääch Puremanndli“,[99] das auf dem Markt Erdäpfel feil hält, vom flotten Puresuhn,[100] von der selbstbewußten Puretochter[1] ab!



Bannwart (67-jährig).

[92] Mhd. WB. 1, 290 f. [93] Vgl. bûr aaO. [94] SchM. 1, 292. [95] GG. 3, 99. [96] BwM. 123. [97] Christen 173. [98] Gf. SF. 1902, 213. [99] Aschwander 151. [100] SchM. 1, 220. [1] Ztgst. 1, 180; Besuch 160.

Dem gegenüber steckt in der Bildung „Bauersame",[2] Puursami (das a noch nicht zu ḁ reduziert wie z. B. in Nööchtsḁmi = Nachbarschaft) der Keim eines starken Solidaritätsgefühls, das in der heutigen bäuerlichen Literatur so sorglich gepflegt wird.

Der Wertungsabstand, der die Bezeichnung des Bauers und des Bauern auseinanderhält, macht sich auch geltend in der Unterscheidung zwischen „bäuerlich" und „bäurisch" (vgl. „kindlich" neben „kindisch", „weiblich" neben „weibisch"). Die ältere Sprache freilich und unsere Mundart kennen den Unterschied nicht. Dasselbe mhd. „büürisch" u. „gebüürisch"[3], das beiderlei Sinn enthält, steckt in unserm ganz spezifischen püür'sch (d. h. in bäuerliche Frauentracht gekleidet), gegenüber stettlig (städtischgekleidet). Dies kann allerdings auf zweierlei gehen: das anspruchlose Alltagsgewand im Gegensatze zum eleganten Städterinnen-Anzug,[4] und das gegenteils sehr kostbare Feierkleid, in welchem Frau wie Tochter nur bei seltener Gelegenheit püür'sch dahar chunt. (Vgl. S. 416 unter „Gewand".)



Rein-Chrigi (geb. 1838).

Zum Substantiv „Puur" zurückkehrend, vergegenwärtigen wir uns seine Vielseitigkeit in folgenden Gegenüberstellungen.

Puur und Noochpụụr, Nochbụụr,[5] die Nochbụ̈ụ̈ri. Im Mhd.

[2] Vgl. BSp. 162 296; SchM. 1, 341; Käthi 165 Hs. [3] Mhd. WB. aao; wir setzen üü statt iu. [4] MWB. 2Z. 94. [5] „Der Nachbawr" (Rebmann 19), wie „der bawres Man" (ebd. Vorrede).

genügte hiefür schon stark flektiertes gebûr, woneben man allerdings nachgebûr und nachgebûre sagte, eine Doppelbiegung, die sich in unsern Genitiven „des Nachbars" und „des Nachbarn" reflektiert. Als wesentlichste Vorsilbe zu bûr galt also dieses ge- im Sinne unseres „mit", „zusammen". Unsere Sprache hat es aufgegeben (denn eine Herleitung von „Puur" neben „Buur" aus assimiliertem ge- lassen unsere lokalen



Der Gemeinde-Kassier.

Lautgesetze nicht zu). Dafür verlegte sie den Nachdruck auf das „nahe", sowie auf das volltönend erhaltene u̥u̥ und ü̥ü̥. Die Kürzung Noochbe̥r (vgl. zürcherisches „nöörchberle", d. h. vertrauten Umgang pflegen) ist in andern Landesteilen heimischer, wie sie denn auch im Schriftdeutschen zu „Nachbar" aufgestutzt worden ist. Im Gegensatze dazu ist interessant zu beobachten, wie der konservative Zug der Emmenthaler-Mundart sich auch in den konsequenten Schreibungen „meine Nachbauren",[6]

[6] Ger. Tw. (1789).

„Nachbäurin",[7] „Nachbürin",[8] „Nachbüri",[9] „nachbürliche Freundschaft"[10] wiederspiegelt. — Den unaussprechlichen Wert der letztern weiß man in zwiefachem Maße grade auf unsern zerstreuten Einzelhöfen zu schätzen, und auch wir kennen die unheimliche Trilogie: e böse Noochbuur, es bös's Tach un e bösi Frau. Wir persiflieren die gelegentliche Zweifelhaftigkeit nachbarlicher Freundschaft in dem „Hudeltrost" bei erlittenem Hagelschlag: es het doch emel dem Noochbuur o g'haglet. Ein Gotthelf aber erlustigt sich in boshafter und gleichwohl anerkennender Weise am Beobachten eines „dicken alten Weibes", das bei schwerer Feldarbeit pịịstet u päärstet, „nur um der Nachbürin zu zeigen, es sei nit so ne fụle Hung",[11] und „schamrot wird bis weit an den Rücken hinunter, wenn eine Nachbürin schöneren Kabis und fettere Schweine hat."[12]



„Lidig", geb. 1876 (vgl. S. 552).

Eine weitere Bezeichnung Puur oder allenfalls Stockpụụr[13] bedeutet den Lehensherrn, der sein Gut in Pacht gegeben, einem Lähemạ anvertraut hat und vielleicht neben ihm im Wohnstock den Lebensabend zubringt.[14] Puur oder Huspuur heißt ebenso der Vermieter eines Häuschens mit oder ohne Umschwung an den G'hụ̈sme und dessen Familie: d' Huslüt.[15] (Siehe „Behausung".) Auch der Täwner oder „Tag-wan-er", welcher auf den „Gewinn" seiner „Tag"-Löhne sich angewiesen sieht, nennt seinen Arbeitgeber, bei dem er vielfach zur Miete wohnt, der Puur. In solchem Doppelverhältnis stellt sich ein Taglöhner bisweilen besser als ein Schuldenbäuerlein, und es

---

[7] UK. 151 uö. [8] BSp. 133 uö. [9] SchM. 1, 109. [10] BwM. 165. [11] BSp. 133. [12] SchM. 1, 251 Hs[a]. [13] BSp. 112. [14] Ebd; UP. [15] Ebd. 93.

ist auch schon ein Glück gewesen, daß aus dem Tawner nicht ein Bauer wurde.[16] Wie denn auch Gotthelfs Freund, der Großrat Flueachersepp, in seiner bescheidenen Stellung: „so gleichsam nur es chliis Büürli, nid viil meh weder e Tawner",[17] sich ganz behaglich fühlte.

Auch Bauernknecht und Bauernmagd nennen ihre Herrschaft der Puur und d' Püüri. Hier denn auch wie nirgends tritt die Ebenbürtigkeit beider zutage. Denn zo mene rächte Purehof ghört e rächti Püüri. Fehlt diese, „so haben Bauer und Hof den Glanz verloren."[18] „So eine rechte Bäuerin mit offenem Herzen und offener Hand, klarem Verstande, festem Willen und Übung in allen Dingen ist eine wahre Majestät",[19] „hat mehr zu bedeuten als ein Landvogt."[20] Sie „ist die Sonnseite des Bauernlebens", aber mehr noch: „die Mittlerin des Hauses zwischen Gott und Menschen, die sichtbare Vorsehung in allen leiblichen Dingen."[21] Dies besonders, wenn, wie bei dem unvergleichlich schön gezeichneten Änneli in „Geld und Geist", die Innerlichkeit und Tiefe der Gebirgsbewohner und der allem Seelenadel eigene kindliche Zug[22] die praktische Tüchtigkeit und ausharrende Tatkraft begleiten. Wenn anderseits das „feurige Gemüt, die energische Seele und der weite Blick" einer Lisi im „Zeitgeist" im richtigen Verhältnis einer Mitregentin[23] sich halten und vor Übergriffen in das Machtbereich des ebenfalls tüchtigen Gatten sich sorglich hüten. Wenn die schöne junge Braut Annemareili „mit einer Art Beklemmung" die Größe der Aufgabe ermißt, Bäuerin zu sein.[24] Wenn eine solche weiß, daß si daheimen am schönsten ist.[25] Wenn sie einerseits das ominöse „Was säge d' Lüt?" nicht zur obersten Regel ihres Handelns macht,[26] anderseits nicht durch hochmütiges[27] und protziges[28] Gehaben, noch weniger durch Duldung von Klatschereien die Kritik herausfordert. Vorbild ist in diesen Dingen das „zur Bäuerin abgerundete"[29] Vreneli.

Hinwieder haben wir zumal am Bodenbauer im „Uli" und am Ankenbenz im „Zeitgeist" „zwei treffliche Typen des tüchtigen, ehrenhaften, arbeitsamen, klugen und gesetzten Bauers."[30] Voll zäher Arbeitskraft und -Lust haben sie vor ihren Leuten nichts voraus, als daß sie buchstäblich und bildlich vormääjje, d' Last am schwereren Ort nää, am Morge die erste uz'Abe die letzte sii,[31] wi d' Hase mit offeten Auge schlaaffe.[32] Derbii wüsse si alls aaz'cheere, allem e gueti Gattig z'gää.[33] Fern von Sentimentalität, sind sie

[16] Vgl. Arm. 136. [17] An AB. 106; Ammann JG., 5. [18] Amtsr. 63; Schuldb. 8. [19] Michel 189; vgl. UP. 223. [20] Michel 210. [21] GG. 1, 51. [22] Vgl. Manuel 257. [23] Ebd. 256. [24] GG. 3, 15; vgl. 2, 59 f. [25] Ztgst. 1, 8. [26] Käs. 439. [27] Schuldb. 294. [28] Erbv. 101. [29] UP. 265. [30] Manuel 254. [31] Ztgst. 1, 4. [32] Land 24; Käs. 407. Eine Wahrheit, die sich Tag um Tag vor unsern Augen bestätigt. [33] Ztgst. 2, 7.

dagegen von strengem Rechtsgefühl beseelt. Der richtige[34] Bauer wott nüüt Ung'rächts, aber er wott si Sach.[35] Drum ist er in Geschäftsangelegenheiten ein ebenso gewandter wie unerbittlicher Rechner. Das ist er schon seiner Standesehre schuldig. Man muß einen Bauer gehört haben, wie scharf und findig er selbst in einem Handel um stehenden Wald mit der Dicke eines Stammes in der und der Höhe über und unter der Rinde rechnet — im selben Augenblick, wo er fremde Gäste aufs freigebigste bewirtet. Und dies ohne Ansehen der Person. Mit scharfem und geschultem Auge untersucht Sime Sämelis Sämeli alle Geldrollen, in welche der Ammann als säumiger Zahler ungangbare Münzen einzuschwärzen versucht hatte, und der Bauernsohn weiß genau, daß er nur durch schonungsloses Dringen auf strenges Einhalten aller Verbindlichkeiten selbst seiner Zukünftigen gegenüber Respekt erwirbt und Ehre einlegt.[36] Denn er ist ein selbstbewußter Mann, und gerade in seiner halblinige Chutte tritt er auf als Einer, „der dem Boden wohl trauet.“[37]



Aus Obergoldbach.

So ist's der Bauer, der den Hof gut oder schlecht macht.[38] Nicht bloß dadurch, daß er Großtuerei und schlappes Wesen meidet, sondern ebensosehr damit, daß er in seiner Wissenschaft sich gründlich auskennt. Denn die Zeiten sind vorbei, wo ein zu jedem andern Beruf Untauglicher doch öppe no ne Puur git; und zum püre („bauern“)[39] braucht's immerhin noch etwas mehr als Geld.

Drum ist es sowohl dem jahrhundertelangen harten und schweren Kampf mit der Scholle, als dem eben so lange angesammelten Wissensschatz

[34] Vor ungehöriger Idealisierung bewahren einen einzelne unanmutige Erfahrungen. [35] Vgl. Bitt. Th. 36. [36] Land 61 f. [37] Schuldb. 3. [38] Segen 81; Sintram 32; Schuldb. 38. [39] UK. 276 318; Michel 297; SchM. 1, 389; Widm. 105.

und nicht zuletzt doch auch vielen glücklichen Fügungen zu danken, daß manchenorts im Emmenthal schwääri Pure ebenso unumschränkt herrschen wie russische Große und ungarische Edle.[40] Wenn aber, nach geflügeltem Wort, gerade in Lützelflüh „die Barone des Emmenthals"



Der Polizeier.

zu suchen sind, während eine benachbarte Gemeinde, wo ebenfalls Millionäre hausen, 's Pure-Näst genannt wird, so sind das allerdings, auch nach dem eigenen Gefühl und Urteil der Betreffenden selbst, noch lange keine Ruhmestitel. Andere haben auch gearbeitet und entbehrt, und wie der

[40] Nschwander 9.

Bauer nur „durch Verstand und Fleiß des Bodens natürlicher Herr geworden",[41] wird er nur durch dieselben Tugenden es bleiben.

Auch nur solchen Eigenschaften widmete 1588 ein Peter Fry sein Bauernlied, dessen Anfang und Ende wir hier folgen lassen.

Der Edel Buw mann,
vnd ist zu singen im Späten thon.
Getruckt zu Bernn, by Samuel
Apiario. 1558.

Gesang das will ich heben an,
zu lob vnd eere dem Buwmann,
ich mags nit underwegen lan,
der edel Buwmann hat mir guts gethone.

Ich pryß den Buwmann überlut,
die uns den wyn vnd koren buwt,
den böllen rüben vnd das krut,
die Kicher erbsen linsen muß vnd bonen.
Der Buwmann schön vspflantzet alle früchte,
nuß öpfel birnen aller wält genüge,
er meret was der himel hat vmmfangen,
die krüter jung vnd darzu alt,
wiewol es stadt in Gottes gwalt,
der Buwmann land vnd lüt behalt,
wär nit der Bur,
die wält war bald zergangen . . . . . .

Den Buwmann ich baß loben wil,
sin pflegel gibt mir fröuden vil,
ich hört in für all seyten spil,
für luten harpfen orglen klaffenzymmer[42 43] . . .



Bäuerin im sommerlichen Alltagsgewand.

Mutter- und Kinder-Deutsch.[1]

So sprachschöpferisch das Kind dem oberflächlichen Urteil erscheint: den größten Teil seines eigenartigen Sprachbestandes schöpft es aus der Grammatik und dem Lexikon der Erwachsenen, die sich in ihrem Umgang mit den Kleinen mit mehr oder weniger Anpassungsgabe zu ihnen herunterlassen oder in gewissem Maße sich mit ihnen identifizieren. So bildet einen großen Teil unseres „Kinderdeutsch" die Art, wie die Großen, vorab die Mutter, zu den Kleinen sprechen. Wir schütten hier eine ganze Anzahl solcher Ausdrücke[2] fast ohne Glossen nur so in Häufchen aus.

---

[41] Kurt 150. [42] Clavicinium, clavecin = Klavier. [43] RMan (Mitte).

[1] Vgl. dazu Meumann, Professor der Psychologie in Zürich: „Die Sprache des Kindes". Zürich, 1903. [2] Vom Lehrerpaar Gfeller gesammelt.

Kosende Zwiegespräche mit dem girrenden, krähenden, auflachenden, strampelnden Wickelkind: Härzchäferli, Häärzi (Herzchen); Ängeli; Himeḷgüegeli (Marienkäferchen). Mụ̈ụ̈sli, Gụ̈ggmüüseli. Pajjaßli. Schnuụßibueb, Schnüüßeler; Schnöderler, Schnöderli; Schnụ̈ụ̈rseler; Chü̊meler; Ggụ̈ggeler; Gü̊gger (Gimpel); Gụ̈ggerüggụ̈h (Hahn); Gwaagger. Lachbänzli, Lachigade. Chịcheri (vgl. kichern). Gụnschernụ̈geli (gunschere = kirren). Chụ̈deri, (zu chü̊dere). Graasräägeli (kleine Grasmücke). Mụụrmeli. Branzi, Branzeli, Branzibueb, Ääki, Ääkeli, Ääkibueb, Ääkibäse. — Gägeri (gägere: mit erhobenen Beinchen strampeln), Gagerieeḷ (nach veralteten Namen wie Dani-el, Micha-el); Zäbiäk (Strampelmännchen); Wụrmseri; das Porziööndli (porze = purzeln). Himeḷleerchli (singend und emporstrebend). Flattierchatzli.

Bei kleinem Mißgeschick: Mịs arme Zuckerstängeli, Zuckerteili; Schätzibööni; Tschụnggerli, Tschụmerli; Nụnneli; Stümpeli; Trụckli; Pụtzli; Trụ̈deli, chlịịne Fraueli; Schịnụnggeli, Fandụdeli; Chlungtscheli, Chlungeli (peloton); Hüentscheli, Tschäḷpeler, Träppeler; Hụ̈scheli, arms Hụ̈schi!

Dicke Ärmchen „zum Anbeißen", dralle Beinchen und rundes Bäuchlein: Chrụ̈geli, Chrụ̈giböhni, Chrụ̈gelimụ̈geli, Chrụgimụụsi und -mụ̈seli, Chrụ̈gelimụ̈tsch und -mutschli; Bäreli, Tanzbäreli; teiggs Bịreli; Ankebäḷḷeli; Bụ̈merli (Pommerhündchen); Mụ̈tschlitụ̈ụ̈rgg; Trädeli, Trädeli; Sịbedick.

Körperlich zurückgeblieben: Kreatụ̈ụ̈rli, Spitzmụ̈ụ̈seli, Megerli, Megerlig, Megerlimụ̈kki.

's Haaggemanndeli; der Chnụ̈deri, Strumpftöderli, Chrụ̈ụ̈schmụ̈derli; der Drụ̈ụ̈-Määs-Chrüüsch-hööch.

Verschieden behaart: Negerli, Fuchsli, Brụ̈ụ̈ndli, Schü̊meli, Rụ̈beli, Rụ̈bi, Rụ̈bichöpfeli, Strụ̈belimụtzli; Chụ̈derli, Chụ̈derbụ̈tzi, Chụ̈derbäḷḷi, Chụ̈dergägeli, Chụ̈deribueb; Chụ̈tzli, Haaghụụri.

Malversuche auf Holz und Leinwand: Bettbịseler, das Bịsilatorium; Mistjoggeli, Dräckseckli, Dräckhüngeli; das Stinkgaageli, Gụ̈seli; der Saubaarteli, der Strụ̈ụ̈berich. — Sonstwie korrekturbedürftig: Der Seuferlätsch, der Schnụ̈dernäsepịnggeli.

Nach einer Kirschen- oder Beeren-Mahlzeit: Schmiernịggeli, Schmụtzgụ̈ggeli, Schmụ̈sli, Schmosli, Schmoseli, Schmosi, Chöisi, Möisi, Chohḷmöisi.

Am Brunnen, unter der Dachtraufe, in der Regenlache: Chösli und Chösle, Chöseli, Chösi, Chöözi, Chöözeli.

Zur Schlafenszeit: Der Mü̊ggeler, die chlịịnni Uruew; das Treißeli, der Treißeler. Brüelibueb, Brüelimeitli.

Mahlzeit: Büppisuuger und -suugerli, Büppeler; Mämmeler, Milchläärbschli; Süürseler. Ohne Appetit essend: Mäiseler, Müürpfeler, Möffeler, Stoorzemöffeler; bei Heißhunger: es Wölfeli, Fräswölfeli; e Grüüsel.

Wählerisch: Der Schmäderfraas, es Schmäderfrääseli. Schläckmüüli, Schläckibäse, Läckerbase, Läckerbueb, Läcker, Läckerli, Gläcktäschli, Glüstibueb, Glustsack, Glustseckli.

Sonst verwöhnt: Finetteli, Finědeli; Zuckerbüppi, Zuckertitti, Zipperiindli.

Bequem, nicht lebhaft: Der Ofehöck, Stube-, Näst-, Schoos-, Mueter-, Vatter-Höck, Betthöckli. Der Toggi- oder Tuggemüüsler, frei's Schööffli.

Der Kletterer nach der Mutter Schoß: der Chläderi, das Chläderimanndli; der Stägeri, das Stägeri-Grittli; der Chlään (Spechtmeise), das Eihöörndli.

Der Wildfang: Das Gitzi, Gitzeli, Gibiwildeli, wilde Ummeli (Hummel), Suurummeli, Wäspi; der Heuggümper (Heuschrecke), das Haagschlüüfferli (der Zaunkönig); der Bimser, das Bimserli; der Höpperi, Höpperli, der Zwiirbel (Kreisel), das Zwiirbeli, der Hürrlibueb (Brummkreisel); der Hauderidau; der Röli; der Ggöiteri(bueb), Schutzgatter(i), Schwälderi, Schwädli, Fisperi, Hüürschschi, Hüürscheli, der Ruedi (Wildfang; auch von Mädchen gesagt; vgl. ruedele).

Zornmütig: 's Häbchli, 's böös Widerli, 's taub Müneli.

Plappermäulchen: Der Schnäderi, das Schnädergätzi, Plauderchrättli oder -täschli. Das Schnabelgrittli und der Wäschliseppli. Das Stüürmeli und Tampeli.

Vorwitzig: Das Gärnäsi, das Propheetebeeri.

In den ersten Hosen steckend: Der Hösi, Höseler, Pföseler, Hosipfösi. Das Hoseverschriißerli.

Im neuen Kleid: Das Vögi, Summervögeli, Paradiisvögeli, Chüü'givögi (Zaunkönig), das Himelgüegi.

Eitel: Das Hoffertstili, Stölzelimeitschi, Stolzgrindeli.

Sonstige Unarten: Das Sürnibeli, die Ziberligränne; chliis Giftlöffeli; Zwängchöpfli oder -grindeli.

Nach angestellten kleinen Dummheiten: Läligrittli, Chrattetämschi; tumms Baabeli oder Eeveli; das d's hinderfüür-Baabeli; Chrägebaabeli; chliinne^r Melk; Ghüderi(bueb), der Haaggepaschschi (Sebastian). Das Tüpfi, Generaltüpfi. Die Stoorze, das Stöörzli; der Läfeli, Chlööti, Chäfersgägel; der Seiffechlööri, das Chüderluuri; das Tschüderlüdi; das Karnaari; der Laudi, Lappi, Chrütsuppelappi; der Trabiwätsch; der Gganggel, Gganggelurius; der Läliländer, Lappländer; tumme Tödi, Tschöli usw. usw.

Heirat.

Die Volkszählung von 1900 wies für Lützelflüh auf: 641 Haushaltungen; 2212 ledige, 1061 verheiratete, 185 verwitwete, 6 geschiedene (ortsanwesende) Personen. Zur Vergleichung diene Eggiwil i. J. 1827: 600 ledige, 800 verheiratete, 190 verwitwete, 20 geschiedene Personen; durchschnittlich jährlich 70 Geburten, 45 Sterbefälle, 20 Heiraten, 1 Scheidung.[1] Mit den für Eggiwil so auffällig angegebenen 14 unehelichen Geburten aber streitet Pfarrer Schweizer in Trub[2] mit seiner Versicherung: „Es können Jahre hingehen, ohne daß auch nur ein einziges Mädchen des Orts vor dem Chorgericht zu erscheinen hätte". Zu schwer lastete ja auch der Fluch gesellschaftlicher Verfehmung (vgl. Pestalozzi's „verschupft") auf einem schuldlos unehligeⁿ Chind,[3] als daß nicht sein Schicksal auf Volkssitte und Volksgeist mächtig zurückgewirkt haben sollte.

Belehrend ist dagegen das Verhältnis der Ledigen zu den Verheirateten: in Lützelflüh mit seinen großen arrondierten Höfen „heiraten oft Bauernsöhne nicht, damit der Hof beisammen, die Familie reich bleibe".[4] Es gibt einzelne Höfe, wo vielleicht seit 200 Jahren immer nur ein Sohn geheiratet hat. Die ledigen Brüder, die Vettern, als Respektspersonen behandelt, regieren aber auch meist in einem ihnen unbestritten überlassenen Lieblingsfach: Füttern, Melken, Fahren, Wässern usw.[5] Solches Lịdig sịị (lidig, ledig, galt auch im Sinn von abgabenfrei[6] u. dgl.) zöge noch manch einer durch die Umstände ihm aufgenötigten Ehe vor,[7] und voll Jugendlust trägt ein Götti als Zeichen seiner Ledigkeit einen stattlichen Meien auf dem Hut.[8] Ähnlich fühlt und denkt mehr als eine zur Ehe nicht veranlagte Tochter. Dagegen gibt es geborne Hausfrauen, die in einem von Gotthelf[9] ergreifend dargelegten innern Kampf ihr „Unverstanden",[10] ihr Übersehensein zu verwinden streben und sich doch noch zu etwas mehr als einer lebenslangen „Gotte" oder „Base"[11] geschaffen fühlen. Von dem (in die Nähe Kallnachs verlegten) Girizzemoos[12] klingen darum auch andersartige Töne her,[13] als aus dem Affewạld der Junggesellen.

Hier heißt's beim Einen: Es ist mer nid drum! i maᵍ nid! „'s Wịịbe ist no im wịte Fäld";[14] „'s het no ke Jịl mit Wịịbe; i

[1] Eggiw. 87. [2] Trub 30, 95. [3] UK. 281. [4] BSp. 54. [5] Käs. 244. [6] JB. Signau 1436. [7] Müller LK. 37. [8] Spinne 13. [9] AB. 1, 340 f. [10] Vgl. Montgomerys „Mistaken". [11] Michel 187. [12] Gfd. 38, 271; schwz. Jd. 4, 470. [13] BSp. 303. [14] Ott 1, 52.

wil̦l̦ no ledig bliibe, 's isch lang no Zit derzu"; [15] „u so freut's mi al̦l̦i Morge, das i no nid g'wiibet haa." [16] Ja, einem andern grụụset's dervor, [17] und in erschütternder Tragikomik schluchzt ein Jakobli, dem die Ziberlitochter aufgezwungen werden will, heraus: i söl̦l̦ ga wịịbe! und bricht in ein Weinen aus, als ob ihm das Herz brechen wollte. [18] Ein dritter lagert nie „im stillen friedlichen Schatten der Ehe", [19] weil er in keiner die Erfüllung aller seiner Wünsche vereint findet: Diese wäre reich, aber sie will nicht „chnorze, Sorg ha zo n eren iedere Chabisstorze"; jene geht zu häufig zur Kirche, was um so mehr Hüte und Schürzen kostet [20] usw. Beim vierten bis zehnten trifft das oben Gesagte zu. So bewahrheitet sich denn allerdings der Spruch: 's ist Eine^{r} scho n e ganze Maa, wen^{n} är mit Freude wịịbi chaa, [21] ohne daß die alles beherrschende Frage, was er erwịịbi [22] und verwịịbi, [23] seiner Wịịbig [24] (Werbung) für das ganze Leben eine verhängnisvolle falsche Richtung gibt. Dem schönen Ausdruck Meyelis: [25] Einiz'Ehre füehre, stellt Ibsen [26] nicht umsonst gegenüber: „sich eine Frau anschaffen". Etwas gemildert lautet hiefür unser „Eini nää", [27] welcher Sprech- und Denkweise allerdings auch oft genug der allen Ehrgefühls baare weibliche Standpunkt entgegenkommt: i bi de versorget! oder: U we doch Eine^{r} chääm, u wen^{n} er mi de nähm, das^{s} i de Lüten us de Äugline chääm!

Solcher seelischen Richtung eines Mädi gilt der Spott eines Sami: [28] Du hest dịr Läbe lang numen ei Chrankheit ghaa: 's Manne^{n}.

Eine weit verhängnisvollere Abirrung vom wahren Wesen der Ehe kommt aber immer noch häufig genug auf Rechnung der Eltern. Was Schlosser Wiedmers [29] fröhlicher, besorgter und leichtsinniger Hochzeiter jeweils sich selber als künftiges Geschick vorbereitet, das können Eltern ihren Kindern in zehnfachem Maßstab ausschlaggebend anrichten. Der gute bäuerliche Familiengeist und die eigensinnige Verbohrtheit geraten hier bisweilen in einen verhängnisvollen Konflikt. „Wo ein Haus seit einer Reihe von Geschlechtern ein bestimmtes Gepräge hat und die Familie eine wohl hergebrachte Lebensweise, da ist das Heiraten ganz was anderes, als wenn Zwei auf der Straße (oder uf em Tanzbode) sich finden und im ersten wohlfeilen Stübchen sich ansetzen." [30] Drum die eingehendsten Verhandlungen über die Verheiratung eines Sohnes, einer Tochter im Schoß einer ganzen Familie. Aber wie heilig ist allen

---

[15] Kuhn AR. 1818, 148. [16] Kuhn 9. [17] Joggeli 24. [18] AB. 1, 198. [19] GG. 2, 44. [20] EJogg. 1902, 40. [21] Herdenr. 3, 9. [22] UK. 276 uö. [23] GG. 3, 56. [24] AB. 1, 244 371; Michel 257. [25] AB. 1, 389. [26] „Wenn wir Tote erwachen" 53. [27] Michel 258. [28] AB. 1, 269; vgl. BwM. 170. [29] 173–6. [30] GG. 2, 70.

auf Liebewyl in „Geld und Geist“ die zarte Angelegenheit — mit welch unsaubern Händen greift sie der Dorngrütbauer an, der aus dem *Vermanne* seiner Tochter[31] und seines Geldes,[32] aus dem *Jịmanne,*[33] jener bei dem abscheulichen Kellerjoggi ein schmutziges Geldgeschäft zu machen sucht! Mit Mühe auch nur entrinnt das edle Mädchen solchem *Jịmetzge* (Einschlachten in den Bedarf des Haushalts). Wie viel leichter ist es einem Jakobli gemacht, dem komisch bornierten Eigensinn seiner Mutter[34] Nase um Nase zu drehen und die Erwählte seines Herzens — *sịs Meitschi,*[35] *sị Schatz,*[36] *sịs Schätzeli,*[37] *Schatzeli*[38] (vgl. *schätzele*[39]), *sị Liebsti, sịs Liebeli* (vgl. *liebele*)[40] — heimzuführen.

Das größte Glück einer Familie ist begreiflich dadurch gesichert, daß der Scharfblick aller ihrer Glieder vereinigt sich dem oder der Auserſehenen zuwendet und letztere lieber auf ernste, obwohl nicht verletzende Proben stellt,[41] als ihr zu *tåfele* und sie zu *tätschle.*[42] Mit welch richtigem Bauernstolze tönt es: „Sime Sämelis Sohn hat nicht nötig, ein Meitschi zu erbetteln oder zu erheucheln, wenn er eine Frau will!“[43] Derselbe Unabhängigkeitsstolz spricht aus dem humorvollen Satz: *J wil' Eini näh, wo sịbez'g Rappe het; we si de im Faaḷ* (allenfalls) *wiḷḷ tịble* (schmollen), *so chan i re's de ume gää.* Ein anderer, dem seine Frau ihr winziges Zugebrachtes beständig vorhielt (*uf emen iedere Löffẹl voḷḷ Suppe het z'ässe g'gää*), pflegte, wenn er dessen überdrüssig war, an die Kastentüre zu pochen: *stiḷḷ, Wịịberguet!* —

Der Erzählung Kuhns[44] von einer Geldheirat, die ein Vater seinem Sohn aufzuzwingen versuchte, gab Gotthelf die bekannte lustige Wendung: „Wie Joggeli eine Frau sucht.“ Hieran reihte er: „Wie Christen eine Frau gewinnt“, und „Michels Brautschau“. Alles geistvolle und gehaltreiche Erneuerungen der *G'schauete*[45] oder *Gschauine* (Einzahl: die *G'schaui* oder *Gschau*),[46] wie teils die Schwiegereltern in spe,[47] teils die Freier selbst,[48] teils auch durch Familienverhältnisse dazu veranlaßte Mädchen[49] sie zu veranstalten pflegen. Letztere sind klug und findig genug, den für eine anständige Tochter[50] so sauren Schritt durch eine *Gschaui* anderer Art, z. B. eine Pferdeschau[51] oder einen Marktbesuch[52] zu maskieren. Weniger Anstände wegen des Anstandes

---

[31] GG. 3, 22. [32] UK. 336. [33] Besuch 145. [34] AB. 1, 169 uö. [35] SchM. 2, 91. [36] AB. 1, 405 ff; vgl. Manuel 208. [37] Spieß 27. [38] Ott 1, 60; Böhneler 187. [39] Müller LK. 59 uö. [40] Käs. 440. [41] GG. 3, 19 11. [42] Ebd. [43] Land 64. [44] „Der Kohlenbrenner und der Müller“ AR. 1818, 146—178. [45] AB. 1, 194. [46] Ebd. 1, 152. [47] Ebd; Christen 204; Michel 293. [48] AB. 1, 194; Michel 192. [49] GG. 3, 4 2, 152; Michel 227. [50] Vgl. dagegen AB. 1, 322. [51] Michel 293. [52] GG. 2, 74.

bereitet solch ein Wiibersuechet[53] dem Burschen: b'richten (plaudern) ist no lang nid g'schaue,[54] und g'schauet ist no nid g'hüratet. (Letzteres auch bildlich gewendet, z. B. wenn es sich um eine Anstellung, eine Beamtung handelt.) So wird denn männlicherseits, bisweilen unter geschickter Deckung,[55] eine solche G'schaui verabredet: es B'stellt's g'macht. Folgt die Tochter dann doch der Einladung nicht,[56] so gilt ein solch beredtes Schweigen als vollgenügende Orientierung. —

Es versteht sich, daß auch etwa noch das Brittle[57] (ein unübersetzbares, durch „kuppeln" viel zu roh und irreführend wiedergegebenes Wort[58]) durch Hausiererinnen und andere Zu- und Zwischenträgerinnen dafür sorgt, das[s] ihre[r] Zweu zsämechöme; vgl. e Hürat chorbe.[59] Allein richtigen Bauernsöhnen und -Töchtern ist nichts verächtlicher als solche Schleichwege.

Keiner so sehr wie der Stammhalter einer adelig-bäuerlichen Familie von altem gutem Ruf, und keiner so sehr wie der künftige Herrscher eines kleinen Königreichs, wie so ein unzerstückelter und wohl arrondierter Bauernhof es ist, hat es nötig, die künftige Bäuerin in alle Einzelheiten ihres Charakters hinein kennen zu lernen. Ein nichtsnutziges Weib[60] ist ein Unglück jedem Hause, und überall, wo's i d' Chuchi haglet, isch es zähe Mal böser, weder we's is Chorn haglet.[61] Allein e gschlagne Maa, wen[n] er nume nit suuft, kann in jeder andern Lebensstellung immer noch Mann bleiben (vielleicht gar erst einer werden), nachdem die Frau den Ruin des Hauswesens aus eigener Initiative mit Scheidigung, scheidige oder Scheidung, scheide besiegelt hat. Im Bauernwesen aber steht allzuviel auf dem Spiele, als daß auch selbst der umgehängte Küchenschurz des Mannes ihn auf die Länge über Wasser erhielte.

Drum die dringende Nötigung jahrelanger genauer Personalkenntnis. Auf Spaziergängen aber ließe sich diese nicht erwerben, auch wenn dazu die Zeit sich fände. Jene suchten drum von jeher ihren Ersatz in den „Spinnstuben", „Stubeten", „Spinnabenden", dem „gasseln gehen", dem „fensterlen"[62] der deutschen Volkssitte, dem Kiltgang der schweizeri-

---

[53] Michel 186. [54] Ebd. 184. [55] GG. 2, 75; Christen 202. [56] GG. 2, 104. [57] Lischeb. 2; Müller Hk. 38: LK. 48. [58] An die „Schachzüge" des Brettspiels („Brett" heißt auch Britt) anknüpfend, kann man mit schwz. Id. 5, 914 definieren: etwas durch allerhand Umtriebe, auf feine Art in die Wege leiten; im Geheimen verabreden, einfädeln, anzetteln. Vgl. „Ir Bischoff hat gebrittlot das" (diesen Krieg. Niklaus Schorr). [59] Besuch. [60] Nach Art zB. von AB. 1, 230. [61] Vgl. Segen 81. [62] Andrees Braunschweiger Volkskunde 229. 294. 339. 345. 351; Elard Hugo Meyers deutsche Volkskunde 154 ff; Hans Meyers „deutsches Volkstum" 279 ff; Wyß j. 233 f.

schen. Ursprüngliche Harmlosigkeit, die allerdings — wie jede andere — durch Unsauberkeit verdorben werden kann und unleugbar auch verdorben wird, liegt beiderseits in der Sache und im Wort. Im Wort: denn Chilt bedeutet an sich nichts anderes als Abend;[63] ahd. chiltiwërch ist Abendarbeit, und alemannisch chilte bedeutet: i de churze Tage bim Liecht (bis spät in die Nacht hinein) die tägliche Berufsarbeit fortsetzen.[64] In der Zeit, wo man auf diese Weise aafaat chilte, blüht die Chiltblueme[65] (Herbstzeitlose). Auch der Mond chiltet, wenn er spät untergeht. Statt arbeitend, kann man freilich den langen Abend auch mit Plaudern verbringen, kann bei Alten[66] oder Jungen z'Chilt oder z'Abendsitz gaa, mit ihnen einen Chiltaabend verbringen, einen „Kilt", wie Gotthelf[67] abkürzend schreibt. Die schließlich in bekannter Weise auslaufende Bedeutung ist mit der der Spinnstuben gemein und hängt in jedem Einzelfall von Ehren- und Charakterfestigkeit, von Pflichtgefühl und Freiheitsbegriff beider Teile ab. Zunächst allerdings des weiblichen: wie eine seelenhohe Frau jederzeit eine sittliche Atmosphäre um sich verbreitet, in welcher dem richtigen Mann niedrige Gedanken jeglicher Sphäre um Erdenweite fern bleiben, so flößt das ehrenfeste Mädchen ganz von selbst dem rechten Burschen Respekt vor Zucht und Sitte ein. Schon damit, daß es überhaupt auf dessen anhaltendes Töppele und noch einmal so langes Bitten ihm endlich uuftaa het, beweist es seinen Respekt vor des Burschen Unbescholtenheit[68] und gründet auf dessen hieraus erschlossenen Charakter das Höchste, was ein Mädchen zu vergeben hat: Vertrauen. Täuscht er dieses dennoch und befleckt er Mädchenehre als höchstes Mädchengut, so straft ihn eine Vehm,[69] gegen deren Nachhaltigkeit und Wucht eine ganze organisierte Justiz nichts bedeutet.

So auch sieht er sich ausgeschlossen aus dem bessern Teil der Jungburschenschaft, welche nach ihrem Brauch z'runde, d. h. auf nächtlichen Rundgängen sich gegenseitig in die Geheimnisse der ausersehenen Haushaltungen einzuführen, den alten Kollektivtitel Nachtbuebe trägt. Das war namentlich früher von Bedeutung, als solche Jungmannschaft unter dem Herzogtum eines Magnatensohnes[70] bei Bevölkerung und untern Behörden[71] sich in Respekt zu setzen wußte und, durch nichts als solchen Respekt gedeckt, selbst an mächtigen Geldprotzen zum Schutz bedrängter kleiner Leute eine richtige Volksjustiz übte.[72] Ferne auch von gemeinem

[63] In Island und Norwegen ist noch jetzt „das" kveld die gewöhnliche Bezeichnung für „Abend". [64] Ger. Tw. (1789); Dursli 317. [65] Kuhn (Abfahrt von der Alp). [66] Ger. Tw. (1789). [67] SchM. 1, 231 f. [68] Christen 123. [69] Vgl. Wyß j.; „Oberland" gegen Ende. [70] Käs. 460, [71] Käthi 179. [72] Ebd. 173 ff. 295; Beitr. 651; Käs. 244

rohem,[73] mit Feigheit[74] verbundenem nachtbuebele,[75] unterwarfen sich richtige Chiltbuebe (wie sie mit anderm Namen heißen) auch einer gewissen selbstgeschaffenen Ordnung. Dahin gehört z. B. die Beschränkung der Abend- oder Nachtbesuche auf bestimmte Wochentage. Sie hat sich in einer Art Sentenz verfestigt, welche etwa lautet: am Määndig göö d' Säu, am Ziistig d' Förchtine, am Mittwuche di Rüdige, am Fritig d' Hochziter, am Samstig di Rächte. — Wer solche Eigenpolizei aufrecht erhalten half, erfreute sich dafür auch eines mächtigen Schutzes bei einmal erworbenen Rechten. Ein auf irregulären Wegen Betroffener[76] wurde unsanft uusg'noo und etwa einer Behandlung unterworfen, die beim Brunnentrog erwähnt ist.

Weniger summarisch, dafür allerdings feiner und verständnisvoller ist die Regelung der Sitte durch die Meisterschaft des Hauses selbst. Resolute Bäuerinnen, denen in ihrem leisen Schlaf die Klappe über dem Stubenofen nach Gutfinden viel oder wenig zuträgt, üben scharfe Aufsicht über Töchter[77] und Mägde; eine Bethi[78] ist ihrer jungen Verwandten treu besorgte Wächterin, und Elsi die seltsame Magd braucht nur durchs Ofenloch ins Schlafzimmer der Meisterschaft hinunterzuschlüpfen; dahin folgt kein Bursche einem Mädchen nach.[79]

Kein Wunder daher, daß noch heute wie ehemals selbst ergraute und in ihrem unantastbaren Charakter ehrwürdige Männer auch vor ihren reifern ehrenfesten Töchtern von ihren Kiltgängen wie von der natürlichsten Sache der Welt reden; daß ein Arthur Bitter sie mit der nämlichen Unbefangenheit behandelt. Als aber gar ein so edler Volksmann wie der Rüderswiler- und nachmalige Burgdorfer-Pfarrer Gottlieb Jakob Kuhn mit seinem Hoschen Eisi, la mi ihe! die albernen oder unflätigen, bestenfalls noch etwa „aristophanisch gepfefferten"[80] Nachtsprüch zu verdrängen unternahm, rechtfertigte er sich gegen verständnislose vorlaute Eiferer[81] also: „Ich bin weit entfernt, die Unsitte des Kiltgangs zu billigen. Allein ich glaube, daß, wenn sie nicht zu vertilgen ist, nichts dabey verlohren wird, wenn mein Lied anstatt der üblichen dabey gesungen wird."[82] Aber selbst sein Freund und Genosse in dem geistesreinen[83] und -hohen Apollo, unser Gotthelf, läßt die edelsten seiner Mädchen Chilter herbergen[84] und legt für die Geisteszucht[85] oder auch die kindliche Unschuld[86] einiger der letztern warmes Zeugnis ab. Freilich hat gerade dieser kundigste und gewissenhafteste Richter in

[73] An AB. 131; Wege 320. [74] Ztgst. 2, 159. [75] Müller LR. 75. [76] Vgl. SchM. 1, 326. [77] BSp. 139. [78] Käs. 345 f. [79] Elsi 56. [80] Wyß j. 334. [81] Vgl. Robert Weber 1, 308. [82] Kuhn² IX. [83] Vgl. Manuel 26. [84] BSp. 145. 213; SchM. 2, 56 ff; Christen 190. [85] SchM. 1, 229. [86] Ebd. 225.

diesem für ernste Beurteiler so schwierigen Problem auf denkwürdige Weise „zwei Seelen in einer Brust" wohnen. Der Nämliche, der für die ursprüngliche Arglosigkeit der Sitte so frei von den „Vorzügen falscher Zucht, der wahren Keuschheit Affen" [87] einsteht, kann nicht scharf genug die Unsitte geißeln als „eine Hauptquelle der Armut, einen Krebsschaden für das Land";[88] als eine „immer heilloser werdende",[89] „Gott versuchende Sitte." [90] Allein er führt in der schwierigen Angelegenheit nicht bloß „das große Wort", wie solche „die dabei gar nichts entbehren." [91] Er zeigt in scharf eindringender Seelenkunde an einem Anneli, einem Mädeli, wie ein „in reinerer Jugend erwachsenes Mädchen [92] in Liebe und Angst fremder Sinnlichkeit und Bestialität unterliegt",[93] an den Grundsätzen eines charakterfesten Mannes dagegen sich aufrankt wie am Spalier die Rebe und jenem, wenn er schwankend werden will, selbst wieder zur Stütze dient.[94] Er sinnt auf positiven Ersatz für die Sitte: „Du mußt ein Meitschi beobachten, wenn es am Morgen aus dem Gaden kommt", „am Säutrog, bei Tisch, im Wirtshaus, in der Kirche." [95] „Dreier Sachen achte dich wohl: ob das Mädchen sich regelmäßig und auch unterhalb des Göllers wasche; ob es alles anrühren dürfe, und ob es danke, bevor man ihm zweimal die Zeit wünschen muß." [96]

An drei Dingen also hängt eine Hebung des Übels ohne Preisgabe des von der alten Sitte gebotenen Guten: Schulung des Sehens, Beobachtens und Kombinierens; Schärfung des Ehrgefühls und Pflichtbewußtseins; Pflanzung wirklicher Sittlichkeit statt lüsterner Prüderie und selbstgerechten Tugendhochmuts.

Auf eins noch macht Arthur Bitter[97] in feiner Weise aufmerksam. Der Städter und die Städterin können nicht rasch genug mit „Verlobungsring" und „Verlobungskarten" als „Braut" und „Bräutigam" vor die Öffentlichkeit treten. Der Emmenthaler hat auch in dieser Beziehung „etwas Schämiges" — öppis G'schämigs. Grad eben bei der besondern Bedeutung seiner Ehe und bei dem hohen Grad seiner erworbenen Personenkenntnis ist ihm „fast und doch nicht ganz wie beim Sterben: da geht man auch so einem Tor entgegen und weiß nicht, was dahinter ist: die Seligkeit oder die Hölle." [98] Der Geheimhaltung des Verhältnisses bis zum öffentlichen Auftreten als Mann und Frau entspricht auch der echt bäuerliche Verzicht auf alle Abzeichen, den Ehering z. B., der, wenn er doch da sein mußte, ehedem ganz gut auch bloß aus

[87] Haller, Alpen. [88] SchM. 1, 229. [89] Arm. 34. [90] BSp. 214; vgl. UK. 13; Jesuiten 325. [91] SchM. 2, 74 Hs^a; 1, 223 Hs^a. [92] BSp. 198. [93] Ebd. 214; Beitr. 21. [94] SchM. 2, 56. 57. 60 61. [95] Michel 184. [96] GG. 1, 53. [97] Jh. 15. [98] UK. 422.

Silber[99] bestehen konnte, lieber aber durch ein schönes seltenes Geldstück[100] als sorglich verschlossenes Ehepfand ersetzt wurde.

Auch das Hochzit aagää, d. h. die Anmeldung zur Eheverkündung, sowie das Verchünte selbst, das doch ehemals dreimal nacheinander von der Kanzel[1] geschehen mußte, wenn nicht die erkaufte Beschränkung auf ein einziges Mal vom Usverchünte[2] befreite, hält die Versprochene" noch immer vor der Welt auseinander. Es geschieht dies schon, um das Gerede der Leute zum Verstummen zu bringen, z'gschweigge.[3]

Um so festlicher pflegt dann bei einem jungen und hablichen Paare das Höchzit auszufallen. (Man bemerke die Gleichwertigkeit der Ausdrücke das Hochzit mit die Hüraat, die Hüraatete,[4] und Hochzit haa, hochzite[5], mit hüraate, mit Einere hüraate. „Han i mit dir oder mit di'r Tochter ghüratet?" fragte der originelle Haueter Ueli seinen Schwiegervater, der ihm eine Neuerung aufnötigen wollte.)[6] Die Trauung durch den Standesbeamten wie durch den Pfarrer heißt auch zsämegää;[7] das Getrautwerden: sich la zsämegää. Dieser heute bloß noch bildlich verstandene Ausdruck war ehedem als symbolische Handlung buchstäblich gemeint: Der Pfarrer soll die Eheleute „mit den henden zesamen geben", schreibt die obrigkeitliche Verordnung von 1528 vor.[8] Wie drum die junge und ledige Hochzitere durch Aufsetzen des Brautkranzes[9] das bekannte Opfer an den Ehemann andeutet, das dieser ehemals mit der Morgengabe erwiderte (heute allenfalls durch die Ehetage)[10], so erschien der Hochziter ehemals (vor 1798) in der Soldaten-Uniform (i der Myndür).[11] Die legte Zeugnis ab, daß er (selbst als noch nicht Volljähriger) nunmehr in alle Rechte und Pflichten eines Staatsbürgers und Familienvaters eintrete. Dazu gehörte, wie das selber zu beschaffende Gewehr, auch der Feuereimer, und neben dem Einzugsgeld für eine von auswärts geholte Braut[12] bezog Lützelflüh seit 1673 als Zoll für „ein Braut, sie seye frömbd oder heimbsch, 1 Batzen." — Die Uniform legte auch das Voranschreiten einer Musig vor dem stattlichen Hochzeitszug und namentlich das Spielen eines (wenn auch nicht gerade Mendelssohnschen) Hochzeitsmarsches nahe.

Solcher Ohrenschmäuse sind heute in der Regel nur zwei Arten am

---

[99] Ger. Tw. (1786 1792). [100] ZB. AB. 1, 281. [1] „Verkünden" (oder „offnen") bezog sich ehemals (vgl. Taufb. 23. 24) auch auf die Nennung der in verflossener Woche Verstorbenen von der Kanzel, also die noch heute in Zürich übliche „Abdankung". [2] BSp. 214; AB. 1, 444. [3] SchM. 2, 77. [4] Widmer 88 ff. [5] AB. 2, 10. [6] OB. 1903, 25. [7] Widmer 173. [8] Taufb. 20. [9] UK. 428. [10] AB. 1, 189. [11] AB. 2, 123. [12] Arm. 41.

Abend vor der Hochzeit zu hören: Kundgebungen der Freund- oder Feindschaft, oder beider zusammen. Jene besteht im Schießze, Hochzi̦tschießze aus Mörsern (Mü̦ü̦rschle), Chatzechöpfe[13] u. dgl. Schade nur, daß das im Grund der Abwehr feindlicher Geister geltende[14] Geknatter bisweilen eher einer Spekulation ähnlich sieht.[15] Gänzlich der Verhüllung unbedürftig hält sich eine andere Bezehntung des Paares, das an diesem hohen Tage nicht geizen soll[16]: das Spanne oder U̦u̦fhaa.[17] Durch Spannen von Ketten oder Seilen quer über die Straße oder auch durch bloßes Stehen im Wege wird den Aufgehaltenen ein Lösegeld aberobert. Eine dem Schießen entgegengesetzte Begrüßung, die namentlich früher dem von auswärts geholten Bräutigam oder einer ebensolchen Braut galt, aber in niedriger Weise auch nur einem Paare gewidmet sein kann, wo nü̦ü̦t z'su̦u̦fe zahlt, ist das Troßle oder die Trosse̦lfuehr. Der Trosse̦l ist, wie S. 296 erörtert, speziell auch die in allerlei Hausgerät bestehende Aussteuer.[18] Nun läßt man etwa Eltern, deren Tochter ehrenhalber den legalen Vater zu einem Kinde suchen muß, höhnisch sagen, si sö̦lli den^n e^n schöne^n Trosse̦l zwäg mache.[19] Ursprünglich in ähnlicher Unterstellung höhnt man ein mißbeliebiges Ehepaar durch Karrikatur des Umzugs mit der Aussteuer ins Haus des Bräutigams,[20] wobei Höllenlärm und Gejohle, unterbrochen durch allerlei anzügliche Rufe, die Hauptsache sind. Pfannendeckel werden zusammengeschlagen, mit Peitschen wird geknallt; große Kuhhörner[21] entsenden ihre Schauertöne, die noch in der Nabe eines Wagenrades oder einem Stück Brunnendeichel ihre Resonnanz finden; über einem Jauchebottich (Bschüttbocki) wird eine Backmulde quietschend hin- und hergezogen: Mue̦lte zieh, Mue̦lte chratze, Säugi̦i̦ge; Bännen voll Steine werden rasselnd hin- und herbewegt; Klapperinstrumente tschădere usw.[22]

Allerdings kein freundliches Omen für das nachherige Auskommen mit den Ortsbewohnern — namentlich wenn etwa die Hochzeiterin noch kein Geld im Sacke klingeln hat.[23] Um so besser, daß die Brautleute durch ihr eigenes Verhalten einen großen Teil des Unglücks, das nach altem Glauben sie bedroht, abzuwenden vermögen. Den Wind und den umwölkten Himmel des Hochzeittages, der einen ebensolchen Ehehimmel voraussagt, können sie allerdings nicht ändern; dem Regen aber, der ihnen Glück regnen läßt,[24] werden sie auch nicht wehren wollen. Um so mehr haben

[13] AB. 1, 463. [14] Hans Meyer 282. 284. [15] Barthli 40. [16] UK. 417. [17] SchM. 2, 94; Hans Meyer 282 284; dafür im Zürcher Oberland der interessante Ausdruck „ver-letzen“ = hindern, vgl. „Letzemauer“. [18] UK. 117 310 336 uö. [19] BwM. 156; Wyß j. 336. [20] Beitr. 108 zu UK. 416; Wyß j. 335: „Zügelfuhr oder Treichlete“. [21] Michel 306. [22] SchM. 2, 93 Hs^a. [23] UK. 421. [24] Andere Deutung GG. 3, 59.

sie die bedeutungsvollen Worte in ihrer Gewalt, welche sie am Hochzeitsmorgen zueinander reden;[25] und um so weniger wird die Frau das erste Wort vergessen, welches der Mann nach der Trauung zu ihr spricht. Denn so lange sie dies im Gedächtnis behält, cha si es ieders Ghürsch (Gewirr) un en iedere Chnopf uuflööse.[26] Es kann also vielleicht so lange haften, wie das Hochzeitsgewand hält. Denn an welchem Tage dieses reißt, geht auch die Liebe auseinander.[27] Namentlich die Hochzitschueh, welche der Mann der Frau schenkt, während sie ihm das Hochzithemmli eigenhändig anfertigt, dürfen nicht brechen. Sie wandern daher alsbald nach der Hochzeit in den Spiher. Dasselbe geschah mit der Hochzeitsuniform — damit ein Annebäbi sie zu gegebener Zeit von alldort hervorholen und die Sohnsfrau als Wöchnerin darein wickeln könne, um so das Kind dem Vater inniger ans Herz wachsen zu lassen.[28] Der Hochzitstrumpf dagegen dient einer Großmutter Käthi[29] und noch andern als Sparkasse für die gegen Kleingeld eingetauschten Silberlinge. Denn in ihren bessern Tagen hatte sie über rühmlich angesammelte Ersparnisse verfügt. Dafür aber hatte sie auch alsbald na'm Hochzit ihre Hausfrauenstelle angetreten,[30] also nicht einmal dem Hochzit-Samstig[31] einen zweiten Tag für die Hochzitreis folgen lassen. Ganz zu schweigen vom Großtun einer dreitägigen Hochzit.[32]

„Ga Süniswiib sii!"[33] Damit bezeichnet der Volksmund sarkastisch auch den Stand, in welchen unter gewissen unerquicklichen Verhältnissen ein Tochtermann eintritt, der sich in Haus und Heim des Schwiegervaters einheiratet. Es wird damit an einem Ausnahmezustand im Bilde gespiegelt, was in Wirklichkeit alltäglich zu beobachten ist: die Mühe der Herstellung des Gleichgewichts in der Würde der Schwigermueter (Schwigere)[34] und der Sohnsfrau oder Schwiegertochter; eben des Süniswiib.[35] Der vorzüglichste „Ort der Handlung" pflegt bei solchem Gleichgewichtsbestreben der Feuerherd zu sein.[36] Hier am allerersten können beide Teile die Klugheit ihrer wirklichen und ihrer scheinbaren Nachgiebigkeit bewähren — an scheinbaren Kleinigkeiten, die sich aber doch zu Haupt- und Staatsaktionen gestalten. Was kann z. B. nicht alles an dieser weltbewegenden Frage hängen: gäb men es Tröpfeli Wasser a d' Rööfti tüej, oder gar e keis! Man bedenke die Folgen eines solchen Eingriffs in den altgewohnten Geschäftsgang und den ganzen Familiengeist, der das Besserwissenwollen der Schwiegertochter mit Ver-

[25] UK. 422. [26] A. f. Vk. VII, 132. [27] Barthli 59. [28] AB. 2, 123 f. [29] 357. [30] Vgl. UK. 404. [31] UK. 356. [32] GG. 1, 6. [33] UK. 132. [34] Besuch 151 uö. [35] AB. 2, 32. [36] Ebd. 1, 8.

trauensentzug auf Jahre hinaus bestrafen könnte. Drum ist es Süniswiib gäng tumm, wen" es alls na sim Bruuch mache wott,[37] und es hat das Urteil über seine Intelligenz wohl nicht erst hinter Türe oder Wand zu erhorchen nötig.[38] Die Situation kann um so heikler werden, je weniger die Schwiegertochter mit dem Auskunftsmittel zuvorkommenden Selbermachens[39] zum Ziele kommt. Denn das würde bei Personen, die niemals gerne alt sind, flugs als Verletzung des Grundsatzes gelten: am beste regiert me, we me's sälber macht. Auch käme zum Urteil darüber, was die Schwiegertochter ist, die Kritik dessen, was si chaa, gemäß dem Spruch: an eren Ankeballe un an eme Süniswiib g'seht men alls. — Drum gestaltet sich das guet nähe choo mit einem solchen am besten, wo es mit dem feinen natürlichen Takt und der Herzensgüte eines Meyeli die Gutherzigkeit einer Schwiegermutter nach und nach, Zug um Zug aus der harten Schale der Verbohrtheit herauszulocken versteht. Wie trefflich weiß das blutjunge Frauchen auch bei wirklichem Bessermachen in der alten Jowägerin das Gefühl der Souveränität zu erhalten! Am leichtesten natürlich gestaltet sich das Nahe choo bei entsagungsfähiger Seelenhoheit der Schwiegermutter.[40]

Leichter wird es der Schwiegertochter, mit dem Schwiegervater (Schwähervätter,[41] Schwäher[42]) auszukommen. Durch freundliches Zudienen[43] ohne durchsichtiges Spekulieren auf die Erbschaft[44] wird dessen Herz unschwer gewonnen,[45] so daß „mit des Schwähers Beinen"[46] allerlei Vorteile zu erlangen sind und Klagen wie die folgende nicht allzuhäufig in das „Hausbauch" einzutragen sein werden: „Der schwäher Vat(er) der Uli lüti hat Meir die fer sprochene eh stür nycht bezalt." (1776).[47] Noch leichteres Spiel hat der Tochtermaa, sobald er bei dem strengen und doch geschickt unter zwanglosem Geplauder versteckten Examen[48] des Schwiegervaters sich darüber ausgewiesen hat, daß dessen Tochter an es rächts Ort chööm.

Fällt hier die freie Wahl des Getrennt- oder Zusammenwohnens entscheidend ins Gewicht, so auch für das Auskommen mit einer Schwägerin (Schwägere),[49] dem Gägeschwäher[50] und der Gägeschwigere.[51] —

[37] UK. 142. [38] AB. 2, 365. [39] Ebd. 2, 18. [40] UP. 102; Segen 83. [41] MW. 2J. 267. [42] Tell 132; UP. 433 uö. [43] BSp. 130. [44] Kurt 93. [45] BSp. 348. [46] Ebd. 328. [47] Bifang. [48] Christen 190; Michel. [49] Ztgst. 2, 31; Kurt 93. [50] Sintram 4; Bitt. Zh. 16. [51] AB. 1, 118.

Tod und Grab.

„Was ist die Menschheit anders als eine große Heeressäule, die dem Grab entgegenwandert!“ [1] So heißt denn auch in einigen Alpentälern das Sterben „verzügle“, d. h. zu Ende oder zum letztenmal umziehen,[2] ein endgültiges Verlassen der innegehabten Wohnung, von welcher der zu Grabe Gelegte fortan ụ s e b' s c h l o s s e ist. Solches U s e - b's c h l i e ß e geschieht allerdings in recht verschiedenerlei Sinn. Am gründlichsten, w o m e m i t d e m E r b e ⁿ n i d m a ˢ g w a r t e.[3] Die Eile, die es damit haben kann, persifliert man etwa, indem man einen mit fliegenden Rockschößen Dahereilenden fragt: W o s t ö p p e g a e r b e, d a ß d' s o p r e s s i e r s t? Solchem Lauern[4] auf eines Angehörigen Tod und solch schlecht verhehlter Freude daran[5] steht vollwichtig gegenüber „das Sehnen der Liebe als die Totenmesse“ des Reformierten, wobei „Tränen das Weihwasser“ bedeuten.[6] Die sinnvolle Erzählung vom Tränenkrüglein aber findet bei uns folgende, in einem Briefwechsel zwischen trauernden Müttern gefaßte Form: Drei Trüppchen abgeschiedener Kinder wanderten froh und selig einher. Eins aber trippelte von ferne langsam hintendrein und hatte die größte Mühe, ein Handgefäß (e s H ä f e l i) voll Flüssigkeit so zu tragen, daß es vom Inhalt nichts verliere. Das waren die um seinetwillen vergossenen Tränen, welche Tag und Nacht aufzusammeln und zu bewahren die „Seligkeit“ des armen Kindes ausmachen sollte. Des ward endlich die Mutter in einem Traumgesicht inne, tat ihrem unaufhörlichen Weinen Gewalt an, und das Kind hatte endlich Ruhe.

Eine segensreichere Totenfeier ist jedenfalls „das Trachten, durch Heilighaltung seines letzten Willens den scheidenden Geist zu befriedigen, damit er nicht durch ein Ungenügen gleich als wie an einem Haken an der Erde hängen bleibe oder durch eine Verletzung seines Willens gar zurückgezogen und an seiner Ruhe gehindert werde.“[7]

Ganz besondere Rücksichten gebietet uralter Volksglaube gegenüber den Kindbetterinnen (C h i n d b e t t e r e, C h i m p e t t e r eⁿ). Ihnen zuerst wurde die Wohltat und Ehre zu teil, in vollem Anzug samt Schuhen und Strümpfen und mit voller Ausstattung bis auf das Taschenmesser und den Fingerhut in den Sarg gelegt zu werden. Wer eins dieser Dinge ihnen vorenthielt, mußte gewärtigen, daß die in ihren Rechten

---

[1] GG. 3, 127. [2] Kasthofer AR. 1813, 178. [3] SchM. 2, 302. [4] Geldst. 114 ff. [5] GG. 2, 115. [6] Sylv. 237; Schuldb. 86; Schlachtf. 323; Bitzius 3, 369 ff; 4, 366 ff; Kätheli 286 f. [7] Ztgst. 2, 34.

Verkürzten nachts auf dem Fenstergesimse leise anklopfend das ihnen Gebührende, sonderlich die Schuhe, zu fordern kämen. Dieses „Gehgerät“ (s. „Gewand“) pflegt nämlich als zwecklose Vergeudung bei dem sonst üblichen Leichenanzug wegzufallen. Derselbe hat nun auch bei uns seit langem das frühere Einnähen[8] in ein Leintuch[9] („in den Totenleinewand“[10]) oder allenfalls das Anziehen des Totenhemdes[11] ersetzt. Man weiß sich auch zu erzählen, wie diese an sich unerhörte Neuerung aufgekommen sei. Ein Schmiedgeselle sah schaudernd zu und ließ den Meister, der ihm über die Achsel blickte, ebenfalls zuschauen, wie peinlich mühsam eine Kindbetterin ihrem eigenen Leichenzug folgte. In das übliche weiße Tuch eingenäht und damit im Gehen behindert, stieß sie sich alle Augenblicke an den spitzen Steinen der Straße und rieb sich die Füße wund.[12]

Das Leinenstück — Lümpli —, das zum Waschen des Toten gedient hat, wird noch heute nach spezifisch bernischer Sitte um einen Baum gewickelt. Der Fortschritt seines Zerfalls zeigt denjenigen der Verwesung im Grabe an. Die Bäume aber werden dadurch unter den direkten Schutz des Toten gestellt, ganz so, wie nach sonstigem tief in das Leben eingreifendem Sympathie-Glauben auch dem Gewand des Toten als seiner „äußern Seele“ die nämliche oder noch mehr geheimnisvolle Macht innewohnt wie sonst dem Lebenden selber.[13] Der Spreuersack dagegen, der zum Sterbebett eines Kindes gedient hat, wird auf stark begangenem Karrwege spurlos entleert, damit der Inhalt „von den Leuten zertreten werde“. „Zertretenes Elternglück“ ist die heutige symbolische Deutung, Sicherung der Totenruhe der mythische Grund oder doch Hintergrund.

Der Leiche wird eine Bibel unter das Kinn (vielleicht auch in die gekreuzten Arme) gelegt, das Haupt wird sehr häufig auf ein Sargkissen[14] gebettet. Ein mattes Nachtliechtli, mit oder ohne Totenwacht, erhellt der Seele ihre dunklen Wege ins Jenseits, indes der Tootebaum[15] der Großen, das Tootebäumli[16] der Kleinen (vgl. damit die Re-Bretter)[17] den Leib birgt. Der Schrein-er, Tischmacher,[18] „glaßer“ (1657) fertigt ihn an und hilft in ihn die Leiche bergen. Der Posten von „ij lb.“ (2 Pfund), welcher in der Kirchenrechnung von 1657 „vmb ein dottenboun einer armen frouwen“[19] figuriert, läßt trotz seiner relativ bedeutenden Höhe darauf schließen, daß auch

[8] EbM. 250. [9] Ztgst. 2, 50. [10] Pfr.-Ber. 165. [11] SchM. 2, 126. [12] Über den mächtig in unsere Zeit hineinragenden Animismus soll seinerzeit eigens gehandelt werden. [13] Siehe „Gewand“; vgl. Singer im A. f. Vk. 1, 204; dazu 7, 140 113. [14] Müller Hk. 70. [15] Tr.-Pfr. 48 uö. [16] MW. BK. 45. [17] Hans Meyer 288; rê = ahd. href = lat. corpus, Körper. [18] MW. Wf. 80. [19] Bifang.

diesem Sarg der schwarze Anstrich gefehlt habe.[20] Derselbe galt nämlich ehedem als Luxus, den sich nur Haablichi (Wohlhabende) gestatteten; ihn ersetzte jedoch ein schwarzes Tuch mit vier Quasten (Tschottle).

Ein Familienglied tritt, mit schwarzem Hut und Halstuch[21] oder schwarzer Schürze[22] angetan, den sauren Gang an, ga d'Liich oder d'Liicht azgää beim Standesbeamten,[23] Pfarrer, Leichenredner, Sigrist als Totengräber, Schreiner. Dasselbe muß auch bei den zum Leichengeleit Ausersehenen ga z'Liich dinge, se heiße z'Liicht choo. Leidzirkulare werden meist nur nach auswärts versandt.

So früh im Vormittag, als es nötig ist, um zum Mittagsgeläut den Kirchhof zu erreichen, versammelt sich das Leichengeleit vor dem Sterbehause. Den von weither Gereisten (bisweilen auch allen) wird im Haus eine kurze Erfrischung gereicht. Dann umsteht man draußen im Halbkreis den auf zwei Stühlen aufgebahrten, wohl auch mit Kränzen bedeckten Sarg, und es beginnt das Bätte oder 's Liihegebätt, welches in der Regel eine Rede mit abschließendem Gebet bedeutet. Im Umkreis des Dorfes und in den nächsten Ortschaften übernimmt dasselbe der Pfarrer, in entlegenen Bezirken der Lehrer des Orts. Die Würde und Weihe, welche heute überall ausnahmslos der Feierlichkeit ihren Charakter gibt, sticht wohltuend ab von den ins Komische verzerrten Bildern aus dem Beobachtungskreis eines Gotthelf und einer Marie Walden. Ein von ihnen auf die photographische Platte genommener Oberlehrer verfügte über einen Vorrat von drei Leichenreden: einer pfündigen, einer zehn- und einer fünfzehnbatzigen, deren Auswahl er der Trauerfamilie überließ.[24] Ein anderer wählte selbst, je nach Ansehen der letztern, unter den allzeit bereit gehaltenen „von Cherubim und Seraphim" und „vom verlornen Sohn";[25] die „mit den sieben Sternen" dagegen mußte aparti verlangt und höher bezahlt werden,[26] indes die mit dem schwarze Bändeli gekennzeichnete „von der verwelkten Blume" für Konfirmanden aufgespart wurde. Letztere freilich konnte ihm boshafterweise der Pfarrer verpfusche, indem er selber „betete".[27] Immerhin mußten die derart vorrätig gehaltenen Reden jedem neuen Einzelfall angepaßt, „komponiert"[28] werden, wenn auch ein solches Gibätli oder Liicheredli[29] (kleine Rede) nicht mehr allzuviel Sorgen machte. — Das Typische solcher Anekdoten liegt immerhin darin, daß der zeitlebens wie ein Schaf in der Herde verschwin-

[20] Geldst. 2. [21] BwM. 162; Schuldb. 51. [22] BSp. 48. [23] Totenrödel erscheinen auf dem Lande meist erst seit 1728, obligatorisch (an Visitationen vorzuweisen) seit 1748; in Trachselwald seit 1713, in Langnau seit 1728 usw. (Pfr.-Ber. 91 109). [24] SchM 2, 299. [25] Ebd. [26] MW. BK. 42 54. [27] Ebd. 43. [28] Ebd. 52. [29] Ebd. 41, 52.

bende Einzelne doch wenigstens einmal, bevor auch über seinen Grabhügel Gras wächst und die Menge der Nachfahrn achtlos darüber hinwegschreitet, eine ohr- und augenfällige Gewähr haben will, daß auch er im „Buch des Lebens“ eingetragen sei. Jene arme Kreuzträgerin, die, unter heißen Tränen rückblickender Selbstbemitleidung, dem herbeigerufenen Ortslehrer eine Stelle nach Art des 137. Psalms als Text der über sie zu haltenden Leichenrede vorschrieb, zeigt lebhaft, bei wie vielen und welcherlei Gemütern jene Rednerpraxis sich in ihr relativ gutes Recht setzte. Veredelt sie sich zu dem Bestreben, am Sarg und Grab den unsagbaren Wert hervorzuheben, der selbst einem ganz verschätzten Menschenleben innewohnen könnte und sollte, und sucht sie auch unter den schwierigsten Umständen no öppis ụs ịhm z'mache, so steht sie unzweifelhaft hoch über manch einer gedruckten Lobhudelei mit und ohne Verslein.

Einmal noch etwa hebt der Schreiner den Sargdeckel ab: so, wär iez der Fuhre-Hans (oder wer es sei) no einist luege will, söll ne no luege! — Ein letzter Abschied, und nun die „letzte (für diesen und jenen zugleich die erste) Ehre“! Der Schreiner vermacht (verschließt den Sarg), und Umstehende sind behülflich, ihn auf das Bärnerwägeli zu heben. (Einen Totenwagen besitzt das benachbarte Sumiswald.) Dabei, wie schon zum Austragen aus dem Hause, wird Obacht genommen, daß des Toten Haupt voran komme: nichts soll an eine Rückkehr ins Haus erinnern. Die Schiffe sind hinter dem Toten verbrannt, der Landungshafen diesseits gesperrt — die keinem Steuermann vertrauten Meerpfade ins Jenseits fährt der Tote im Einbaum: dem bei den Alten aus einem Stück gemeißelten Tootebaum. Wohl ihm, wenn er für richtigen Kurs und geistige Wegzehrung nicht erst in zwölfter Stunde gesorgt![30]

Die einer solchen Fahrt zukömmliche Stimmung mag jeweils die Tootehöle veranschaulichen: jener schroff abschüssige, zur Winterszeit vergletscherte Hohlweg am Fuß der Schaufelbühl-Egg. Lieber freilich zieht man gebahntere Wege, namentlich wo ein Grabgeleite von zweihundert und mehr Personen selbst in strenger Arbeitszeit dem Glied einer hervorragenden Familie oder einem unter ergreifenden Umständen Verstorbenen gilt. Immerhin ist hervorzuheben, daß ein sehr ansehnliches Ehrengeleit auch dem Armen und Ärmsten zu teil wird, der in ehrenhafter Arbeit sich durchgeschlagen, und daß unter Umständen gerade hier Bauern und Bäuerinnen sich am allerwenigsten durch ihr Gesinde vertreten lassen. Die Aussicht auf eine Fleischgrẹbt (ein bankett-

---

[30] Geldst. 123 f.

artiges Mahl) im Wirts- oder Sterbehaus entscheidet also hier in keiner Weise, und die Einladung zum Glase Wein mit Brot und Käse (Chääs-grebt[31]) wird bloß angenommen, um nicht durch Abschlag den Mittellosen zu verletzen. Vergleiche damit die „begrebtmäler“[32] der „guten alten Zeit“!

Leichengeleit und Leichenmahl tragen den gemeinsamen Namen Grębt oder Lịịcht („Leiche“).[33] Überschauen wir von einem verborgenen Punkte aus eine Grebt, welche einer angesehenen jungen Frau gilt! Voraus geht dem Zuge das zahme, womöglich schwarze Roß, samt seinem Geleitsmann aus einem benachbarten oder befreundeten Hause erbeten, lieber nicht dem eigenen Hofe entnommen. Dem mit Blumen und Kränzen bedeckten Wagen folgen die Familienglieder und nächsten Verwandten. Es schließen sich, da es einer weiblichen Person[34] gilt, Frauen und Mädchen (umgekehrten Falls die Männer) an, allesamt in schwarzem Anzug. Nicht minder ausgiebig ist die Zahl der Männer und Knaben, deren schwarze Hüte und auch in der Hitze nicht fehlende Röcke den ehemals in Säcklein zum Trauerhaus mitgetragenen und zum Geleit angezogenen Mantel[35] ersetzen. Man sieht, niemand ist einzuladen vergessen worden, und alle si^nd z'Liicht g'gange^n: Verwandte, Familien, deren Glieder man auch schon geleitet, Paten, Arbeiter und Dienstboten des Hauses; Mietsleute, auch kein Armer fehlt,[36] überhaupt ist wohl jedes Haus im Umkreis einer Stunde vertreten. Allerdings muß auch hier wie anderwärts gar vielfach die Quantität des Ehrengeleites dessen Qualität ersetzen. Was man in einem so langen Zug zu hören bekommt, trägt nicht alles den Stempel untröstlicher Trauer.[37]

Der Friedhof ist erreicht. Roß und Rad hält an, die Menge der Männer entblößt das Haupt, der Sarg kommt auf die Bahre, und der Versenkung folgt des Pfarrers Einsegnungswort. Wie weihevoll wirkt es, frei und nach den Umständen am Grabe gesprochen, gegenüber dem anderwärts noch heute durch den Totengräber mechanisch wiederholten „Gott geb dir e fröhlichi Urständ“![38] Den Schluß der Feier bildet das liturgische Gebet in der Kirche.

Dann noch ein Blick in des Grabes Tiefe, und diese schließt sich. Offen bleiben darf sie am wenigsten während einer Trauung[39] — die übrigens an einem Beerdigungstage, wenn irgend möglich, vermieden wird —, da sie sonst baldigen Tod bedeuten würde. Den frischen Grab-

[31] Barthli 63; Schuldb. 51; Geldst. 6; Dorfk. 1871, Bg. 8; Nschwander 12. [32] Jost 263; SchM. 2, 293 ff; Geldst. 2; BSp. 53; Erbv. 68; Pfr.-Ber. 166; Ger. Tw. (1764). [33] AB. 1, 86. [34] Ztgst. 2, 54. [35] Erbv. 73 74; Geldst. 6; SchM. 2, 302. [36] Ztgst. 2, 49; MW. 2J. 282. [37] SchM. 2, 332 338; UP. 442; Geldst. 2. [38] MW. Wf. 89. [39] Grimm Myth. „Aberglauben“ Nr. 482.

hügel schmückt vorläufig ein Kranz, später aber, wenⁿ er sich gsetzt het, ein Grabmal, wenn auch nur ausnahmsweise, „à perpétuité“, wie das Gotthelfsche. Rosen und andere Blüemli fehlen so wenig, daß man auch bei uns sehr gut die Gleichnisse versteht: Tooteblüemli = Blutflecken unter der Haut alter Leute; Chilchhofrö̈seli = scharf abgegrenzt rote, talergroße Flecken auf beiden Wangen Schwindsüchtiger oder Hektischer.

Die grünen und die toten Denkmäler gereichen der gesamten Umgebung der Kirche von Lützelflüh um so mehr zur Zierde, da der Chilchhof samt seiner im Sommer 1903 eingeweihten beträchtlichen Vergrößerung sich einer sorgfältigen und sinngemäßen Pflege erfreut. Durfte er schon zu Gotthelfs Zeit als „ungemein reinlich gehalten“ gerühmt werden,[40] so leistet nun vollends die Obhut eines Fachgärtners Bürgschaft dafür, daß er sich so schönen Friedhöfen wie dem zu Sumiswald jederzeit würdig zur Seite stellen dürfe. Dies ist um so erfreulicher, da die geweihte Erde gegen die Emme hin das schlichte, aber sinnig gehaltene Denkmal Gotthelfs, die Kirchhofmauer aber gegen das Pfarrhaus hin eine Reihe teilweise schön gemeißelter Grabmäler alter Landvogtsfamilien trägt. Denn solche teilten ehedem mit ungetauften Kindern und im Wochenbett gestorbenen Müttern[41] das Vorrecht, in nächster Nähe der Kirche beerdigt zu werden. Hier genossen sie des denkbar größten Schutzes vor Störung ihrer Ruhe, die ja übrigens als strenge gewahrtes Recht[42] allen gesichert ist, die hier im Bode,[43] under dem Bode,[44] under dem Härd[45] lige. Habe man sie mit größern oder geringern Ehren i Chilchhof g'leit,[46] vergräbt („vergrabe“[47] = begraben, beerdigen), undere taa[48] oder sonstwie bestattet: erscheinen müssen sie vor dem ewigen Richter mit dem, was sie in ihrer Spanne Zeit aus dem Maß ihrer Gaben gemacht haben, und allen folgen ihre Werke nach: „den großen Geistern, deren Namen man unsterblich nennt; dem Bettler, der vor den Türen lebte, und der armen Spinnerin, die Kuder spann ihr Leben lang.“[49]

---

[40] Fröhlich IX. [41] SchM. 2, 184 f; BSp. 289; Beitr. 116 110. [42] AB. 1, 249 251. [43] Ott. 1, 16. [44] Müller LK. 40. [45] GG. 3, 27. [46] Kuhn 8. [47] AB. 1, 376. [48] BSp. 325. [49] SchM. 2, 209.



Das Heilige im Leben.

Sache und Wort.

Das Bewußtsein, daß alle gute Gabe von oben komme, erhält sich am längsten bei dem Landmann, der alle Tage Gottes Macht vor Augen hat und die eigene Ohnmacht, wie Gott unerwartet nehmen kann, aber ebenso unerwartet geben. Der Landmann bedarf aber auch dieses Bewußtseins, damit er geduldig auszuharren vermöge in harter Arbeit bei so zweifelhaftem Erfolge, im Vertrauen auf den, der da seine milde Hand öffnet zu seiner Zeit und mit Wohlgefallen sättiget, was da lebet. Wo dieses Bewußtsein erlischt, da kommt das Ungenügen, die Unzufriedenheit, das Unbehagen über den Bauer. Sein Stand, der

schönste sonst, scheint ihm der lästigste; seine Verhältnisse verleiden ihm; er fällt auch der Zerrissenheit anheim, welche als eine neue Art von Auszehrung die Kinder dieser Welt verzehrt.[1]

Grade von solcher „Bauernreligion"[2] aber, im besten Sinne dieses Wortes verstanden, läßt sich am treffendsten dasselbe sagen, was von der Frau: diejenige ist die beste, von welcher man am wenigsten redet.

„Der Augapfel des Menschen ist zart; nicht weniger ist's auch ein zart Ding vmb die Religion und das Gewissen."[3] So 1670 der Pfarrer De Losea[4] in seiner Eingabe an die Berner Regierung um Schonung der „Wiedertäufer".[5] Wie richtig hat er damit das innerste Wesen der Religion zumal unserer bernischen Landbevölkerung getroffen! Je tiefgründiger sie ist, desto scheuer zieht sie sich in sich selber zurück, und um so weniger wagt sie sich an die Oberfläche und Öffentlichkeit. Ja von ihr redet nicht einmal gern der Vertraute zum Vertrauten. Wie sagt zur jungen Pächterin[6] ihre Base? „Wie ein jung Mädchen nicht gerne von seinem Schatz redet außer mit der allerbesten Freundin, und allemal rot wird, wenn es dessen Namen hört: so habe ich es mit dieser Sache und mit dem, der mich allein selig machen kann."

Wie muß drum einem echt religiösen Menschen, einem so innerlich verschlossenen Emmenthaler zumal, es durch die Seele schneiden, wenn er jene marktschreierische Import-Religion, die man uf Stange des ume treit,[7] sogar zu schamlos unverhüllten Erwerbszwecken auch in seinem Gebiet einziehen und sich breit machen sieht!

Mit solcher Scheu vor Markt und Gasse hängt auch zusammen, daß das religiöse Leben sich so wenig im sprachlichen ausprägt.

Einen Beleg dafür bieten schon die konfessionellen Angelegenheiten. Lützelflüh ist — schon als emmenthalische — eine fast ausschließlich protestantische, genauer: evangelisch-reformierte Kirchgemeinde; sie zählte 1900: 3447 (ortsanwesende) Protestanten, bloß 17 Katholiken (in Burgdorf pastoriert), und gar keinen Genossen anderer Konfessionen. — Im Kanton Bern wohnten zu derselben Zeit 506,837 Reformierte, 81,162 Katholiken, 1572 (1888: 1195) Israeliten, und 1736 Andersgläubige. — Dem entspricht auch im allgemeinen die Art, wie man etwa aus unklarem Hörensagen das Wort katholisch oder häufiger: kartholisch gebraucht. Entsprechend der bekannten Redensart: das geit (lärmend zu) wi in ere Judeschuel! sagt man auch in Erinnerung an die la-

---

[1] Käs. 350; vgl. Ztgst. 2, 211; Fröhlich XVIII. [2] Manuel 178. [3] Acta Piet. 695. [4] Wohl der 1675 als Pfarrer von Bargen verstorbene Johann Rudolf de Losea. Ein Daniel de L. † 1728, ein Daniel Rudolf † 1784. [5] Vgl. Müller 140. [6] UP. 176 [7] Ztgst. 2, 10.

teinisch zelebrierte Messe, ob deren Unverständlichkeit es dem ungeduldigen Hörer „sturm im Chopf“ werden kann: Das ist zum Katholisch wärde! „Es ist aber auch nichts so sehr zum Katholischwerden, als so ein sturmer, halberwachter Mann.“ [8] Ganz zu schweigen von dem Mißtrauen eines Jowägerschen Ehepaars auf dem Markt in Solothurn, dem der Stallknecht „der Sprache an ein kartholischer“ [9] zu sein schien, dessen Obhut man schwerlich ein Roß anvertrauen dürfe;[10] das sich auch zwingen mußte, „etwas kartholisches zu essen“, weil es eben so ganz e kartholische Chust heig.[11] Dem entspricht ferner die Vorstellung von „heidnisch“, das bisweilen soviel wie „vorreformatorisch“ bedeutet.[12] Noch unklarer aber blickt der das Wort Brauchende zurück in die sagenhafte Vergangenheit der Riesengeschlechter, nach denen er in bekannter Weise von Heidegrębere, Heidelöchere spricht, einen Wald bei Oberlauterbach „Heidmóos“ (Héidmịs) nennt, und etwas abnorm Teures, außerordentlich Unverschämtes u. dgl. heidemäßig tüür, heidemäßig uverschant findet.

Unser bald vierhundertjährige zwinglianische Protestantismus aber hat keinen einzigen derartigen Absenker erzeugt.

Der hiefür bereits angeführte Grund wird durch einen ihm nah verwandten zweiten mächtig verstärkt.

Reichlich „bestätigte unsere Geschichtsbetrachtung die Erfahrung, wie ungeheuer konservativ die religiöse Denkweise des Volkes ist. Dieselben Gedanken, beinahe dieselben Ausdrücke erben sich zähe fort von Geschlecht zu Geschlecht durch Jahrhunderte.“ [13] Drum auch jener — bei aller äußerlichen Unterwerfung nur um so gefürchtetere — passive Widerstand, welchen das Emmenthal der offiziell bernischen Einführung der zwinglischen Reformation entgegensetzte. „Mit düsterm Ingrimm sah das Volk der Entfernung der Heiligenbilder zu und war jahrelang kaum zu bewegen, die Prediger der neuen Lehre anzuhören.“

Solcher Widerstand lag aber tief im Wesen der emmenthalischen Frömmigkeit selber gegründet. Es liegt im Wesen der Sache, daß nur die Glaubensrichtung eines Paulus, Augustin, Luther die Allgewalt Roms in der innern Gemüts- und in der äußern politischen Welt zu brechen vermochte. Allein das Christentum des Emmenthals steht, gleich dem seines genialen und kongenialen Darstellers Gotthelf, auf dem ethisch-religiösen Boden der alttestamentlichen Propheten;[14] und es wirkte Jahrhunderte lang im Stillen arbeitend und duldend an der Geistesbe-

---

[8] Käs. 247. [9] AB. 1, 125. [10] Ebd. 124. 133. [11] Ebd. 124. [12] Jahn Emm. 48. [13] Müller 399; vgl. Bitt. Zh. 9. [14] Vgl. Saitschik 28; Müller 399; vgl. desselben Vortrag, skizziert im EB. 1904, 15. März.

freiung, die erst der gewaltigen, schließlich auch gewaltsamen Anstrengung der Reformation in ausgedehntem Maße gelang. Denn es ist eine der bemerkenswertesten Entdeckungen, daß die uns so sympathisch berührenden Gemeinschaften der französischen Waldenser, der niederländischen Mennoniten, der schweizerischen „Brüder“ ihre letzten Ausläufer hinterlassen haben in den „altevangelischen, wehrlosen, taufgesinnten Gemeinden“,[15] deren offizielle und landläufige Bezeichnung sonst Täufer[16] (1534: „Däuffer“)[17] lautet. Das bei uns heute einzig gangbare Wort Widertäufer war ursprünglich ein Spott- und Schimpfname, mit welchem seit der Taufe Blaurocks in Zürich (1525) überhaupt alle Gegner der staatlich anerkannten Kirchenlehre belegt wurden. In den ehrenvollern Namen Alttäufer[18] und Halbtäufer[19] aber birgt sich der Gegensatz gegen die agressive Sekte der „Neutäufer“ und die ehemals freundliche Fühlung mit der Landeskirche.[20]

Erst die fortgesetzten Verfolgungen seitens der Obrigkeit gaben der Abneigung der Täufer gegen jeglichen „Dienst der Welt“ das Schroffe, das sich nun in der gesamten persönlichen Selbstdarstellung bis auf das Gewand ausprägt. Altväterische Hafte ersetzen die Knöpfe am Kleid; Männerhüte mit kleinem halbkugeligem Kopf und breitem Rand, ein schmuckloses Frauenkäppchen mit schmalen Spitzen[21] oder kaum bemerkbarem florartigem Bändchen[22] verdrängen jede modische Kopfbedeckung. An letztere erinnert die Stündelichappe[23] mit ihrem Namen, sehr wenig aber sachlich mit ihren „kostbaren Spitzen oder Bändern“, wie zu Gotthelfs Zeit Zierpuppen sie trugen.[24] (Es ist ja eine alte Erfahrung, wie die kräftigste Reaktion gegen Modetorheiten handkehrum in deren raffinierteste Dienste tritt.) Ein Protest sodann gegen alle Coiffeur-Künste ist der lange Bart, der zu der Täufer ernstem Blick auch sehr gut paßt.[25] Damit stimmt die Flucht vor allen geselligen Vergnügungen[26] und allem nicht strikt entbehrlichen Handel und Gewerbe.

Was ihnen aber als „Lätzköpfen“ den so tragisch endenden Kampf mit der Obrigkeit gebracht hat, ist die Verweigerung von Eid und Militärdienst, ihre „Wehr- und Waffenlosigkeit“.[27] Auch viele Lützelflüher wurden in den immer furchtbareren Kampf verwickelt, der mit den traurigen Täuferjegine",[28] mit Hinrichtungen und Güterkonfiskationen endigte. Wie sehr aber das religiöse Volksgemüt der Emmenthaler mit diesen nach und nach auf arme Reste dezimierten Märtyrern[29] sich inner-

[15] Müller 52—69; 404—6. [16] Ebd. Vorwort. [17] Täuffer. [18] Joß 48 ff. [19] Müller 130. [20] Trub 30, 100. [21] AR. 1822, 81 f. [22] Trub 34, 105. [23] UK. 237; Käs. 241. [24] UK. (1850) 237. [25] AR. aaO; Bitt. Jh. [26] GG. 2, 65. [27] Intercession (1659). [28] Müller 252 ff. [29] Ebd. 401 (schön!).

lich verwandt fühlte, zeigen u. a. die erbitterten Aufstände gegen die Täuferjäger, diese „richtige Räuberbande“;[30] zeigt das Haslibacherlied (auf den Tod des Hans Haslibacher zu Haslibach bei Sumiswald, 1571):[31] das abgeschlagene Haupt flog weit weg in den Hut, und der Staldenbrunnen in Bern, der Zeuge des Justizmordes, schwitzte Blut.

Aber auch Höhergestellte verwendeten sich warm für die stillen, ehrlichen und sittenstrengen Leute. Voran ging der Eroberer der Waadt[32]; ihm folgten Staatspfarrer, wie Georg Thormann in Lützelflüh, der wegen seiner exemplarischen Frömmigkeit[33] hochangesehen war. Gegen die erbittert gewordene Täufer-Mißhandlung richtete derselbe die ebenso mut- wie maßvolle Schrift: „Probier-Stein, oder Schriftmässige, und auß dem wahren innerlichen Christenthumb Hargenommene, Gewissenhaffte Prüffung deß Täufferthums In der Forcht deß HErrn HErrn zu Allgemeiner Erbauung Abgefasset durch Georgium Thormanum, V. D. M. 1. Theß. 5, 21. Prüfet alles, das gute behaltet. BERN, In Hochobrigkeitlicher Druckerey. 1693.“ —

Auch die Pietisten hat Thormann in gleicher Weise sine ira et studio behandelt — in einfacher Konsequenz seiner weitschauenden und weitherzigen Grundsätze. Denn der Pietismus, welcher um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland und um dessen Wende in der Schweiz mächtig erwachte, war mit seinem Drängen auf persönliche Aneignung und praktische Ausübung des Christentums und auf das Leben dessen was man glaubt, der Erbe und Fortsetzer[34] des Täufertums. Und dies zwar so entschieden, daß auf ihn sogar amtlich die Bezeichnung Wiedertäufer angewendet wurde. Nur war das Täufertum mehr im bäuerlichen Landvolk, der Pietismus mehr im unterschätzten bürgerlichen Handwerkerstande heimisch. Daher auch Thormanns freundschaftlicher Verkehr mit einem so feinen Stadtberner wie Beat Ludwig von Muralt (1668 bis 1749),[35] der ihm in zwei denkwürdigen Briefen[36] die Gründe seiner Flucht vor der offiziellen Kirche mit der Spitzfindigkeit ihrer „Bekenntnisse“ auseinandersetzte. Dieser weite Blick fehlte auch Thormanns berühmtem Nachfahr Gotthelf nicht.[37] Um so weniger, da ein so trefflicher Berater wie der Medizin-Professor Fueter ihn zart und taktvoll mahnte, auch ob „geschmackloser und falscher Einfassung“ den Kern: die Gesinnung nicht zu vergessen.[38] Überaus schön zeichnet denn auch Gotthelf im „Uli“[39] das Bedürfnis nach engerem und tieferem Zusammenschluß Gleichgestimmter; ein Bedürfnis, das nach ihrem eigenen Geständnis[40] sogar

---

[30] Ebd. 341. [31] Ebd. 77. [32] Ebd. 83. [33] v. Mül. 124. [34] Müller 67, 348; Blösch 1, 83; 2, 31—55. [35] OvGreyerz, Ffeld 1888; Lettres, 1897. [36] Acta Piet. 676 ff. [37] Manuel 190. [38] Beitr. 574 ff. [39] UP. 385 f. [40] Sekten 11.

eine städtische Landeskirche nicht in dem von ihr selbst gewünschten Maße befriedigen kann. „Wie oft ist's einem Menschen: wenn er doch nur da oder dort eingeladen, in diese oder jene Gesellschaft aufgenommen würde; es ist der höchste Gegenstand seines Sehnens und Strebens. Ist er aufgenommen, ist er mitten unter ihnen, sitzt er am ersehnten Tische, dann fühlt er sich unendlich gehoben. Er steht an einem Ziele; er ist glücklich, hoffensvoll; er gehört einem Kreise an (er g'hört öpperen aa), der ihm Halt im Leben gibt." Wie findet in pietistischen Kreisen z. B. jene Babette,[41] die Frau eines in Trunksucht verrohten Handwerksmeisters, Trost und Halt gegen die Brutalitäten ihres Ehemannes! Wie bleibt sie unermüdlich die immer gleiche gewissenhafte Gattin, die liebevolle Mutter, die exakte Hausfrau, die teilnahmsvolle Beraterin der Arbeiter! Und daß eine solche Frau nicht bloß „im Buche steht", sondern dann und wann einmal im Leben vorkommt, beweist u. a. das Emmenthal. Um so zorniger züchtigt Gotthelf[42] die die Volksseele vergiftenden Auswüchse dieser Richtung: gewissenlose Vernachlässigung von Arbeit und Familienpflicht; Klatsch- und Lästersucht; Hang zum Wohlleben; mit Pfiffigkeit verbundene geistige Borniertheit und Seelenblindheit; die hampfelige Art, womit die zartesten und delikatesten Angelegenheiten, die heiligsten Dinge verhandelt oder vielmehr mißhandelt werden; die Frevelhaftigkeit, womit in Familie, Nachbarschaft und Gemeinde hinein der Same des Mißtrauens, des Unfriedens und des unheilbaren Zerwürfnisses gesäet wird; dies „Hausieren mit Buße und Zerknirschung im Lande herum wie die Schwarzwälder mit Bürsten";[43] dies Religion-Uusfüehre wi mir der Chääs.[44] Solch häßliche Auswüchse haben verschuldet, daß der ursprünglich so hohe Begriff der Sache[45] im gemeinen Bewußtsein geschwunden ist, und daß die heutigen Benennungen Stündeler, Stündelipigger, Spiisbrediger u. dgl. als Schimpfnamen oder verdächtigende Zulagen bloß noch die schlimme Kehrseite betonen. Da man im Emmenthal weniger fluchte und weniger roh herausredete, so war es der dahin verheirateten Oberaargauerin „anfangs himmelangst, sie sei unter Stündeler oder Pietisten geraten."[46] Du bist mit Schiin e Stündelere! grinst eine herzlose Alte die wackere junge Mitpatin an,[47] welche großherzig das in Lumpen gehüllte Kind zur Taufe trägt mit dem ernsten Hinweis, das größte aller Menschenkinder sei nicht besser

[41] Jacob 2, 74 f; vgl. Schuldb. 373. [42] In Stellen wie BSp. 395. 425. 427. 438; SchM. 1, 17; 1, 91 Hs[a]. und Beiträge 147 f; SchM. 2, 359; AB. 1, 389 f; 2, 243; vgl. Pfr. Roder in Affoltern im Pfr.-Ber. 136; Ger. Tw. (1792); Dorfkal. 1871, Bg. 7; Beitr. 427. [43] AB. 2, 243. [44] Bitzius. [45] Eine geistvolle Erneuerung der katholischen Gebetsstunden (Horen) waren die Spenerschen collegia pietatis; vgl. die sympathischen „Stundisten" in Rußland. [46] Besuch 149. [47] UP. 266.

ausgestattet gewesen. Ja ein Gotthelf selbst mußte von einem „aufgeklärten“ Zürcherblatt sich zu den Stündelern zählen,[48] seine Schreibweise „Stündelersprache“ [49] schelten lassen, während eben er in seinem feinsten Werke, „Geld und Geist“, „den Pietisten zeigen wollte, wo die Frömmigkeit“ ihren wirklichen Sitz habe.[50] Die Verfolgung Andersgläubiger ehedem mit Scheiterhaufen und Schwert, heute mit dem bloß noch gestatteten Wort heißt Verketzerung. „Ketzer“ ist eine feindlich gemeinte Umwandlung aus „Katharer“ = Reine, wie in etwelcher Selbstüberhebung seit dem elften Jahrhundert gewisse (manichäische) Oppositionen innerhalb der katholischen Kirche sich nannten. Von hier aus läßt sich verstehen, wie reich unsere Sprache mit „Chätzer“ durchsetzt worden ist: Er louggnet (leugnet) wi n e Chätzer. „Mit Salben und Tränkern fechten wie Ketzer“,[51] „das geht wie Ketzer“ [52] (oder: „wie Tüüfel“). Nei, bi'm Chätzer nid! Er ist e wüeste Chätzer! aber auch: Er het e Chätzer, es Chätzerli (einen Rausch, ein Schwipschen). „Sieben Ketzer“ (wie eine „Legion“ von Teufeln) als Einzahl gefaßt ergaben unsere Formel: wi n e Sịbechätzer. Harmloser schon klingt die Genitiv-Fügung Chätzers: du bist doch e Chätzers Hăx! das Chätzers Meitschi! noch harmloser das hieraus euphemistisch abgeschwächte Chätzis: chätzis schön![53] Der hiedurch erweckte adjektivische Anschein setzte sich fort in chätzigs Chrott! u. dgl. Die Wesfall-Form dagegen rief einem dazu passenden Nominativ: Chätzi. Bim Chätzibock! — Begreiflich fehlt auch das Verb hier nicht: Im Dörfli ume chätzere; i bi hüt gnue umeg'chätzeret und bin nun totmüde.[54] Erst als Bravorufe, Kanonendonner und türkische Musik zusammenketzerten, schwieg der Bühnenredner.[55] Ein Ding gänzlich verderben heißt: es verchätzere. „Es ist al̦ls verchätzeret u verplitzget u vercheibet“ lautet eine Sprechweise aus dem ff.

Welch einen Gegensatz bietet zu alle dem eine so harmlos freundliche „Sekte“ wie diese „schlichte, gottinnige, demutsvolle Erscheinung“ [56] der Hansuelianer! So nennen sich die Anhänger des Hans Ulrich Liechti (1802—78), der von seiner bäuerlichen Wohnung im Tannental (Biglen) allsonntäglich in der Runde herum, auch in Lützelflüh, predigen ging. Wenig, wie sie, machen heute die Binggelianer von sich reden. Auch chiliastische Gemeinschaften wie die „Apostolischen“ (Apostoore), sowie die „Sabbatisten“ u. a. finden bei ihrer stillen Art auf dem Lande den Nährboden nicht, welchen dagegen aggressive Sekten wie die „Neu-

[48] An AB. 116. [49] Ebd. 104. [50] Ebd. 120. [51] Ebd. 2, 104. [52] Ebd. 2, 414. [53] Wyß ä; AR. 1813, 247. [54] Bern 2 1 12. [55] An JR. 96. [56] Joß 31 f.

täufer,[57] wie alle die „evangelischen", „frei evangelischen", „methodistischen" „Gemeinden", „Gemeinschaften" und sogar „Kirchen"[58] auch bei uns so eifrig suchen und absuchen. Gänzlich zu schweigen von der unsaubern Sekte der Antonianer, d. h. des Entlebuchers Anton Unternäher (1759—1824),[59] die auch in den beiden Talgraben zu Lützelflüh und Walkringen Unterschlupf fand. Gemahnen in gewisser Beziehung an sie die Mormonen, so haben diese dagegen in großartiger Kultivierung ganzer Länderstrecken ihresgleichen in der Heilsarmee.[60] Heide und Heiden sind deren rechte Felder, das Massenelend eines London, eines Zürich[61] und Genf ist ihr Arbeitsgebiet. Bei uns dagegen, meint Gotthelf,[62] sollte die innere Mission von innen heraus bei den obern Ständen beginnen.

Überhaupt aber da, wo die faule „Brauch-Religion"[63] zu Hause ist; jener Grad-áne-Glaube, daß öppen e Gott im Himel siig, u daß die guete Lüt zue n ihm chömi, we si dür's Bluet Christi abg'wäsche sigi, u di böse Lüt i d' Hell; daß me bäte söll u niemmere mürde; öppen e chlii z'Bredig gaa u zo'm Nachtmahl.[64] Eine Religion also, worin man hie und da einigermaßen und halbwegs, einmal auch etwa ganz im Sonntagsstaat dem liebe Gott d' Wisite macht.[65] Eine Religion, die sich als nicht wohl zu umgehendes Nebengeschäft bequem neben dem Hauptgeschäft abmachen läßt. Denn „das sig d' Hauptsach i der Wält: 's Gält. U we me derzue de no chönn geistlig sii, warum nit? D' Lüt passi eim de öppe dist minder uuf."[66] Oder mit dem Chorrichter von Gitiwil[67] zu reden: We me groß siig u wärche mües, de chönn me si mit der Religion nümmen abgää. Aber es sig gäng guet, we me se g'lehrt heig; we me de alt wärd u nümme wärche möög, so chönn me se de füre näh u heig mängist no churzi Ziti derbii. Es sig gäng um d' Ewigkeit!

Wo Kirchenräte so reden, ist wahrlich ein Gsellschaftli von Tannentaler-Brüdern oder ein Trüppchen von Pietisten, die nach bravem Tagewerk in Ehren und guten Treuen z'Versammlig göö, eine anmutigere Gesellschaft. Da sind „die Stillen im Lande" noch immer ein sehr notwendiges „Salz der Kirche", die von ihr sich ausschließenden Sekten aber deren „Schuldschein".[68]

---

[57] Müller 389; Joß 50; AB. 2, 219 301 f; Selbst. 135; Wass. 32. [58] Joß 23 53 55—57; Sekten 13. [59] Joß 40—45; AB. 2, 75; Beiträge 618. [60] Sekten 11; EvE. [61] Wo z. B. im Jahr 1903 die Heilsarmee 19802 Schlafgäste beherbergt hat. [62] Arm. 209 221; Geiser JG. 26. [63] AB. 1, 394. [64] MW. 2J. 271; Schuldb. 45; Selbst. 50; SchM. 1, 33; 2, 254. [65] MW. Anna 186; SchM. 1, 390. [66] Selbst. 233. [67] SchM. 2, 157. [68] Joß 65.

Das nämliche gilt von dem „Geistlich-sein“ in dem vorhin angezogenen liederlichen Sinn. Wie ist hier das hohe Wort geistlig herabgesunken! Ehedem konnte „geistlich“, wie noch bei Gotthelf,[69] gleichbedeutend und abwechselnd mit „geistig“ stehen. Es entspricht dies völlig dem Tatbestand, der noch heute in einfach ländlichen, zumal kleinbäuerlichen Verhältnissen zu beobachten ist.

Die in bitterbösen Zeiten der „Völkerwanderungen“ aus den Ebenen in entlegene Berggelände hinaufgedrängten kräftigsten Produkte der Übervölkerung nahmen mit sich und verpflanzten unter sich jene Regsamkeit der Hände und des Geistes, die in dem Spruch „bete und arbeite“ ihren populären Ausdruck erhalten hat. Dieselben Leute, die einem so widerspenstigen zähen Boden so treffliche Erzeugnisse und so blühende Besitztümer abringen, sind in der Stille des Sonntags und des Winterabends, sind selbst in Erholungspausen zwischen strenger Feldarbeit zu großem Teil aufmerksame und anhaltende Leser. Nur wenige zwar haben Humboldts „Kosmos“ und „Ansichten der Natur“ auf der Etagère der Hinterstube stehen; aber Gotthelf bliebe der vielgelesene Mann, auch wenn er nicht Pfarrer von Lützelflüh wäre; und noch manch ein selten gewordenes Buch birgt sich unter spezifisch religiösen Schriften, an denen bei uns kein Mangel ist. Daß aber letztere im Stillen eine Hauptlektüre bilden, steht im Einklang mit dem Waldenser-Geist des Emmenthals und mit der Beobachtung, wie viel urfrische geistige Regsamkeit, wie viel gesunder Verstand und wie viel scharf vor-, ein- und durchdringendes Denken eben auf religiös-ethischem Gebiet sich betätigt. Weder eine zersplitterte Mannigfaltigkeit des Stadtlebens noch eine oberflächlich abreibende Fremden-Industrie haben selbst im verkehrsreicher gewordenen Emmenthal bisher die stramme Geschlossenheit und Gesammeltheit einer Geistespflege wesentlich gelockert, die nun einmal der harten und sauren Bewältigung der Scholle das einzig genügende Gegengewicht bietet.[70]

Aber grad um so weniger fehlt auch hier die Kehrseite: daß „geistlig“ den widerwärtigen Abgeschmack der zur Schau gestellten Frömmigkeit, ja der Heuchelei und der geschwätzigen Phrase angenommen hat.[71] Eben die Geistligi, die „Geistlichkeit“,[72] die zudem beim „Schulmeister“[73] in seltsamem Schillern den schriftdeutschen Begriff mit einbezieht.

Aber ist es etwa dem prächtigen Worte „fromm“ besser ergangen? Man denke an die alten „frommen“ Eidgenossen, deren Ehrentitel sie

[69] Z. B. 2, 5; Schuldb. 88. [70] Luc. 10, 42. [71] BSp. 116 434; AB. 1, 389 390 444. [72] BSp. 431; AB. aaOO. [73] 1, 179.

als die „Ersten“[74] hinstellen sollte überall, wo es gelte, das Vorwärtsbringende, das zu gemeinem „Nutz und Frommen“ Förderliche zu schaffen. Man braucht sich aber nur beispielsweise an der Geschichte der alten Pharisäer[75] gegenwärtig zu halten, wie ursprünglich vaterlandsgetreue Helden als wirkliche Elite-Truppe dem Ruf „Freiwillige vor!“ Folge leisten, dann aber „sich zu fühlen“ beginnen, die Fühlung mit den hinter ihnen Stehenden erst verlieren, dann aufgeben, und schließlich als „die Abgesonderten“ (die G'separierte)[76] den Titel spezifischer Frömmigkeit für sich in Anspruch nehmen. Leichtfertiger Sektenstolz[77] sowohl wie krasser Aberglaube[78] färben dann das schöne Wort.

Wer ferner ist gläubig? Antwort: Wer sich nicht ausdrücklich selbst als ungläubig („unglaublich“)[79] hinstellt gegenüber Gespenster- und ähnlichem Spuck,[80] also wenigstens dessen Möglichkeit ebenso wie irgend eine andere zugibt, annimmt, vermutet, d. h. im landläufig verflachten Sinne glaubt oder glyybt. Solch liederliches „Glauben“ gegenüber der straffen und strammen Geisteszucht, die auf gewissenhaftes Forschen und gediegenes Wissen abzielt („Schaffsinn“ gegenüber „Scharfsinn“), hat zu dem fatalen Nebenbegriff der Geistesschwäche geführt, die auch Gotthelf mit dem Witzwort geißelt: „Glauben ist dort viel, doch die Einfälle sind rar.“[81]

Wie antwortet doch schon der alte Heidelberger so ganz anders auf die Frage: „Was ist wahrer Glaube?“ Wenn aber vollends der alte Kirchenvater Tertullian herausfordernd ausruft: credo quia absurdum,[82] so stellt er den Glauben hin als eine hohe, kühne, welterobernde Geistestat; als ein machtvolles Durch- und Vorwärtsdringen menschlicher Energie zu all den Bereichen menschlicher Weltgestaltungskraft, die dem Wollen und Sollen offen, dem Wissen einstweilen noch verschlossen sind. Hier ist das Ahnen der Pionier, der die Bahnen weist; das Nichtanders-können ist das Genie, welches die Bahnen bricht, und damit der Glaube die Kraft, die im höchsten Sinn des Wortes „Berge versetzt“, ja „die Welt überwindet“. Diese ganze und volle Selbsthingabe[83] an ein Ziel, das unser Eins und Alles in der Welt ist,[84] an das was den Wert unseres Lebens ausmacht, ist glauben, ist Glaube. Der Glaube ist Tat, das Wissen der Schatz der dabei gesammelten Erfahrungen.

---

[74] Lat. primus, deutsch „fromm“ und z. B. Nansens „Fram“ (Vorwärts) sind verwandt. [75] ZB. nach Langhans Biblische Geschichte und Literatur 431 ff. [76] Selbst. 10. [77] BSp. 436. [78] Ebd. 87. [79] MW. Ws. 95. [80] EvE. [81] Käs. 351. [82] Ich glaube (etwas), weil es widersinnig ist. [83] Lat. credo (je crois) = altindisch çrad dadhami, „ich gebe das Herz hin“. [84] Got. ga-laub-jan = glauben ist genau „lieb (laub) haben“, als das Begehrenswerteste erklären.

Dunkle Mächte und ihr Dienst.

„Verderb es nicht, es ist ein Segen drin!" Das Wort muß von jener harmlos kindlichen Vorstellungswelt, die zu aller herzenswarmen Religion mitgehört, um so mehr gelten, je schärfer mit ihr der noch heute ungemein verbreitete Glaube an feindliche Gewalten um den Vorrang im Volksgemüte streitet. Und dies zwar aus einem tiefliegenden Grunde. Teilen doch beide sich in das nämliche sittliche Motiv: Lebhafter Gerechtigkeitssinn. „Darin, daß unser Volk trotz so manchen Augenscheins an solchem Glauben unbeirrt festhält und nichts ihm denselben aus dem Herzen reißen kann, spricht sich mächtig und tief, in Respekt gebietendem Lebensernste, die Überzeugung aus, daß es eine Gerechtigkeit und eine Vergeltung gebe, und daß kein Tod ihr Walten zu ändern, zu brechen vermöge."[1]



Taglöhner mit Jürabebürdeli.

Aus diesem Grund haftet im Volksgemüte keine Vorstellung zäher als die vom Umechoo. Der und der Tote muß wiederkommen zur Abbüßung einer Strafe, der er bei Leibesleben entgangen. An einem andern aber ist ein Unrecht, ist ein Verbrechen geschehen, unentdeckt und ungesühnt. Und jetzt kehrt der Tote wieder, um es in dieser oder jener Weise den Lebenden zu künden, damit sie den Übeltäter entdecken und strafen. Erst so gelangt der Tote zu seiner Ruhe.[2]

Entsprechend der Unzahl ungebüßter Frevel greift seit Ahasver dem ewigen Juden ein ganzes Reich „Fried- und Ruheloser"[3] ins Menschenleben ein. Wer dem Anstößer eine Furche abgefahren hat, daß der Marchstei nun „ganz blutt u chrumm dasteit";[4] wer gar solchen Stein zu versetzen gewagt; wer ungerechtes Gut vergraben hat; wer

[1] Bitzius VII, 397. [2] Ebd. [3] Cornelius Waldmeister im EvK. 1902. [4] BSp. 40.

mit Maß und Gewicht nicht ehrlich, sogar wer damit gegenüber Armen nicht freigebig umgegangen ist; wer als Jäger einen Hasen im Neste geschossen (sozusagen sein Hausrecht verletzt) hat, statt ihn aufzujagen; wer in ungeweihtem Boden ein unzeitig Kind vergrub; wer einen falschen Eid geleistet: dä oder die mues umechoo. Selber lichtscheu[5] und doch als füürige Maa, als brönnigs Manndli, oder aber als schwarzer Höllenhund mit feurigen Augen,[6] als Geißbock mit feurigen Hörnern muß er namentlich bei bevorstehendem Wetterwechsel[7] „herumlaufen wie wild".[8] Er lockt Menschen in Pfützen und ersäuft sie;[9] brennt in dem zum Gruße statt der Hand hingehaltenen Peitschenstiel seine Finger ein[10] und straft den, der sie zu erblicken das Unheil gehabt, mit geschwollenem Gesicht, einem Kopf wi n es Määs[11] oder wi n e Wöschbütti, mit lahmem Bein,[12] mit Verlust der Sprache oder gar mit Schlagfluß.[13] Und der Spuk hört nicht auf; es geistet fort,[14] auch wenn hundertmal die Entdeckung gemacht ist, daß es ein Irrwisch war,[15] oder gar Weibspersonen mit Laternen,[16] oder eine mit Popanz ausgerüstete nächtliche Diebsfahrt,[17] oder die Wasserwehr an der Emme,[18] oder zu Hülfe eilende Ärzte bei Epidemie.[19] „Geisten" muß es wie beim Nebelbild des Brocken-, Rigi-, Bantiger-, Gurten-Gespenstes.[20]

Ebenso häufig aber geschieht dies bloß ohrenfällig. Etwa durch Girren und Klopfen der vom Wind geschüttelten Hauswände;[21] oder durch Rumor auf der Bühne, wo losgebundene Bindbäume von ihren Fudern heruntergeworfen werden und umherrollen, bis der Meister mit der Laterne kommt und tüchtig uuschneistet; oder so, daß zwei feindliche Brüder aus einer Entfernung von mehr als zwei Kilometern einander aus einer Büchse Kugeln zusenden, welche an allen vier Hausecken anprallen und schließlich mitten in der Haustürschwelle stecken bleiben. Im Kesselgraben hört man den Karren, auf welchem ein Wucherer verfaultes und vergrabenes Getreide fährt,[22] während der Meyer auf der Mutten[23] alle hundert Jahre je ein Jahr umgehen und dem von seiner Familie veruntreuten Schweisberger-Klostergut den rechten Platz suchen darf. Ein anderer muß g'stöhlnigs Guet umetriibe. Einen betrügerischen Bäcker hört man in der Mulde hantieren, und unheimlich knistern und knacken im Backofen die klotzigen Scheiter. Ein Wirt aber muß jede Nacht im Keller am Fasse sich zu schaffen

---

[5] AB. 1, 251. [6] Ebd. 250; Erbv. 113. [7] Ztgst. Hs[a]. [8] Ebd. 2, 157; Erbv. 113. [9] AB. 1, 250. [10] Ebd. [11] GG. 3, 41. [12] Wege 327; Geldst. 130. [13] Dorfk. 1871. [14] EB. 1902, 86. [15] Geldst. 133. [16] AB. 1, 249 ff. [17] Dorfk. 1871. [18] Käthi 391. [19] Kaput 347. [20] „Bund". [21] SchM. 1, 349. [22] Wege 327. [23] Mutten 240 ff.

machen und wie ein Hahn krähen: drüü Schöppli Wii u n es Schöppli Wasser gää o n e Maaß! Eine Bäuerin, die das Gesinde hintergangen, kommt Fleisch zu kochen und anzurichten,[24] eine andere die im Trog rumorenden Schweine zu füttern. Verschiedene Büßer hei den arme Lüte nüüt g'gää, oder sind verurteilt, cho nahe z'bäte.[25] Der Harzer Hans aber muß, wenn es nächtlich rauscht in den Wipfeln der Bäume, die Tannzapfen zählen in seinen Wäldern.[26]

So müssen die Ruhelosen „wiederkommen mit Seufzen und Stöhnen und die Einen plagen",[27] die Andern warnen,[27a] bis endlich eine mitleidige und kundige Seele sie erlöst,[28] es ihnen abnimmt.[29] Freilich eine seltene Aussicht! Denn wo z. B. die Leiche eines Harzerhans durchfährt, gehen schleunig „alle Türen und Fenster zu", damit nicht ein unwillkommener Gast durchschlüpfe.[30]

Und man glaube nicht, daß dieses alles heute als purer Spaß erzählt werde. Allerdings sagt man lächelnd: aha, dä wott de nah dem Tod ga marche; und eine resolute Bäuerin erklärt z. B. humorvoll, sie well de nid no einist ume choo cho Milch uusmässe.

Allein hinter dem Humor verbirgt sich hoher Ernst: der Ernst, der es mit der ganzen Furchtbarkeit des unerreichbaren Bösen in der Welt nicht leicht zu nehmen begehrt.

Ein Sachkundiger wundert sich daher keineswegs über die Maßen, wenn das Gerücht, es geiste im Haus oder Feld dieser oder jener Person, als eine der unheimlichsten Verfehmungen bis vor den Richter gezogen werden kann. So war noch im Trachselwalder Amtsanzeiger vom 27. Februar 1904 ein Inserat wie dieses zu lesen: „Da sich das Gerücht verbreitet, es sei F. G. seit seinem Tode uns erschienen, so erklären wir hiermit solches als ganz unwahr, und möchten jedermann warnen, von jetzt an das Gerücht weiter zu verbreiten, ansonst solche gerichtlich belangt werden." [31]

Besonders aber befriedigt sich das Gerechtigkeitsgefühl daran, daß die der zeitlichen Strafe entgangenen hohen Gewalthaber der ewigen Vergeltung nicht entgehen. Wie nach dem mythologischen Vorbild des Wind- und Kriegsgottes Wuotan in der Sturmzeit nach Wintersonnenwende das „Wüetisheer" [32] oder „Dürstegjeeg" [33] ('s dürstig Gjäg" [34]) heulend durch die Lüfte fährt; so gespensten in der heiligen Nacht die Bürglenherren bei Utzenstorf;[35] so der alte Zwingherr von Schüpfen;[36]

---

[24] BSp. 242. [25] Geldst. 130. [26] Erbv. 138. [27] Ebd. 51. [27a] Käthi 94. [28] Geldst. 130. [29] Ebd. 8. [30] Erbv. 139. [31] Ähnlich letzthin im Simmenthaler Anzeiger. [32] SchM. 2, 366; Michel 221. [33] Dursli 282 Hs. [34] Wyß ä. AR. 1813, 245. [35] Kurt 128 ff; Dursli 270. 321 ff; Dorbach 49 ff; Beiträge 386. [36] Wege 320.

der „auf der Wartburg“;[37] der Sumiswalder Komtur Hans von Stoffeln, der in der Wyke-Höhle spazieren geht, indes vor seiner Zwingherrenburg auf dem Bärhegenknubel die Schloßgeister ihre Schätze sonnen.[38] Auch das so anmutig von waldumkränztem Hügel in die Täler und Ebenen hinunterschauende Schloß Trachselwald ist mit gespenstischem Banne belegt.[39] Kein Wunder: hauste doch dort der schreckliche Tribolet, der seither in stockfinstern Nächten in weißem Reitergewand nach Erlösung ausschauen muß.[40]

Besonders nahe aber liegt uns der Ritter von Brandis, der bei drohendem Emmen-Ausbruch seine Untertanen zur Bärenjagd aufbot, den zum Schutze von Haus und Familie davoneilenden Müller von Lützelflüh erschlug, aber seither, vom Fluch der Witwe getroffen, bei jedem sich erhebenden Flühluft in eisernem Gewand die Emme auf und ab schreiten muß, „die roten Augenbrauen flatternd im Nachtwinde“. „Wo er lockere Pfähle sieht, da muß er hämmern mit seiner Streitaxt, daß es schauerlich widerhallt an den Felsen durch die Nacht; muß dann stehen da wo er den Müller erschlagen, bis von der Mühle herauf der Hahn kräht.“[41]

Folgende Doppelgängerin dieser Geschichte fanden wir nirgends verzeichnet: Einem Schwellenarbeiter meldet ein Kind, der Mutter schwere Stunde sei da. Er bittet um Urlaub, erhält ihn aber nicht, und am Abend findet er seine Frau tot. Da verflucht er den Schwellenmeister: i wett, er müeßt immer un ewig schwele! Und richtig: al̦i Mal, wenn's wott an̦der Wätter gää, u bsun̦derš, wenn's wott cho wässere (wenn bedrohlich hoher Wasserstand eintritt), so ghört me Schwiere schlaa.

Wie an der Emme, so gespenstet es auch an der Grüene. Unter die Räder der einstigen Mühle „am finstern Bach“ warfen sich, als Vaterlandsverräter entlarvt, „die drei Brüder“.[42] Seither gehn sie um „und winken und deuten“.

Obenher aber, auf der Höhe des Mų̈nnebęrg, dessen zwei höchste Kuppen noch heute der wahr und der fal̦tsch Zwingheer heißen, streckt ein mit Gold und Edelstein beladener Kristallwagen für ein Sonntagskind bemerkbar das Deichsel-Ende aus einem Gewölbe hervor und kann nur um Mitternacht mit vier zur gleichen Stunde gebornen, tadellos weißen Schimmeln von der Stelle gerückt werden. Einem ob der Suche nach solchem Zuge selbst weißhaarig Gewordenen gelingt die Bespannung. Aber wie er „Hüü i Gotts Name“ gerufen, erschlägt ein

---

[37] Käthi 174. [38] Spinne 27. [39] Kuhn AR. 1822, 69. [40] EvE. (Trebla). [41] Wass. 41—46: Käthi 384. 399; Kohlrausch 72 f. [42] 239.

Blitz aus der Erde die Rosse, schleudert den Wagen zurück, und der Mann erhängt sich an einer Tanne,[43] wie alle *Gehängten* bei Wind und Sturm die Vorübergehenden erschreckend.

Aber nicht nur die Buße Leistenden — auch die Sühne Fordernden *chömen ume, chünte si.*[44] Noch bewegt sich in dunkler Mitternacht, *we's wott ander Wätter gää,* jener Leichenzug von Neuegg her über Schaufelbühl, die Schriibershueb-Höhle und die Egg hin gegen den fernen Lützelflüher-Kirchhof. Man hört das dumpfe Rollen der Räder am Totenwagen, wenn auch ihn selber und das Geleite *nid mänge g'seh hett.* Die Leiche ruft nach Rache an ihrem Mörder: Ein ebenso schönes wie ehrenfestes armes Mädchen, das den Werbungen seines Pflegevaters, eines reichen und doch allzeit geldhungrigen Junggesellen, nicht getraut, sondern sie zurückgewiesen hatte, wurde von diesem im Schlaf ermordet. Ein unsauberer Sektierer machte sich die Gewissensangst des Verbrechers zu nutze und erwirkte gegen Geld und fortwährende Gastung, daß dieser alljährlich vor dem „heimlichen Gericht" in Bern mit einer schweren Geldsumme den Strick des Henkers vom Halse loskaufen durfte[45] (*der Hälslig verzeise*). Aber schließlich ertränkte der Täter sich doch in einer Pfütze und muß nun jeweilen als Erster der Leiche seines Opfers folgen. — So auch „künden sich" die Opfer roher Volksjustiz;[46] übel behandelte Familienglieder;[47] um ihr Recht auf Arbeit Verkürzte;[48] Tote, denen man Übles nachredet.[49] Am harmlosesten noch fordern Kindbetterinnen die ihnen als Vorrecht ins Grab mitzugebenden Schuhe.

Können aber, frägt Gotthelf, nicht auch, und mehr noch, die Guten wiederkommen, „sich zum Lohne als Träger guter Gaben für die Ihren?"[50] In diesem Sinne predigte sein großer Sohn vom „Wiederkommen unserer Toten",[51] feierte E. D. das Andenken des Freiheitsmärtyrers Niklaus Leuenbergers am 7. Juni 1903: Wenn im Föhnwind die Emme anwächst, steigt aus den Nebelballen der Schächen eine große Männergestalt in wallendem Purpurmantel und schreitet durch die Gassen der Dörfer: „Dert streckt er still zum Sägne die starchen Armen uus; er sägnet en iederi Hostert, er sägnet es ieders Huus u d' Bluest u jungi Saate u d' Ächer groß u chlii. Das ist ja hie si Heimet, wo ihm so lieb ist gsii."[52]

Auf diesem Wege zu höherm, vergeistigtem Geisterglauben bringen Kirche, Schule und Presse die neuern Geschlechter sachte vorwärts. Allein schon der bloße Verdacht oder auch Abgeschmack seichter Aufklärerei

---

[43] Gf. im SdB. 1903, 127 f. [44] Ztgst. 2, 21 41. [45] Dorfk. 1871, Bg. 7. [46] SchM. 1, 298. [47] Ztgst. 2, 21 41; BSp. 32. [48] Barthli 62. [49] Geldst. 219. [50] Sylv 276. [51] Bitzius VII, 395—402. [52] EB. 1903.

schadet wirklicher, tiefgründiger Belehrung enorm. Vor allem rächt sich die unwissende Verkennung der noch heute ungemein zähen mündlichen Überlieferung in Verbindung mit jener Kehrseite des bei uns so intensiven Familiensinns, dem zufolge es bei den Jungen heißt: der Vater lügt doch nid!

So kann man denn noch heute unversehens in es Windspiil choo: in einen Hexentanz hineingeraten, der Heuwälle und Gespinnst-Gebreite in seine unheimlichen Wirbel emporzieht. Man kann in e Nachtschatte oder in es Jirchrüt (ein Irrkraut, das den Weg verfehlen macht) trappe.[53] Seltener allerdings als noch in der Jugend unserer Veteranen hört man an Abendsitzen oder in Wirtshausgesprächen[54] vo mene Ung'hüür, vo Unghüürere, Unghüderline b'richte, das[s] me nümme tarf d' Füeß under em Tisch haa. Kein Wunder, daß „unghüürig" denn auch stetsfort den plastischen Sinn von „ungeheuerlich",[55] von „unerhört", von „riesenmäßig"[56] beibehält. Namentlich auf lange nicht mehr bewohnten, daher verwahrlosten Häusern kann solches Omen ruhen:[57] d' Unghüür hei d' Pfäister usegjäte u. dgl. Begreiflich ist besonders der Stall solchen Unholden ausgesetzt. Ungeheuer können Pferde beunruhigen,[58] ihnen die Schwänze und Kammhaare verkleben, ihnen und den Kühen Halfter und Strick verwickeln.[59] Auch auf der ehemaligen Weide waren die Tiere nicht sicher; an Stapfete oder Hagsteline besonders lauerten die bösen Geister, gegen deren Zauber einst die Sennen am Napf durch den Milchtrichter allabendlich ein Ave Maria nach der Höhle des luzernischen Enzilochs hinübersandten.[60] So auch an Wegkreuzungen, Stundensteinen, öffentlichen Marchsteinen. So stand beim Flüelenstalden, „gleich einem Gespenst aus alter Zeit, ein Markstein, der die drei Ämter Sumiswald, Trachselwald und Brandis schied. Die Zahl drei gab ihm aber eine wunderbare Kraft. Ein Stückchen davon im Sacke getragen, kurierte das Zahnweh."[61] — Der Stein wurde nachmals an Ort und Stelle versenkt.

Die besondere Verrufenheit der Kirchhöfe[62] ist bekannt genug.

Wer wollte auch die Phantasie von diesen Gebilden reinigen, wo immer noch das Schreckgebilde vom Haaggemaa,[63] der die Kleinen ins Wasser hinunter häkelt, oder vom Pööggelmaa, der auf der Heubühne lauert, den Schutzengel der Kleinen ersetzen muß? Wo ein Käthi dem Buebli vom Pölimaa erzählt, bis es selber an ihn glaubt?[64]

[53] GG. 3, 41. [54] BSp. 374 ff. [55] Wass. 40. [56] UP. 472; SchM. 1, 91. [57] Schuldb. 66. [58] Ztgst. 1, 133. [59] Fröhlich XVIII. [60] Lütolf 27 f; Rochholz, Schweizersagen II, 111. [61] AR. 1822, 64; Kohlrausch 103. [62] BSp. 236. [63] Ott 1, 6. [64] Käthi 213 Hs; vgl. MW. Ws. 93.

Wo der Vater[65] oder der Schulmeister[66] als Pölimaa den Ernst der häuslichen Erziehung ausmacht? Wo der Pölimaa auch im spätern Leben die Dringlichkeit einer Sachlage veranschaulichen muß? Vgl. „das böse Gewissen“: „Jä, wer keis rüewig's Gwüsse het, schlaft nüt im beste Fedrebett. Sys Gwüsse ist e Bölima, vor dem er nie ertrünne cha.“[67]

Wie die bulla = Bulle[68] eine aufsteigende Wasserblase, überhaupt einen kugeligen Körper (z. B. das Bleisiegel der Papsturkunden) bedeutet, und wie der Pööl, die gläserne Spielkugel, die kleinen tönernen gleichsam als König beherrscht, so ist der Pöli zunächst der (rundliche) Menschenkopf. (Die Verkleinerungsform bedeutet auch hier die entfernte Ähnlichkeit.) Solchem gleicht einigermaßen der Heligeland-Pöli, die Bergkuppe bei Affoltern und ehemalige Hochwacht.[69] Die Ähnlichkeit wird aber gerne zur schreckhaften Karrikatur, wie z. B. (nach dem bekannten Vorbild alter Mythologie) unheildrohende große Stockwolken Pöline heißen. So ist denn auch der Bölimaa ursprünglich der Zwerg, der Knirps mit dem unheimlichen, für Kinder schreckhaften Riesenkopf. Ihm entspricht in Wortbildung[70] und Sache der Mütti, der im Laufe des Dezember, zumal als Neujahrmutti am Sylvesterabend die Kinder heimsucht und, nachdem er die ungfölgige unter ihnen nach Wunsch und Lust der Großen in Schrecken gesetzt, sie nach Art und als Ersatz des Samichlaus (Sankt Niklaus) mit Äpfeln und Nüssen beschenkt.

Eine andere Nachahmung der Menschengestalt ist die Tocke (Puppe). Wieder als Entstellung jener erscheinen der Toggel und das Toggeli. So wird einmal[71] ein medizinisches Lehr-Phantom „Toggel“ gescholten. Aus Holunder schnitzen Knaben Holdertoggle;[72] ein „gfölgiger“ Ehemann ohne Geist und Energie ist es Mannetoggeli;[73] ein Bauer heißt in hochmüetigem Städterinnenton Puretoggel;[74] und aa'toggelet[75] sind phantastisch, hoffärtig angezogene Kinder. Die Gestalt des Toggeli reicht aber weit zurück ins Märchengebiet der Zwerge oder Elfen (Alben): der „weißen“ sowohl, also der wohltätig-freundlichen Licht-Elfen, die ihrem Namen (albus = weiß) Ehre machen, als der heimtückischen schwarzen. Auf jene führt Jahn den Namen des schönen Rüederswylerhofes „Toggelbrunne“ (d. h. den Elfen geweihte Quelle) zurück, wie denn auch im Oberland die Toggeli so viel wie die „guten Leutlein“ oder die Erdmännchen bedeuten.[76] Die Schwarzelfen

---

[65] Kurt 140. [66] SchM. 2, 9. [67] Kuhn AR. 1811, 92 (in genauem Zitat). [68] Zu bullire, frz. bouillir, sieden. [69] Vgl. EvE. 1904, 18 samt der dortigen Erklärung. [70] „Mutti“ wie „Mutz“ gehört zu lat. mutilus = verstümmelt, verkürzt, entstellt. [71] AB. 1, 218. [72] Schuldb. 180; SchM. 2, 256. [73] UP. 78. [74] Lischeb. 11. [75] UK. 236. [76] Kohlrausch 11 ff.

dagegen sind die Urheber der Toggeli-Züpfe im Pferdestall, wie denn hienach auch auffällig geflochtene weibliche Haarzöpfe[77] und insbesondere die lästig verpappten Haarbüschel kleiner Mädchen benannt werden. Noch bekannter ist das Toggeli als Alb- (Alp-) Drücken. „Es war Meyeli als schnagge (krieche) ihm ein Doggeli auf's Herz."[78]

Wie die Lichtelfen, erscheinen zumal die Heinzelmännchen[79] als gute Hausgeister, die durch ungezählte unvermerkte Dienste ebensoviel Mängel an Kraft und gutem Willen deckten. Dahin gehören nun auch:[80] der „Butzen" und unser Pütz, das Bätzi und der Böögg, Bööggel, Bööggelmaa. Was ist verschiedener als diese Dinge! Aber gemeinsam ist ihnen die auch hier erscheinende Zwerghaftigkeit. Und zwar bezeichnet uns, in nächster Anknüpfung an den freundlichen kleinen Hausgeist, der Pütz und vollends das Putzli, Putzeli den kleinen Liebling. „Und dann", schreibt Gotthelf seinem Freund, „nehmen mir meine Butzen auch viel Zeit weg".[81] Insbesondere ist der Näſtbutz das jüngste Kind der Familie. Moospütz heißen 1. die Blütenköpfe der Sumpfdotterblume (Caltha palustris), 2. der Mäusebussard. Man denke ferner an die „Butzenscheibe". An das Entstellte der zwerghaften Erscheinung ist aber schon z. B. im Prättigauischen des 18. Jahrhunderts gedacht, wo das „Butzen" oder „sich Verbutzen" (Maskeradengehen) als Teufelswerk mit schwerer Buße bedroht war.[82] Von hier aus verstehen wir den „Böögg" des Zürcher Sechseläutens und den Böögg, Bööggel, Bööggelmaa, der zwar unsere Kinder vor den Gefahren der Heubühne zurückschreckt, aber in unverwüstlich drolligem Humor auch von ihnen selbst dargestellt wird. Die Dreijährige schon vermummt ihr Gesichtchen mit der Schürze und enthüllt es wieder mit einem gar schrecklichen Pööö!

Das Bätzi endlich oder der Butzen, das Kerngehäuse (gleichsam der Apfel im Apfel) erinnert an die junge Frucht der Kirschen nach Abfall der Blütenblätter, welche im Oberaargau Schörniggeli heißt. Die Bedeutung aber von „Nickel", kleiner Mensch[83] tritt in der baslerischen Übertragung des „Schoreniggeli" auf den eben vom Barbier kommenden Knaben zutage. Vgl. auch den obigen „Moospütz".

---

[77] GG. 2, 99. [78] AB. 2, 78; vgl. A. f. Vk. 7, 140 142. [79] Vgl. das hübsche Gedicht von Kopisch. [80] Wenn anders mit Kluge[5] 62 an got. usbaugjan = kehren, d'Stube wüsche (Luc. 15, 2) und an daherige Formen bhaugjô, bugze angeknüpft werden darf. [81] An AB. Ammann JG. 13. [82] „Verbutzt" schaute nach Rebmann (356) Nero dem Brande von Rom zu. [83] Gr. WB. Wie auch die Metallnamen Nickel und Kobalt auf diensteifrige Zwerge (Schmiede-) Kobolde zurückgeführt werden, zeigt Hildebrand in Gr. WB. 5.

Ein Popanz ist auch wieder das Posterli, Büünneposterli, Vogelg'schüüch.[84]

In Käthi der Großmutter[85] kommen noch die Erdmännchen (Härdmanndli, „Härdlütli", „Nachtlütli", Zwerglütli,[86] Chuenze) zu voller Geltung. Dort[87] werden sie auch identifiziert mit den „Bergmännchen und Bergfräulein",[88] denen man die Ringe aus üppigem Gras (z. B. oben bei der Farb zu Lützelflüh, „im Baumgarten neben dem Schachen") zuschreibt. Im Oberland gelten diese Elfenringe als Hexentanzplätze.[89]

Die Brücke ins Bereich der sagenhaften Tierwelt hinüber schlägt der eigentümliche Ausdruck für den Antritt des larvenähnlichen Zustands der Winterstarre: si maarfle, si z'Maarfel schlaa. Ohne hier das eigene reiche Gebiet der mythischen Zoologie zu betreten, berühren wir bloß so bekannte Züge wie vom Krötenspuk,[90] von der schwarzen Spinne, von der Emmenschlange,[91] vom Drachen[92] speziell auf der Gysnau-Fluh.[93]

Seine Hauptbefriedigung findet der mit dem Bösen in der Welt nicht philosophisch sich abfindende Gerechtigkeitssinn in der uralten Lehre, daß es eine Hölle als Ort der Strafe für ungesühnten Frevel gibt. Von der Erdscheibe äußerstem Rand geht es „grade runter"[94] zum Ort der Qual, wo ein so schreckliches Erwachen für Frevler[95] ist: „Feuer ringsum und nirgends eine Türe zum Entrinnen, gefesselt der Verdammte auf ewig mit feurigen Ketten an ewigen Brand",[96] gehetzt und geneckt von tausend Teufeln („Helltüüfle")[97] als Dienern ihres Obern, des Teufels. Dies die prägnante Ausdeutung des Wortes Hell, welches, zu „hehlen" gehörig, zunächst einen verborgenen Winkel bezeichnet (vgl. die ostschwz. Hell oder „Höllbank" zwischen Ofen und Wand). Hellisch[98] („höllisch") ist eine der beliebten Begriffssteigerungen geworden, etwa wie „grausam" und dgl.

Dieser Begriffsverschleierung entspricht die des Teufels. In ursprünglichem und urwüchsigem Teufelsglauben, welcher in der Religionsgeschichte sowohl wie im Leben des einzelnen eine so konstitutive und

[84] Burri IX. [85] 89. 90 und Hs; 93—109; vgl. SchM. 2, 108; Arm. 178; UP. 42; Beiträge 645. 109. 540. [86] Wyß Idyllen 1, 305 f. [87] Käthi 108 Hs. [88] Vgl. Fröhlich XVIII. [89] Jahn Em. 69. [90] MW. 2J. 85 ff. [91] Wass. 22 ff; Beiträge 349. [92] EbM. 266. [93] Kuhn AR. 1822, 54; Wyß j. AR. 1817, 120—126; Grimm, Kleine Schweizer Cronica (Basel 1786); „Sintram und Baltram, die Drachentödter"; Kohlrausch 3—7; Gotthelfs Sintram und Bertram; Joggeli 25. [94] Michel 229. [95] Wege 327. [96] Erbv. 121; Dursli 274 ff; vgl. Kurt 129—134; SchM. 2, 394. [97] Ztgst. 2, 217. [98] Ebd. 65; Geldst. 19. 217.

durchgreifende Rolle spielt,[99] leistet auch unser Zeitalter noch reichlich sein Teil. D'Chind macht me z'förchte mit dem Haagemaa u di Groẞe mit dem Tüüfel. „Ja, das waren gottselige Zeiten, wo man vor dem Teufel zehnmal mehr Respekt hatte als vor Gott",[100] und in der Angst zum Teufel betete.[1] Und wenigstens seine Gleichstellung mit Gott gilt noch vielfach durchaus als religiöse Norm. „So in weltabgelegenen Krächen, da sind noch Leute, welche an Gott glauben und den Teufel fürchten.[2] Die aber, welche am wenigsten vom Teufel wissen wollen, die ringgelt er am meisten."[3]

Kein Wunder, daß das „Holen", das Nää durch den Teufel unter Windstößen[4] in unserer Sprache noch so stark fortwuchert, wie folgende witzige Erzählung es drastisch darstellt. Der Teufel saß einmal auf einem Stein am Wege und weinte bitterlich. Ein Vorübergehender nahm sich seiner an und fragte mitleidsvoll nach dem Grunde. Da faßte sich der Teufel ein Herz, schluchzte noch einmal wehlich und heulte heraus: Wie zom Tüüfel wett men au möge g'choo! Hie rüft mer Eine^r^ n u dert Eine^r^, u chuum bin i mit Eim am Ort, so sött i scho wider en andere ga reiche.

Über das Aussehen der unheimlichen Gestalt lauten freilich die Befunde zersplittert genug. Noch gemahnt an seine Hölle das flammend rote Bärtchen im Gesicht, die glutrote Feder auf dem Hut, die feurige Geißel in der Hand, womit er die zwei feurigen Eichhörnchen auf der nächtlichen Buchenfuhr nach dem Bärhegenschlosse lenkt.[5] Zum schwarzen Bock aber, auf dem er reitet, stimmt das schwarze Gesicht mit dem spitzen Kinn, unter dem der Mund sich birgt „fast wie eine Höhle unter überhängendem Gestein".[6] Dazu gehören Hörner, Bockfüße, Schwanz[7] (vgl. ja mutze Tüüfel! Unsinn, Unding, „Schneckentänze"!). „Wer i's Lotto thuet, dä het dem Tüüfel es Haar us em Schwanz 'zoge."[8] Der Bocksnatur als Versinnbildlichung des Geistwidrigen verschwistert sich die des Faun in der modernen Erneuerung als Jägergestalt.[9]

Lebendiger als diese ursprünglichen Symbolisierungen blieben die unmittelbar ethischen Züge: Neid („des Teufels zweitgebornes Kind"),[10] Intrigue,[11] häuslicher Unfriede[12] (vgl. das dichte Zusammenstehen vor dem Traualtar, damit der Teufel sich nicht dazwischen drängen könne),[13]

---

[99] Vgl. z. B. Roskoffs zweibändige Geschichte des Teufels, besonders aber Marti 240 ff. („der Satan"); Wyß j. 306 f. [100] BSp. 87. [1] Dursli 272; Beiträge 407. [2] Michel 228. [3] Ztgst. 2, 120. [4] Jakob 2, 218. [5] Spinne 31. 49 f. [7] Ebd. 31; vgl. Mordiof. 191 ff. [7] Ott 1, 46; GG. 3, 41; Nschwander 150; Dursli 221; SchM. 2, 393. [8] Spinne 49 f. [9] Dursli 255. [10] Käs. 35. [11] AB. 1, 169; Käs. 451; Dursli 297 Hs. [12] SchM. 2, 97 mit schöner Auslegung; Mogk. 284. [13] Jacob 2, 211.

Liederlichkeit,[14] Betrug,[15] Rohheit[16] gegen Wehrlose. Seine Opfer suchend, fahrt der Tüüfel desume wie im Buch Hiob,[17] oder er lauert in sicherm Versteck ihnen auf.[18] Raffiniert, boshaft, eben tüfelsüchtig, voll Tüüfelsüchtigi wie die ihm gleich gearteten Menschen, sitzt er auf etwas Verlornem (der Tüüfel hocket druff; es hocket öpper druff) und reizt die Suchenden zum Zorn. Andern jagt er den Hochmuts- und Hoffahrts-, den Määrit-[19] oder aber den unersättlichen Wärch-[20] Tüüfel in den Leib, macht sie zu Dienste-,[21] zu Arme-Lüte-Tüüfle und fährt sie zur Hölle, zu seiner Großmutter, seiner Base, seinem Halbbruder[22] — falls er nicht die Schlimmsten unterwegs verliert. Heißt es doch von einem Bösewicht, dessen Abgefeimtheit keine Grenzen kennt: Er ist dem Tüüfel ab em Chaare g'heit.[23] In buchstäblichem Sinne vertüüflet[24] er Menschen, welche ihrerseits aus Bosheit oder Fahrlässigkeit anvertraute Sachen verderben oder vertüüfle, Menschen heruntermachen oder ahetüüfle,[25] oder sie zu Tüüfelsbuebe, Tüüfelsmeitline machen. Zum Füürtüüfel (wie man von daher auch ein Feuerwerk heißt), macht er den leidenschaftlichen Menschen:[26] er het 'taa wi n es Füürtüüfeli, — er het uustüüflet. Und so eine tüchtige Uustüüflete, eine ungefähr alle Monate stattfindende General-Uustüüflete[27] ist wie ein Gewitter, das die Luft reinigt.[28]

Zu solch eher koboldartigem Gehaben gesellt sich die riesenmäßige Leibeskraft. Man denke an die bekannten Geschichten von Tüüfelsburdine (Teufelsbürden): Steinen, welche der Teufel nach einer Kirche oder einer Brücke oder einer Stadt als Stätte der Zivilisation, der „heilgen Ordnung, segensreichen Himmelstochter" geschleudert hat (z. B. vom Gotthard nach dem neugebauten Bern).[29] Derartige Erzählungen sind natürlich auch hier bekannt und erzeugten die bei Gotthelf unzählige Mal dem Volksmund entnommenen Utüüfel. Der „Unteufel" (neben dem „Urteufel")[30] ist, analog dem „Untier" oder dem „Unburschen" (Upuursch), ein über alle Norm und Namensberechtigung hinaus starker,[31] unbändiger,[32] unordentlicher, unflätiger[33] Kerl, aber auch ein in seinem Fach besonders hervorragender Mensch[34] (vgl. e böse Schwinger). „Er ist ein Utüüfel zum arbeiten."[35] „Der Schulmeister träumt sich seinen Buben als stattlichen Pfarrer und sagt: Ja,

---

[14] Jacob 2, 211. [15] SchM. 2, 200. [16] Michel 244. [17] Schuldb. 134; vgl. Hiob 2, 2. [18] Jacob 2, 211. [19] Käs. 323. [20] UK. 254. [21] AB. 1, 73. [22] UP. 468. [23] BSp. 84 uö. [24] Schuldb. 86. [25] GG. 2, 130. [26] Müller GK. 15; SchM. 1, 209. [27] MW. 2J. 132. [28] Ebd. 115. [29] Wyß j. AR. 1812, 106. [30] Alte Gesch. 277. [31] Gf. SB. [32] Land 57. [33] UP. 476. [34] AB. 2, 73. [35] Schuldb. 405.

dä chaa's! vom Land versteit mi Bueb nüt, aber uf em Chanzel isch er en Utüfel!"[36]

Das Gegenteil dieser Vergrößerung ist die verhüllende Entstellung. Als solche konkurriert mit dem an die Passion gemahnenden „tuusig" das hierher zu stellende: E der tuusig! Das ist mer doch e tuusigs Qual![37] „Das tuusigs Läse war nie ihre starke Seite."[38] Unzweideutiger ist der Tüüner, der Tůtschel,[39] der Tiller. Sie stickt gar tüünersbrav;[40] e tütschelsschwäre Brief;[41] bim Tiller Tiller (besonders in süßlichem Redeton); bim Hunds Tiller. Statt der Entstellung kann auch Verkleinerung eintreten: E der Tüüfeli! d. i. ei ei! potz tausend!

Solchergestalt ist die Welt voll Tüüfelwärch, bald durch Gewalt, bald durch List hervorgerufen: der Tüüfel ist e Schelm,[42] man darf niemals mit ganz unbedingtem Vertrauen reden und handeln.

Nichtsdestoweniger hat auch des Teufels Machtbereich seine Grenzen. Es gibt Gewalten, vor denen der Tüüfel nümme sicher ist;[43] Lebenslagen, „vor welchen dem Teufel graut"[44] — derart beschaffen, das[s] es dem Tüüfel drab gruuset,[45] oder daß er darob „Bauchweh kriegt".[46] Es gibt, wie Übermenschen, so auch menschliche Überteufel, mit denen der Tüüfel 's Chürzere zieht,[47] wo der Tüüfel z'Schande wirt ab ne,[48] bii nne chönnt ga Lehrbueb sii,[49] numen e Naar ist dargägäge, und im Vergleich mit deren Bosheit me dem Tüüfel möcht Götti säge.[50] So wird der schlaue und der mächtige zum tumme[51] und zum arme Tüüfel,[52] von dessen Untüchtigkeit die kühnsten Redensarten umgehen: „Wenn der Tüüfel öppis nutz wär ..."[53] oder: er ist äfen e schittere; oder: er ist alte u nüüt meh nutz.[54] Von seiner Absetzbarkeit[55] redet sogar ein Kind: „Weißt was, Grosmüeti, der Tüüfel wirt z'alte sii u wohl füle, oder kener Zäänd mëh ha. Mir wei der lieb Gott bätte, das er e neue Tüüfel mach, so ne rächt e g'haarige un e wüeste un e böse; was gilts, dä nimmt dé dä wüest Grotzepuur."[56]

Dem Unmündigen ist geoffenbart, was dem Klugen verborgen bleibt: das Problem der in Wahrheit furchtbaren Macht des Bösen und des Übels in der Welt wird durch keinen oberflächlichen Optimismus, vorderhand nicht einmal durch die Wissenschaft (auch nicht die Dogmatik)

[36] SchM. 2, 135. [37] Ott. [38] MW. 2J. 220. [39] GG. 1, 93; SchM. 2, 76 219. [40] Kuhn AR. 1819, 182. [41] Nschwander 22. [42] GG. 1, 38: AB. 1, 227; UP. 428; Gelds. 275. [43] AB. 1, 463. [44] Arm. 138. [45] Lischeb. 13. [46] An AB. 91. [47] Brüder 206. [48] Schuldb. 257. [49] GG. 1, 95. [50] GG. 2, 111. [51] BSp. 169. [52] Käs. 84 218. [53] BSp. 153. [54] Christen 165. [55] Käs. 177. [56] Käthi 188.

endgültig gelöst, sondern bloß durch praktische Religiosität von Fall zu Fall entschieden. Nicht die sieghafte Frische derselben, wohl aber gewisse Abschattungen im Sprachgebrauch machen sich in zahlreichen Redensarten bemerkbar, die wir hier (zugleich als eine Art Rekapitulation) rasch erledigen:

Das Zeise, das ist si Tüüfel (Quälgeist) gsii.[57] Der Tüüfel mache: durch Selbstbehauptung und Selbstverteidigung.[58] D's Tüüfels sịị oder wärde, Ein d's Tüüfels mache. Das ist doch o d's Tüüfels Sach, daß ... Das wär der Tüfel, we me nid Wort hạlte wett;[59] we me das nid chönnt. Das müeßt der Tüüfel tue, we die's zwänge sött.[60] D'a möcht der Tüüfel derbịị sịị! Ob der Tüüfel gsuṇd sịị chönnt dä wääg.[61] Es nähm ein d's Tüüfels Wunder, was ...[62] Wär Tüüfel möcht o gäng ...[63] Wenn (von Eheleuten) eis lachet un eis plääret, de het's der Tüüfel gseh.[64] Für oder mit d's Tüüfels Gwạlt. Verlorne Sachen oder Personen sind dem Tüüfel zue. Was Tüüfels ist ächt los!

Dem Tüüfel Wasser ịịträäge: rückwärts gehen. Steihe wie der Tüüfel.[65] Wüest tue vom Tüüfel. — Glitzeren u glänze,[66] Chappe mit Lätsche,[67] si postiere[68] vom Tüüfel. — Der Frau folge vom Tüüfel.[69] Rịịch, schön, schlau wi der Tüüfel. Das gratet ere Tüüfẹls guet.[70] Toktere,[71] handle, d'richte dem Tüüfel äbe. „Drauflos bauern wie ein heller Teufel.“[72] Er konnte tanzen wie der Tüüfel.[73]

Es Tüüfels es uufgheiteres Meitschi![74] Tüüfẹl! (ei, ei)! He z' Tüüfẹl! Pfi Tüüfẹl! Tüüfẹl ab enandere („ei der Blitz“), das ist ja der ...[75] Ahä, jä so! der Tüüfẹl![76]

Dem Tüüfẹl es Ohr ab schweße,[77] dichte, spile. — Lụt (läute) du u der Tüüfẹl, we d' nid g'warte magst![78] „Ich hoffe (1 . . ., 2. . . .) 3. was Teufels, was? gar nichts!“[79] Nid e Tüüfẹl — gar nicht.[80] Er frug allen den Teufel gleich viel nach.[81] Es fragte ihm e Tüüfel niemand nichts mehr nach.[82] Teufelwenig.[83] „Was Tüüfels frag ich dem G'ästimier nach!“[84] — Das ist ei Tüüfel, bättle u Brot heusche. — Vorsichtig verhüllende Wendung: der Tüüfel flieh's! (statt: hole es!) Flieh mi der Tüüfel!

Der Tüüfel im Ggụtterli: = der Cartesianische Taucher. Eim

---

[57] Käs. 156. [58] Mordiof. 201; UK. 423; Käthi 334. [59] UK. 73. [60] AB. 1, 321; Widm. 200. [61] AB. 1, 236. [62] Dursli 250. [63] Nschwander Alp. 71 79. [64] Sonnt. 123. [65] Bsbinder 366; AB. 1, 156. [66] Lisabethli 298. [67] Ztgst. 2, 131. [68] Geldst. 150. [69] AB. 1, 79. [70] Ebd. 2, 414. [71] Ebd. 428. [72] Amtsr. 75. [73] UK. 301. [74] Geldst. 23. [75] UK. 150. [76] An AB. 89. [77] Müller LK. 46. [78] MW. BK. 58, [79] An JK. 98. [80] Geldst. 342. [81] UP. 113. [82] AB. 1, 160. [83] Käs. 276. [84] Michel 109.

der Tüüfel im Ggütterli zeige:[85] ihm Angst einjagen, Respekt einflößen. Hieran erinnert einigermaßen das „Beizifaß" in der „Toktерstube" des Zürcher Ueli auf Wasen, in welchem beständig etwas leise brodelte („es eso het g'chöcherlet"). Es galt Besuchern (namentlich aus dem nahen Luzernerbiet) als Behältnis, aus welchem man der Tüüfel ghör ruure (knurren).

Dem nämlichen Zürcher Ueli wurde die Kunst des Bannens zugeschrieben. So ließ er einen „Länder" (Luzerner) immer wieder vom Pferd herunterfallen, bis er sein Honorar entrichtet hatte. Bekannt ist auch der von Schüpbach-Micheli um einen Dieb gelegte Zauberbann.[86] Dieselbe Kunst wird im Oberland den Sennen zugeschrieben.[87] Bei uns galt die Kunst auch schädlichen Tieren (Wespenbann); noch mehr aber verlegte sie sich darauf, vergrabene Schätze zu panne, iipänisiere, iipalisiere, verpälisiere. Ein filziger Bauer schickte alle Hausgenossen zur Kirche, um sein Geld im Stalle zu vergraben, wurde aber durch eine Öffnung in der Bühne vom Melker beobachtet. Der Bauer legte die Verwünschung auf den Schatz, daß niemand ihn heben könne, bis einer auf einem weißen Bock, bedeckt mit einer Schabracke aus Schärlech (Scharlach) mit vier schwarzen Quasten (Tschottle), einreite. Nach des Bauern Tode wurden Bock und Decke gekauft und der Schatz gehoben. — Eine noch heute öfters genannte Zauberin war das geizige Schüfelbüel-Stüdeli. In einer Nacht bildeten junge Bursche eine Schulterleiter, um Stüdelis so einladend herunterhängende Laube-Nägeli (Nelken) zu erreichen und fortzutragen. Aber die alles gewahrende Eignerin het g'lüüßlet, und sie bannte die gesamte Kohorte, daß sie bis in den Vormittag hinein in dieser sehenswerten Stellung verbleiben mußte.[88] — Es gibt auch eine Kunst, 's enandere z'verhaa, so daß ein derart Getroffener eine ganze lange Nacht in entgegengesetzter Richtung von seinem Ziele wegwandern muß, oder im dichten Wald den Ausgang nicht mehr findet.[89] — Von Belang ist ferner der Zauber, de Hüennere d'Eier u de Chüehne d'Milch z'zieh. Zu schweigen von der bekannten heilsamen Kunst, an Wunden 's Bluet z'gstelle u. dgl., aber auch von der entgegengesetzten Praktik, jemand z'Tod z'bäte. Diese „am hartnäckigsten eingewurzelte Verirrung des menschlichen Geistes"[90] ist ebenfalls noch nicht völlig verschwunden. Das Totbeten kann durch jede beliebige Person mit bloßem Wort[91] vollzogen werden. Noch wirksamer jedoch ist das Sympathiemittel dreier dürrer Bohnen, die man während sieben Wochen jeden Morgen und Abend

[85] Kurt 107; Schuldb. 177; Ztgst. 1, 22; 2, 181. [86] Fröhlich XIII. [87] Rabeneltern 222. [88] Vgl. Hüons Horn. [89] GbM. 266. [90] Käs. 85. [91] BSp. 10.

exakt um die gleiche Zeit in den drei heiligen Namen über die Achsel auf den Düngerhaufen wirft.[92] Am sichersten fährt man immerhin mit Hülfe der Kapuziner,[93] wenn nicht etwa vor der Klosterpforte der schalkhaft freundliche Guardian an die Zweischneidigkeit eines solchen Schwerts erinnert: wer am Zerwürfnis die größere Schuld trage, werde sterben.[94]

Nach Gotthelfs Versicherung[95] wurden die schlauen Patres „noch öfter als man nur wisse, beraten und heimlich beschickt“ auch für andere „Notfälle“, z. B. bei gefehlter Butter- oder Käse-Bereitung.[96] Es ist ja auch aus lauter haushälterischem Sinn zu erklären, wenn ein Annebäbi „ihnen noch nichts zu verdienen gegeben“ und damit die Strafe verwirkt hat, daß „di Chätzere“ ihm das Wiederfinden von Roß und Wagen auf dem Solothurner Markt verhielten.[97] Es ist demnach auch nicht jeder Reformierte mit dem Urteil einverstanden, zu einem Kapuziner brauche es drei Dinge: sächs Eeḷḷ Haḷbḷịịn, e Seeḷstumpe drum, un e fụle Huṇd drịị.

Überaus unheimlich und gefährlich ist auch die Fraufáste oder Frauefáste.[98] Die Bezeichnung ist zugleich gekürzt und entstellt aus „Fronfasten-Kind“. In erschütternder Weise läßt Marie Walden[99] die zur Vereinsamung gezwungene arme alte Frau ihre Visionen als Fraufastechiṇd erzählen: wie sie auf dem Kirchwege während des Einläutens „ganzi G'schaare vo Lüte, wo gstorbi si un i b'chennt ha“, ohne Gruß an sich vorübergehen sieht, und wie sie die nur halb gefüllte Kirche ganz angefüllt erblickt. „Aber es ist no eis, wo mer bsuṇderbar grụụset“: da und dort deutet ein Gestorbener auf einen ahnungslos an ihm Vorübergehenden, u dä ist 'zeichnete^{r}: er stirbt innert Jahresfrist. Sogar in ihrer Stube hat die Frau solche Erscheinungen.

Immerhin bleibt eine solch krankhafte Autosuggestions-Stärke auf einzelne wenige Fälle beschränkt. Weit verhängnisvoller war die ihr nächstverwandte Epidemie, welche im Bunde mit Krieg und Pest der Religiosität, ja der gesamten Kultur des siebenzehnten Jahrhunderts ihre traurige Signatur aufdrückte: der Hexenwahn. Während jedoch derselbe anderwärts in uneingeschränktem Maße seine Orgien feierte, dachten bereits damals die bernischen Prediger an die Möglichkeit psychischer Krankheitszustände,[100] und der Berner Rat war so vorsichtig, nicht jede Anschuldigung ohne weiteres als Beweis zu betrachten.[1] Dieser größern Milde der Behandlung ist es u. a. zuzuschreiben, wenn in anmutiger

[92] Käs. 97. [93] An AB. 73. [94] EvE. 1902, 41. [95] Fröhlich XVII. [96] Ebd. XV. BSp. 109 ff; Sintram 102 uö. [97] AB. 1, 127. [98] Dursli (1846) 282; Käs. 423. [99] 2J. 157 f. [100] Blösch 1, 476. [1] Ebd. 475.

Umkehrung des sonstigen Gefühlswertes z. B. ein sachkundiges, flinkes und gewandtes Persönchen e Häx, e wahri Häx, es Häxli (Erdbeerihäxli) tituliert wird,[2] während es umgekehrt auch von einem Manne heißen kann: er ist just e ke Häx dadrinne. Natürlich besteht dessenungeachtet auch bei uns der Glaube an eigentliche Hexen. Ihr Äußeres schon wirkt zurückschreckend: Zu ihrem humpelnden Gang[3] (namentlich beim Rückwärtsschreiten zur Kirche[4]) paßt das verwitterte, verschrumpfte Gesicht mit spitzem Kinn und spitzer Nase.[5] Als weibliche Kehrseite des Teufels (der „Hexer" ist der Sprache so ungewohnt wie die „Teufelin") zaubert die Hexe durch Trank[6] oder Spruch. Sie verhext Kinder, daß sie nicht gedeihen,[7] Große, daß ihnen die Hand verdorrt.[8] Sie verhext das Vieh, daß es krank wird und von der Milch absteht. Drum auch der Wunsch: Glück i Staa̧l! Der so Sprechende will ursprünglich versichern, daß er keine hexerischen Absichten hege.[9] Verhext kann das Messer sein, welches das Schlachtopfer übel absticht;[10] die Butter, in welche das Feuer fährt; der Teig, der nicht aufgehen will.[11] Wo Hexen, oder Fraufastenkinder, oder die Fasnåchtchlunglere durchgeht, werden die Bäume schwarz. Dabei kann die Hexe, dem Teufel ähnlich, jede denkbare Gestalt annehmen. Jetzt bespritzt sie als Kröte Einen schwarz;[12] jetzt ist sie eine nach dem Tod in einen Hasen verwandelte Menschenseele, die den Jäger quält und narrt;[13] aber auch das harmlose Gesicht einer armen alten Frau kann sie annehmen.[14] — Das Feuern auf dem Herd und das Brennen der Lampe über das Glas hinaus, wi we men e Häx brate wett, sind nunmehr bloße Redensarten. Allein noch immer ist da und dort „so eine Hexengeschichte ein Herrenfressen"[15] für religiös leichtfertige Aufklärlinge, die doch „für Mittel gegen das Verhexen schon manchen Batzen gegeben";[16] oder die den Pferden den Hafer umrühren mittelst eines Haselstockes, den sie an einem heiligen Sonntag während des Kirchengeläutes in den drei heiligen Namen, rückwärts gerichtet, einem Haag entnahmen;[17] oder die bei gefehlter Butterbereitung sich von einem Zürcher-Ueli raten lassen: si sö̧lli es Sääch glüejjig mache un i d' Ni̧idle stecke, das wärd de der verfluechte Häx d' Lööti scho uuftue.[18]

In diesem durch Schule, Kirche und Presse auch bei uns bis auf bloße Überlebsel (survivals) zurückgedämmten Glauben an finstere Mächte und damit verbundene Zauberei haben wir den elementaren, „noch unbeholfenen und mißratenen Versuch, die Natur zu beherrschen", indem

[2] EbM. 257; vgl. Kurt 69; Heiri 16; Joggeli 39. [3] AB. 1, 164. [4] AB. 1, 181; 2, 132; Beiträge 609 640. [5] Burnands Bild in der „Schweiz" 1901, 42. [6] Kurt 138. [7] Gf. SF. 1901. 1—50. [8] Käs. 81. [9] Erbv. 26 f. [10] Gf. SF. 1902, 229. [11] BSp. 94. [12] Käs. 81. [13] Amtsr. 110. [14] Gf. SF. 1901, 1—50. [15] Käs. 91. [16] BwM. 141. [17] Geldst. 51. [18] Romang in d. „Bern. Biographien" I.

bloß ideelle Zusammenhänge für reell und beeinflußbar gehalten werden.[19] Mit dieser Magie berührt sich nahe die Divination, welche die Zukunft zu erforschen trachtet und zugleich sich bemüht, gute Vorzeichen und günstige Umstände für Unternehmungen herbeizuschaffen, ungünstige dagegen abseits zu halten.[20] So spielen denn zunächst die Begriffe Gfe̜l̜l̜ und Ungfel̜l̜, gfe̋lig und ungfe̋lig — letzteres in doppelter Bedeutung: Unglück habend und Unglück bringend — ihre noch ungeschwächte Rolle. Ganz so wie das auch bei uns sehr geläufige fatal mit dem fatum, wie „bonheur" und „malheur" mit dem römischen augurium Worteinheiten bilden.

Solchen seltenen Personen mit dem feinen und zarten Seelengewebe zeitlichen und räumlichen Fernblicks ist aber das wenig beneidenswerte Kassandra-Schicksal beschieden, daß sie meist nur traurige Ereignisse vorauserkennen, nume z'vii̜l gjeh.[21] Um so plumper, roher und unverschämter macht sich breit das Kleingewerbe der Wahrsager und Wahrsägere, die es „beidwääg können", „die Sache im Wasser und in den Karten sehen."[22]

Den Traumdeutern dagegen ist ihr Brot so ziemlich vorweggenommen durch die noch hie und da auf Märkten feilgebotenen Traumbüechli. Der neueren psychologischen Gesamtdeutung des Traumes als Wunsch-Erfüllung im Schlaf[23] eilt die noch heute volkstümliche Einzeldeutung weit voraus. Noch jetzt bedeuten Läuse sowie Scherben[24] im Traume Glück. Dagegen het me's nit gärn, we's Eim vo (Klein-) Gäl̜t ertraumt. Desgleichen sind Träume vo Eiere oder vo trüebem Wasser unerwünscht.[25] Überhaupt alles, was auf Wäsche deutet: ist doch das weiße Leintuch ein Hinweis auf das Totenhemd! We's Eim vo Füü̜r ertraumt, wird men am andere (folgenden) Tag taub (zornig), oder het eme̜l (jedenfalls) Vertrų̈s. We's z'glanzem brönnt, macht's no nid so viil, aber we's nume so mottet. We's eim de gar vo chli̜i̜nne Chinde oder vo schwarze Chirsine ertraumt, de stirbt eim öpper.[26]

Gewissermaßen Träume am hellen Tage sind die Todesvorboten, wie sie gerade so geistesgesunden, dabei aber zart veranlagten Naturen wie einem Mädeli[27] in außergewöhnlichen Lebenslagen zu erscheinen pflegen. Kinder, die viel von Engeln sprechen, vom Himmel reden[28] und dabei auffällige Frühreife zeigen, leben nicht lange. Wie auch die plötzlichen noblen Anwandlungen eines Knausers en Änderig vor em

---

[19] Chantepie I, 93. [20] Ebd. 97. [21] MW. 2J. 158 274; Brüder 236; Nschwander 11. [22] Michel 261. [23] Vgl. die herrliche Stelle AB. 1, 435 f. [24] Mogk. 283. [25] Af. VK. VII, 135. [26] Ebd. [27] SchM. 2, 162 f. [28] EbM. 265.

Tod anzeigen.[29] Wenn nun vollends in einem Leichengeleite d'Lüt eso verzütteret lauffe, so benutzt der Tod gerne die ihm damit gebotene Lücke. Wenn das die Leiche ziehende Pferd zrugg luegt u rüehelet, weiß das Gefolge ebenfalls, was das bedeutet. Ferner zieht die über den Sonntag im Sterbehaus liegende Leiche bald jemand nach. We me's Tootechlĕfeli (den Klopfkäfer, Anobium pertinax) g'hört;[30] we der Schär (Maulwurf) under em Dach stoßt; we d'Wiggle (der Steinkauz, Caima noctua) zum Huus zuehe chunnt cho brüele; wenn e Chrääjje ggaagget, ggaaggeret, gwaagget und dies als Unglücksrabe besonders auf oder unter dem Hausdache tut;[31] wenn es Eichhörndli uber e Wääg ggumpet, so sind dies unheimliche Todesvorboten. Desgleichen das plötzliche Krachen in des Hauses Fugen; das Klirren der Fensterscheiben; das Zerspringen eines Glases; die kleinen Explosionen (das Chüdere, Cheerbele) einer Lampe, der das Öl ausgeht; (im Seeland: das Blühen der Seerose). Auch das si öppe no Zügnusse: wenn aⁿ Chäbisstüde, Chabisrüebe, Bohnestude alls wiiß wirt, oder we d'Huswürze (Hauswürze) uufstängle, so stirbt öpper.

Ein Unglücksvogel im weitesten Sinn ist die Elster, Agetsche, Agertsche[32] ahd. agazza, dessen Nebenform agalstra, mhd. egelster gerne zu unserm Verb ergelstere gestellt wird: Jemand (besonders ein kleines Kind) aus seiner Ruhe aufschrecken, es aufregen (vgl. ahd. galstar = Zaubergesang).[31a] Irgend ein Unglück wird dem Fuhrmann begegnen, wenn in der Nacht zuvor das Kummet vom Haken heruntergefallen ist. Entscheidend für des Tages Glück oder Unheil ist es, ob und wie oft man stolpere (stögli),[33] und mit welchem Fuß man zuerst aus dem Bett in die Schuhe gefahren.[34] Denn das linke Bein ist hier das lätze, gleichwie das Läuten des linken Ohres üble,[35] das des rechten eine günstige[36] Nachrede bedeutet. (Bekanntlich spielt dieses Rechts und Links seine Hauptrolle in der Vogelschau, welche die Römer den Doriern ablernten.)[37] Denkt überhaupt jemand lebhaft an uns, so geht uns das Strumpf- (oder Schürzen-) Band auf.

Eine eigene Kategorie dieser Vorzeichen bildet der Angang. Wenn ein altes häßliches Männchen oder „so ein altes Weib einen bei einem Ausgang zuerst anläuft, dann gut Nacht, Glück!“[38] Wenn überhaupt auf dem ersten Tagesgang einem „lauter Weibervolk“ begegnet, „so ist

[29] Barthli 58. [30] Kätheli 282; AW. 2, 119. [31] Der Rabe ist schon im Babylonischen ein Unglücksvogel. [31a] Vgl. schwz. Jd. I, 127. [32] Dursli 249 Hs; EbM. 281. [33] EbM. 276. [34] Ebd; Geldst. 211; A. f. Vk. VII, 135. 137, 64. [35] UK. 435. [36] Böhneler 209. [37] Kretschmer 165. [38] SchM. 1, 180.

das vom Tüüfel nüt nutz".[39] Sehr ungern hörte es ehedem der Jäger, wenn jemand auf dem Pirschgang ihn grüßte. Er ist im Stand gsii, umz'chehre. Dagegen ist sonderlich einem Brautwerber das erste Begegnen eines Knaben ein liebliches Vorspiel.[40]

Ebenso, wenn zwei unter dem Dachvorsprung gesteckte Böhnelestüdeli gegen einander hin wachsen.

Die heiligen Zeiten in Brauch und Sitte.

„Wohl kein Wort hat in den Ohren des eigentlichen Volkes einen schönern Klang als das Wort Sonntag"[1] — Sundig, Sundi, Sunde. Darum gehören Bilder wie „ein heiterer Sonntag in einem Bauernhause"[2] zu den anmutigsten, die Gotthelf geschaffen. Schon in Ansehung des äußern Menschen. Wie — nach gut gesagtem Wort — an jedem Samstag wenigstens eine Stunde lang d'Sunne schiint, für das[s] der Bättler am Gartezuun chönn 's Hemmli tröchne:[3] so kommt auch über den „Hablichen" das Gefühl, er sig ganz en andere Mönsch, wenn er das Alltagsgewand abstreift, us em Wärchtig schlüüft, und den jeweiligen Umständen gemäß sich in ein sonntägliches Gewand steckt: si sundiget,[4] g'sundiget dahar chunnt.[5] Der nämliche Ausdruck gilt auch für jeden andersartigen Präsentations-Anzug. — Dem Gewandwechsel aber geht eine tüchtige Extra-Reinigung des gesamten Oberleibes am Brunnen voraus. Solcher Zurechtmachung des Leibes und seiner Hülle entspricht die des Hauses und seiner Umgebung. Um das richtige Emmenthalerhaus herum ist es zwar immer „lauter Sonntag; kein Strohhalm liegt herum, kein Spänchen ist zu sehen".[6] Gleichwohl gibt es am Samstag Abend noch ein eigenes Uufruumme. Der Sonntag selbst zeichnet sich um so mehr durch die Stille aus, die schon in der Frühe des Morgens herrscht. „Sind die Leute auch wach, sie machen kein Geräusch. Viele lesen in der heiligen Schrift."[7] (S. Abb. S. 599.) Leben kommt erst auf Straße und Platz durch die Kirchengänger.

Im Hause aber regt sichs derweil für die Bereitung des mittäglichen Sonntagsmahls. Im Bauernhause selbstverständlich, im Haus des

---

[39] Käs. 202 [40] Christen 178.

[1] Ztgst. 1, 1. [2] UK. 14—26; vgl. 78 ff. [3] MW. BK. 11. [4] UK. 186 uö. [5] Der Gewandwechsel ist eine uralte heilige Sitte. Man will nicht im profanen Gewand vor der Gottheit erscheinen oder das Gewand für den profanen Gebrauch unverwendbar machen. Marti[2] 31. [6] Besuch 149; Joggeli 23. [7] Fröhlich XXIX.

Armen „dennoch", trotz aller sonstigen Entbehrung, wenn auch ohne Verschwendung. „Am Sonntag etwas Besseres als gewöhnlich auf den Tisch, wenigstens für Johannesli, das gehörte gleichsam zu Käthis Religion."[8]

Wie man aber „bei einer ungesalzenen Suppe wünscht: wenn die nur gegessen wäre und der Topf leer!"[9] — so ist nicht weniger der Sundi Namittag doch auch dem und diesem eine Qual.[10] Wo die allgemeine Volkssitte auch den Einzelnen zwingt, außer dringender Not die werktägliche Arbeit zu unterlassen, nicht zu handeln[11] u. dgl., auch nicht die müden Rosse aus dem Stall zu nehmen,[12] da kann der Sonntag Nachmittag wirklich zur „Geistesprobe"[13] für viele werden. Wo die Erfahrung noch nicht gelehrt hat: Sundig-Arbeit frißt d'Wärchtig-Arbeit wi d'Sunne der Winterschnee,[14] da läßt man nicht von der Gewohnheit eines Joggeli in der „Glungge",[15] den ganzen Sonntag zum Aschenbrödel der Woche zu machen. Durch Erfahrung Geschulte machen es wie Käthi die Großmutter: „Alte Beine ruhen gerne auf dem warmen Ofentritt oder einem sonnigen Bänklein", indes auch der Geist ausruht „in stillem Sinnen".[16] Jüngere tun am Nachmittag, was ein Bodenbauer in der Morgenfrühe: spazieren über Feld, göö de Pflanzbläțe naa, überschlagen die bevorstehende Arbeit. Besuche, zu denen a mene Wärchtig keine Zeit ist, werden auf den Sonntag verspart. Wär's cha mache und dennoch nach guter alter Vätersitte am Wärchtig sich jeden unnötigen Wirtshausbesuch grundsätzlich untersagt, sucht wohl am Sonntag dort seine Gesellschaft auf, für z'ghöre, was's öppe neu's g'gää heig, wie die Marktpreise stehen, von Dienstbotenwechseln, und vom japanischen Kriegsglück. Dabei darf mit Fug behauptet werden, daß die bekannte Ehrenfestigkeit der Emmenthaler Wirtshäuser jegliche Art von Unfug (Grampool) als sehr auffällige Ausnahmen erscheinen läßt. — Sehr fleißig werden, namentlich von weiblicher Seite, die zum Ausgehen nicht besonders anlockenden Sundi-Namittage zum Lesen benutzt. Die „guten Schriften" finden hier ein dankbares Feld.

Ist Sundig das allwöchentliche, so Ostere das alljährliche Auferstehungsfest. Dem Greisen können noch die Sonntage „Sterne im Leben"[17] heißen, dem Kinde sind's die Osterzeiten. Und sei's auch nur wegen des so vulgären Spiels des Tüpfe oder Tümpfe. Vergessen ist allerdings die wirkliche Bedeutung des Eies: „gleichsam als Wappen

---

[8] Käthi 44. [9] Schuldb. 128. [10] Etwa wie der Sonntag der hochkirchlichen Engländer. [11] Müller HK. 40. [12] Käthi 209. [13] Ebd. 44. [14] MW. Anna 187. [15] UK. 178. [16] Käthi 44 f. [17] Ebd. 39.

und Sinnbild des Ostertages" sollte es gelten; das vertüpfte und damit an den Sieger verlorne Ei mit eingeschlagenem Spitz (als widerstandsfähigster und nun also doch besiegter Seite) ist ein geöffnetes Grab, welches ein darin eingezwängtes Leben frisch und frei hervorbrechen läßt.[18] Gelegt aber sind die Ostereier vom Osterhaas, dem sinnvoll mythischen Symbol des überall neues Leben erzeugenden Frühlings. „Unter Blumen und Stauden und Gras" läßt der ebenso tiefgelehrte wie gemütreiche jüngere Wyß[19] ihn und seine Gaben gesucht werden durch kleine und große Kinder, die doch ebenfalls schon vom Baum dieser staunenswerten Erkenntnis gegessen haben, daß Hasen nicht Eier legen.[20] Der große Rüstetag für diese Gaben, an welchem oft sämtliche Familienglieder lebhaft beteiligt sind, ist der Ostersamstig, der bei uns im übrigen ebensowenig wie der Ostermändig seinen Werktagscharakter abstreift. Ostern ist bei uns Ostersonntag, und dermit het's es; gerade so, wie wir auch Pfingsten und Weihnachten bloß eintägig feiern.



Sonntagsstille.

Der gesamte Osterfestkreis ist ja ohnedies noch umfänglich genug. So dachte bis 1860 auch die Bernerkirche, indem sie den Nachmittag des Charfritig oder Höfritig („Hochfreitag") der Arbeit zurückgab, vom Vormittag aber um so ernsteren Besuch des Trauergottesdienstes erwartete. Gotthelf fand dies durchaus passend: Der Same (und ganz besonders der an das Totengewand Christi erinnernde Leinsamen),[21] der an diesem regnerischen („Tränen vergießenden") und damit ein gutes Jahr verheißenden[22] Tag in die Erde fällt, „geht auf vor allen andern Samen; und wenn schön und voll die Levkojen blühen und wohl der Flachs gerät, so sinnet die Hausfrau auch an das, was inwendig gesäet ist".[23]

[18] Vgl. Michel 127. [19] AR. 1826, 102—8. [20] Vgl. O. v. Greyerz „Bund" 1900. [21] Öf. O2 G9. [22] Hf. B. 1791. [23] Jakob 2, 191.

— Keine solche dichterische Verklärung erfuhren folgende zwei Vorschriften: Rhachitische (rüppsüchtigi) Kinder soll man am Karfreitag Morgen in die Pferdekrippe tragen, und: ebendann (später hieß es: am Balmsündig) vor Sonnenaufgang soll man im Walde Stechpalmzweige holen und im Stall aufstecken, um die Tiere vor Ungeziefer zu schützen. Beides natürlich unter den üblichen Besegnungen.

Bis 1860 wurde auch der Hodónstig mit Gottesdienst gefeiert. Den Namen „Gründonnerstag" („grün" i. S. v. wachsend, gedeihend, frisch, wie wir sagen: „es gruenet", und wie wir von grünem d. i. frischem Fleisch reden) hilft ein sonderbar klingender Glaube erklären: Am grünen Donnerstag gelegte Eier bleiben ein ganzes Jahr lang frisch und gut; aus ihnen erbrütete Hühner aber ändern alle Jahre ihre Farbe.[24]

Einen Gegensatz zum Ernst der Passionswoche (Hówuche = „Hochwoche") bildet für Vergnügungssüchtige der Karneval. Der „carrus navalis" (Schiffskarren), auf welchem einst der zecherfreundliche Dionysius aus Phrygien „über das Meer" zu den Griechen und in Nachklängen bis zu uns gelangte, wird ja auch im Bernerland in allerlei phantastisch aufgeputzten Fuhrwerken unbewußt nachgeahmt. Der bedächtige Bauersmann schüttelt freilich den Kopf dazu, wenn am Hirsmändig (Hirsebrei-Montag), also am Tage nach der Bauernfastnacht, eine erbettelte Tanne im Walde geschlagen, herumgeführt, versteigert und etwa in Form eines „Spinnet" „verhüdlet" wird. Während des Umzugs sitzt die ganze Gesellschaft auf der Tanne und erlustigt sich an den Späßen des Pájjaß (it. bajazzo), des gutmütig sich bestäuben lassenden Mählbaabi, und des D's Hinder-füür-Baabi, das sein Gesicht im Nacken trägt. Vom sonstigen obligaten Lärm ist als charakteristisch übrig geblieben die Fasnacht-Tschädere, aber bloß als Wort: so heißt nämlich heute jede an der Fastnacht geborne Person. Das Klapperinstrument selbst, das sonst in die Hand der Fasnacht-Chlunglere als Popanz für nächtlich herumschwärmende Kinder gehörte, ist samt dieser zurückgetreten. Die solide Bauernbevölkerung läßt sich dafür eins nicht entgehen: die durch ihre Größe sprichwörtlich gewordenen Fasnacht-Chüechli.[25] Ohne sie wäre die Burefasnacht bestenfalls ein Abklatsch der Herefasnacht, gleich einem langweiligen Nachzügler hinderdrii kommend wi di alti Fasnacht (welche um zehn Kalender-Differenz-Tage hintenher „hinkt"). Sonst ist — namentlich über das stille Gebirge hin — nichts mehr von dem „Herumschwärmen", „Schwanken", und „Taumeln"

[24] RB. 110. [25] Gelbst. 67.

(ahd. fasôn, vgl. „faseln“ und lat. pālari) zu bemerken, das dem Karneval den Namen Fäsnạcht[26] eingetragen hat.

Wie von Fasching links, wird Ostern rechts vom Himmelfahrtsfest eingerahmt: von der Uụffạrt. Wie viele erwarten nicht an ihr vom Himmel schönes Wetter![27] Denn an ihr hält der Bauer Bergfahrt mit dem Jungvieh, welche ebenfalls Uụffạrt genannt wird; der Städter deutet Auffahrt als „Ausfahrt“, und die Hausfrau erwartet „schönes Wetter“ am reinen Tisch, der mit dem aufgestellten Anke, Ziger und Saft (eingedicktem Fruchtsaft) gemacht wird.

So hat auch Weihnacht ihren Vorläufer im Sankt-Niklaustag, an dem die Jugend anderwärts „glauseret“, d. h. vermummt umherzieht und Gaben sammelt. Eine Reihe ebenso „lustiger“ Nachläufer hat sie im Neujahr und dessen neuer Umrahmung durch Silvester und Bärzelistag, deren Ausfall an Vergnügen sogar noch am ạlte Neujahr[28] „nachgebessert“ werden kann. Hauptsachen sind natürlich für viele zunächst das verlängerte Neujahrsmahl, die Neujahrete, das Neujahre; dann das Neujahrsgeschenk oder ’s guet Jáhr, besonders das große[29] (s. Taufe); jenes als Silbermünze steckend in einem Neujahr- oder Wiehnachtsring oder doch -Ringli, allenfalls auch -Chuehe oder -Chuechli, im Emmenthal als Ersatz oder auch Begleit der anderwärts im Bernerland üblichen Züpfe. Der Sinn aller dieser Festgebäcke, zumal der des Rings als Symbol des trotz „Jahreswechsel“ ununterbrochenen Zeitverlaufs, ist längst vergessen.[30] Er interessierte auch diejenigen nie besonders, deren jahraus, jahrein andauernde Not sie ehemals zu einer doppelten Art Industrie antrieb und autorisierte: zum Neujahrsinge von Tür zu Tür (vgl. ’s Maajjeli singe) und zum ’s guet Jahr wünsche: I wöüsen ẹch de o n es guets glückhaftigs neu’s Jahr u gueti Gsundheit u Gottes Säge. Ohne derartige Nebenzwecke wiederholen auch noch etwa ältere Nachbarn und Bekannte unter sich diesen T’härme (terminus) und erwarten die Antwort: He nu, oder: danke, ’s gliịhe wünsche dẹr oo. In der Regel macht sich heute die Sache

[26] UK. 252; SchM. 1, 65 nach Hs*; an JR. 100 131. Vgl. den Badener Geschlechtsnamen „Vasnacht“ seit 1357 und „Vasenacht“ seit 1346 (Badener Urkunden ed. Welti S. 14, 31, 38 uö.). Man lese die systematisch ausführliche Darlegung von Hoffmann-Krayer im A. f. Vk., I, Heft 1—4 und im schwz. Id. 4. An letzterer Stelle wurde das Wort von „Fastnacht“ hergeleitet, auf welche Form auch Gotthelf (Käs. 64) einmal allegorisch Bezug nimmt, und zu der eine Parallele z. B. etwa in vulgär englischem „crismes“ für Christmas („Christmesse“ = Weihnacht) erblickt werden könnte. [27] NB. 89. [28] Ball 18. 34; Elsi 62; Käthi 249. [29] SchM. 1, 52. [30] Zum Gebäck als uraltem kultischem Material vgl. Jes. 16, 7; Hos. 3, 1; Jer. 7, 18.

kürzer: Glück zo'm neue Jahr! Sogar prosit Neujahr! und das studentische Proos't! haben sich aufs Land verirrt.

Bis in den Frühlingsanfang sandte ehedem der Weihnachtsfestkreis seinen Nachklang in Gestalt des Frauetag, d. i. „Mariä Verkündigung“ (25. März). „Fräuetag“ oder vollständiger: „der liebe Frauentag“ [31] ist der Tag „unserer lieben Frauen“, d. h. der Herrin [32] Maria als der „Mutter Gottes“ oder wenigstens Jesu. Als Beginn des Frühlingsquartals galt der bis 1860 festlich gefeierte, dann aber an die Ganztagsfeier des Karfreitags umgetauschte 25. März auch als Nutz- und Schadensanfang eines gekauften oder gepachteten Guts,[33] als Zahlungstermin für Darlehen [34] und Miete,[35] als Umzugstag,[36] als Schulschluß.[37]

Als richtige Mitte des Winters dagegen, wo me no 's halb Heu söll uf der Büni ha,[38] und wo der Horner rächt tarf ushornere,[39] wil ers da alne Lüte rächt macht, gilt Lichtmeß (2. Februar). Z'Liechtmis und z'Martistag sind außerdem zwei unter sich ähnliche Pole des geschäftlichen Lebens.

Wir kommen zum Zentrum des Weihnachtsfestkreises, dem Gegenpol zu Ostern. „Mi Traum ist gsii der Osterhaas, mi Hoffnig 's Wiehnachtsbäumli.“ [40] Auch bei uns, wie anderwärts, war diese Familienfeier des Ereignisses, wo „es licht ward auf der dunkeln Erde,“ [41] noch vor zwei Jahrzehnten im Privathause fast unbekannt. Es war auch bei uns der von der Pfarrfrau gestiftete flammende Lichterbaum in der Kirche, der (teilweise durch Vermittlung der Sonntagsschulen) der sinnigen Feier den Weg in die Familienkreise bahnte. Heute strahlt das Weihnachtsbäumchen in der großen Mehrzahl der Häuser, ohne Unterschied zwischen Reich und Arm. Ebensowenig fehlt das beredte [42] Wiehnachtschindli als Spender all der Gaben, unter denen früher auch das Lämmtschi (kleines Zuckerbrot [43]) als Erinnerung an den guten Hirten [44] nicht fehlen durfte.

Viel genannt sind die splendiden Vogelfütterungen zur Weihnachtszeit in Skandinavien und Norddeutschland. Bei uns, wo die Mahnung „der hungernden Vögel zu gedenken“, längst den ganzen Winter über besorgt wird, hat die Sitte eine andere solenne Gestalt angenommen.

---

[31] Schuldb. 32 f. [32] Vgl. Notre Dame = Liebfrauenkirche, entsprechend dem Herr = frô, älter frawon als Titel für Christus; ebenso das Fronleichnamsfest und die Fronfasten, welche auch wieder „Fraufaste“ gesprochen und als solche gedeutet wurden. [33] Schuldb. 34. [34] Ztgst. 1, 137. [35] Käthi 76. [36] Schuldb. 32 f. [37] SchM. 1, 181 Hs*. [38] Käs. 349. [39] Vgl. Hk. B. 1791, Feb. [40] Ott 1, 7; vgl. AB. 1, 48 f; Sylv. 249. [41] Kurt 135. [42] MW. 2J. 272. [43] Vgl. Schuldb. 120. [44] Joh. 10, 12.

Man sagt hier: Mi söll i der alte helige Nacht e Hampfele Fueter z'gfrüüre tue. Die Hüenner, wo's frässe, cha der Habch (Habicht) nid nää.

Nicht weniger ist Weihnacht ein Tag voller Erwartung für die Großen. Für Dienstboten zunächst ist sie ein Tag der Anstellung[45] oder der Entlassung: Wiehnacht mache;[46] es het Wiehnacht g'gää. Wie denn auch der jüngste Tag als „dies iræ, dies illa" der Abrechnung gelegentlich die letzti Wiehnacht[47] genannt wird. Als Vorschmack hiervon kam einem „Dursli"[48] der Sturm in der heiligen Nacht am Bachtelenbrunnen vor. Für unsere Gegend ist von ähnlicher Unheimlichkeit eine Begegnung i de helige Nächte mit dem Landvogt Tribolet. Wär ihm ebchunnt (begegnet), däm passiert im glijhe Jahr öppis unguets.[49]

Überhaupt ist ja diese altgermanische Geisterzeit der Sonnenferne und der heulenden Stürme selbst noch für unsere Kulturepoche auch von eminent prophetischer Bedeutung. Schon für die Witterung des kommenden Jahres. Bekannt ist in dieser Beziehung das Monat looße.[50] Am alten heiligen Abend wird eine Zwiebel auf dem Tisch auseinandergebreitet, und die zwölf Blätter, welche die zwölf Monate bedeuten sollen, bestreut man einzeln mit Salz. Salz nun, das am folgenden Morgen zerflossen ist, verkündet einen nassen, körnig gebliebenes einen trockenen Monat. — Von Bedeutung sind auch die Wochentage, auf welche Weihnacht fällt. Ein Sonntag als Weihnacht spricht für einen milden Winter, ein Montag für einen stürmischen, ein Mittwoch einen harten, einen Samstag einen melancholischen; ein Freitag: gesunden Frühling, ein Dienstag: guten Sommer, ein Donnerstag: guten Herbst.[51]

Ebenso eifrig wird noch da und dort die Zukunft des Einzelnen erforscht. Öfters geübt wird hiezu das Bleigießen. Speziell die Frage, bei welchem Ehemann sie i 's läng Jahr dinge wärd, sucht die reifer gewordene Jungfrau zu lösen, indem sie z'mitts i der alte helige Nacht hindertsi[ch] der Tschüepelade wüscht (wenn 's recht gelten soll, mit dem Hemdstock), und den Kehricht hinter sich wirft. (Vgl. das „Andreesle" in der Andreas-Nacht.)[52]

Träume aber, in selbiger Nacht geträumt, erfüllen sich sicher. Ebenso die Weissagungen der im Stalle redenden Kühe und Rosse. Ein sie belauschender Bauer suchte durch ununterbrochenes Zubetteliegen

---

[45] Schuldb. 222. [46] UP. 217. [47] UP. 47. [48] 271 f. [49] EvE. [50] Vgl. Mogk 300. [51] Hk. B. 1781, Dez.; vgl. Käthi 238. [52] Vgl. A. f. Vk. II, 216; Zahler im SdB.

einem drohenden Beinbruch auszuweichen; allein ein Mäuschen sprang über seine Bettlade; er schlug mit einem Bein danach und brach es.

Frommen Frauen aber ist die zwölfte oder beim Verschlafen eine spätere Stunde dieser Nacht ihr geistiger Loostag. „Da schlöö si d'Biblen uuf u 's Psalmebuech, legen es Zeichen ihe u läse de, we 's taget, was si uufgschlage hei. U däm naa, wi n es de i däm Kapitel oder däm Psalme heißt, göö si de i 's neue Jahr ihe u mache si uf öppis Bös's g'fasset, oder si zellen uf öppis Guets."[53] Bei uns wird solches drüü Mal Uufschlaa auf die Zeit verlegt, wo es den Neujahrsmorgen einläutet; es beschränkt sich auf das Psalmebuech, bezieht sich mehr auf den Umfang als auf den Inhalt der aufgeschlagenen Nummer, und beschränkt seine Weissagung auf die schlimmere Seite des Lebens: Ein kurzer Psalme[54] bedeutet wenig, ein langer viel Unbeliebigkeiten im neuen Jahr.

Nichts spezifisch Volkskundliches läßt sich über Pfingsten sagen, und wenig nur über den Bettag. Zunächst von der Berner Regierung bloß von Fall zu Fall bei besondern Anlässen, namentlich bei Krieg und Pest als „Fast-, Buß- und Bettag" angesetzt (z. B. 14. März 1653, 20. Nov. 1673, 17. August 1682),[55] gelangte er erst im Jahr 1832 zu seiner fixen Einstellung im Kirchenjahr und seiner Doppelbedeutung als religiös-vaterländischer Festtag, sowie als Herbstweihe[56] an Stelle des frühern Verenatages. Seine ernste Hochhaltung, die vormals durch harte Bußen erzwungen wurde,[57] wird heute in unvermindertem Maße der Freiwilligkeit verdankt. Nur hängt sich etwa an seine exemplarische Kirchlichkeit die nicht allzufeierliche Doppelfrage: Was seit is ächt üse am Bättag?[58] und: wie wird der und der Nachbargemeinde der Kopf gewaschen werden?[59]

Bäten u Läse.

Sprachlich[1] wie sachlich stellt sich das Beten, dieses „Atemholen der Seele", in den Mittelpunkt alles religiösen Lebens. Nicht umsonst läßt ein Seelenkenner wie Gotthelf gerade die gediegensten und

[53] Käthi 238 f.; vgl. Schuldb. 397. [54] Vgl. ahd. salmo(n). [55] Blösch 1, 480 f. [56] GG. 3, 118 f.; Käthi 132; Beiträge 647. [57] Tribolet 27. [58] Käs. 180. [59] GG. 3, 122.

[1] Zu den hochbedeutenden theologischen Ausdrücken pistis und fides stellt sich wie unser beite (harren) auch „bitten", wozu altdeutsch das bet und die bëte, letzteres auch im Sinn von „Gebot", von „Befehl" und sogar von „Steuer", alles mit dem Grundbegriff des Vertrauen entgegenbringenden Zuredens, dann des eindringlichen Anhaltens und schließlich des Zwangs. Aus bëte = Bitte entwickelte sich „beten", unser bäte. Vgl Kluge[5] 42 f.; Streitberg urgerm. Gr. § 105.

tüchtigsten seiner Personen mit tiefinnerlichem Ringen und Kämpfen in schwersten Lebenslagen wieder zu Ruhe und Gleichgewicht kommen, Ergebung und Fassung erlangen und den fürder einzuschlagenden Weg finden. Was alles geht vor in der Seele dieses Mädeli am Sterbebett seines Kindes![2] Dieser Spinnerin in kalter Winternacht![3] Dieser Kleinen, die sich in der Unruhe um des toten Vaters Ruhe fast aufzehrt![4] Dieser Großmutter, die sich gegen Anwandlungen des Hochmuts in über-



Feierabend.

raschendem Glücke wappnet![5] Dann wieder diese mütterlichen Räte: „Stell abends alles an den rechten Ort, damit du es am Morgen gleich bei der Hand habest: die Geduld, die Sanftmut, die Freundlichkeit, den Frieden, die Liebe und alles, was Gutes und Schönes im Herzen sein soll; dann b s e g n e dich und bet ernsthaft: Vater, vergib mir meine Schulden!“[6] Und dieser andere: „Wenn d'zornig bist, erzeigs nit! gang dänne u bät es Vater Unser.“[7]

Aus dem Angedeuteten erweist sich der weite Umfang unseres mundartlichen b ä t e, dem das schriftdeutsche „beten“ nicht nahe kommt. Zwar

---

[2] SchM. 2, 170—8. [3] Sylv. 243. [4] Geldst. 4 f. 129 f. [5] Segen 13. 87. 89. [6] Besuch 176 f. [7] GG. 3, 171.

gehört es lediglich in den Bereich der Synekdoche, wenn z. B. das „Beten" als Teil der Leichen-Einsegnung oder der Leichenrede auch das Ganze dieser Feier bezeichnet: „Aber gäll, Mueter, der Schulmeister het schön 'bätet!"[8] (Vgl. „Bredig".) Dagegen liegt es in Begriff und Geschichte des Wortes selbst, wenn bäte teilweise auch das „Bitten" mitbezeichnet: dem lieben Gott eine Übertretung abbäte.[9]

Die Andacht aber, welche ein solches Bät charakterisiert und welche am „betenden Greise" von Anker[10] so trefflich veranschaulicht wird, kann auch das alle Tage immer gleiche Formelgebet beherrschen: beim Aufstehen am Morgen[11] und beim Schlafengehen,[12] vor und nach dem Essen.[13] Man muß den feierlich langsamen, halb singenden Ton mit den streng eingehaltenen, immer gleichen Intervallen gehört haben, womit in einem „hablichen" Bauernhause beispielsweise zwei längst erwachsene, aber noch ledige, stämmige und hochintelligente Söhne voll heitern Gemüts an der Seite ihres verwitweten Vaters nacheinander die immer gleichen Tischgebete sprechen, um solch uralt frommer Bauernsitte den ihr gebührenden Respekt zu zollen und sich einzugestehen: das ist ein Band, das mit unfühlbarer, drum um so wirkungsvollerer Macht die Glieder der Familie aneinander ketten hilft. Zu übertreiben brauchen wir dabei nichts, und dem verständnislosen Herunterleiern ist damit noch lange nicht das Wort geredet. Ein Hohn auf jedes fromme Gefühl sind vollends Aufforderungen wie: Bueb, bät![14] „Aber flätig fort, daß du (mit den drei oder mehr Gebeten und dem nachherigen Unservater vor Tisch) heute noch fertig wirst!"[15] In solcher Weise lernt freilich schon ein vierjähriger Jakobli „Das walt Gott"[16] und „Spiis Gott".[17] Hier ist's wo der gedankenlos Auswendiglernende sei's was es wolle usse chaa wi 's Unser Vater, und wo drụ̈ụ̈ Unser Vater lang[18] ebenso ein Zeitmaß abgibt wie dem Katholischen sein „Feufi", d. h. die Zeit, die er zum Hersagen von fünf „Ave Maria" braucht. Von solch gedankenlosem Herplappern[19] könnte auch der Ausdruck es Feufi hergeleitet werden, womit man eine unanstellige, blindlings ins Blaue hinein hantierende, dabei liederliche Weibsperson bezeichnet. — Eine ähnliche Rolle spielte bei uns bis vor kurzem das „Symbolum apostolicum", der „Glaube" (Glụụbe). Hauptsache ist bei all diesen mechanisierten Gebetsarten das Amen, weswegen Uus

[8] MW. BK. 48. [9] Dursli 296. [10] Schweiz 1901, zu 544. [11] Erbv. 70. [12] GG. 1, 18; Zigst. 2, 168: Joggeli 41. [13] Gj. SF. 1902, 245; Spinne 19; Amtsr. 115. [14] BSp. 77; Ott 1, 7. [15] Alte Gesch. 265. [16] AW. 1, 12; Beitr. 640. [17] Ebd.; Käthi 19. [18] Vgl. Schuldb. 54. [19] Wahrscheinlicher allerdings von dem „Schandzeichen", nach dessen Ähnlichkeit auch vom Bure- oder Anke-Feufi (das der Käser mit der Spatel als Gewichtszeichen auf die Butterballen aufträgt) gesprochen wird.

und Ame eine übliche Umschreibung für „fertig“, „vorüber“ geworden ist. Es ist Uus un Ame mit ihm: er muß aufgegeben werden, er ist nicht mehr zu retten, zu halten. Mit blutsaugerischen Agenten muß man „Aus und Amen machen“.[20]

Des Hersetzens üblicher Formelgebete enthalten wir uns trotz ihrer charakteristischen lokalen Fassung.[21] Bloß um ihrer antiquarischen Bedeutung willen bieten wir hier folgende bei uns gültige Variante zu „Schulmeister“ II, 258:

Herr Jesus Christus in der Chilche saß,
Mit seine zwölf Jüngere das heilig Nachtmahl aß.
Johannes sprach: Der Wyn ist guet.
Der Herr Jesus spricht: Es ist nid Wyn; es ist nume vo mine Rose fahrt das Bluet.[22]
Da (das) söllet dir äße und trinke guet
Zu miner Gedächtnuß. Hinecht mues i von euch goo;
Mues gar e schwäre Strit uusstoh.
Die faltsche Jude thüe mir all eso noth.
(Nun wieder in der dritten Person:)
Sie nahme ne, füehrte ne zue dem Tod;
Sie schluege ne,
Huebe ne,
Sie hänkte ne uehe an das Krüz,
Sie nahme ne widerume herab,
Sie leiti ne, der Her Jesus, in eines steinigs Grab,
Da wo kes Mueterchind nie g'läge war.
Der Her Jesus spricht: Wele Mensch nur recht bätte chaa
Und alli Tag zue mir spricht,
U's bitter Lyde nie vergißt:
Drei Engel send (dem wolle er senden) drei Tag nach (statt vor) sinem End.
Sie werde ne füehre u leite
J's Himelrych un i d's Baradys Ame.

„Chumm, mir wei es Bät läse!“[23] lautet in bedrängter Stunde eine Einladung. An Gelegenheit hiezu ist sonderlich im Emmenthal kein Mangel. Da liegt auf dem Nachttisch oder steht auf dem Bäichli zu Häupten des Familienvaters am großen Tisch der alten Wohnstube die „Seelen-Arzney“ von Wolfgang Musculus (1497—1563)[23a] oder seinem Sohn Abraham (1531—91); das Lustgärtli[24] oder das Paradijsgärtli;[25] der „christliche Zeitvertreib“,[26] das „Schatzkästlein“ als Aus-

[20] Schuldb. 309. [21] Wer sich darum interessiert, schlage unsere zahlreichen Verweisungen nach und vergleiche noch dazu „Was unser Volk betet“ im Volksblatt f. d. reform. Kirche der Schweiz (jetzt „Kirchenblatt“) 1873, Nr. 50. [22] „Von meinem rosenfarbenen Blut“. Solches Silbenverschlucken und Entstellen begegnet naturgemäß allem mechanisierten Hersagen, das zuchtlos zum Herunterplappern wird. [23] Müller Hk. 82. [23a] Bern. Biograph. II. [24] AhB. 12, 291. [25] AK. 1825, 232; Sonnt. 107. [26] Kyburtz (1754) a6.

zug aus Arnd's[27] „vier Büchern vom wahren Christentum" oder Benjamin Schmolckes „Morgen- und Abendsegen"; oder Starcks Handbuch. Gut vertreten ist aber auch die schöne Monatsschrift „der Säemann", redigiert von bernischen Pfarrern aller Richtungen.

Besser jedoch als alle Bätbücher sagt z. B. einem Mädeli das Läse im Neuen Testament zu: dasselbe „rühre es vielmehr an".[28] Wie diese schlecht geschulte junge Handwerkerstochter mitten in tiefster Lebensnot ihrem Mann, dem „Schulmeister",[29] die Stelle von den Vögeln unter dem Himmel[30] auslegt, ist denn auch eins der anmutigsten Beispiele volkstümlichen Bibelverständnisses[31] und ein Beweis, was die Gschrift[32] auch dem stillen und freundlichen Ernst des richtigen Landmanns noch heute wert ist. „Lǻse" hat hier noch heute den prägnanten Sinn vom Lesen erbaulicher Bücher, speziell der Bibel;[33] und bezeichnenderweise frägt gerade eine so tüchtige Frau wie die Mutter des zur Stunde noch armen „Besenbinders"[34] in allererster Linie nach der Beschlagenheit ihrer künftigen Schwiegertochter in Bibel und Haushalt. Alles dem Leben gemäß, und es hätte in Bernerlanden niemals einer Verpflichtung der Polizei, besonders nicht (wie im 16. Jahrhundert) der Füürg'schauer[35] bedurft, um nachzusehen, ob Bibel und Gesangbuch im Hause nicht fehlen.

Da steht sie ja, die dicke[36] messingbeschlagene Bịble (1556 in Huttwyl: „Bibli"[37]), in der Regel von Piscator (dessen Übersetzung seit 1743 in Bern einzig gelten durfte),[38] mit dem groben, weiten Druck,[39] in der Wandbank-Ecke zur Seite des Hausvaters;[40] oder auf dem Puffert[41] liegt, wenn sie noch nicht an einen Antiquitätenjäger verhüʉtzt ist, die mit Chupfere geschmückte Chupferbible. In ihr blättert auch der reifere Schüler gern: bietet sie ihm doch im Gemälde (Pórteree) veranschaulicht die Gestalten, die er aus seiner Kinderbible oder allfällig auch aus der Glarnerbible (der von Glarner Geistlichen so verdienstvoll bearbeiteten „Familienbibel") kennt. Vorn auf dem Widmungsblatt aber interessiert ihn eine Reihe handschriftlicher Eintragungen schon aus des Großvaters Zeit: sonderlich die Geburts- und Sterbefälle;[42] aber auch sonstige Knotenpunkte im Lebensfaden, wie Taufe, Admission und Heirat, stehn in dieser Familienchronik verzeichnet. Und endlich packt Uli der Knecht[43] beim Einzug auf der „Glungge" aus

[27] Nicht „Arndts" (Ztgst. 2, 31; SchM. 2, 53); vgl. Beiträge 106. [28] SchM. 2, 165. [29] 2, 265 ff. [30] Matth. 6, 26 ff. [31] Was kein Verstand der Verständigen sieht… [32] SchM. 1, 33; 2, 168; EvE. [33] SchM. 2, 254 uö. [34] 360. [35] Blösch 1, 432. [36] Käthi 412. [37] Gemäß der ursprünglichen Mehrzahl biblia. [38] Blösch 2, 139. [39] UK. 184. [40] UK. 84; Dursli 319. [41] MW. 2J. 268. [42] AB. 1, 22. [43] 184.

dem Underschlacht seines Trögli auch eine sehr schöne Bibel aus: ein Geschenk seiner frühern Meisterin, bei der und bei deren Mann auch er so gueti Triftig (Zeit und Platz) zum Läse am Sonntag und Feierabend gefunden. Denn beim Bodenbauer war es nicht pfiffige Schönrednerei wie bei den Gytiwylern,[44] wenn auch er etwa vor dem Pfarrer erklärte: „u für a mene Sundi hei mer d'Bible".

Im Gegenteil begnügen sich Hausväter vom Schlag eines Bodenbauer wie eines Besenbinder[45] nicht mit stillem Lesen. „Am Sonntag las der Vater sein Kapitel und erklärte, was er wußte; und derentwegen hatten die Kinder großen Respekt vor ihm, betrachteten ihn wirklich als den Hausvater, der mit Gott rede, und wenn sie nicht gehorchten, es Gott sage und dem Heiland."[46] Zur Aussöhnung aber nach verhängnisvollem Zwiespalt reicht Änneli dem Ehemann die Hand und sagt: „Du hast Recht! chömit Chind, mir wei es Kapitel läse!"[47] — Nun begreift sich, wie aus den hierbei fallenden persönlichen und gelegentlichen Anwendungen der Brauch, „ein Kapitel (oder „den Text") zu lesen",[48] einen ganz eigenen, und zwar nicht „heimeligen" Gefühlswert bekommen mußte. Einen[49] oder Einem z'kapitle, abz'kapitle gestaltete sich in diesem übergetragenen Sinn zum Vor- und Gewohnheitsrecht der Frau. Ein Mann wie Ankenbenz[50] tat es trotz den dringendsten Gründen und den besten Absichten nur mit Widerstreben, und sein Bruder mußte bitten: „O Benz, kapitle nur! du glaubst nicht, wie wohl es mir tut!" Sonderlich gegenüber Dienstboten sind solche Kapitlete „meist von guter Wirkung",[51] wenn nur nicht das „tüchtig"[52] in ein „lang"[53] oder gar ein „mörderlich"[54] ausmündet. „Ein Wort so im Vorbeigang zieht oft mehr als ein Kapitel."[55]

Bei solcher Ausdehnung der angewandten Bibelkunde kann es nicht verwundern, wie häufig und wie überraschend scharf und treffend bisweilen der gemeine Mann sich für eine Behauptung, einen Einfall, ein Bild, einen Vergleich auf die Bibel beruft. Um so mehr, für je unumstößlicher ihr Wort gilt, nicht etwa zufolge irgend einer Dogmatik, sondern nach Aussage des religiösen Gefühls, das ja Autoritätsbedürfnis im höchsten Grad ist und nur durch äußerst seelenkundige Belehrung voll kongenialer Fühlung vor starrem Buchstabenglauben bewahrt werden kann. „Das chan der säge, u das söll fest sii wi n es

[44] SchM. 1, 390. [45] 364. [46] Ebd. [47] GG. 2, 44; vgl. 1, 126. [48] UK. 6 f.; Zgst. 1, 21 129; AB. 2, 102 heißt es: „Die Kapitel (vgl. die Leviten) lesen". [49] Elsi 53. [50] Zgst. 2, 212. [51] UK. 7. [52] Kathi 204 Hs. [53] AB. 2, 257. [54] Land 48. [55] Zgst. 1, 21. Da die pastoralen Kreisversammlungen vor 1874 mit Vorlesung eines Bibelabschnitts begannen, hießen auch sie „Kapitel".

Wort us der Bible" ist nicht nur eines „Besenbinders"[56] Rede. Drum werden auch aus der Bibel „geflügelte Worte" geholt — nicht selten unter Aufwartung mit Kapitel und Vers — wie diese: „Was du tun willst, das tue bald!"[57] Einen „Stein des Anstoßes"[58] (vgl. S. 15) entfernt aus der Pflugfurche ein humoristisch gebliebener Bauer, während ein anderer in Zorn geriete oder drį luege wurd wi di sibe tüụre Jahr.[59] Aber auch von Wölfen im Schafpelz"[60] weiß man zu reden, und unter Augenzwinkern heißt es sarkastisch von einem: „er ist äben im Chlįįne treu,"[61] (aber im Großen nicht)!

Freilich soll dann auch manches i der Gschrift staa, was in der Bibel nicht, oder nicht so steht. Zum Beispiel Schilderungen, wie es im Himmel aussehe;[62] oder der Beweis, daß die Sonne nicht still stehe, weil ja sonst Josuas „Stehe still!" gegenstandslos wäre;[63] oder daß das Getreide nicht mit der Sense geschnitten werden dürfe, weil in der Bibel nur von der Sichel die Rede sei.[64] Verhängnisvoller sind Bibelauslegungen, die noch vor zwei Jahren einen sektiererischen Knecht dazu führten, zur Selbstbestrafung für einen im Zorn entfahrenen Fluch sich einen Finger abzuhacken.[65]

Gern entschädigen wir uns für das Entsetzen an solchen Verirrungen an Bibeldeutungen wie derjenigen eines Mädi: Der Herrgott werde schon für ihn's sorgen, gebe er doch auch den Lilien auf dem Felde zu essen.[66] Oder an der Versicherung einer alten Pfarrmagd: mi chönn's naheläse, es stand im dritte Buech Samuel im sibezähete Kapitel, es gchenni de nüüsti no d'Bible.[67]

Erwähnt sei an dieser Stelle die nicht ganz vereinzelte alte Sitte, in den ersten Kindsbrei ein Blatt aus dem neuen Testament einzurühren.[68] Harmloser ist ein anderes Beginnen, das Kind fromm zu machen: Hinbetten des Täuflings, sobald er aus der Kirche heimgetragen ist, auf die Blätter der aufgeschlagenen Bibel, deren hernach gelesener Wortlaut zudem bedeutsam für des Kindes Zukunft ist. Ursprünglicher Zweck dieser Manipulation war freilich ein anderer: Schutz vor bösen Geistern. Zu nämlichem Behuf wurde und wird dem Toten ein neues Testament unter das Kinn (anderwärts in die Hände oder auf die Brust) gelegt.

Nicht unsympathisch hinwieder mutet uns an, wenn nicht nur ein Käthi an Weihnachten (S. 604), sondern auch der Schuldenbauer[69] und

---

[56] 370. [57] MW. 2J. 274 cf. Joh. 13, 27. [58] Jes. 8, 14; Röm. 9, 33; 1 Pet. 2, 8. [59] 1 Mos. 41, 27. 30. [60] BSp. 419 cf. Matth. 7, 15. [61] Luc. 19, 17; Matth. 25, 21. [62] SchM. 1, 33. [63] Ebd. 2, 448. [64] Öf. O2 G9. [65] EvE. 1902, 55. [66] AB. 2, 51. [67] MW. 2J. 262; vgl. die Schnurre Schuldb. 235 und Tschumperts bündnerisches Wörterbuch unter „Bibel". [68] AB. 2, 128 f. [69] 397.

sein Weib zu Antritt ihrer schwierigen Pacht aus der Bibel das Looswort ziehen und aus ihrem günstigen Wortlaut frohe Hoffnung auf die Zukunft schöpfen.

Zu häuslicher Erbauung[70] dient auch das Kirchengesangbuch, noch heute bei Ältern das Psalmebuech[71] genannt, wie das Kirchenlied der Psalme[72] (vgl. S. 604) heißt. Bis 1853 enthielt nämlich das bernische Gesangbuch nebst einigen angehängten „Festliedern" die 150 alttestamentlichen Psalmen in Ambrosius Lobwassers, später Stapfers Umdichtung,[73] und auch das von 1853 bot deren noch 71 vor den „Liedern und Festliedern". Die vier Stimmen für gemischten Chor waren einander gegenüber auf vier Blattseitenhälften separat gedruckt; zudem gab es vor 1853 Ausgaben, welche jene rautenförmigen Noten ◇ mit und ohne „Stiel" für sämtliche Strophen (Värs oder G'satz) einer Nummer wiederholten; das waren düüruus g'nooteti Psalmebüecher. Man begreift also den drastischen Vergleich: e Bitz Fleisch wi nes vierstimmigs Psalmebuech. Zum bequemen Mittragen in der Tasche gab und gibt es auch Ausgaben mit nur einer Singstimme: 's dünn Psalmebüechli.

Als Erbaungsbuch galt ferner seinerzeit der in Schule und Kirche gebrauchte Heidelberger-Katechismus, nach dessen Fragen („Fragi")[74] und Antworten kurzweg das Frage-Buech geheißen. Die nämliche Bezeichnung gilt seither von allen andern Leitfäden für den kirchlichen Religionsunterricht, einerlei, in welchem Stil sie gehalten seien. Fragebuech, zweubeinigs Fragebuech heißt übertragen ein wißbegieriges oder auch nur neugieriges, vorwitziges Kind, das durch unausgesetztes Fragen Eltern oder Lehrer in Verlegenheit setzt oder in die Enge treibt.

Besonders hochgeschätzt war jederzeit di ersti Frag[75] des alten „Heidelberger", genauer gesagt: deren gehaltvolle und formvollendete Beantwortung. Zügnuß aber (alte Mehrzahl: Zügnusseⁿ) ist der nunmehr altväterisch klingende Name für die biblischen Belegstellen. Da dieselben sich durch kleine Schrift von der systematischen Darstellung abzuheben pflegen, so gilt als vergröberndes Bild etwa für dünnen Kaffee oder für eine kärglich dünne Brotschnitte die Rede: mi chönnt Zügnuß dertüür läse.

Der Heidelberger war das Hauptlehrmittel auch der alten Schule vor und selbst nach 1830, als diese noch ganz im Dienst der Kirche stand, aus der sie herausgewachsen war.

---

[70] Sonnt. 105; Käthi 238 188. [71] UK. 18 180. [72] SchM. 1, 9 10. [73] Blösch 2, 139. [74] BSp. 408. [75] Kirchl. Jahrb. 1890, 142.

Taufe. Gotte und Götti.

Zur Tauffi erschienen im Jahr 1902 in der Kirche zu Lützelflüh 73 Kinder. Bis vier Täuflinge umringen zeitweilig am Freitag oder zur Einleitung des Gottesdienstes[1] am Sonntag den Tauffteiⁿ. Daß sein Kind mit demjenigen des Begüterten und Vornehmen „im gliihe Wasser 'tauft wärd",[2] tröstet manch einen Stiefsohn des Schicksals in Erinnerung an den paulinischen Gedanken, „daß wir alle in Christo eins sind."[3] In nicht seltenen Fällen wird der Pfarrer zur Nottaufe ins Haus gerufen: das kranke Kind soll nicht ohne Verband mit der höchsten aller Lebensgemeinschaften aus der Welt scheiden. Welche Veredlung der (noch heute nicht völlig abgetanen) Verurteilung der ungetauften Kinder zur Verdammnis![4] Wenn nach uralter halbheidnischer Vorstellung untaufti Chind ins wütende Heer kommen[5] oder zwischen Himmel und Erde schweben:[6] so ist es dem weit fürchterlichern Teufelsglauben des Mittelalters ganz entsprechend, wenn in der „Schwarzen Spinne"[7] sich wirklich ein Weib bereit findet, dem Teufel als Fuhrlohn für die hundert Buchen zum Bärhegen-Schloß ein ungetauftes Kind auszuliefern. Und bereits als eine Milderung des entsetzlichen „Glaubens" muß es gelten, wenn solche Kinder unter der Dachtraufe der Kirche begraben wurden, damit das durch den Ort geweihte Wasser vom Himmel die Taufe nachhole und der dämonischen Gewalt ihr Opfer entreiße.[8] — In „unfrichtig[9] oder uschuldig wines un'taufts Chind" liegt jedenfalls eine lieblichere Vorstellung.

Es liegt in der Natur der Sache, daß mit der Zeit ausschließlich das Moment der kirchlichen Gemeinschaft den Begriff der Kirchentaufe ausmachte. Wie wenig aber die ursprüngliche Grundidee der Reinigung sich völlig zurückdrängen läßt, beweist die im Berner Taufbüchlein von 1528[10] vorgeschriebene Ansprache des Pfarrers nach vollzogener Taufe „zu dem hembdly": Gott verlich dir dz du (Täufling) wie du yetz mit dem wyssen kleyd lyplich angezogen wirst, das du also am jüngsten tag mit reiner vnuermaßgeter[11] conscientz vor jm erschyneſt, Amen.

Man ersieht daraus, von welchem symbolischen Belang das schneeweiße Tauflinnen ist, in welchem noch heute auch ganz mittellose Eltern ihr Kleines in der Kirche erscheinen lassen.

---

[1] Früher, z. B. 1628 in Lauperswil, an beliebigen Tagen, wie „Donſtag vor Laurentzen", „vff mendag vor gregorij". Taufb. 12. [2] Vgl. Ztgſt. 2, 219 uö. [3] Gal. 3, 28. [4] BSp. 10; SchM. 1, 179 f. [5] Grimm Myth., „Aberglauben" 660. 936. [6] Vgl Beitr. zu SchM. 2, 184. [7] 33/34 ff. [8] Beitr. 16. [9] Christen 161. [10] Taufb. 19. [11] Vgl. Mose, Mase unter „Sauber".

Stärker freilich haften im deutenden Glauben und Brauch andere um die Taufe sich gruppierende uralte ungeschriebene Gebote; z. B. dies, daß man nicht mit ungetauften Kindern unter dem Dache weg gehen solle.

Wie aber der Taufakt selbst, so ist auch schon der Taufweg dem Bereich der Alltäglichkeit entrückt, ist vorbildlich für „des Kindes Eingänge und Ausgänge sein ganz Lebenlang.“ [12] Überirdische Gewalten reden dazu nach „Großvaters“ Glauben ihr erstes Wort: Hagel und Blitz sollen „schrecklichen Tod, oder aber großes Glück im Kriege“ bedeuten.[13] Näher schon kommt der Wirklichkeit die ebenfalls „großväterliche“ Überzeugung: Ein Kind, das man im Wagen zur Taufe fährt, statt es auf den Armen zu tragen, wird träge.[14] Das rechte Wort in dieser Sache aber findet das junge Vreneli, die in aller Bedrängnis hochsinnig gebliebene Pächtersfrau als Patin.[15] Kein „gesticktes Käppchen mit dem roten Seidenbande“ [16] schmückt „das arme Würmlein“ der einstigen Schulgenossin, kein aus einer „Drucke“ hervorgezogenes Kränzchen, keine „Spitzenkappe mit prächtigen schwarzseidenen Haarschnüren“ [17] ziert die gleichwohl stattlich angetane Bäuerin. Aber mit einem „In Gottes Namen“ voll hochherziger Entschlossenheit, für den Täufling und die blutarme Mutter ihr Bestes zu tun, trägt sie das Kind zur Kirche.

So hätte ihr freilich schon der Brauch geboten: von den zwei Patinnen, die die Landessitte für ein Mädchen fordert, trägt die jüngere es zur Taufe. Die ältere rüstet es zu, während allfällig im gleichen Wasser zu taufende Buebe voraa chöme; dann trägt sie es der ebenfalls sonntäglich gerüsteten [18] Person [19] zu, welche mit dem Täufling wieder heimkehrt. Vor der Kirchentüre hat die letztgenannte die Handlung abgewartet, da und dort, z. B. in Sumiswald und Trachselwald durch einen kleinen Vorbau, das Gotteschöpfli, gegen Wind und Wetter geborgen.

Auf dem Heimweg soll die Trägerin sich hüten, unter Bäumen oder sonst irgendwie am Schatten plaudernd stehen zu bleiben. Sonst wird auch das Kind ein Plappermaul.

Ihre Mühe aber wird extra belohnt durch ein Glas Wein, das man ihr auf dem Weg entgegenträgt oder doch alsbald nach Betreten des Hauses in solenner Weise darreicht. Man sagt heute: das gibt aufgehellte, heitere Kinder. Indessen steckt wohl dahinter eine tiefere Bedeutung, die denn auch früher noch durch Salz und Brot feierlich hervorgehoben wurde.[20]

---

[12] UP. 266. [13] Spinne 13. [14] Ebd. 8. [15] UP. 266. [16] Spinne 12. [17] Ebd. 8. [18] Ebd. 14. [19] AB. 2, 87. [20] Vgl. A. f. Vk. 7, 131, 4.

Dabei lautete ehedem eine der ersten Fragen: Und, het er (oder: es) si i der Chilche still g'haa? Eine verneinende Antwort wurde sehr ungern gehört, und man baute ihr nach Möglichkeit vor. Denn, hieß es, Chind wo bi der Tauffi plääre, läbe nid lang. Heute lacht man darüber und sagt: Schreiende Kinder beweisen grad eben, daß sie gesunde Lungen und große Lebenskraft besitzen; auch lernen sie singen. —

Wie das Mädchen zwei Patinnen und einen Paten, erhält der Knabe in der Regel umgekehrt eine Patin und zwei Paten. Mit bloßer Zweizahl begnügt sich, wer als Vater einer zahlreichen Familie scho afen i de Chehren um choo ist; vier Gevattersleute — je zwei und zwei — bekunden dagegen vor aller Welt den Jubel, daß endlich der Stammhalter, oder das eben so sehnlich erwartete Mädchen da ist.[21]

Zuehestaa:[22] so lautet der echt volkstümliche Ausdruck für die öffentliche Ablegung des Taufgelübdes durch die Taufzeugen im Namen des Unmündigen. Schon etwas veraltet ist „z'G'vatter staa",[23] während „Gvatterlüt",[24] („die Gvatterti")[25] noch ganz frisch klingt. Wie sehr einst auch „Gevatter" dem Volksmund geläufig war, beweist das heutige gvätterle[26] für das schriftdeutsche „spielen", und Gvätterzüüg für Spielzeug. Man erinnere sich, wie gerne kleine Mädchen an der Puppe die einmal gesehene Taufe in harmlosem Zeitvertreib nachahmen, Gottelis mache, und wird sofort begreifen, wie leicht gvätterle auf den ganzen Umfang des Kinderspiels sich ausdehnen konnte. „Mir wei da nit gvätterle, wie d' Chinder es Huus baue u 's wider umstoße!"[27]

In einem Berner Mandat von 1610 wird befohlen, einem Täufling nicht mehr als drei „gfätterte" zu halten. Mit dieser Endsilbe stimmt die des Plurale tantum Gotteti, Götterti, Göttete, Götterte, neben Göttetine, Göttertine, Göttertene.[28] Schon die Uneinheitlichkeit dieser Formen deutet auf ihr Zurücktreten hinter: der Götti, Mehrzahl: Göttine, „Göttene";[29] die Gotte" („Taufgotte",[30] eine und mehrere). Ostschweizerisch, oder allenfalls bei uns kindlich, klingt „der Göttima",[31] wie „Vetterma". Fügen wir diesen Namen gleich die Doppelbedeutung bei, welche auch in dem obendrein bei Gotthelf[32] zugleich weiblichen „Pate"[33] steckt: Taufzeuge und Paten-

---

[21] Ein Täufling „Jeorynguus" (Georg) hatte 1628 in Lauperswil 5 gotteni und 4 gottina (Taufb. 12). [22] Geldst. 45; AB. 2, 79. [23] GG. 3, 24. [24] Vgl. Dursli 250. [25] MW. 2J. 271. [26] MW. Ws. 44; 27 273. [27] MW. 2J. 228; vgl. BSp. 16. [28] Sonnt. 125; Ztgst. 2, 8. [29] Widm. 177; 1628: der göttj, Mehrzahl: die götteni, Weßf.: der göttenin (Taufb. 2, 12). [30] Ger. Tw. (1789); 1628: die gotten, Mehrzahl; die gottina (Taufb. 12. 16). [31] Geldst. 315. [32] UP. 254. [33] BSp. 132; Bsbinder 360.

kind. Nicht einverstanden war mit solchem Doppelsinn jener Sechsjährige aus Grünenmatt. Auf die freundliche Begrüßung: „gäll, du bist ja mi Götti?" replizierte er des entschiedensten: „Nei, du bist mį Götti!" Weiblicherseits wäre wegen der Unterscheidung zwischen „Gotte" und Gotteli,[34] die aber schon für „Patin"[35] wieder aufgehoben ist, ein solcher Dialog unmöglich. Das Patenkind heißt auch Gottechind.[36]

Ein kleines Wortbereich; aber welch großes, reiches Gebiet des Seelenlebens im Berner, zumal dem Emmenthaler, klingt in ihm voll und mächtig aus! Schon in der Form des „Volksglaubens" an die sympathetische Macht der persönlichen Berührung. D' Gotte mues dem Meiteli's erste Züpfli (den ersten Haarzopf) mache; de überchunnt es schöni längi Haar. Und wieder, wenn der Götti oder d' Gotte ihr totkrankes Patenkind auf den Schoß nehmen, so git's en Änderig: die Krankheit wendet sich zum guten oder zum schlimmen Ausgang. Man muß denn auch die fast andächtig zu nennende Verehrung gesehen haben, mit der ein Kleiner zu seinem Götti emporschaut; muß das Hochgefühl eines Vaters ermessen haben, das ihm die Wahl eines hochstehenden Götti für einen hoffnungsvollen Sohn einflößt — um auch die furchtbare Steigerung der Tragik im Leben Klaus Leuenbergers zu würdigen, die in der Patenschaft des Landvogts Tribolet für Leuenbergers Sohn Niklaus (1650), wie des Pfarrers Ächler in Rüderswil (1646) für einen andern Sohn lag.[37]

Der Name „Gotte", „Götti" hat einen ganz eigenen, zauberischen Klang für des Kindes Herz,[38] „übt darin eine Gewalt, welcher man sich kaum bewußt wird." Und schon „am Ton der Stimme" wird ein Beobachter merken, ob Einer es mit einem „Götti" oder einem Güterbuben zu tun habe.[39] Ebenso wenn eine Bäuerin sagt: „Ich bin dem Gotte", so hat dieses eine eigene Bedeutung in ihrem Munde. Es regt sich etwas Warmes in dem Herzen für das arme Kind, in die Behandlung kommt etwas Mütterliches.[40]

„U we 's Chind seit: Das ist mį Götti! Das ist mį Gotte! so tuet es 's eso mit e mene ganz eigete Stolz, wi n er numen e mene rächte Chind guet aasteit. Es ma no so frömd sįį: es wird ihm under einist, wi wen[n] ääs i däm frömde Huus o n es eiget's Chind worde wäär, oder doch sine[n] Pflegeltere[n] nach, nach verwandt. Ja, nid nume die, au d' Dienste sį ganz anders gägen ihm, weder süst, un e Jumpfrau ist im Stand, e mene Chnächt z'säge: Gib Achtig was de machst, der Meister ist sį Götti!"[41]

[34] MW. Anna 143; Ztgst. 1, 18; BwM. 123. [35] AW. 1, 477. [36] Bern. 2 l. 8. [37] SB. (Leuenberger Nummer). [38] Arm. 31. [39] Arm. 82. [40] Arm. 31. [41] Vgl. ebd.

Gewiß schlägt auch hierin die Hebung des Selbstbewußtseins etwa in Unbescheidenheit, wohl gar Unverschämtheit aus.[42] „Ja, wenn öpper us der Familie z'Gvatter gstanden ist, so laat si alls gäng gäge'm Hof zue u meint, es sig halb da daheim, wenn scho Götti oder Gotte nümme da sii."[43] In welchen Worten hält das Dürluft-Eisi dem Ehemann dessen geringe Herkunft vor? „So eine schlechte Familie, wo auch gar nichts zu erben ist, wo nicht einmal Götti und Gotte mehr leben, ist mir doch auf der Welt noch nie vorgekommen!"[44]

Indes braucht man für Schranken gegen derlei Übergriffe nicht erst zu sorgen. Gut ist im Gegenteil, wenn recht viele „Bauernpflegel"[45] die feine und hohe Gesinnung teilen, mit welcher gar nicht wenige schlichte Landleute elternlose Paten an Kindesstatt annehmen,[46] allfällige andere Versäumnisse vollauf gut machend,[47] jedenfalls ohne auf Dank der Welt zu rechnen. Ihnen winkt höherer Lohn. Als Änneli sich der ruhrkranken Kinder eines ihr fremden Hauses annahm, „sie säuberte, reine Hemden ihnen anzog, sie tröstete, ihnen zu trinken gab, . . . da fragte sie das Kleinste, ein blasses, aber lieblich Mädchen mit krausen blonden Härchen um den Kopf: bist du öppe mi Gotte? Ja, Chind, sagte Änneli, di Gotte wil i sii."[48] Und in diesem Samariterdienst holt „die alte, schöne, freundliche Frau" sich den Tod.

Aber auch „wenn so ein alter frommer Götti was Frommes vor hat, so hat sein Leib keine Ruhe."[49] „Es wär um's Probiere z'tüe",[50] wie sich dem Elend jener Leute abhelfen ließe, „und allwäg bin i gäng der Götti",[51] des toten Vaters sowohl wie eines der Kinder. Und er holt die ganze verwahrloste Schar ins Haus.

Als Ironie, die sich auch in die häufige Redensart kleidet: du bist mir e guete Götti! sticht gegen solche Hoheit der filzige, egoistisch verkniffene Mucker ab, welcher sich der Gott's Wille eines Meyeli „angenommen" hat,[52] und dessen Betragen einer Jowägerin den sie gut charakterisierenden Vorwurf gegen die Sohnsfrau entlockt: „Schäme söttst di, e selige Götti z'haa!"[53]

Beistand in Rechts- und Berufssachen: das ist das Minimum, welches der Großvater Uli,[54] selber auch e guete Götti, an Leistungen von einem solchen fordert; dies dann aber sogar zugunsten noch eines vierzigjährigen Ehemanns und Vaters. Des sterbenden Großvaters letzte Sorge ist, den immer noch Leitungsbedürftigen einer starken Autorität zu unterstellen — einer Autorität, welche so groß werden kann, daß Einer sie gelegentlich gegen den eigenen Vater ausspielt.[55]

---

[42] Dursli 250. [43] GG. 3, 24 f. [44] Käs. 44. [45] BwM. 123. [46] Gf. SF. 1899, 81. [47] WW. BK. 37. [48] GG. 3, 149. [49] Geldst. 311. [50] 307. [51] 308. [52] AB. 1, 384 449. [53] AB. 2, 38. [54] Sonnt. 116—125. [55] SchM. 1, 64 101.

„Einen solchen Götti sollten viele Kinder haben, und allweg jede Waisenbehörde den Sinn dieses Götti.“ [56] Ja einem patenlosen Kinde sollte „die ganze Gemeinde Gotte und Götti sein. Ist doch sie zugegen, wenn es getauft wird, bildet eigentlich den größern Kreis der Taufzeugen, ist zu Brüdern und Schwestern dem Kleinen geweiht.“ [57] Ein echter Gotthelf-Gedanke, der denn auch heute verwirklicht wird in einer ganzen Anzahl „Gotthelf-Stiftungen“. Im Lehrlings-Patronat hat er 1904 auch gesetzgeberische Verarbeitung gefunden. Im Bitzius-Fonds aber hat die Gemeinde Lützelflüh dem schönen Denkmal aus Stein und Grün ein verborgen wirkendes lebendes zur Seite gestellt.

Es haben eben nicht alle Kinder Gotte und Götti; namentlich arme, namentlich uneheliche Kinder nicht.[58] Die Mehrzahl mag Menschen und Dingen, bei denen nichts zu holen ist, nid Götti si. „Der Zitgeist“ ist Götti einem glücklichen Streber;[59] mit welcher Mühe dagegen erlangte der „Gevatterbrief an das Publikum“, wie Gotthelfs „Schulmeister“ [60] ursprünglich heißen sollte, am richtigen Orte Gehör! Mit welcher Mühe auch arbeitete sich der Straßersche Schuelgötti durch, um mit der eidgenössischen Schulsubvention den vor zwanzig Jahren „tief im Grund“ begrabenen „Schulvogt“ zu ersetzen! Begraben ist aber im Emmenthal — nicht anderwärts — auch schon seit zwei Menschenaltern (also ungefähr gleichzeitig mit dem „Schulmeister“) d' Lehrgotte. Nur etwa humoristisch wird dieser alte Titel, der heute bloß noch der Arbeitslehrerin da und dort gilt, unter Lehrerinnen selbst gelegentlich aufgefrischt. Der Vergangenheit gehört denn auch das sechsjährige Mädchen an, das andachtsvollen Blicks mit dem Händchen auf eine Stelle in seiner Fibel wies: da het d' Lehrgotte der Finger ghaa! Es konnte dies aber auch füglich eins derjenigen sein, die bereits „zwölf Jahre alt der Mutter ihre Lehrgotte werden.“ [61] Noch heute weiß man dagegen in Lützelflüh, was eine Schuelhuusgotte ist: eine Lehrersfrau, die hier ein dürftiges Kind mit einer selbstgefertigten Schürze erfreut, dort einer Kranken abwartet und mit feinem Takte grobe Arbeiten angreift, am dritten Orte, wie sie kann und mag, die fehlende Mutter ersetzt — in jedem Haus eine freudig begrüßte Erscheinung.

Derweilen nimmt der Vater eines siebenten oder achten „Würmleins“ 's Härz i beid Händ und geht auf Gevatterbitte aus: ga tschämele.[62] Welch ein Gang! Dreimal muß er ja „dran glauben“, während die Mutter doch nur einmal;[63] und ebensogut dieser Umstand als „Weh und Schmerzen“ um des Tauffests willen [64] könnte ihm den Titel Chind-

[56] Selbst. 346. [57] Arm. 83. [58] Arm. 82. [59] Riggi Ju 215. [60] 1, 1. [61] AB. 2, 482. [62] BSp. 11; SchM. 2, 141. [63] Ebd.; vgl. Heiri 79. [64] UP. 267.

bettimaa[65] (Chimpettimaa, „Kindbettimannli“[66] „Kindbettmannli“[67]) eingetragen haben.[68] So zerknüllt und verdreht er denn in seiner Herzensangst,[69] während er beim Anbringen seiner Bitte „d'r Gring gäng dert ume träijt“,[70] den schwarzen Wollhut, welcher nebst dem Tuch um den Hals und dem Sonntagsrock am Werktag schon von weitem den ihm aus jedem Hause Nachschauenden verraten hat, „dä well öppis angers.“[71] Doch nicht genug: der arme Märtyrer seiner Pflicht muß auch noch bei der geselligen Ergötzung herhalten. Eine der heikelsten Pfänderlös-Aufgaben ist das Tschämele. Der Getroffene muß bei der ganzen Tafelrunde Abweisung um Abweisung einheimsen und bekommt die gesalzensten Anachoreten-Zusprüche zu hören.

Wer sich zu helfen weiß, läßt darum den berühmten Haaggestäcke, diesen bäuerlichen Spazierstock auch für solche Gänge, zu Hause und ersetzt ihn durch eine bloße Abbildung am Kopf oder gar am Platz eines bittlichen Schreibebriefs. Der derart „Angehäkelte“ (aag'haagglet) gibt eher guten Bescheid, und der Bittsteller entzieht sich der Demütigung, allenfalls mit einem „Zweifränkler“, „Fränkli“, „Halbfränkli“ abgespeist zu werden. Noch entschiedener aber entfernt er sich damit von den Industrierittern, die grad eben zwecks Erschwindlung solcher Abfertigungsgelder auf „Geschäftsreisen“ gehen, nachdem sie bereits die nötigen Zusagen erlangt haben, oder sogar, wenn gar nichts zu taufen da ist.

Wenn aber selbst ein Meyeli ruft: „Herr Jeses, Herr Jeses, es wott mi Einer zur Gotte!“[72] so tut es dies aus Scheu, sich in der Kirche sehen zu lassen.[73] Wie gerne stünden am Platz der herrlich geschilderten jungen Frau ein Mädi[74] oder Seinesgleichen, wenn nur der Götti danach ist,[75] und der Täufling „ein Bub! von wegen, Buben bedeuten Glück im Heiraten; nume so n es Meitli het nit vil z'bidüte.“[76] Das Entsprechende geschieht auf der andern Seite,[77] und ein Chindbettimaa („Gevattermann“),[78] der Herzen und Stimmungen rundum kennt, lootst mit seiner Fühlung immer noch einmal sein Schifflein glücklich in den Hafen.

„Wenn ihr eine Gotte mangelt . . . .“[79] wie ganz anders tönt das in den Ohren der jungen Pächtersleute, als die Antworten, die dem „Schulmeister“[80] zu teil werden! So spricht eine selbstlose Freundin; so die Stockgotte, die allzeit dienstbereite Gönnerin; so „der alte Götti, den man Vetter nannte[81] (der ostschweizerische „Vetter Götti“, vgl. die

[65] BSp. 132; SchM. 1, 13; MW. 2J. 135. [66] SchM. 2, 149. [67] UP. 254. [68] Vgl. das ethnologisch interessante „Mutterrecht“. [69] BSp. 11. [70] SchM. 2, 141. [71] Ebd. [72] AB. 2, 78. [73] 2, 77. [74] 2, 80. [75] SchM. 1, 53. [76] Ztgst. 2, 173. [77] SchM. 2, 142; Bdrner 2 l. 4. [78] Heiri 82. [79] UK. 438; BSp. 222. [80] 2, 138—142. [81] Spinne 11; vgl. Heiri 28; Besuch 151.

Base Gotte[82]). Dies gilt aber nur, so lange bloß ein, höchstens zwei Kinder da sind. Für weitere Patenschaften kann sogar die traurige Berechnung maßgebend werden, „Großeltern helfen die Kindbette ersparen“ [83] u. dgl. Oder es kann der Unsinn Platz greifen, daß der Vater selbst als „sein eigener Bürge“ [84] zueheſteit.

Wie aber, wenn z. B. ein „Hagelhans im Blitzloch“ sich zwar will la iischriibe, aber „keine Kutte für die Kirche“ hat?[85] Oder wenn wirkliche Abhaltungsgründe da sind? Dann muß die Schlottergotte her, der Schlottergötti, der für den wirklichen Götti „bloß schlotteret.“ [86] Letzteres Zeitwort ist natürlich eine bewußt spaßhafte Abstraktion aus dem heute wirklichen Namen der Stellvertreter, der zuerst ebenfalls ein Scherz war. Er wird damit begründet, daß die Stellvertreterin am Altar vielfach ein schüchternes junges Mädchen ist. — Immer hebt ein solcher Ersatz sich noch weit ab von den traurigen bezahlten Gevattersleuten.[87]

We 's Chind 'tauft ist, isch es guet Götti z'sii. In der Tat erkauft sich die Ehre einer Patenschaft mit nicht unbedeutenden Auslagen, ja bisweilen mit empfindlichen Opfern. Diese haben denn auch zu Witzen geführt, wie: churzi Ehr u längi Chöste,[88] oder zu Vergleichen wie mit der gerupften Gans.[89]

Feinfühlige Eltern, arme wie reiche, verbitten sich große Auslagen allerdings unbedingt: heit emel ja nid Chöste! oder sie fragen beim Empfang von Gaben, welches Gegengeschenk willkommen sei: öppen es Uhrechötteli? oder e Schileebläz? oder es Baar brodierti Bandoffle?

Da verursacht zunächst der Iibund bedeutende Kosten, auf die sich schon aus der Redensart schließen läßt: „öppis iibinde“ [90] d. h. Geld einbüßen, Schaden leiden, „Haare lassen“. Freilich werden unter Umständen schon drei Franken hoch geschätzt, und die Mehrzahl der Gaben besteht in einem saubern Fünffrankenstück, dem frühern „Neutaler“,[91] begleitet von einigem Kleingeld, damit das Kind später gfeliger siig (mehr Glück habe). Doch stiegen die Gaben schon zu Käthis[92] Zeit „von einem Gulden bis zu einem Doppel-Louisd'or.“ Das Geld wird eingewickelt (ii'bunde) in ein künstlich gefaltetes Blatt, „schön gefärbt, oft zwei Engel obenan, unten ein schöner Spruch aus der Bibel, oder ein Vers (eine Liederstrophe), womöglich von Hand geschrieben,[93] mit Anmerkung des Tages, und vom Paten unterzeichnet“.[94]

---

[82] Ebd. 170. [83] BSp. 11, 66. [84] UP. 118. [85] Ebd. [86] Ztgſt. 2, 190. [87] Arm. 83. [88] Heiri 79. [89] Michel 188. [90] Ztgſt. 2, 106. [91] AB. 2, 80; Spinne 10; SchM. 1, 52; Trub 30, 99. [92] 119. [93] AB. 2, 80. [94] Käthi 119.

Heiliges Geld, das solch ein Taufzödel birgt! „Die blanken Stücke sind Zeugen von Liebe, sind Bürgen und Pfänder, daß man an Paten und Patinnen Stützen und Tröster habe im Leben, daß man jemand sei und nicht verlassen.“ [95] Die Art gewissenloser Eltern, dies Geld als ihr Eigentum zu gebrauchen, wohl gar es für das Tauffest draufgehen zu lassen,[96] erfüllt eine Käthi [97] mit Abscheu. Sie nimmt nicht einmal in tiefster Not [98] den Vorschlag Johanneslis' an, die großen schönen Batzen dem Mietsherrn zu bringen, um nicht ausgetrieben zu werden.[99]

Den Einbund begleitet aber noch eine Bchleidig oder Aalegig („Anlegung“) des Täuflings: Hemmeli, Strümpfli, Chäppeli, Röckli, auch Schüehli.[100] Bei Ausbleiben der Gabe ist es auch schon geschehen, daß man das Kind am Tauffest zum Hohn mit Strohzüpfen umwickelt zu Tische brachte.[1] Bei diesen Auslagen [2] bleibt es aber nicht. Es folgt an jedem Neujahr der Göttibatze oder das Guetjáhr: [3] „ein Fünf-[4] oder Zehnbätznerstück“.[5] Heute schenkt man gewöhnlich e Zweufränkler, in e to̦lle Wiehnachtring i̦ig'steckt. Natürlich bleibt auch die Gotte hier nicht zurück.[6] „Erinnert sich jemand, wie er es trieb, als ihm sein Götti oder die Gotte den ersten neuen Batzen gab? wie er den nicht aus der Hand brachte?“ [7]

Wie erst, wenn das groß Guetjahr die ersten Hosen, den ersten Kittel [8] bringt! Da braucht es auf einem freigebigen Bauernhofe ganze Stücke Tuch, um den Hoffnungen der Paten zu genügen.[9] Welches „allergrößte Ereignis“ aber auch für einen Johannesli, wenn er in den vom Paten geschenkten ersten Hosen zwei Stunden weit zum Vater reist.[10] —

Endlich ist die Konfirmation da. Die brachte sonst dem angehenden Jüngling ein Trögli, der Jungfrau ein ebensolches, oder ein Spinnrad; jetzt wohl einen Koffer, den auch der „Güeterbueb“ zum Abschied erhält, wenn er noch ein Jahr beim Meister bleibt, wohl auch eine Uhr u. dgl.

So schenken natürlich nur vermögliche Paten, und weit sicherer als die Admissionsgabe ist denkwürdigerweise die traditionelle Hochzeitssteuer: ein Deckbett- und Kissenanzug. Dieses letzte Geschenk wird aber auch gebührend erwidert (in Trub [11] durch Tuch zu einem Rock). So kostete laut Pfarrer Lienhart in Huttwil (1764) eine Gevatterschaft „durch und durch“ bei mäßiger Berechnung „Kronen zwantzig“.[12]

[95] Ebd. 127 Hs.; vgl. Fröhlich XXXII. [96] Pfr.-Ber. 166, [97] 121. [98] Vgl. AB. 2, 406. [99] Käthi 188; vgl. Nschwander 14. [100] Ztgst. 2, 16. [1] Ebd. [2] Zwischen 30 bis 40 L. (SchM. 1, 52 Hs.), die Geschenke an die Wöchnerin (BSp. 11) mitgerechnet. [3] Ger. Tw. (1789). [4] MW. 2 J 271. [5] Trub 30, 99. [6] MW. BK. 9; SchM. 1, 37. [7] Ebd. 2, 62. [8] Ebd. 1, 52. [9] BSp. 132. [10] Käthi 191. [11] 30, 99. [12] Pfr.-Ber. 166.

Bisweilen tragen nun gar noch gutherzige Zeugen für mittellose Väter selber die Kosten des Tauffestes: der Chindbetti (Chimpetti), oder sie verzichten wenigstens auf jegliche Gegenleistung, oder vergnügen sich zur Schonung der Feinfühligkeit an einem Glas Wein samt Käse und Brot. In diesem Falle spricht man von chalter Chindbetti, von chalt tauffe und macht etwa den Witz: es het nume chalt gschlage (vom chalte Schlag her: dem Blitz, der nicht zündet), oder:



Kammermusik auf dem Lande.

es het nume g'chäpslet (von der Jagd her, wo nur die Zündkapsel, nicht aber die Ladung zum Knallen kommt).

Solche Kostenersparnis käme noch manchem zu gut, namentlich bei etwas starker Konkurrenz zwischen Hochzeit und Taufe,[13] wenn nicht selbst ein Mias und ein Anneli[14] der Ehre wegen die Auslagen auf „sechzig Batzen wenigstens" berechnen zu müssen glaubten.

Und doch könnte und sollte hier wie nirgends das Einfachste auch das Passendste heißen. Denken wir uns so ein häusliches Tauffest, wo allenfalls die Hebamme als Meisterköchin das Szepter schwingt;[15]

[13] SchM. 1, 296. [14] BSp. 225. [15] Spinne 6 ff.

wo gehaltreiche Rede auch ohne Spukgeschichten die Würze liefert; wo man zwischen hinein alte schöne Volksgesänge „wider einist füre nimmt“, schon damit nach altem Glauben auch der Täufling singen lerne: dann haben wir, auch ohne daß man dem Chindbettimaa di lääre Fläschen uufhäicht,[16] das Ideal eines gemütlichen Festes vor uns.

Außer diesem wird den Paten unter Umständen noch ein idealer Entgelt zu teil: Wenigstens früher regelmäßig durften je der ältere Götti, die ältere Gotte im Erstgebornen ihre Taufnamen verewigen. Das Patenkind eines Glaus hieß auch wieder Gläis,[17] das einer Greetli auch wieder Gritli.[18] So innig haftete an der Persönlichkeit der Name, an der innern die „äußere Seele“.

[16] AW; 2, 90. [17] Sonnt. 121. [18] Ztgst. 1, 18.

Alphabetischer Nachweiser.

(Mit Ausschluß von S. 550—551.)

Vorbemerkungen.

1. Im Wortanlaut stehen b bb p, d dd t, g gg, f v, i j, a ä, o ö, u ü beisammen.

2. ck, ß, tz gelten in der alphabetischen Ordnung als k, s, z.

3. Ohne Einfluß auf die alphabetische Ordnung wird hier (zu einigem Ersatz der diakritischen Zeichen) die Lautlängen-Bezeichnung durch h oder Doppelschreibung (selbst durch die unschönen chch und schsch) konsequent durchgeführt.

4. Wo in älterer und neuerer Sprechweise h und ch konkurrieren, entscheidet für die Einstellung die Herkunft des Worts.

5. Bestimmungswörtern folgen gleich ihre sämtlichen Grundwörter.

6. Ein * vor Seitenzahlen deutet auf Illustration.

7. Wortformen in „ “ sind altertümlich oder veraltet.

8. Die Buchstaben A—J und die Ziffern 1—7 nach Ortsbezeichnungen weisen auf das Netz der Lützelflüh-Karte.

9. Viele vom Schriftdeutschen wenig oder nicht abweichende Formen haben hohe dialektologische oder volkskundliche Eigenbedeutung.

B, Bb, P.

D, Dd, T.

E

G, Gg.

H.

J (i, j).

K (= gch).

L.

[1] (die Bahnstation bei Burgdorf, ganz richtig „Schafhausen" geschrieben; vgl. Dr. Joh. Meyer i. d. Schr. d. Vereins f. Gesch. d. Bodensees XXXI).

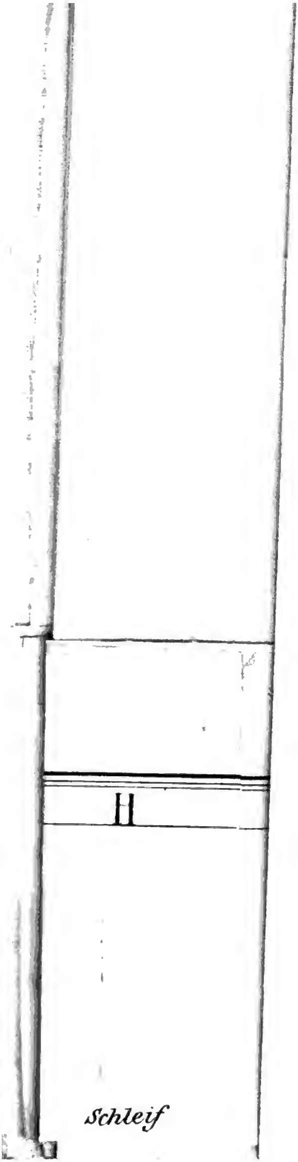
T siehe D.

U, Ü.

F. B.

Inhaltsverzeichnis.

Buchdruckerei Büchler & Co., Bern.


H
Schleif